DIE · DEUTSCHE · · KIRCHE · · · UND · KIRCHLICHE · · · KUNST · · · IM · WANDEL · DER JAHRHUNDERTE

Martin Luther

Nach einem Gemälde Cranachs d. Ä. 1533

Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig

Die deutsche Kirche und kirchliche Kunst im Wandel der Jahrhunderte

von

D. Dr. Georg Buchwald

Im Wartburg-Verlag Köln

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diedeutschekirch00buch

Diese Geschichte der deutschen Kirche will ein Buch des evangelischen deutschen Hauses sein. Es führt den Leser durch die Jahrhunderte des Werdens, Wirkens und Kämpfens, Siegens und Leidens der Kirche. Reicher Bilderschmuck veranschaulicht das gelesene Wort. Der kirchlichen Kunst ist ein besonderer Abschnitt mit zahlreichen Kunstbeilagen gewidmet.

Die Geschichte der deutschen Kirche hat uns viel zu sagen. Auch für die Kirche ist die Geschichte die große Lehrmeisterin. Eine Volkskirche will und soll unsre Kirche sein. Das setzt voraus, daß die Kenntnis der Geschichte der Kirche Gemeingut unsres Volkes wird.

Als Volkskirche steht die Kirche mitten im Erleben und Begreifen des Großen, das der Herr an unserem Volke getan hat. Aus der alten, unseligen Zersplitterung stieg es empor zur nationalen Einigung. Es zerschlug die Fesseln, in die man es nach dem Weltkrieg gezwungen hatte, und errang wieder Freiheit und Ehre vor den Völkern. Einst zu Boden gedrückt, dient es jetzt mit seinem Vorbild und seiner Arbeit dem Heil und Frieden der Völker der Erde.

In der Befreiung des deutschen Volkes aus äußerer Bedrückung, aus innerem Zwist und in seinem Aufbruch zu einer glücklicheren Zukunft erkennt auch die Kirche dankbar die wunderbar waltende Hand des Höchsten. Die evangelische Kirche ist nicht welt- oder heimatfremd. Sie steht mitten im Volk, dem sie dient. Der Seele des Volkes weiht sie ihre Arbeit. Des Volkes Herz will sie mit den ewigen Kräften des Glaubens und der Liebe erfüllen. So rechtfertigt sie die Worte des Ermächtigungsgesetzes vom 23. März 1933: „Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums." Wie es der evangelischen Kirche fern liegt, Machtansprüche dem Staat gegenüber zu erheben, so beansprucht der Staat keine Macht über die Kirche. Er gewährt ihr die Freiheit der kirchlichen Betätigung, auch die Freiheit ihres Bekenntnisses. Wohl sind die Bereiche von Staat und Kirche naturgemäß verschieden. Beiden aber ist es zum Segen, wenn sie ihre Einheit finden im Ziele ihres Dienstes an Volk und Vaterland.

Durch Sturm und Wetter hat Gott unsre Kirche gnädig geführt. Er wird sie weiter führen. Er allein hat die Macht und die Weisheit. Unsre Macht aber ist der Glaube, der Gottes Macht erfaßt und vor Gottes Weisheit sich beugt. Wie die Vergangenheit, so wird auch die Zukunft es bezeugen:

„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

D. Georg Rückwardt

Aus der Zeit der Verfolgung der Reformation: Die verbotene Heilige Schrift

Nach dem Gemälde von K. Ovens

(Phot. F. Bruckmann A.-G., München)

Erster Hauptteil.

Der Übergang vom Heidentum zum Christentum.

Erster Abschnitt.

Vor der Gründung der fränkischen Kirche.

1. Von der Religion unserer heidnischen Voreltern.

Zwei Quellen sind es hauptsächlich, aus denen wir die Kenntnis der Religion unserer heidnischen Voreltern schöpfen, die „Germania“ des Tacitus und die „Edda“, eine Sammlung von Götter- und Heldenliedern, die in ihrer Form aus dem zehnten und elften Jahrhundert, in ihrem Stoffe aber aus dem germanischen Altertum stammen. Suchen wir aus diesen beiden Quellen uns eine Vorstellung von der Religion unserer Voreltern abzuleiten!

Am Anfang alles Seins stand unseren Ahnen nicht eine Gottheit oder mehrere Götter, sondern der ungeheure, leere Raum:

„Nicht brandet an sandigen Borden die See.
Da war unten kein Grund und oben kein Himmel,
Nur gähnender Abgrund, ohne Bewuchs.“

Am Nordende dieses Raumes bildete sich Niflheim (Nebelheim), das dunkle und kalte Land, am Südende Muspelheim (Flammenheim), das heiße und lichtdurchflutete Land. Aus geschmolzenem Reif von Niflheim und aus Glut von Muspelheim entstand ein Riese, Ymir mit Namen. Diesem entwuchsen unter dem Arme Sohn und Tochter. Mit dem Riesen zugleich aber war eine Kuh entstanden. Diese leckte aus salzigen Eisblöcken einen Mann hervor. Dessen Sohn nahm eines Riesen Tochter zur Frau. Deren Söhne hießen Odin, Wili und We, die drei obersten Götter. Der Riese Ymir ward von den Reifriesen, die von ihm abstammten, erschlagen. Aber sie alle bis auf ein einziges Paar kamen um in dem unermeßlichen Blutstrom, der aus Ymirs Wunden hervorquoll.

Den toten Leib des Riesen warfen die Götter in den weiten Raum und bildeten die Welt. Ymirs Blut ward das Wasser, sein Fleisch die Erde, seine Knochen die Berge, seine Zähne die Felsen, sein Gehirn das Gewölk, sein Schädel das Himmelsgewölbe. Muspelheims Feuerfunken mußten als Sonne, Mond und Sterne leuchten:

„Da sonnte den Saalbau das südliche Licht
Und der Grund ward von grünendem Gras überwachsen.
Die südliche Sonne, gesellt dem Monde,
Hemmte behende die himmlischen Rosse.“

Die ganze Natur, die Schöpfung und ihre Kräfte werden als Götter, Asen, gedacht. Drei derselben, Wotan, Hönir und Loki, die Götter der Luft, des Meeres und des Feuers beleben den Menschen:

„Einst gingen auch drei vom Göttergeschlechte,
Hohe, huldvolle Hallenbeherrscher,
Und fanden am Strande, der Stärke noch ledig,
Ask und Embla, ohne Bestimmung.
Nicht Seele noch Sinn besaßen die Beiden,
Nicht Leben noch Blut noch Lebensfarbe:
Die Seele gab Wotan, den Sinn gab Hönir,
Das Leben, die Farbe gab Loki dazu.“

„Aus brandendem Blut und gebräuntem Gebein“ Ymirs schufen die Asen die Zwerge. Über Asen und Menschen walten die Nornen, die Schicksalsgöttinnen,

„die schnitten nun Runen,
die legten nun Lose, die lenkten nun Leben,
die wußten das Schicksal den Wesen voraus.“

Tief unter der Erde befindet sich Niflhel, die Hölle, wo die Bösen ihre Strafen erleiden. In der Mitte zwischen Niflhel und der Erde ist Svartalfaheim, wo Männer und Frauen, die den „Strohtod“, nicht den Tod der Helden auf blutiger Walstatt gestorben sind, zu freudlosem, stumpfem Sein sich sammeln. Auf der hohen Mitte der Erde, in Midgard, wohnen die Menschen, ringsum am tieferen Rande die Riesen. Hoch über Midgard erhebt sich Asgard. Dort haben in zwölf Hallen die Asen ihr Heim, die auf dem Regenbogen zur Erde herniedersteigen. Dort ist auch Walhalla. Dahin blickt hoffend der Held, der kampfesfroh auf der Walstatt das Leben läßt. Dort zieht er dann täglich zum Kampfe aus. Am Abend kehrt er zurück zu fröhlichem Gelage, bei dem die Walküren den Becher kredenzen.

Die Asen hatten ihr goldenes Zeitalter:

„Sie spielten im Hofe nur heiter ihr Spiel,
Noch gar nicht begierig der goldenen Güter.“

Aber im Verkehr untereinander und im Kampf mit den Riesen laden die Asen Schuld auf sich. Mit dem Wachsen der Schuld nimmt ihre Kraft ab. Der Tag des Weltenbrandes, der Götterdämmerung naht. Eine völlige Verwilderung geht ihm voraus:

„Nun würgen sich Brüder und werden zu Mördern,
Geschwister sinnen auf Sippenverderb.
Die Gründe erschallen, der Giergeist fliegt:
Kein einziger Mann will des andern schonen, —
Beilzeit und Schwertzeit, brechende Schilde,
Sturmzeit und Wolfszeit vorm Sturze der Welt.“

Da bricht der Untergang herein. Sonne und Mond werden von Wölfen verschlungen. Vom Himmel fallen die Sterne. Die Erde erbebt. Auf dem Meere, das das Land überflutet, fährt von Morgen her ein Riese mit dem Totenschiffe Nagelfahr. Nun beginnt die „Götterdämmerung". Riesen und Asen reiben sich im Kampfe auf:

„Alle Wesen müssen die Walstatt räumen:
die Sonne wird schwarz, in die See sinkt die Erde,
Vom Himmel stürzen die heiteren Sterne,
Zum lichtlosen Hochsitze lecket die Hitze,
Die lodernd den Nährer des Lebens verzehrt."

Aber über der alten untergegangenen Welt steigt eine neue auf:

„Dann hebt sich die Erde zum anderen Male
In ewigem Grün aus dem Grunde der See;
Es schwindet die Flut unterm schwebenden Adler,
Der ruhig am Felsen nach Fischen jagt."

In dem neuen Himmel leben frei von aller Schuld neue Götter, die Söhne der alten, an deren Spitze Einer steht:

„Denn es kommt ein Reicher zum Kreise der Rater,
Ein Starker von oben beendet den Streit.
Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er alles.
Bleiben soll ewig, was er gebot."

Es sind Erinnerungen aus den Kindheitstagen der Menschheit, die uns hier entgegenklingen, und ahnende Ausblicke der religiös tief angelegten Volksseele in die ferne Zukunft. Wer der „Starke von oben" sein würde, das war die Frage an die kommenden Zeiten. Das Christentum hat die Antwort gegeben.

Schwerlich wird sich erweisen lassen, daß das, was hier in kurzen Zügen dargestellt ist, in allem der Gehalt der Religion unserer Vorfahren zu der Zeit gewesen ist, als das Heidentum vor dem Christentum zu weichen begann. Ein zuverlässiges, greifbares Bild gewährt uns die Darstellung des Tacitus.

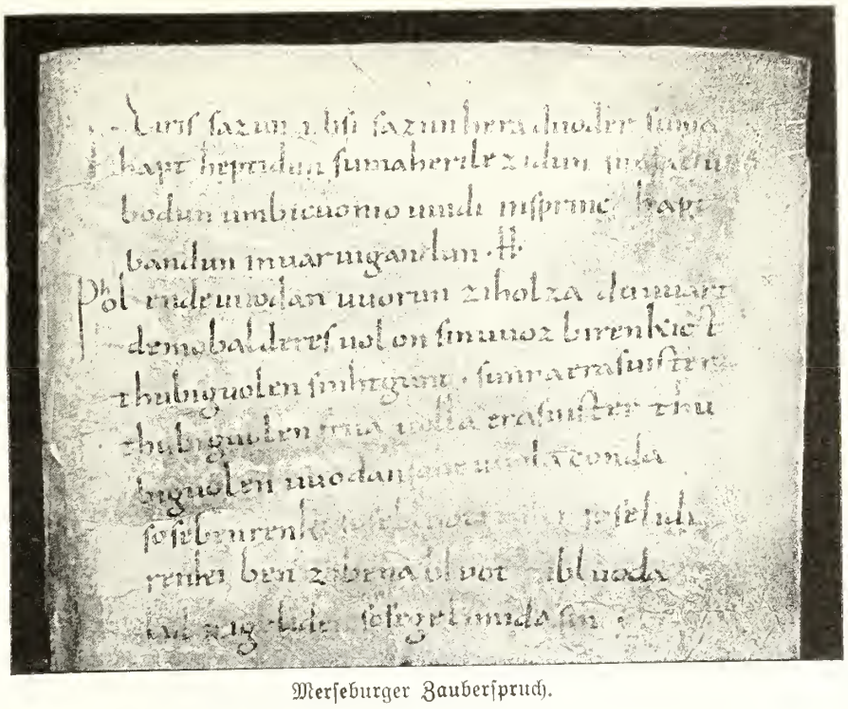
Dieser berühmte römische Geschichtsschreiber (gestorben bald nach 117 n. Chr.) stand in stiller Trauer über die sittliche und religiöse Verkommenheit des eigenen Volkes bewundernd vor den Gestalten der Germanen mit den „trotzigen blauen Augen, dem rötlich-blonden Haar, dem mächtigen Wuchs". Unter ihnen herrscht noch strenge Sitte, da „lacht niemand des Lasters". „Da lebt das Weib von der Sittsamkeit geschirmt, unverdorben durch lüsterne Schauspiele oder verführerische Gelage. Geheimen Verkehr durch Briefe kennen Männer und Frauen gleich wenig. Ehebruch kommt in dem so zahlreichen Volke äußerst selten vor." Da ist noch selbstlose Gastfreundschaft zu finden. „Es gilt für Sünde, irgendwem, wer derselbe auch sei, die Tür zu verschließen. Jedermann nimmt ihn an dem nach Kräften besetzten Tische auf." Dort achtet man die Menschenwürde auch noch im Sklaven. „Jeder hat sein Gehöfte, sein Dach und Fach für sich. Der Herr legt ihm nur wie einem Lehnsmann eine bestimmte Lieferung von Getreide, Vieh oder Gewändern auf." Ein leuchtendes Muster sind die Germanen in der Tapferkeit. „Steht man im Gefecht, so ist es Schande für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und Schande fürs Gefolge, dem Fürsten an Tapferkeit nicht gleichzukommen. Aber Ehrlosigkeit fürs ganze Leben und Schmach hat es zur Folge, den Fürsten überlebend vom Schlachtfelde heimzukehren."

Nicht ein idealisierendes Fantasiegebilde ist es, das Tacitus uns gezeichnet hat, sondern die Wirklichkeit, wie er sie geschaut oder aus guter Quelle vernommen. Darum verschweigt er auch die Fehler der Germanen nicht, insbesondere ihr tollkühnes Spielen, bei dem selbst die Freiheit preisgegeben wird, die Unpünktlichkeit, mit der der sich frei fühlende Mann bei den Versammlungen erscheint, die Lust an Trinkgelagen: „Tag und Nacht fortzuzechen gilt niemand als Schande. Häufige, unter Trunkenen natürliche Streithändel führen selten zu Scheltworten, öfter zu Totschlag und Wunden," endlich die Trägheit: „Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie nicht viele Zeit mit Jagden, sondern meist in Untätigkeit hin, als Liebhaber des Schlafens und Essens. Gerade die tapfersten Krieger treiben gar nichts; die Sorge für Haus, Herd und Feld ist den Weibern, den Greisen und den Schwächsten des Hausstandes überlassen. Sie selbst liegen auf fauler Haut. Ein wunderbarer Widerspruch in ihrem Wesen. Derselbe Mensch liebt so sehr den Müßiggang und haßt die Ruhe!" Es spricht ganz der Römer aus Tacitus, wenn er angesichts der Zerrissenheit und Zwietracht der germanischen Stämme den Wunsch ausspricht: „Möge diesen Völkern, wo nicht die Freundschaft mit uns, so doch wenigstens ihr Haß untereinander bleiben und haften! Denn jetzt, wo das Reich seinem Schicksal entgegengeht, kann uns kein größeres Glück mehr werden als der Feinde Zwietracht."

Auch über die Religion unserer Ahnen wußte Tacitus mancherlei zu berichten. Am höchsten unter den Göttern verehren sie Merkur (d. h. Wotan, Odhin), dem man an bestimmten Tagen Menschenopfer darbringt, während Herkules (d. i. Fro, die Frühlingsgottheit) und Mars (d. i. Donar) durch Tieropfer geehrt werden. Das Freiheitsgefühl der Germanen spricht sich auch in ihrer Religion aus. Was Leben und Tod, Freiheit und körperliche Strafen betrifft, so unterstellen sie sich keinem Menschen, nicht einmal dem König; nur die Priester haben hier zu entscheiden, und ihr Urteil wird nicht als ein Urteil des Königs, sondern Gottes angesehen. „In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und Geschichtsdenkmälern, singen sie von einem Gotte Thuisko, dem Sohn der Erde, und von dessen Sohn Mannus als den Urahnen und Stammvätern ihres Volkes." Nicht in Tempeln und in Bildern verehren die Germanen ihre Götter: „Es ist ihrem Begriffe von der Hoheit der Himmlischen zuwider, sie zwischen Mauern zu bannen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen der Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, die einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart." In den heiligen Hainen bewahren sie ihre Bilder und Feldzeichen, die mit in den Kampf geführt werden. Tacitus erzählt von einem für besonders heilig angesehenen Haine der Semnonen, die zwischen Elbe und Oder wohnten: „Zu einer festgesetzten Zeit versammeln sich alle stammverwandten Völker, durch Abgeordnete vertreten, in einem durch der Väter Wahl und uralte Ehrfurcht geweihten Wald und beginnen einen Menschen für die Gesamtheit opfernd die grauenhafte Feier ihres barbarischen Götterdienstes." Jenen Wald darf niemand anders als in

Fesseln zum Zeichen der Unterwürfigkeit der Gottheit gegenüber betreten. Wer niederfällt, darf nicht aufstehen, sondern muß sich auf dem Boden hinauswälzen. Die Irminsul auf dem Harz, die Karl der Große zerstörte, „ein Baumstamm von nicht geringer Größe in die Höhe gerichtet", war wohl nicht ein Götzenbild, sondern sollte die Germanen erinnern an die Weltesche, die nach ihrer Anschauung ihre Zweige über das All ausbreitet und selbst über Walhalla spannt.

Von den Longobarden und anderen damals im Norden bis zur Ostsee wohnenden Stämmen weiß Tacitus als etwas besonders Bemerkenswertes zu berichten, „daß sie Nerthus, die Mutter Erde, anbeten und von ihr glauben, sie erscheine auf Erden und besuche die Menschen. Auf einer Insel des Ozeans ist ein heiliger Hain. In diesem steht ihr geweihter Wagen, mit einem Tuche bedeckt. Nur der Priester darf ihn berühren. Er merkt, wenn die Göttin im Heiligtum ist, und begleitet unter stetem Gebete ihren von Kühen gezogenen Wagen. Das sind dann festliche Tage, und die Gegenden feiern, die die Göttin ihres Besuches und Weilens würdigt. Kein Krieg wird geführt, keine Waffe ergriffen, jede Wehr ist verschlossen. Nur Friede und Ruhe sind verbreitet und geschützt, bis die Göttin, des Verkehrs mit den Sterblichen satt, von demselben Priester in ihr Heiligtum zurückgeleitet wird. Sodann wird der Wagen, die Tücher und — wers glauben will — die Göttin selbst in einem verborgenen See gewaschen. Den Dienst dabei verrichten Sklaven, die sogleich der See verschlingt. Darum waltet geheimes Grauen und heiliges Dunkel über einem Wesen, das nur Opfer des Todes sehen dürfen."



Merseburger Zauberspruch.

Hohe Achtung genießt die Frau, ja es ist eine „gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe," die der Germane ihr zuschreibt. „Man achtet ihren Rat, man horcht ihrem Ausspruch." Tacitus hat mit seinen eigenen Augen die Veleda gesehen, die „weit und breit als ein göttliches Wesen galt." Die Römer nahmen sie gefangen. Vespasian führte sie im Triumphzug durch Roms Straßen.

Weit verbreitet war die Meinung, aus Zeichen und Losen die Zukunft erfahren zu können. „Sie haben nur eine Art zu losen. Einen Zweig, den man von einem Fruchtbaum geschnitten, zerteilt man in kleine Späne, und nachdem man diese mit gewissen verschiedenen Zeichen versehen hat, streut man sie, ganz wie sie eben fallen wollen, auf ein weißes Tuch. Dann spricht bei einer öffentlichen Beratung der Priester, bei der Angelegenheit eines einzelnen der Hausvater ein Gebet, hebt unter Aufblick zum Himmel drei Späne nacheinander auf und gibt sodann aus den eingeschnittenen Zeichen die Deutung. Heißt sie Nein, so gibt es für denselben Tag keine Beratung mehr über die schwebende Sache; heißt sie Ja, so ist noch die Bestätigung durch Wahrzeichen erforderlich. Das ist nun wohl auch hier bekannt, durch Vogelschrei und Vogelflug Rat zu suchen. Aber eigentümlich ist dem Volksstamm, auch auf Weissagung durch Pferde zu achten. Weiße, durch keine irdische Arbeit entweihte Rosse werden auf Kosten der Gemeinde in jenen Hainen und Forsten gehalten. Diese werden an den heiligen Wagen gespannt. Der Priester und der König oder das Oberhaupt der Gemeinde begleiten sie und achten auf ihr Wiehern und Schnauben. Kein Vorzeichen sonst gilt als zuverlässig, nicht allein bei dem gemeinen Volke, sondern auch bei den Vornehmen und bei den Priestern. Denn diese betrachten sich nur als Diener, jene aber als die Vertrauten der Gottheit. Auch noch eine andere Art haben sie, Vorzeichen zu beobachten, wodurch sich der Ausgang eines schweren Krieges vorher erkunden läßt. Einen Gefangenen von dem Volke, mit dem sie Krieg führen, lassen sie mit einem erlesenen Krieger des eigenen Stammes, jeden in seinen landesüblichen Waffen, sich messen. Der Sieg des einen oder die Niederlage des anderen wird als Vorbedeutung angesehen.

Es würde viel zu weit führen, hier den Aberglauben unserer Vorfahren schildern zu wollen, die die ganze Schöpfung von gespensterhaften Wesen erfüllt sahen. Da gibt es allerlei Dämonen, Nixen und Waldgeister. Einer Menge von Tieren und Pflanzen wohnen Zauberkräfte inne. Welch ein weites Feld für die Zauberei tat sich da auf! Noch sind uns zwei Zaubersprüche erhalten. Der eine sollte dazu dienen, die Fesseln eines Kriegsgefangenen zu sprengen, der andere, den verrenkten Fuß eines Pferdes zu heilen.

Tiefe Wurzeln hat die Religion mit ihren Sitten und abergläubischen Gebräuchen in unserem Volk geschlagen. Kein Wunder, wenn mancherlei davon sich weit in die christlichen Jahrhunderte hinein erhielt. Luther hat uns in seinen Predigten über das erste Gebot ein treues Bild des heidnischen Aberglaubens seiner Zeit entworfen. Wohl ist sehr viel davon seitdem verloren gegangen. Trotzdem besitzen wir noch viel in den Reigenliedern unserer Kinder, in allerlei Sagen, in einer Menge von Redensarten und abergläubischen Gebräuchen. Manches erklärte die Kirche

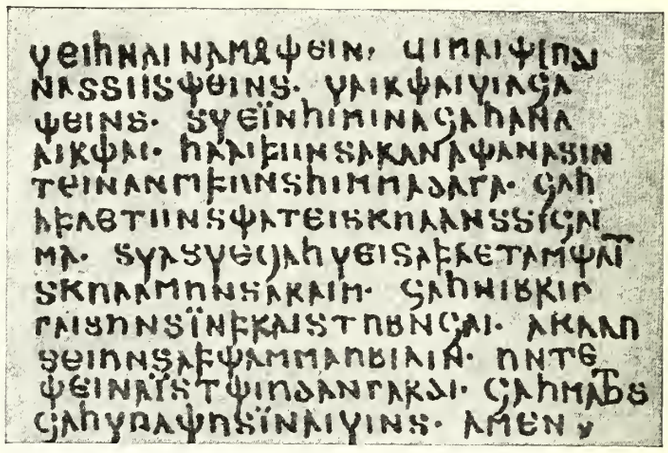
für verhängnisvoll, weil es den heidnischen Vorfahren als gut und segenbringend galt. So war der Freitag, benannt nach Freia, der jugendschönen Gattin Fros, der für die Hochzeit günstige Tag. Das Christentum erklärte ihn aber darum für ungünstig. Wie wenig Hochzeiten werden noch heute am Freitag gefeiert! In den Namen fast sämtlicher Tage der Woche pflanzt sich die Erinnerung an die Götter unserer Vorfahren fort. Drei Tage tragen ihren Namen von Sonne und Mond. Zio, d. h. der Glänzende, die älteste germanische Gottheit, der später hinter Donar zurücktrat — in dem Worte steckt der alte indogermanische Name für Gott, lateinisch deus — gab dem Dienstag, früher Ziestag geheißen, Donar dem Donnerstag seinen Namen. Der Mittwoch als Wotanstag ging uns verloren, hat seinen Namen aber in der englischen Sprache als wednesday behauptet.

2. Die ersten Berührungen deutscher Stämme mit dem Christentum auf außerdeutschem Boden.

Es besteht ein tiefer, inniger Zusammenhang zwischen dem Apostel Paulus und der deutschen Reformation. Aus den Briefen Pauli, insbesondere aus dem Römerbrief hat Luther seine grundlegenden Gedanken, die Rechtfertigung aus Gnaden um Jesu Christi willen allein durch den Glauben geschöpft, die er als sein Panier römischer Werkgerechtigkeit und Heiligendienst entgegenhielt. Aber die Beziehungen des Apostels zum deutschen Volke reichen um anderthalb Jahrtausend weiter zurück. Deren unvergängliches Denkmal ist Pauli Brief an die Galater. Die Galater, die zu des Apostels Zeit das Galatien Kleinasiens bewohnten, hatten ihren Namen von den Galliern. Gallische, also keltische Volksstämme waren mit dem ihnen sprachverwandten Germanenstamm der Tektosager schon im Jahre 280 v. Chr. in Mazedonien und Griechenland eingedrungen und hatten sich dann nach Kleinasien gewandt, wo sie von König Nikomedes von Bithynien ein Gebiet angewiesen erhielten. Obgleich hundert Jahre später von den Römern unterworfen, behaupteten sie lange ihre volkstümliche Verfassung und ihre Sprache. Der Apostel Paulus selbst hat ihnen auf seiner zweiten Missionsreise das Evangelium gepredigt. Hieronymus, der bekannte Kirchenvater (gestorben im Jahre 420), hat noch beobachtet, daß man in Trier, wo er selbst gewesen ist, fast dieselbe Sprache wie in Galatien redete. Mit Recht kann man daher sagen, daß zwar nicht die deutsche Kirchengeschichte, aber doch die Kirchengeschichte der Deutschen mit der Bekehrung der Galater anhebt.

Die Kämpfe zwischen den Römern und den Germanen haben viele germanische Gefangene als Sklaven in das römische Weltreich nach Süden geführt. Auch nahmen die urwüchsigen, kraftstrotzenden Söhne Germaniens selbst Kriegsdienste unter den römischen Adlern. Cäsar hatte die Tüchtigkeit seines germanischen Reiterkorps bei Alesia und bei Pharsalus schätzen gelernt. Augustus und Tiberius umgaben sich mit einer aus germanischen Kriegern bestehenden Leibwache. Sicherlich hat mancher Germane fern von der Heimat, umgeben von heidnischen Götzentempeln, die Predigt von dem Gekreuzigten und Auferstandenen gehört und sich still vor dem Gottes- und Menschensohn gebeugt.

Bald nachdem Kaiser Konstantin der Große das Christentum als die Staatsreligion erklärt hatte, fand dasselbe bereits in einem deutschen Volksstamm gläubige und todesfreudige Bekenner. Am Nordwestrande des Schwarzen Meeres, zwischen Pruth und Dniepr, wohnten die Ostgoten, westlich von ihnen als Grenznachbarn des Römerreichs, am linken Ufer der Donau, die Westgoten. Unter ihnen wirkte, im Jahre 343 zum Bischof geweiht, Ulfilas, d. h. Wölflein, in treuer, selbstloser Hingabe das Evangelium predigend. Rasch wuchs die Zahl der



Verkleinerte Nachbildung einer halben Seite des Codex Argenteus zu Upsala.
(Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung aus der Bergpredigt mit dem größten Teil des Vaterunsers, geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus.)

Texterklärung zum gotischen Vaterunser:

veihnai		namo		thein.		quimai		thiudi-
geheiligt werde		Name		dein.		es komme		König-
nassus		theins.			vairthai			vilja
reich		dein.			es werde			Wille
theins.	sve		in	himina		jah		ana
dein	wie		im	Himmel		auch		auf
airthai.	Hlaif		unsa ana			thana		sin-
Erden.	Brot		unser			dieses		täg-
teinan	gif	uns		himma		daga.		Jah
liches	gib	uns		diesen		Tag.		Und
aflet	uns,		thatei		skulans			sijai-
erlaß	uns,		daß		Schuldige			wir sei-
ma.	svasve	jah		veis		afletam		thaim
en.	sowie	auch		wir		erlassen		diesen
skulam	unsaraim.			Jah		ni		brig-
Schuldigen	unseren.			Auch		nicht		bring-
gais	uns	in		fraistuhnjai.		ak		lau-
ge	uns	in		Versuchung,		sondern		lö-
sei	uns	af		thamma		ubilin.		unte
se	uns	von		diesem		Übel.		denn
theina	ist		thiudangardi			jah		mahts
dein	ist		Herrschaft			und		Macht
jah	vu'thus		in		aivins.			amen.
und	Herrlichkeit		in		Ewigkeit			Amen.

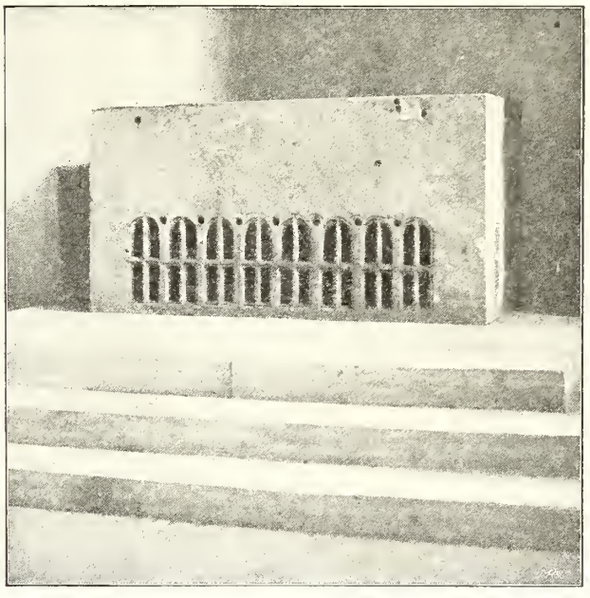
Christen, damit aber auch der Haß derer, die trotzig an der Religion der Väter festhielten. Der „Richter" der Westgoten, Athanarich, regte eine Verfolgung der Christen unter seinen Stammesgenossen an. Im Jahre 350 erlitten viele den Märtyrertod. Immer heftiger wurde der Christen Drangsal, so daß Ulfilas es vorzog, mit Erlaubnis des Kaisers Konstantius über die Donau zu ziehen und auf römischem Boden sich niederzulassen. In Mösien, bei Nikopolis, am Fuße des Hämus haben wir diese christlichen Westgoten zu suchen. „Als ein Volk, das nicht vom Kriege, sondern von Ackerbau und Viehzucht lebte und ein patriarchalisches Leben führte," werden sie uns geschildert. Neue Verfolgungen veranlaßten im Jahre 370 einen weiteren Zug christlicher Westgoten

über die Donau. Aber nicht nur unter ihnen, sondern auch jenseits der Donau ist Ulfilas unter unzähligen Gefahren weiterhin tätig gewesen. Im Jahre 373 wichen die Ostgoten dem Ansturm der Hunnen. Zwei Jahre später wandte sich dieses wilde Steppenvolk auch gegen die Westgoten. Unter Frithigern und Alaviv setzten gegen 200000 Stammesgenossen über die Donau, wo Kaiser Valens ihnen die Erlaubnis zur Ansiedlung gewährte. Die gewaltigen Gefahren und Kämpfe, die für das Römerreich in der Folge hieraus erwachsen sind, gehören der Welt-, nicht der Kirchengeschichte an. Für diese aber, insbesondere für die deutsche Kirchengeschichte, ist von größter Bedeutung die gotische Bibelübersetzung des Ulfilas.

Die Universitätsbibliothek zu Upsala bewahrt als ihren kostbarsten Schatz — für uns Deutsche neben der Bibel vielleicht das kostbarste Buch — den Hauptteil dessen auf, was uns von jenem Werk des Ulfilas erhalten ist, ein Buch, das das älteste und wichtigste große Denkmal der deutschen Sprache und zugleich die älteste, wenn auch nicht in der Ursprache abgefaßte Bibelhandschrift darstellt. Eine merkwürdige Geschichte haben diese altersgrauen Blätter, Pergament, ursprünglich purpurrot, mit silberner und goldener Schrift bedeckt, Codex argenteus genannt, hinter sich. In der Mitte des 16. Jahrhunderts erweckte die Handschrift das Interesse des gelehrten Forschers, der sie in der alten Benediktinerabtei zu Werden an der Ruhr entdeckte. Von dort gelangte sie in den Besitz Kaiser Rudolfs und fand auf dem Hradschin zu Prag eine Stätte. Als General Königsmarck im Jahre 1648 Prag einnahm, wurde das äußerst wertvolle Manuskript mit einer Menge anderer Schätze nach Schweden gebracht. Das Schloß Skokloster bei Upsala ist noch heute mit Prager Schätzen aller Art angefüllt. Der silberne Codex kam in den Besitz der Königin Christine, der Tochter Gustav Adolfs. Von dort ist er auf kurze Zeit nach Holland gebracht, durch den Kanzler Graf de la Gardie wieder zurückgekauft und in schwere silberne Deckel gebunden der Universität Upsala überwiesen worden.

Es sind nur die vier Evangelien, die — und zwar auch sie nicht vollständig — uns hier in gotischer Übersetzung vorliegen. Ulfilas hat überhaupt nicht die ganze Bibel übersetzt. Er soll Bedenken getragen haben, seinen Stammesgenossen den Inhalt der Königsbücher mitzuteilen, um nicht ihren kriegerischen Geist anzuregen. Erhalten sind uns außer dem, was der Codex argenteus bietet, die paulinischen Briefe, allerdings auch sie mit großen Lücken, und einiges Wenige aus dem Alten Testament. Hoffen wir, daß der Fleiß glücklicher Forscher im Laufe der Zeiten noch Weiteres an das Tageslicht zieht!

Die Aufgabe, die sich Ulfilas gestellt und die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens — er starb im Jahre 383 — zu Ende geführt hat, war eine außerordentlich schwierige. „Wenn man erwägt, daß erst eine Schriftsprache geschaffen werden mußte, ehe die Übertragung der Heiligen Schrift stattfinden konnte, so wird man bei näherer Betrachtung dieses Werkes den schöpferischen Geist des Ulfilas nur bewundern können. Nur die eine Seite der Sache sei hier betont, daß Ulfilas die Kluft zwischen dem gotischen Volksgeiste und dem Christentum, das nach Inhalt und Form seiner Offenbarung jenem natürlichen Geiste als etwas an sich Fremdes entgegentrat, so viel als möglich auszufüllen und übersteigbar zu machen suchte. Dabei kam ihm freilich die besondere Prädisposition des germanischen Heidentums für das Christentum sehr zu statten, indem jenes vieles enthielt, was den christlichen Begriffen verwandt oder entsprechend war — mehr als irgend ein anderes Heidentum. So bildete Ulfilas einen schon vorhandenen Wortschatz durch den christlichen Geist um, indem er einen tieferen Sinn hineinfließen ließ, schuf aber auch neue Formen da, wo ihm durch das Christentum ganz neue Wahrheiten aufgegangen waren, von denen das Heidentum keine Ahnung gehabt hatte. Durch diese meisterhafte Übersetzung war dem gotischen Volke das Original in gewissem Maße ersetzt, und allen anderen Stämmen gotischer Sprache konnte durch Mitteilung jenes Schriftwerkes sofort ein tieferes Verständnis der christlichen Wahrheit vermittelt werden. Daher erklärt sich zum Teil die Schnelligkeit, mit der das Christentum sich bei den Ostgoten, Vandalen, Gepiden usw. ausbreitete und befestigte."



Altar aus der Zeit der ersten christlichen Mission in Deutschland. Nach altchristlicher Weise durchbrochen zum Beschauen der innen aufbewahrten Märtyrerreliquien. In der Stephanskapelle des „alten Domes" zu Regensburg.

Uns aber erscheint es bedeutsam, daß, wie am Anfang der Neuzeit unseres Volkes Luther mit seiner deutschen Bibel steht, es gleichfalls eine deutsche Bibel ist, deren Licht leuchtet, da das deutsche Volk aus seiner Verborgenheit zum ersten Male auf den Schauplatz der Weltgeschichte tritt.

3. Römische Christen auf deutschem Boden.

Es waren römische Kaufleute, römische Verwaltungsbeamte, römische Soldaten, die das Christentum auf deutschen Boden brachten. Also an den Mittelpunkten des Handels, an Garnisonorten und an Verwaltungssitzen werden wir die ersten Christengemeinden zu suchen haben.

Die wichtigste römische Kolonie in den Rheinlanden, ein Knotenpunkt für vier wichtige Straßen, darum ein hervorragender Handelsplatz, vielfach von den Kaisern begünstigt und mit glänzenden Bauten geschmückt, war Trier. Ob-

gleich die Einwohnerzahl auf 50 bis 60000 berechnet wird, findet sich dort bis in das vierte Jahrhundert nur eine kleine Christengemeinde. Erst unter Kaiser Konstantin wuchs sie. Also nicht Überzeugung und Drang des Herzens, sondern kluge Berechnung führte ihr neue Glieder zu. Lange genügte ihr eine kleine Kirche. Erst als strenge Maßregeln gegen das Heidentum ergriffen wurden und ein weiteres Wachstum der Gemeinde veranlaßten, etwa im Jahre 420, baute man die frühere Gerichtshalle zu einer Kirche um. So entstand die älteste Anlage des Trierer Domes. Soweit wir in der Lage sind, festzustellen, aus was für Gliedern die Trierer Gemeinde sich zusammensetzte, so vermissen wir jede Spur von Kelten und Germanen. Es war „eine rein lateinische Gemeinde, sie hatte Mitglieder, die im fernsten Orient geboren waren, aber die Anwohner der Mosel und des Rheins hielten sich ferne."

Wie in Trier so stand es wohl auch anderwärts. Auch in Köln und in Tongern gab es kleine Christengemeinden. Einer der wichtigsten Plätze war Mainz. Hier hatte der römische Statthalter seine Residenz. Hier befand sich das Hauptquartier der römischen Truppen. Auch in Mainz wird sich frühzeitig eine christliche Gemeinde gesammelt haben, wenn wir auch erst aus dem Jahre 368 eine bestimmte Nachricht haben, daß dort ein Kirchengebäude bestand. Sonst ist das Christentum durch Inschriften und Denkmäler aus den ersten Jahrhunderten bezeugt in Bingen, Bonn, Boppard, Wiesbaden, Rüdesheim und anderen Orten der Rheingegend. Aber erst zu Beginn des fünften Jahrhunderts wird in den Städten die Zahl der Christen die der Heiden überstiegen haben, während auf dem platten Lande sich noch weithin das Heidentum behauptete.

Weihrauchbüchse aus Elfenbein geschnitzt, aus dem 4. bis 5. Jahrhundert, in Trier gefunden. Der Heiland ist jung und bartlos, noch ohne Nimbus, auf dem Throne sitzend dargestellt. Berliner Kunstkammer.

Sehr erschwert wurde die Ausbreitung des Christentums dadurch, daß die Sprache desselben durchaus die lateinische war. Kein germanisches oder keltisches Wort war im Gottesdienst zu hören. Es dachte niemand daran, das Evangelium in der Landessprache zu predigen. So schloß der Übertritt zum Christentum zugleich ein nationales Moment in sich. Er erschien als Preisgabe der eigenen Nationalität und als Eintritt in die römische Nation. Gänzlich fern lag es den Vertretern des Christentums in planmäßiger Weise Mission zu treiben. „Die Fortschritte des Christentums geschahen wie zufällig; der einzelne Christ gewann den einzelnen Heiden. Das mochte genügen, so lange in allen Christen die Überzeugung lebte, daß sie berufen seien, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Es war ganz ungenügend, sobald diese Überzeugung nicht mehr allgemein war. Daß sie am Ende des zweiten, vollends im dritten Jahrhundert nicht mehr herrschte, läßt sich nicht bezweifeln."

Noch ein anderer Umstand hinderte eine rasche Ausbreitung des Christentums, die Zersplitterung unter den Christen selbst, herbeigeführt durch die Verschiedenheit ihrer Stellung zur Welt. Die Masse der Christen, wenn man überhaupt von einer solchen reden kann, war durchaus nicht innerlich vom Christentum erfaßt und weit davon entfernt, christliche Grundsätze in Leben und Wandel zur Geltung zu bringen. Ein vermutlich aus Trier gebürtiger Presbyter, Salvian, der im fünften Jahrhundert lebte, hat uns die sittlichen Zustände in den Christengemeinden geschildert. „In demselben Maße, als ihr Besitz gewachsen sei, habe die Zucht in ihr abgenommen. Wie viele Glieder der Kirche finde man, die nicht Trunkenbolde, Schwelger, Ehebrecher, Hurer, Räuber, Schlemmer, Diebe oder Mörder seien? Ich frage, so ruft er aus, das Gewissen aller Christen: Wer ist davon nicht etwas oder alles? Man findet leichter einen, der alles das ist, als einen, der nichts davon ist; denn beinahe das ganze Volk ist sittlich so herabgekommen, daß es in der Christenheit gewissermaßen eine Art Heiligkeit ist, weniger lasterhaft zu sein."

Es liegt auf der Hand, daß solche Gemeinden weder den Trieb noch die Kraft zur Mission besaßen, ja sogar, daß sie andere mehr vom Christentum abstoßen mußten, als für dasselbe gewinnen konnten.

Aber es gab auch Kreise unter den Christen, die das Leben viel ernster auffaßten und das Christentum nach ihrer Art in die Tat umzusetzen suchten. Sie schlossen sich in Asketenvereinen zusammen. Wir hören aus dem Jahre 386, daß in den Gärten vor der Stadt Trier „etliche Knechte Gottes, geistliche Arme, derer das Himmelreich ist", gemeinsam ein Haus bewohnen. Sie wollen nur der beschaulichen Frömmigkeit leben und verachten gänzlich das Diesseits. Ihr Ideal ist Martin von Tours (319 bis 400), der Begründer des Mönchtums in Gallien. Aber so wichtig der Bestand jener Asketen für die Erhaltung eines ernsten, sich über die Welt erhebenden Christentums war: ihre Weltverachtung machte sie unfähig, die Welt mit dem christlichen Geiste zu durchdringen, das Reich Gottes zu bauen und zu missionieren. Die gebildeten Kreise fühlten sich abgestoßen von einem Christentum, das ihnen als kulturfeindlich erscheinen mußte.

So drohte die Kirche auf germanischem Boden nicht nur der Stagnation, sondern der Zersetzung zu verfallen, als ihr mit der Christianisierung der Franken neue Lebenselemente zugeführt wurden.

Zweiter Abschnitt.

Die fränkische Landeskirche.

1. Die äußerliche Bekehrung der Franken.

Nicht nur der römische Geschichtsschreiber Tacitus (siehe auch S. 2) hatte in den kräftigen, jugendfrischen Germanen die größte Gefahr für das altersschwache Römerreich erblickt. Manchen erschien das siegreiche Vordringen jener als die Fügung göttlicher Macht und Vorsehung.

Drei verschiedene Stämme rückten nach Westen gegen die Römer vor. Die Alamannen nahmen ihnen das sogenannte Zehntland, das Neckargebiet ab und drängten sie auf das linke Rheinufer zurück. Mit den römischen Soldaten und Kolonisten verschwand in dem besetzten Lande auch das Christentum. Anders war es in dem westlichen Teil Vindeliciens, des Landes vom Lech bis zum Inn und von den bayrischen Alpen bis zur Donau, das sie im fünften Jahrhundert eroberten. Hier blieben Reste der römischen Bevölkerung, somit auch Reste des Christentums zurück. Einen Einfluß auf die religiöse Stellung der Alamannen haben diese jedoch nicht ausgeübt. Zäh hielten die Alamannen an ihrem alten heidnischen Glauben fest.

Ganz anders verhielt es sich mit den Burgundern. Auch sie strebten danach, nach Westen vorzudringen. Dem kam der Wunsch der Römer zu Hilfe, dieses kräftige Volk sich zum Kampfe gegen die andern germanischen Stämme zu verbinden. Im Jahre 413 wurde den Burgundern von Kaiser Honorius römisches Gebiet eingeräumt, etwa die Gegend von Mainz bis oberhalb Straßburg. Es ist das Land, in dem das Nibelungenlied spielt. Worms wird im Heldengesang zur Hauptstadt des Reiches gemacht. Da hier unter friedlichen Verhältnissen die römische und christliche Bevölkerung zurückblieb, traten die Burgunder in engste Beziehungen zum Christentum. Nach kurzer Zeit trat das ganze Volk zu dem neuen Glauben über. Die weitere Geschichte der Burgunder ist keine glückliche gewesen. Mehrfach von den Römern geschlagen und fast aufgerieben, suchten sie sich noch im fünften Jahrhundert neue Wohnplätze an der Rhone.

Der Stamm, der welt- und kirchengeschichtlich von größter Bedeutung werden sollte, war der der Franken. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts standen diese im Kampf mit den Römern. Selten sind Kriege in so furchtbarer Weise geführt worden wie diese. Weit wurden die „Barbaren" von den Römern an Grausamkeit übertroffen. Trotzdem mußten Schritt für Schritt die Legionen Roms vor den keine Nachgiebigkeit kennenden Germanen zurückweichen und eine Stadt nach der anderen ihnen ausliefern. Anfang des fünften Jahrhunderts war bereits Köln fränkisch. Ende des Jahrhunderts reichte die Macht der Franken bis zur Loire. So sehr aber die Römer dieses Volk haßten, unter dessen mächtigen Schlägen ein gut Teil ihres großen Reiches abbröckelte, so konnten sie sich doch auch der Bewunderung dieser frischen, kraftstrotzenden, kampfesfreudigen und todesmutigen Gestalten nicht verschließen. Nicht nur in den Reihen römischer Krieger, sondern an ihrer Spitze haben Franken gekämpft. Ja, in den verantwortungsvollsten Reichsämtern finden wir Franken. Aber trotz alledem bewahrten sie sowohl in Rom als in dem Rom abgerungenen Gebiete zunächst ihrem heidnischen Glauben die Treue. Allerdings gebot ihnen die Klugheit, je weiter sie vorrückten, das Christentum als den Träger der Kultur und die Bischöfe als die Vertreter und Hüter der Ordnung zu schonen. Sie ließen die christliche Organisation bestehen und erhielten damit dem Christentum das schützende Dach, ohne zu ahnen, daß sie selbst bald unter dieses Dach treten würden.

Derjenige, der die Franken dem Christentume zuführte, war Chlodovech (Chlodwig), der jugendliche Sohn Childerichs, der König der salischen Franken, aus einem sigambrischen Geschlecht, das sich das merowingische nannte. „Daß Chlodovech den Entschluß faßte, die alten Götter zu verlassen und den Christengott zu bekennen, und daß er seines Volkes so ganz mächtig war, daß es ihm darin folgte, dies hat seine Person epochemachend für die Geschichte der Kirche und Welt gemacht." Chlodovechs Wirken war geleitet von der einen Absicht, seine Macht auszudehnen und zu befestigen. In der Wahl der Mittel kannte er kein ängstliches Erwägen oder zarte Rücksichtnahme, noch weniger hielt er sich an die Stimme des Gewissens gebunden. Er benutzte das Mittel, das am sichersten zum Ziele zu führen versprach. Diejenigen wählte er zu seinen Bundesgenossen, die ihm als die mächtigsten erschienen und darum die beste Hilfe gewähren konnten. Erwies sich der Christengott als mächtiger denn die alten Götter des eigenen Volkes, so war er bereit mit jenem einen Bund zu schließen. Wollte Chlodovech seine Macht über ganz Gallien ausdehnen, so mußte er nach Möglichkeit die bestehenden Verhältnisse schonen und nichts zum Kampfe gegen seine Person und seine Ziele aufrufen, dessen Feindschaft ihm gefährlich werden konnte: er mußte vor allem „den Bestand, das Recht und den Besitz der Kirche" erhalten.

In enge persönliche Beziehung zum Christentum wurde Chlodovech durch seine Ehe mit der christlichen Prinzessin Chrodechilde (Chlotilde) von Burgund gebracht. Es ist erwiesen, daß diese eifrig bemüht war, ihren Gatten zum Übertritt zum Christentum zu bewegen. „Sie kam," so schreibt der Bischof Nicetius von Trier, „in das Reich der Franken und bekehrte den Herrn Chlodovech zum katholischen Gesetz. Er, ein Mann scharfen Geistes, wie er war, wollte nicht ruhen, bis er sich von seiner Wahrheit überzeugt hätte. Als er sie erkannte, begab er sich demütig zu den Schwellen der heiligen Maria und ließ sich unverweilt taufen." Chlodovech ließ wohl weniger aus Überzeugung von der inneren Wahrheit des Christentums, als von der Erkenntnis geleitet, daß seine Nachfolger jedenfalls das Christentum würden annehmen müssen, es zu, daß sein Erstgeborener getauft wurde. „Eure Götter sind nichts," soll Chrodechilde zu ihrem Gatten damals

gesagt haben, „sie sind von Stein, Holz oder Metall, sie können weder sich selbst helfen noch anderen. Ihre Namen waren Saturn und Jupiter, durch Zauberkünste sind sie mächtig geworden. Mein Gott hat Himmel und Erde geschaffen." „Auf unserer Götter Befehl," so soll des Königs Antwort gelautet haben, „ist alles geschaffen. Von euerm Gott ist offenbar, daß er nichts kann und nicht einmal göttlichen Geschlechts ist". Als das Kind noch im Taufkleide starb, schloß Chlodovech: „Wäre es meinen Göttern geweiht, es lebte noch!" Die Königin aber soll gesagt haben: „Ich danke dem Schöpfer aller Dinge, der mich gewürdigt hat, daß der meinem Schoß Entsprossene seinem Reich eingepflanzt ist; denn die im Taufkleide sterben, stehen vor dem Angesicht Gottes." Trotzdem gab Chlodovech auch die Taufe seines zweiten Sohnes zu. Er erkrankte gleichfalls, so daß der König ahnte: „Es kann nicht anders sein, ihm wird geschehen wie seinem Bruder." Der Mutter Gebete aber retteten das Kind.

Nicht lange dauerte es, so hat Chlodovech selbst die Taufe begehrt. Die Sage weiß zu berichten: Als der König in der Schlacht gegen die Alamannen (bei Zülpich 496 oder 506?) das Kriegsglück wanken und sich den Feinden zuneigen sah, tat er in höchster Not das Gelübde: „O Jesus Christus, den Chrodechilde als den Sohn des lebendigen Gottes verkündet, der da Hilfe und Sieg bringt denen, die ihn anrufen: wenn du mir zum Sieg verhilfst, will ich an dich glauben und in deinem Namen mich taufen lassen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber ich merke, ihre Hilfe ist fern." Der dem König zufallende entscheidende Sieg habe seine Taufe veranlaßt.

Mit größtem Gepränge, in Anwesenheit der fränkischen und burgundischen Bischöfe, wurde am Weihnachtsfeste 496 (506?) durch den Bischof Remigius von Reims die Taufe vollzogen. „Der ganze Tempel wurde von göttlichem Duft erfüllt und solche Gnade erteilte Gott den Gegenwärtigen, daß sie meinten, von Paradiesesdüften umgeben zu sein." „Beuge," so rief der Bischof dem Täufling zu, „sanftmütig dein Haupt, Sigamber, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast!" Eine Taube, so erzählt eine spätere Sage, brachte das Ölfläschchen, das bei dieser Taufe gebraucht wurde, vom Himmel. „Aus ihm sind die Könige Frankreichs gesalbt worden, bis die Demokratie von 1791 es auf dem Pflaster von Reims zerschlug."

Chlodovechs Taufe war vom größten Einfluß auf das ganze Volk. Viele hatten sich zugleich mit dem König taufen lassen. Viele folgten seinem Beispiel. Zwar unterdrückte Chlodovech das Heidentum nicht, aber er begünstigte offenbar das Christentum. Man darf seit des Königs Taufe bereits das Frankenreich als ein in der Hauptsache christliches ansehen. Daß noch Jahrzehnte hindurch das Heidentum neben dem Christentum sich hinfristete, ersieht man aus einer Verfügung Childeberts I., Chlodovechs Sohn, die zu völliger Beseitigung des Heidentums in seinem Reiche auffordert. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts ist in dem Reiche links des Rheins der Götzendienst beseitigt und das Christentum in seiner katholischen Gestalt — im Gegensatz zu dem Arianismus der Goten — zur alleinigen Geltung gelangt.

2. Die Arbeit der Kirche an den Franken.

Als ein religiös gleichgültiges Volk waren die Franken zum Christentum übergetreten. Weder hatte es sich mit Schmerzen von der überlieferten Religion der Väter losgesagt, noch mit freudiger Begeisterung das Evangelium von Christo ergriffen. Nicht die bußfertige Erkenntnis seiner Sünde und Schuld, nicht das sehnsüchtige Verlangen nach dem Frieden des Gewissens hatte es unter das Kreuz getrieben. Christus war ihm nicht der Erlöser, sondern der erhabene Himmelskönig, der nach dem Volksideale verklärte, mit himmlischen Kräften ausgestattete und in den Himmel versetzte unvergleichliche Herrscher. Man haßte die Arianer, die nicht die unumschränkte Gottheit dieses Königs bekennend, ihm Eintrag an seiner Majestät taten. Das Wesentliche am Werke Christi aber, die durch ihn am Kreuze vollbrachte Erlösung der Menschheit, Christi Kreuzestod blieb, selbst theologisch einigermaßen Gebildeten, ein ungelöstes Rätsel. Man redet in neutestamentlichen Wendungen, ohne sie in ihrer Tiefe zu verstehen. So hatte man eigentlich nur eine Form mit einer anderen vertauscht. Man hatte ein neues Gewand angezogen. Der Mensch selbst war völlig der alte geblieben.

War hier der Kirche die mühsame Arbeit erspart geblieben, ein Volk zu dem Entschlusse zu führen, mit seinen Götzen zu brechen, so wurde dafür die andere um so schwieriger, an einer gleichgültigen Masse zu wirken, um diese innerlich für das Christentum zu gewinnen und umzugestalten.

Vor diese schwierige Aufgabe waren die Organe der fränkischen Kirche gestellt. Um sie zu lösen, mußten sie die Kraft besitzen, in den Wirrnissen der Zeit ihre Macht und ihren Einfluß zu behaupten und sich die Freiheit ihrer Bewegung und Betätigung behufs Erreichung ihres hohen Zieles zu wahren. Ohne Zweifel nahm die Kirche in ihren Repräsentanten, den Bischöfen, eine hervorragende Machtstellung ein. Sie war schon geschichtlich darin begründet, daß die Bischöfe vielfach „Pflichten erfüllten, welche die Vertreter des Staates unerfüllt ließen", daß sie weit mehr als der Staat große gemeinnützige Aufgaben leisteten und somit als die eigentlichen, fürsorgenden Väter des Volkes erschienen. Auch hatte sich zwischen ihnen und den Gemeinden ein festes Band geschlossen. Auf die Bischofssitze wurden gern Söhne alter, vornehmer, begüterter Familien, auf denselben Sitz mehrfach nacheinander Glieder derselben Familie berufen. Nicht zum mindesten ist es aber auch der Reichtum gewesen, der die Macht der Kirche und, da lange Zeit die Bischöfe alleinige Verwalter des Kirchenvermögens waren, der Bischöfe festigte und vermehrte. Die Bischöfe pflegten den eigenen Besitz ihrem Bistum zu vermachen. Fürsten und Privatpersonen wetteiferten darin, der Kirche neue Güter zuzuweisen. Die Kirche war eine vorzügliche Wirtschafterin und war sorgsam darauf bedacht, in praktischer Weise ihren Besitz zu verwerten. Was sie einmal besaß, hielt sie fest. Der gewaltige Besitz von Grund und Boden brachte zugleich — ganz abgesehen von den Klerikern — eine große Anzahl von Personen, ja ganzer Familien in unmittelbare Abhängigkeit von den Bischöfen. Wenn auch die Behauptung, daß die Kirche im achten Jahrhundert mehr als die Hälfte der Liegenschaften im fränkischen Reiche besessen habe, sicher

übertrieben ist, so war doch tatsächlich ihr Besitz ein ganz ungeheurer. Und obgleich mehr und mehr der Besitz vom Bistum weg nach den Parochialkirchen hin dezentralisiert wurde, so behielt im Grunde genommen doch der Episkopat die Verfügung über die Einkünfte des gesamten Kirchengutes seiner Diözese und damit den Einfluß, den irdischer Reichtum zu gewähren pflegt. Erwägt man nun noch, daß die Bischöfe zu Synoden zusammentraten und somit ein Organ für die Darstellung und Entfaltung ihrer Gesamtmacht besaßen, so läßt sich begreifen, daß ihre Stellung und Bedeutung sich vollauf mit der Macht des Staates messen durfte.

Aber auch die Macht des fränkischen Königtums war im Aufsteigen begriffen, insbesondere seit es Chlodovech gelungen war, die Gesamtheit der Franken unter seinem Zepter zu vereinen. Auch daß nach seinem Tode die Söhne sich wieder in das große Reich teilten, hat der Macht des Königtums keinen Eintrag getan. Aber die beiden Mächte, die Macht des Episkopates und die Macht des Staates oder des Königtums standen sich nicht feindlich gegenüber. Über beiden stand das Vaterland. Der vaterländische Gedanke war das Einende und beim Zusammenstoß der beiderseitigen Ansprüche das Versöhnende. Erst als der Klerus von einer außervaterländischen Macht abhängig wurde, mußte dieses friedliche Verhältnis aufhören, erst seitdem konnte der Klerus in eine dauernde Kampfesstellung gegen die Oberhoheit des Staates geraten.

Gewiß hat es auch im Frankenreiche nicht an mancherlei Reibungen zwischen Episkopat und Königtum gefehlt. Das Königtum trieb Simonie und suchte die Gemeinden ihres kirchlichen Wahlrechts und damit ihres Einflusses bei Besetzung der höchsten kirchlichen Ämter zu berauben. Aber es gelang dem Episkopat, der öfter als einmal dem Staate mehr gegeben hatte, als des Staates war, einen Ausweg zu finden. Im Jahre 614 wurde bestimmt, daß die Gemeinden die Bischöfe wählen, die Ordination derselben aber erst nach der Bestätigung durch den König erfolgen sollte.

Es war eine ungeheure Aufgabe, vor der die Vertreter der fränkischen Kirche standen: die innere, christliche Umgestaltung des Volkes herbeizuführen. Das äußere Bekenntnis zum Christentum war augenscheinlich nicht vom mindesten Einfluß auf die Sittlichkeit gewesen. Das bewiesen zumeist die Merowinger selbst. „Wie dem Gründer des fränkischen Reichs die verwerflichsten Mittel recht waren, wenn sie nur zur Mehrung seiner Macht dienten, so haben seine Söhne und Enkel durch Verbrechen und Gewalttaten ihre Reiche erhalten, vergrößert, sich gegenseitig bekämpft und geschädigt, bis endlich in den beiden von glühender Herrschsucht und tödlichem Hasse widereinander erfüllten Königinnen Brunichilde und Fredegunde sich alle Gewaltsamkeit und Gewissenlosigkeit, alle Tücke und Hinterlist der Zeit zu konzentrieren schien. Und neben den Bluttaten stehen die Greuel einer unbezähmbaren Sinnlichkeit. Der Gedanke an die Heiligkeit der Ehe hatte in dem Vorstellungskreise dieser Menschen voll eingebrochener Leidenschaften keinen Platz; nicht einmal vor offener Vielweiberei trug man Scheu. Chlothachar I. behandelte es wie einen Scherz, daß er die Schwester seiner Gemahlin neben dieser zur Ehe nahm. Wehe dem, welcher der Befriedigung der Begierden im Wege stand: Chilperich ließ seine Gemahlin Galswind ermorden, um ihre Magd Fredegunde auf den Thron erheben zu können. Als diese erst Königin war, war sie ihrem Gemahl so wenig treu, daß jedermann überzeugt war, sie habe den Mörder gedungen, dem er zum Opfer fiel."

Gewiß darf man die Verworfenheit des Fürstenhauses nicht als Spiegel der Sittlichkeit des Volkes ansehen. Aber auch diese stand auf einer äußerst niedrigen Stufe. Elende Genußsucht und grenzenlose Goldgier beherrschten ein Volk, in dem die Treue ein leerer Wahn geworden war. Auch die Frau, die sonst oft die Trägerin und Hüterin einer höheren Sittlichkeit ist, drohte in dem gleichen Sumpfe zu versinken. Kein Wunder, wenn man meinte, über ein solches Volk müsse in nächster Zeit das Gericht hereinbrechen.

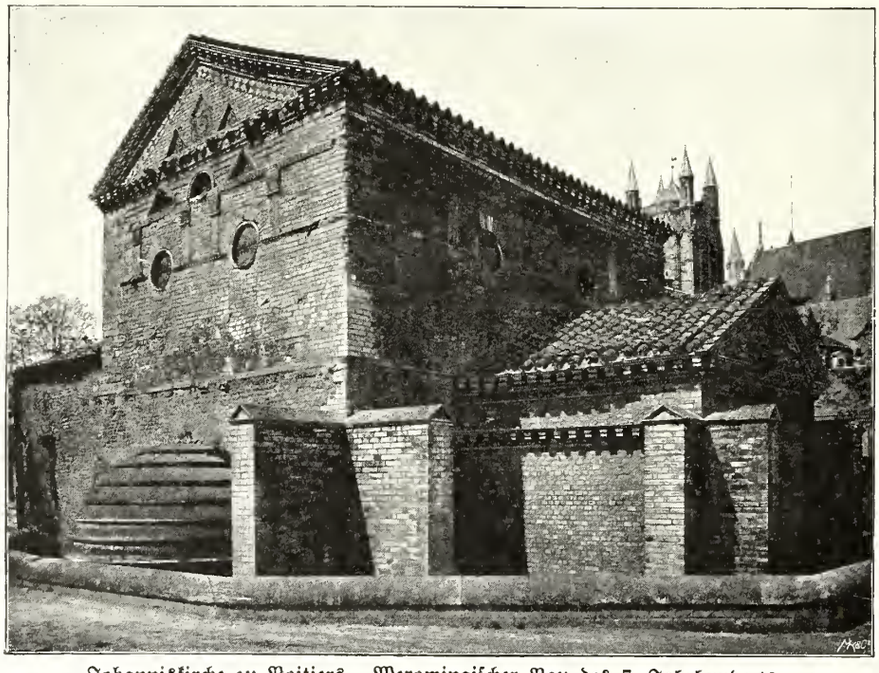
Und doch hat in seiner Mitte das Christentum eine dauernde Stätte gefunden. Das erscheint auffällig und rätselhaft. Die Lösung liegt in einem doppelten: Das Volk der Franken nahm die Formen an, unter denen eine christliche Volkserziehung und die Ausreifung christlicher Gedanken zu christlichem Leben möglich war. Anderseits versäumte der Klerus nicht, nach seinen Kräften und in der durch seine Bildung und Auffassung des Christentums gegebenen Art das Volk christlich zu beeinflussen.

An religiösem Empfinden fehlte es dem Frankenvolke nicht, wenn auch dieses religiöse noch durchaus kein christliches Empfinden war. Man stand ehrfurchtsvoll vor der alles umspannenden, alles leitenden, überhaupt alles vollbringenden Macht Gottes, der gegenüber auch die bedeutendste Menschenmacht als nichtig erkannt wurde. Wie sich der Mensch zu dieser Macht stellt, so gestaltet sich sein Geschick. Die gute Tat erwirbt ein Anrecht auf Wohlergehen. Unglück ist die unabänderliche Folge der Schuld. „Da wir nur kurze Zeit in diesem Leben bleiben," heißt es in einer Urkunde König Chilperichs, „und unaufhaltsam dem Tode zueilen, so ist unsere Pflicht, den Willen Gottes zu erfüllen und Kirchen und Kapellen der Heiligen fromm zu erbauen, damit wir in Ewigkeit mit ihnen uns freuen können. Denn wenn wir das tun, dann sind wir fähig, dem wahren Gott zu gefallen, dann werden wir mit den Heiligen ewig herrschen." Und König Guntchram erklärt geradezu: „Dadurch glauben wir den Herrn der höchsten Majestät, durch dessen Herrschaft alles gelenkt wird zu versöhnen, wenn wir unter unserem Volke gerechtes Recht wahren; jener fromme Vater und Herr, der gewohnt ist, die menschliche Schwachheit allezeit durch seine Hilfe zu unterstützen, wird um so mehr das gnädig gewähren, was alle bedürfen, wenn er merkt, daß sie den Mahnungen seiner Gebote nachkommen."

Man freute sich, unter dem Zepter des höchsten Königs Jesus Christus, zu stehen. Der Prolog zu dem salischen Gesetz schließt mit den Worten: „Es lebe Christus, der die Franken liebt, er bewahre ihr Reich und erfülle ihre Fürsten mit dem Lichte seiner Gnade; er beschirme das Heer und verleihe dem Glauben Schutzwehr; Freude und Glück des Friedens, viele Jahre der Herrscher gewähre der Herr Christus Jesus in Treuen. Denn das ist das Volk, das

tapfer und stark das harte Joch der Römer im Kampfe von seinem Nacken schüttelte und nachdem es durch die Taufe erleuchtet war, die Leiber der heiligen Märtyrer kostbar mit Gold und edlem Gesteine schmückte, die Leiber, welche die Römer mit Feuer verbrannten, mit Eisen durchbohrten, den wilden Tieren zum Zerreißen vorwarfen." Man besucht fleißig die Kirchen, die, an großen Heiligenfesten zumal, nicht Raum genug boten. Man wetteifert im Bau neuer Gotteshäuser und Kapellen. Man stellt alles unter die Weihe des Gebetes oder wenigstens des Kreuzeszeichens. Man verehrt gläubig die Heiligen und ihre Reliquien. Man zweifelt nicht, daß Gott und Christus durch sie fortfahre allerlei Wunder zu vollbringen.

So hatte das Volk willig die Formen angenommen, die mit Geist und Leben zu erfüllen, die Aufgabe der Kirche war. Wohl waren auch deren fränkische Vertreter nicht frei von den oben gekennzeichneten Sünden des Volkes. Es fehlt durchaus nicht an Klagen über sittliche Verkommenheit unter den Klerikern. Aber trotzdem muß man ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie nach Kräften bestrebt waren, ihre große Aufgabe zu erfüllen. Man befleißigt sich der Verkündigung des göttlichen Wortes. Man gibt der Gemeinde christliche Gesänge. Man widmet sich dem Jugendunterricht. Man sorgt für christliche Sonntagsfeier. Man zerschlägt die großen Gemeinden in kleinere Parochien und erleichtert dadurch die Tätigkeit des Klerus. Man übt Kirchenzucht. Man treibt in gesunder Weise Armenpflege und tritt dem Bettel entgegen. Man achtet die Menschenwürde des Sklaven und schenkt ihm die Freiheit.



Johanniskirche zu Poitiers. Merowingischer Bau des 7. Jahrhunderts.

An die Seite des Klerus trat aber noch eine andere Macht, insbesondere an der Vertiefung und Verinnerlichung des Christentums im Frankenvolke arbeitend. Das war das Mönchtum.

3. Der Anteil des Mönchtums an der Christianisierung der Franken.

Bei ihrem Übertritt zum Christentum war den Franken das Bewußtsein von Sünde und Schuld fremd. Infolgedessen erfaßten sie das Christentum nicht als die Religion der durch Jesum Christum vollzogenen Erlösung. Es ist das Verdienst des Mönchtums, dem Frankenvolke jenes Bewußtsein nahe gebracht und ihm das Verständnis für das Kreuz Christi und für die Gnade Gottes erschlossen zu haben.

Wie die Bischöfe, so hatten sich auch die Asketenvereine und die aus ihnen sich entwickelnden Klöster, freie Vereinigungen, noch ohne feste Regeln, jedoch unter der Aufsicht der Bischöfe stehend, einen patriotischen Zug bewahrt. Dieser gewährleistete ein friedliches und gesegnetes Zusammenwirken mit den Landesherren und den Bischöfen. Manchen Bischofssitz nahm ein früherer Mönch ein. Auch an den Höfen der Fürsten finden wir Mönche. Ein Beweis dafür, daß die fränkischen Mönche trotz ihrer theoretischen Weltverachtung und Weltzurückgezogenheit dennoch einen praktischen Blick und praktische Fähigkeiten besessen haben müssen. Die Zahl der Klöster nahm beständig zu. Chlodovech und Chrodechilde, deren Söhne und Enkel gründeten eine ganze Reihe anderer Klöster, Bischöfen verdanken andere ihre Stiftung, die meisten Klöster aber führten ihre Entstehung auf die eifrige Propaganda der Mönche selbst im Volke zurück. So zählte z. B. im sechsten Jahrhundert das Bistum Bourges mindestens sieben, das Bistum Clermont zwölf, das Bistum Tours siebzehn Klöster.

Gewiß mochte das weltabgewandte Leben eines Mönches schon eine stumme Bußpredigt sein. Ihr Erfolg aber für die innere Umgestaltung des Volkes wurde dadurch illusorisch, daß man meinen konnte, das mönchische Leben komme in gewissem Sinne auch dem Weltmenschen zu gute, da es ja die Aufgabe der Klöster war, für die sie umgebende Welt zu beten. Man war von einer gewissen magischen Kraft des Gebets durchaus überzeugt. Wirkte aber das Beispiel der Mönche tiefer und rief es bei dem Einzelnen den Entschluß, ein anderer zu werden hervor, so trat dieser eben in das Kloster ein. Wahres Christentum in der Welt zu betätigen, hielt man ja für unmöglich. Darum verzichtete man auch auf eine sittlichende Arbeit an dem nur dem Namen nach christlichen Volke.

Da war es der Ire Columba, der das Mönchtum des Frankenlandes auf diese große und praktische Aufgabe hinwies. Von seiner Heimat her, wo das Volk religiös durchaus von den Klöstern geleitet wurde, galt ihm die Arbeit an solcher Aufgabe als selbstverständlich. Durch eine völlig weltabgeschlossen lebende Asketin war in dem Jüngling einst der Entschluß geweckt worden, ins Kloster zu gehen. „Columbas weinende Mutter, die ihn bat, sie doch nicht zu verlassen, erhielt den Spruch zur Antwort: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert. Und als sie, um ihm den Ausgang zu verschließen,

an der Schwelle des Hauses sich niederwarf, sprang Columba über sie hinweg, indem er ihr zurief, in diesem Leben werde sie ihn nicht wiedersehen, er gehe den Weg, der ihn zum Heile führe. So riß der Jüngling sich vom Elternhause los; es geschah in der Entschlossenheit und herben Strenge, die dem Manne eigen geblieben ist. Er schloß sich an die Asketen an: ein gewisser Silenus unterrichtete ihn in der Heiligen Schrift. Dann trat er in das Kloster Banchor." Nachdem er jahrelang dort geweilt, verließ er die Heimat — er hat sie nie wieder gesehen. „Unter den christlichen Völkern des Festlandes" wollte er „als Prediger mönchischer Frömmigkeit wirken." So begab sich Columba etwa im Jahre 583 mit zwölf Genossen nach dem Kontinent. Nicht bei den stammverwandten Bewohnern der Bretagne wollte er bleiben. Er ging hinüber zu den Franken. „Die Kraft der Religion war beinahe vernichtet; das Heilmittel der Buße, die Liebe zur Mortifikation war kaum an etlichen Orten zu finden": das war der Eindruck, den Columba empfing. — Als ein großes Missionsgebiet mußte seinem glühenden Eifer das Frankenreich erscheinen. Predigend zog er von Ort zu Ort, einen passenden Platz für eine klösterliche Niederlassung suchend. Im Quellgebiete der Saône, Maas und Mosel lag das verfallene Schloß Anegray. Das räumte König Guntchram ihm ein. Hier gründete Columba sein erstes Kloster auf fränkischem Boden. Der Zudrang zu demselben war ein gewaltiger. Auf den Trümmern des römischen Luxovium (Luxeuil) errichtete er ein zweites, in Fontaines ein drittes Kloster. Die eintretenden Mönche mußten sich auf eine außerordentlich strenge Klosterregel verpflichten lassen. Columba wollte durch das Klosterleben unter dem Drucke härtester Strafen eine völlige Ertötung des alten Menschen, die gründliche Vernichtung des eigenen Willens, den gänzlichen Verzicht auf eigenen Besitz erreichen. „Die kleinsten Verfehlungen gegen die mönchische Lebensordnung werden durch Schläge, durch Einschließung gezüchtigt: wer den Löffel ergreift, ohne das Kreuz darüber zu schlagen, wer die Lampe anzündet, ohne sie segnen zu lassen, wer mit den Zähnen den Abendmahlskelch berührt oder beim Beginn der Psalmodie hustet, wer laut spricht oder wer beim Essen etwas sagt, was nicht einem Bruder nötig ist, wer sich einem Vorwurf gegenüber entschuldigt und nicht sofort sagt: Es ist meine Schuld, es reut mich, oder wer der Behauptung eines Bruders widerspricht, wer eine Frau ohne Zeugen oder einen Laien ohne Befehl anredet — sie alle werden mit sechs, fünfzig, hundert Schlägen gezüchtigt."

Aber Columba begnügte sich nicht mit der Leitung der von ihm gegründeten Klöster. Nach dem Vorbilde der Heimat strebte er danach, auf das Volk sittlichend zu wirken. „Obwohl Mönch, lebte er nicht für die Mönche allein." Als Mittel zu dieser Beeinflussung des Volkes benutzte er die Beichte. Was man bisher nur in den Klöstern gefordert hatte, das verlangten er und seine Schüler jetzt auch von den in der Welt Stehenden: alle einzelnen Sünden zu bekennen und sich unter die von den Beichtigern auferlegten Bußen zu beugen. So nahm denn der tatkräftige, durch seine Energie den bedeutsamsten Einfluß gewinnende Mann den Kampf auf gegen die Sünden des Volkes, damit still zugebend, daß auch in der Welt, nicht nur hinter Klostermauern christliches Leben möglich sei.

Columba tat nichts im Einvernehmen oder gar mit besonderer Genehmigung des fränkischen Episkopats, sondern ging seine eigenen Wege. Das mußte zum Zusammenstoß führen. Es geschah, als er von der gallischen Osterberechnung abwich, sie bekämpfte und forderte, daß in ganz Franken — wie es bereits in seinen Klöstern Sitte war — Ostern nach irischem Gebrauch gefeiert würde. Ein völliger Bruch wurde dadurch vermieden, daß sich Columba mit dem Zugeständnis begnügte, in seinen Klöstern Ostern wie bisher feiern zu dürfen. Zu seiner Vertreibung aber aus dem Frankenreich führte Columbas rücksichtsloses, schroffes Vorgehen gegen die sittliche Verkommenheit der Königin Brunichilde. Man wollte ihn zwingen, in seine irische Heimat zurückzukehren, gab ihm aber Gelegenheit zur Flucht. Columba wandte sich nach Burgund und ist von dort zu den Alamannen gegangen.

Das Wirken Columbas im Frankenreich war damit noch nicht beendet. Seine Schüler setzten fort, was er begonnen hatte. Ein bedeutender Einfluß ging auch weiterhin von seinen Klöstern, besonders von Luxeuil aus. Dorthin „sandte man lernbegierige Jünglinge, um sie in der Wissenschaft wie im asketischen Leben zu vervollkommnen; seine Einrichtungen wurden bei der Stiftung neuer Klöster als mustergültig angesehen; auch ältere Klöster reformierten sich nach denselben." Auch als bald nach Columbas Abschied die Benediktinerregel in den fränkischen Klöstern Eingang fand, geschah dadurch dem Werke Columbas kein Abbruch. Die Regel Benedikts erschien als eine außerordentlich brauchbare und nach dem Fortgange Columbas, der durch seine Persönlichkeit geherrscht und dadurch alle Einzelbestimmungen für Verfassung und Verwaltung ersetzt hatte, als eine durchaus nötige Ergänzung der Regel des Iren.

Es bleibt das Verdienst Columbas und seiner Schüler, einem Volke, das nur äußerlich zum Christentum sich bekannte, das Herz des Evangeliums: bußfertige Selbsterkenntnis, gläubiges Ergreifen der Gnade in Christo und aufrichtigen Kampf gegen die Sünde nahe gebracht zu haben. Aus Columbas Schule stammen die für jene Zeit sehr beachtenswerten Gedanken: die Allgemeinheit der Sünde fordert die Allgemeinheit der Buße, wenn anders Seligkeit möglich sein soll. „Das ganze Leben des Christen muß allezeit in Buße und Zerknirschung bestehen." Was jetzt gegenüber einer Welt, die noch keine Buße kannte, der erst ihre Sünde gezeigt werden mußte, erklärt wird, das ruft fast tausend Jahre später der deutsche Martinus in der ersten seiner Thesen einer Welt zu, die in einer oberflächlichen falschen Buße mit ihrer Sünde fertig zu werden meinte.

4. Die vom Frankenreiche aus getriebene Mission.

Als im Innern des Frankenreiches die christliche Religion bereits gesiegt hatte, behauptete sich an den Grenzen und bei den benachbarten Völkern noch geraume Zeit das Heidentum. Am Rande der Nordsee wohnten die Friesen, südlich von diesen an der Ostgrenze des Frankenreichs die Sachsen, weiter südlich die Alamannen, östlich von den Alamannen die Bayern, nördlich von

diesen die Thüringer. In der Mitte aller dieser Völkerschaften, mit Ausnahme der Sachsen, ist von dem Frankenreiche aus missioniert worden.

Mehrfach wurde es versucht, das Heidentum an der Nordgrenze des Reichs auszurotten. Es lag nahe, daß bei dieser Gelegenheit auch den Friesen das Evangelium gepredigt wurde. Fast ergebnislos war die Arbeit des Bischofs Amandus, der der törichten Meinung war, das Heidentum könne sofort beseitigt werden, wenn durch einen Machtspruch die Taufe befohlen würde. Er mußte zu seinem Schmerze erfahren, was er sich selbst hätte sagen können, daß christliche Mission auf dem Wege der Gewalt nicht möglich ist. Mit viel größerem Geschick und Erfolg hat sich Eligius der Aufgabe der Mission im Grenzgebiet und unter den Friesen unterzogen. Eligius gehört zu den interessantesten Personen der fränkischen Kirche seiner Zeit. Aus christlicher Familie stammend, gegen Ende des sechsten Jahrhunderts geboren, mit außerordentlichem Geschick das Goldschmiedehandwerk treibend, erlangte er zu Paris die Gunst des Königs. Empfänglich für alles Geistliche, ward auch Eligius hingerissen von den Bestrebungen Columbas und seiner Schüler. „Es ergriff ihn eine große Sorge um sein Seelenheil, er beichtete, büßte, betete, hielt sich endlich für versichert, daß seine Buße Gott angenehm wäre, und begann mit Begeisterung ein asketisches Leben. Aber er ging nicht in die Einöde, um als Einsiedler oder als Mönch zu leben, sondern er beharrte bei seinem Gewerbe, arbeitete fleißig mit seinem Gesellen, dem Sachsen Thille, bei aufgeschlagener Bibel, blieb in Paris und behielt seine Stellung in der Nähe des Königs." So ward Eligius vielen durch sein Leben ein edles christliches Vorbild. Wohl förderte er das Mönchtum in jeder Weise, weilte oft längere Zeit andachtsvoll in Luxeuil und erblickte überhaupt in der Fortsetzung des Werkes Columbas seines Lebens und Strebens höchstes Ziel: aber er wollte dies mitten in der Welt, in praktischer Betätigung des Christentums tun. Den Armen gehörte sein bedeutendes Vermögen. Er scheute sich nicht, mit eigener Hand Hingerichtete zu beerdigen. Hunderte von Sklaven und Gefangenen, insbesondere aus dem Sachsenvolke, kaufte er los, dann für ihre Bekehrung sorgend. Es war zu erwarten, daß der große Einfluß, den Eligius am Hofe besaß, ihm Neider und Feinde erweckte. Um ihn zu entfernen, gab man ihm das Bistum, „das die Städte St. Quentin, Tournay, Noyon, eine nicht benannte flandrische Stadt, Gent und Courtray umfaßte und im Norden unter den noch heidnischen Franken an der unteren Schelde eine unbestimmte Grenze hatte." Obgleich Eligius wider seinen Willen dieses Amt übertragen erhalten hatte, widmete er sich dessen Pflichten mit großer Treue und rastlosem Eifer. „Hauptsächlich nahm er sich der Predigt an. Er reiste in allen Städten seiner Diözese umher und predigte beinahe täglich. Er fand die schon getauften Franken noch sehr in ihrem nationalen Heidentum befangen, und wenn er ihnen ihre wilden Tänze, Gesänge und Gelage wehren wollte, so setzten sie insgesamt dem ‚Römer' offenen Widerstand entgegen und es half nichts, daß er sie zur Strafe auf Zeit ganz an ihre Dämonen dahingab. Er trug das Evangelium auch zu den nördlichen Bewohnern und Nachbarn seines Sprengels, zu den Flandern, Antwerpenern, Friesen, Sueven und den anderen Barbaren an der Meeresküste. Eine größere Wirksamkeit hat Eligius ausgeübt durch seinen eigenen Lebenswandel, durch seine Sorge für die Armen und Kranken, durch die Bildung seiner nächsten klerikalen Umgebung, durch seine Bemühungen um die Ausbreitung und Verbesserung des Klosterlebens und durch Gründung und Schmückung von Klöstern und Kirchen." Er starb, ein 70jähriger, um das Jahr 660 zu Noyon, „nachdem er für seine Gemeinde gebetet, von den Seinen in rührender Weise Abschied genommen und ihnen die Klöster genannt hatte, in welche sie sich nach seinem Tode begeben sollten, im Vertrauen auf den einzigen Heiland, der ihm die Tür des Lebens auftun und ihn vor dem Fürsten der Finsternis und vor den Gewalten in der Luft mit seiner Rechten schützen und in den Ort der Labung einführen sollte." Mag auch des Eligius Lebensbeschreibung sich einer Übertreibung schuldig machen, wenn sie sagt: „Als er allmählich durch die Gnade Christi den Friesen das Wort Gottes nahezubringen versucht hatte, verließ der größte Teil dieses trotzigen und barbarischen Volkes seine Götzen, bekehrte sich zu dem wahren Gott und unterwarf sich Christo" — so bleibt ihm doch das unbestrittene Verdienst, die Mission unter den Friesen erfolgreich begonnen zu haben.

Seit dem Jahre 536 erkannten die Alamannen in ihrer Gesamtheit die Oberherrschaft der Franken an. Obgleich die alten Bistümer aus der Römerzeit in ihren Gebieten bestehen geblieben waren, obgleich mancher christliche Franke als Verwalter königlicher Güter unter ihnen lebte und obgleich mancher alamannische Große im Verkehr mit dem fränkischen Hofe zum Christentum bekehrt worden war, hielt die Menge des Volkes an dem alten Glauben fest. Als Columba das Frankenreich verließ und sich nach Italien wenden wollte, wies König Theudebert ihn zu den Alamannen, unter denen ein weites Feld für die Heidenpredigt sei. Columba folgte dem Winke. Mit einigen aus Luxeuil entflohenen Mönchen ging er das Rheintal aufwärts und nahm schließlich in Bregenz am Bodensee seinen Wohnsitz. Christentum und Heidentum fand er in dieser Gegend aufs traurigste verquickt. Getaufte und Ungetaufte traf er bei einem dem Wotan geweihten Opfer an. Als er einige Jahre später sich doch nach Italien wandte, wurde sein Werk durch seinen Genossen Gallus, der einst mit ihm aus Irland herübergekommen war, fortgesetzt. Der deutschen Sprache mächtig, arbeitete er an der Bekehrung der Heiden im steten Einvernehmen mit den Priestern der bereits vorhandenen Gemeinden. Sein Gedächtnis lebt fort in dem Namen der Stadt St. Gallen. Aus dem kleinen Kloster, der „Gallzelle", ist später das berühmte und einflußreiche Kloster St. Gallen entstanden.

Von größtem Segen aber war das Wirken Pirmins begleitet, der zur Zeit Karl Martells das Christentum unter den Alamannen vertiefte. Ihm verdankte das Benediktinerkloster der Insel Reichenau seine Entstehung. Unter den politischen Wirren mußte er die Insel verlassen. Er arbeitete dann weiter unter den Alamannen im Elsaß. Zuletzt lebte er im Frankenlande. In dem von ihm gegründeten Kloster Hornbach ist er im Jahre 753 gestorben. Pirmins Arbeit galt in der Hauptsache einem nicht mehr

heidnischen, sondern einem, äußerlich wenigstens, bereits christlichen Volke. Er wollte dasselbe losreißen von dem doch noch außerordentlich tief in Denken und Leben wurzelnden Heidentum. Eine Schrift Pirmins gewährt uns davon ein anschauliches Bild. „Nicht sofort wurden die Orte, die den heidnischen Germanen heilig gewesen waren, von ihren christlichen Enkeln vergessen: an Felsen und Bäumen, in Schluchten und bei den Wasserquellen, besonders an Kreuzwegen liebte man es zu beten und Gelübde zu lösen: dort hingen die Kranken hölzerne Bilder ihrer kranken Gliedmaßen auf: davon hofften sie Genesung oder so dankten sie für die Heilung. Mancher kräftige Zauberspruch wurde noch gesungen, mancher kräftige Zaubertrank noch bereitet, und unvergessen war die ausgelassene Freude der heidnischen Opferfeste: bis in die Kirchen drängte sich der letzte Rest derselben, der festliche Reigentanz. Am liebsten schloß man am Freitag, dem Tage der Freia, die Ehe; wer auf die Wanderung sich begeben wollte, achtete wohl, sie nur an einem Glückstage anzutreten; nicht einmal zu spinnen begann die Hausfrau, ohne daß sie den Namen der Holla über dem Rocken genannt hätte. Man segnete die Quellen, indem man Brot in das Wasser warf, und das gerodete Land, indem man Getreide und Wein über die Wurzelstöcke der Bäume ausschüttete. Immer noch galten die alten Götter als die Bürgen des Gelingens; aber auch der Glaube an die unholden Mächte, die in der Natur walten, war nicht verschwunden. Weise Frauen wußten sie in den Dienst der Menschen zu zwingen; man schützte sich gegen sie durch das Tragen von Amuletten, kräftigen Kräutern oder Bernsteinstücken. Die Kunst des Wettermachens war nicht ausgestorben. Wie hätte man darauf verzichten sollen, den Schleier der Zukunft zu lüften und wie in den Zeiten der Väter aus dem Fall des Loses, dem Flug der Vögel u. dgl. das Kommende zu erschauen?"

Wie die Alamannen, so hatten auch die Bayern in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts sich der fränkischen Oberherrschaft unterwerfen müssen. Sie bewohnten das Land vom Lech bis jenseits der Enns, vom Fichtelgebirge bis an die Etsch. Hierher hatten frühzeitig die Römer das Christentum gebracht. Zu der Zeit, als deren Herrschaft dort zusammenbrach, wirkte daselbst Severin (gestorben im Jahre 482). Woher er gekommen, wußte man nicht. Jedenfalls war er von morgenländischen Mönchen beeinflußt worden. „Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts wohnte er am Fuße der Alpen; wie er es bei den Asketen der Wüste gelernt hatte, so lebte er auch hier: nie, außer an den Festtagen, nahm er vor Sonnenuntergang Speise zu sich; auch in der strengsten Winterkälte ging er barfuß; er kannte kein anderes Lager als den auf dem Boden ausgebreiteten Mantel: voll Bewunderung staunten die Schüler, die sich um ihn sammelten, solchen asketischen Heroismus an. Aber bewunderungswürdiger war, daß die Not der Zeit aus dem Jünger der Weltentsagung einen Mann der Tat machte. Wie oft zog er sich in seine stille, zwischen Weinbergen gelegene Zelle oder in die Einsamkeit eines verlassenen Römerkastells zu asketischen Übungen zurück: aber gerade dann vernahm er jene innere Stimme, in welcher er die göttlichen Weisungen erkannte; immer wieder trieb sie ihn an, aus der Verborgenheit hervorzutreten, mit Rat und Tat dem unglücklichen Volke beizustehen. Er wäre nicht ein Mönch gewesen, wenn er nicht als Bußprediger aufgetreten wäre; aber ebensoviel lag ihm daran, das Gottvertrauen und das Selbstvertrauen der Bevölkerung zu heben und sie dazu anzuspornen, mit allen Kräften dem allgemeinen Untergang entgegen zu arbeiten. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der Armen: dazu kamen die Anforderungen zur Loskaufung der Kriegsgefangenen: es war ein kühner Gedanke, in einem Lande, das täglich mehr verarmte, alle Armen zu versorgen. Severin hatte diesen Plan gefaßt und es gelang ihm, ihn durchzuführen. Durch Mahnung und Bitten brachte er es dahin, daß jedermann den Zehnten für die Armen entrichtete. Der Klerus der Provinz förderte seine Bestrebungen, das Volk aber verehrte ihn wie einen Propheten: man glaubte, schon seine Nähe gewähre Hilfe."

Als die Bayern das Land besetzten, hielt sich die fränkische Kirche für verpflichtet, unter ihnen das Evangelium zu predigen. So hat Eustasius von Luxeuil dort gewirkt. Auch nachdem er das Land verlassen, blieben Beziehungen zwischen Bayern und dem Kloster Columbas bestehen. Während des siebenten Jahrhunderts wurde das Christentum in Bayern die herrschende Religion. Nunmehr handelte es sich darum, die Kirche in feste Ordnung zu bringen. Dieser Aufgabe sollte sich Rupert, durch Herzog Theodo im Jahre 696 von seinem Wormser Bischofssitz ins Land gerufen, unterziehen. Zwar gründete er auf den Trümmern des alten römischen Juvavum das Bistum Salzburg, aber die ihm gestellte Aufgabe vermochte er nicht zu lösen. Auch die Pläne Theodos, eine Organisation der Kirche des Landes im Einvernehmen mit dem Papste durchzuführen, verwirklichten sich nicht. Corbinian, aus Franken nach Bayern gerufen, war der Aufgabe nicht gewachsen. So blieben mangels fester Ordnungen und eines tüchtigen Klerus die kirchlichen Verhältnisse Bayerns verworrene.

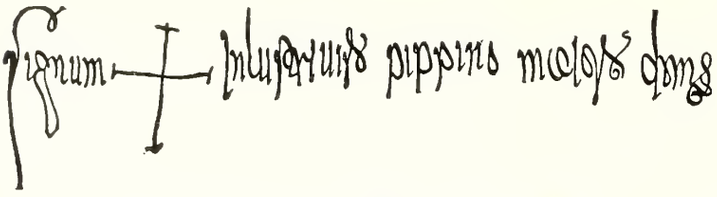
Nicht besser sah es in Thüringen aus. Zwar fand das Christentum, in seiner arianischen Gestalt dem Volke nicht unbekannt, durch die Verbindung des Landes mit Franken weitere Förderung, wenn sich auch eine planmäßige Mission dort nicht nachweisen läßt. Zum rechten Bewußtsein und zu einer Betätigung des Christentums aber war man bis zum Anfang des achten Jahrhunderts nicht gekommen. „Der Klerus war verkommen und zuchtlos, in der Ausrichtung seiner Amtspflichten ohne Treue und Gewissenhaftigkeit: es gab Priester, welche tauften, ohne nach dem Symbol zu fragen, andere, welche sich nicht scheuten, christlichen und heidnischen Priesterdienst zugleich zu verrichten: sie tauften diejenigen, welche es verlangten, sie brachten aber auch dem Wotan Opfer dar. Überhaupt sah man in der Taufe eine Art Zaubermittel; auch Heiden haben sie verrichtet. Das Volk, auch wenn es am christlichen Glauben festhielt, war halb in das Heidentum zurückgefallen: man verehrte wieder die alten Götter, ohne daß man doch den Christennamen aufgegeben hätte."

Vielfach wird ein Mann als Missionar unter den Thüringern genannt und erfreut sich noch heute großer Verehrung: Kilian von Würzburg. Auch er gehört zu den keltischen Predigern des Evangeliums, die von Irland herüber kamen. Die Geschichte seines Lebens und Wirkens ist aber in den Schleier der Sage gehüllt.

5. Der Niedergang der Kirche im Frankenreich.

Fehlte es in jenen Gebieten an einer geschickten Hand, die das, was Einzelne aufgebaut hatten, zusammenfaßte und in feste Ordnung brachte, so sollte jenseits des Rheins unter den Franken selbst eine Reformation der Kirche sich sehr bald als dringend nötig erweisen.

Das Geschlecht der Merowinger ging zu Grunde durch die Schuld seiner Sünden. Es war zu verkommen, als daß aus seiner Mitte ein Mann hervorgehen konnte, der gegenüber dem aufstrebenden Adel die alles überragende Macht des Königtums behauptete und auch die auseinanderstrebenden, nach Selbständigkeit verlangenden verschiedenen Stämme mit fester Hand zusammenhielt. Je unbedeutender die Merowinger wurden, um so höher überstieg die Macht der Hausmeier ihr Schattenkönigtum. Gab es unter ihnen einen klugen, tatkräftigen Mann, der seine Zeit verstand, so war es diesem nicht unmöglich, den Merowingern auch noch den Schatten einer Krone zu nehmen. Das versuchte bereits Grimoald, der Sohn Pipins von Landen, Majordomus in Austrasien. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der Versuch mißlang. Pipin von Heristal besiegte in einem Kampfe der Großen im Jahre 687 den Majordomus von Neustrien und wurde nunmehr Hausmeier des gesamten Frankenreichs unter dem Titel „Fürst und Herzog der Franken". Weiter zu dem ersehnten Ziele führte sein Geschlecht Pipins Sohn, Karl Martell, durch eine Großtat von mehr als nationaler Bedeutung, die ihn dem Volke und dem Adel als einen kräftigen, vom Glück begünstigten Fürsten erscheinen ließ. Karl überwand im Jahre 732 bei Tours und Poitiers die Araber und befreite dadurch die germanischen Stämme von einer ungeheuren Gefahr.



„Signum † Illustri viro pipino majore domus".

Unterschrift Pipins als Majordomus. Von einem Diplom ums Jahr 651 im Nationalarchiv zu Paris. Eigenhändig ist nur das Kreuz, das übrige von der Hand des Schreibers.

Für die fränkische Kirche freilich waren schwere Zeiten gekommen. Nicht in äußerer Trübsal. Solche hat der Kirche nie geschadet. Ihr Elend wurde vielmehr ihr großer Reichtum und die auf diesen sich stützende Macht. Beides war so groß, daß die Machthaber oder die, welche die Macht erringen wollten, damit rechnen mußten. Ebensoviel, wie die Bischöfe als die Träger jener Macht freundlich gesinnt nützen, ebensoviel konnten sie auf Seiten des Feindes stehend schaden. So wurde denn bei Besetzung eines Bistums nicht nach Tüchtigkeit und christlichem Charakter, sondern nur danach gefragt, ob der Betreffende zu den Parteigängern des Machthabers gehörte. Die Kirche verlor ihre Hirten. Tiefer und tiefer sank die Sittlichkeit im Klerus und selbst in manchen Klöstern. Das Beispiel der Großen aber mußte auf die Menge wirken. Die reichen Güter der Kirche waren vielfach den aufstrebenden Karolingern ein willkommenes Mittel, sich selbst zu bereichern oder Anhänger an sich zu fesseln. Es ist ein außerordentlich trübes Bild, das uns von dem Zustand der fränkischen Kirche um die Mitte des achten Jahrhunderts gemalt wird. Aber zur rechten Zeit sandte Gott den rechten Mann, den Reformator und Organisator zugleich: es war Bonifatius.

Dritter Abschnitt.

Bonifatius und seine Bedeutung für die deutsche Kirche.

1. Die ersten Berührungen angelsächsischer Missionare mit dem Frankenreiche.

Seit dem Jahre 449 waren die Angeln und Sachsen von der unteren Elbe und Weser nach England gezogen, hatten die Briten zurückgedrängt und sich des Landes bemächtigt. Wo das Christentum bisher geblüht hatte, wurde nunmehr wieder den Götzen geopfert. Ein fanatischer Haß trennte die beiden Völkerschaften der Briten und Angelsachsen. Eine Mission in England durch die Briten wäre undenkbar gewesen. Von Rom her sollte das Evangelium zu den Angelsachsen getragen und dadurch eine für die Folgezeit hoch bedeutsame Verbindung zwischen diesen und Rom hergestellt werden.

Gregor — der spätere Papst Gregor der Große (590—604) — sah einst, so wird uns erzählt, auf dem römischen Sklavenmarkt einige angelsächsische Knaben von schönem Antlitz und erhabenem Wuchs, deren Haut und langes Haupthaar auf edle Abkunft deutete, zum Verkauf ausgestellt. Als er erfuhr, daß sie aus Britannien und Heiden seien, beklagte er laut, daß sie mit dem leuchtenden Antlitz dem Fürsten der Finsternis preisgegeben seien, daß die Begnadigung mit solchen Gesichtszügen nicht mit der Begnadigung inneren Lichtes verknüpft sei. Auf die Nachricht, daß sie Engelländer (Angeln) genannt würden, rief er aus: und mit Recht, denn ein englisches Gesicht tragen sie und sollten der Engel Miterben in den himmlischen Reichen sein. Auf fernere Frage wurde ihm der Name ihrer Landschaft, De Ira, genannt. Gut, sagte er, de ira eruti, der Verdammnis entrissen und zu der Barmherzigkeit Christi berufen! Und als man ihm berichtete, ihr König heiße Älla: Alleluja, sprach er, das Lob Gottes, der die Welt erschaffen, soll in jenem Lande gesungen werden. Was Gregor damals gelobt, hat er als Papst ausgeführt. Er sandte im Jahre 596 den Benediktinermönch Augustinus mit vierzig Genossen nach England. So schwierig das Werk der Mission auch am Anfang erschien, es ward doch von einem ungeahnten Erfolg gekrönt, und wenn auch ein Jahrhundert verging, bis alle Stämme das Christen-

tum angenommen hatten, so konnte doch bereits Gregor sich darüber freuen, „daß die Einwohner Britanniens, deren Sprache bisher nur heidnischen und barbarischen Zwecken gedient, nun zum Lobe Gottes das hebräische Halleluja jubelten, daß der Ozean der Heiden und seine Seeräuber, welche die Fürsten dieser Welt nicht mit dem Schwerte hatten bändigen können, nunmehr durch die Furcht Gottes mit einfachen Worten seiner demütigen Diener gezähmt worden."

Es lag in der Geschichte der Bekehrung Englands begründet, daß man dort eine Unterordnung unter Rom als selbstverständlich, ja als zum Begriff der christlichen Kirche gehörig ansah. Im Frankenreiche war man gänzlich anderer Meinung. Zwar hatte es der Papst versucht, Einfluß auf die fränkische Kirche zu gewinnen. Als Burgund im Jahre 534 und ein großer Teil des von den Goten besetzten Südgallien im Jahre 536 an das Frankenreich kam, wurde ihm eine Kirche einverleibt, die in innigster Verbindung mit Rom stand. Es war nun die Frage, ob diese Verbindung aufhören oder nunmehr auf die fränkische Kirche übertragen werden sollte. Der Papst hoffte das letztere zu erreichen. Er ernannte einen fränkischen Bischof zu seinem Vikar und erteilte ihm in hochtrabenden Worten hervorragende Vollmachten und Pflichten. Der König widersprach dem nicht ausdrücklich, kümmerte sich aber in der Praxis nicht im mindesten um das, was auf dem Papiere stand. „Der Stellvertreter des Papstes sollte die Befugnis haben, Synoden zu berufen und ihnen zu präsidieren: aber regelmäßig berief sie der König, und daß der päpstliche Vikar den Vorsitz führte, ist eher Ausnahme als Regel. Er sollte die Disziplinargewalt über die Bischöfe üben: aber regelmäßig pflegte der König das Gericht über Bischöfe Synoden zu übertragen, die er selbst berufen hatte. Er sollte über Irrungen im Glauben nach Rom berichten, um eine Entscheidung von dort zu erholen; aber die fränkischen Bischöfe entschieden auch hier selbständig." Man hatte also das ganz richtige, natürliche Empfinden, daß des Papstes hochzuhaltende Autorität eine moralische sei, daß er aber in Sonderangelegenheiten der nationalen Kirche, mochten sie sogar den Glauben betreffen, sich nicht zu mischen habe. Das Papsttum wiederum verzichtete auf den Versuch, jetzt Rechte zu erstreiten, deren Begründung es nicht erweisen konnte. Es begnügte sich damit, Forderungen als zu Recht bestehend aufzustellen, sah, wo die staatliche Macht entgegentrat, davon ab, sie durchzuführen, aber hütete sich, etwas zurückzunehmen. Auch aus dem Alter und der steten Wiederholung konnte vielleicht einmal die Berechtigung seiner stolzen Ansprüche abgeleitet werden.

Durch die angelsächsische Mission auf fränkischem Boden sollte die fränkische Kirche in nähere Beziehung zu Rom gebracht werden. Das Christentum hatte, wie wir oben hörten, unter den Friesen einen verheißungsvollen Eingang gefunden. Als aber die Friesen die fränkische Herrschaft auf einige Zeit abschüttelten, kehrten sie zum Heidentum zurück. Da versuchte die angelsächsische Kirche, dieses Volk dem Christentum wieder zu gewinnen. Der Sachse Willibrord ist nach vergeblichen Versuchen anderer der Missionar Frieslands geworden.

Willibrords Vater, der Sachse Wilgils, war ganz von den asketischen Gedanken seiner Zeit erfüllt. Er ist später selbst in die Einsamkeit gegangen. Viele strömten zu dem Einsiedler, der an der Mündung des Humber ein kleines Oratorium gebaut hatte und selbst Wunder zu vollbringen vermochte. Des Vaters Geistesrichtung war auf den Sohn übergegangen. Willibrord, im Kloster Ripon erzogen, nahm als unumstößliche Gewißheit in sich auf, daß die Kirche notwendig mit Rom verbunden sein müsse. Er hat danach zeitlebens gehandelt. Willibrord wurde Mönch und ging nach Irland, um Ecgberets Schüler zu werden. Nachdem er zwölf Jahre bei diesem gelebt, übernahm er es, den Versuch Ecgberets, die Friesen zu bekehren, von neuem zu wagen. Die Zeit war allerdings hierzu denkbar ungünstig. Die Friesen waren den Franken im Kampfe unterlegen. Das Christentum galt ihnen als etwas zur fränkischen Nation gehöriges und war ihnen darum verhaßt. Willibrord mußte sich mithin darauf beschränken, denjenigen Friesen, die sich willig der fränkischen Herrschaft untergeordnet hatten, das Evangelium zu predigen. Er suchte und erhielt hierzu den Schutz Pipins, der in einer festgeordneten friesischen Kirche zugleich eine Schutzwehr fränkischer Herrschaft erblickte. Willibrord aber handelte dem Grundsatze, in dem er erzogen war, entsprechend und holte sich in Rom die ausdrückliche Erlaubnis des Papstes zu seinem Unternehmen. Willibrords Werk war von Erfolg gekrönt. Pipin war völlig damit einverstanden, daß ganz Friedland eine besondere Kirchenprovinz würde. Nach seinem eigenen Wunsch geschah es, daß Willibrord 695 sich vom Papst zum Erzbischof ordinieren ließ. Die politischen Wirren haben zwar die Christianisierung des Landes verlangsamt, aber nicht aufzuhalten vermocht. Als Willibrord im Jahre 739 starb, konnte er auf ein großes, wichtiges Werk zurückblicken. War auch nicht das ganze Friesenvolk bekehrt, so hatte doch das Christentum in dem fränkischen Teile eine feste Stätte und geordnete Formen gefunden. War die Verbindung der friesischen Kirche mit Rom auch nicht dauernd und vollständig, so konnte Willibrord sich doch sagen, daß er getan habe, was ihm zu tun möglich gewesen. Mit viel größerem Erfolge sollte diese Bestrebungen Wynfrith fortsetzen, der drei Jahre hindurch an Willibrords Seite in Friesland gearbeitet hatte.

2. Wynfriths Jugend und seine Arbeit in Thüringen und Hessen.

Einem edlen sächsischen Geschlecht entstammend, wurde Wynfrith zwischen 675 und 683 in der Grafschaft Wessex geboren. Nicht durch seine Eltern, sondern durch fromme Priester und Mönche wurde die geistliche Richtung genährt und gepflegt, die sich frühzeitig bei dem Knaben zeigte. In den Klöstern Adescancastre und Nhutscelle wuchs er auf. Besonders das letztere, dessen Abt Wynbercht sich durch vorzügliche Geistesbildung auszeichnete, wurde für ihn von Bedeutung. Aus dem Schüler wurde bald ein Lehrer. Man erkannte das Predigttalent des jungen Mannes und weihte ihn zum Priester. Großen Einfluß auf Wynfrith gewann auch der gelehrte, wissenschaftlich vielseitige, höhere Bildung mit dem Mönchtum vereinende Aldhelm. Auch dieser Mann war überzeugt, daß die Kirche unbedingt in Gemeinschaft mit Rom stehen müsse. Bedeutende Männer hatten Wynfriths Talente erkannt. Mancher weissagte ihm eine glänzende Lauf-

bahn. Aber nicht in der Heimat wollte Wynfrith bleiben. „Es mag die Sehnsucht nach der Ferne, es mag der Drang nach Tätigkeit, der sicher in dem zum Organisator geborenen Mönche lebte, mitgewirkt haben, aber wenn es so war, so verkleideten sich die Motive in die Überzeugung, daß nur, wer alles verläßt, ein vollkommener Christ sei: wie hundert vor und nach ihm führte ihn das mißverstandene Wort in die Ferne, daß man um Christi willen die Eltern und das Vaterland verlassen müsse." Mit einigen Genossen zog Wynfrith nach Friesland. Bald erkannte er, daß hier zur Zeit sein Wirken aussichtslos war, und kehrte nach Hause zurück. Mit Freuden begrüßten ihn die Brüder im Kloster Nhutscelle und beriefen ihn in das gerade frei gewordene Amt des Abtes. Wynfrith nahm die Wahl nicht an. Er wußte sich berufen zu einem Wirken nicht in der Heimat, sondern in der Ferne.

Im Spätherbst des Jahres 718 zog Wynfrith nach Rom. Vom Papste wollte er sich für sein Wirken beauftragen lassen. Im Mai 719 ermächtigte ihn Gregor II., den Heiden das Evangelium zu predigen und verpflichtete ihn zugleich, was er tun würde, im steten Einvernehmen und in Unterordnung unter Rom zu tun. Aber der Auftrag des Papstes war nicht allgemein lautend. Er wies Wynfrith ein bestimmtes Arbeitsgebiet, und zwar Thüringen an. Damit verschob sich Wynfriths Aufgabe. Er hatte den Heiden das Evangelium predigen wollen. Jetzt sollte er in einem bereits als christlich geltenden Lande arbeiten, nicht um das Christentum zu bringen, sondern um die bestehende Kirche zu reformieren, zu organisieren und Rom unterzuordnen. Wynfrith, oder nennen wir ihn mit seinem bekannteren Namen Bonifatius, der bei jenem Aufenthalt in Rom zum erstenmal genannt wird, war klug genug, daß er bald erkannte, auf den Auftrag des Papstes allein sich stützend werde er nicht viel ausrichten, ein erfolgreiches Wirken sei nur auf Grund der Autorisation durch das staatliche Oberhaupt zu erhoffen. So machte er sich auf den Weg an den fränkischen Hof, um Karl Martells Zustimmung zu seinem Wirken zu erlangen. Auf dem Wege dahin erfuhr er, daß der franken- und christentumsfeindliche Friesenfürst Radbod gestorben sei. Jetzt meinte er, sei dem Evangelium unter den Friesen eine weite Tür aufgetan. So zog er den Rhein hinab zu Willibrord und arbeitete drei Jahre an dessen Seite. Für immer dort zu bleiben und Willibrords Nachfolger zu werden lehnte er ab. Er fühlte sich gebunden durch den Auftrag des Papstes.

So kehrte Bonifatius nach Deutschland zurück und begab sich nach Hessen. Der rasche Erfolg seiner Tätigkeit ließ ihn bald an die Organisation der hessischen Kirche denken. Er beabsichtigte, diese und die thüringische Kirche unter einem Bistum zu vereinen. Hierzu bedurfte er der Zustimmung Roms und Karl Martells. Der Papst, der Bonifatius' Tätigkeit zu schätzen wußte, forderte ihn auf, nach Rom zu kommen, um hier die bischöfliche Ordination zu empfangen. Unterwegs hat vermutlich eine Besprechung zwischen Bonifatius und Karl Martell stattgefunden, der, ohne etwas von der geplanten bischöflichen Ordination zu erfahren, sich mit Bonifatius' Organisationsplänen einverstanden erklärte. Im November 722 wurde Bonifatius zum Bischof geweiht und auch bei dieser Gelegenheit verpflichtet, der römischen, auf die Herrschaft über die gesamte Kirche gerichteten Politik zu dienen. Mit der Ordination Bonifatius' hatte der Papst tatsächlich in die im fränkischen Reiche geltende Gepflogenheit eingegriffen. Von den Ansprüchen im Wort war er zum Anspruch in die Tat übergegangen. Ohne das Oberhaupt des Staates zu fragen, hatte er für fränkisches Gebiet einen Bischof ernannt und ordiniert. Ohne weitere Erörterung das, was er getan, als sein Recht voraussetzend, schrieb er an Karl Martell, für Bonifatius Schutz und Unterstützung erbittend. Die gleichen Ansprüche setzte der Papst als zu Recht bestehend in einem Schreiben an einige Thüringer Christen voraus. „Wir haben Bonifatius, unseren teuren Bruder," so heißt es darin, „zum Bischof geweiht, ihn über die apostolischen Einrichtungen unterwiesen und zur Förderung eures Glaubens euch zum Prediger bestimmt. Wir wollen und mahnen, daß ihr in allen Stücken ihm gehorsam und mit ihm eines Sinnes seid zur Vollendung eures Heiles." Karl Martell hat die Ansprüche des Papstes völlig unerörtert gelassen. Er erkannte Bonifatius als Bischof an und stellte ihm einen Schutzbrief aus, aber ohne irgendwie des Papstes Erwähnung zu tun und nicht weil der Papst, sondern weil Bonifatius darum gebeten hatte. Karl wußte also geschickt das Dazwischentreten des Papstes und seiner Ansprüche zu ignorieren, ohne sich für oder wider zu erklären.

Aus Bonifatius' weiterer Tätigkeit unter den Hessen ist die Fällung der heiligen Eiche zu Geismar bekannt. Sie kennzeichnet deutlich seine Missionsmethode: er glaubt die Heiden leichter dem Christentum zugänglich zu machen, wenn er sie zuerst von der Machtlosigkeit ihrer Götter überzeugt hat. Hier war Bonifatius gegen den Fanatismus der Heiden durch Karls Schutzbrief gesichert. Wir hören am Ende seines Lebens, daß eine derartige Tat auch anders verlaufen konnte. In Hessen geriet Bonifatius auch in Kollision mit dem fränkischen Bischof Gerold von Mainz — es zeigten sich zum erstenmal die Folgen der ungerechtfertigten päpstlichen Ansprüche. Hier mußte der Papst selbst seine Unfähigkeit erkennen, den Streit zu schlichten. Aber er verstand es, auch diese Angelegenheit für seine Absichten auszubeuten, indem er über Karl Martell sich stellend diesem riet, den Mainzer Bischof in seine Schranken zu verweisen. Karl scheint im Sinne des Papstes den Streit geschlichtet zu haben.

Im Jahre 724 konnte Bonifatius Hessen verlassen und sich nach Thüringen begeben. Hier fand er unter den christlichen Priestern, die eine Beugung unter Rom und die Einheit römischer Formen nicht für nötig hielten, Widerstand, trug aber den Sieg davon. Eine Menge Fragen galt es nunmehr zu lösen. Nach seiner Verpflichtung durfte Bonifatius nichts ohne Einvernehmen und Unterordnung unter den Papst tun. Er verfuhr nach seiner Pflicht. Nach römischen Vorschriften wurde alles geregelt. Bonifatius' Wirken war auch in Thüringen gesegnet. Zu Ohrdruff gründete er das erste thüringische Kloster. Bald konnte er die kirchlichen Verhältnisse Thüringens in sachgemäßer Weise regeln. „Beinahe ein Jahrzehnt hat Bonifatius als Bischof in Hessen und Thüringen gearbeitet. Die Zeit reichte hin, um diese Gebiete für immer für das Christentum zu gewinnen: die Kirche im mittleren Deutschland ist sein Werk."

3. Bonifatius' Wirksamkeit in der bayrischen und fränkischen Kirche.

Auch der Nachfolger Gregors II., Gregor III., verfolgte die kirchlichen Vorgänge in Deutschland mit größter Aufmerksamkeit. Er ernannte Bonifatius im Jahre 732 zum Erzbischof. Als solcher konnte dieser sich nicht nur selbständig Gehilfen in seiner Arbeit suchen und berufen, sondern auch Bischöfe in ihr Amt einsetzen. Eine Reihe von Mitarbeitern, Männer und Frauen, erhielt Bonifatius aus den befreundeten, gleichgesinnten Kreisen Englands. Der bekannteste unter ihnen ist Lul, der einst in Nhutscelle Bonifatius zu Füßen gesessen hatte. Es war Lul in seiner Jugend ähnlich wie Luther ergangen. Ihn drückte das Bewußtsein von Sünde und Schuld. Längere Krankheit lenkte noch mehr den Blick in das Innere. In Rom

Bonifatius fällt eigenhändig bei Geismar in Hessen die Donnereiche und vollendet damit den Sieg des Christentums über das Heidentum. Nach dem Gemälde von H. Heß.

am Grabe des Petrus suchte Lul Vergebung seiner Sünde. Dort scheint er der Gnade Gottes gewiß geworden zu sein. Vielleicht unmittelbar von Rom aus ist Lul zu Bonifatius gegangen, der ihn als seinen zukünftigen Mitarbeiter freundlich aufnahm und ihm dann sein Arbeitsfeld anwies. Auch eine Anzahl frommer Frauen, unter denen besonders Lioba Erwähnung verdient, kamen aus England herüber. Nun erklang aller Orten die Predigt des Evangeliums. Klöster wurden gegründet, in denen die in England heimische Bildung ihre Pflege fand. Das erste war Fritzlar in Hessen. Im Maingebiet erstanden drei Frauenklöster: Tauberbischofsheim, Kitzingen und Ochsenfurt. So zeigte in der Tat das Christentum in Hessen und Thüringen eine herrliche Blüte. Zur Bildung von Bistümern kam es erst im Jahre 741. Als deren Sitze wurden Buraburg (zwischen Fritzlar und Amöneburg), Würzburg und Erfurt bestimmt. Besonders Würzburg wurde reich ausgestattet. Fünfundzwanzig Kirchen wurden diesem Bistum übertragen, großer Grundbesitz und viele Jahreseinkünfte ihm überwiesen. Wie ganz anders sah es zur gleichen Zeit noch in anderen Teilen des Frankenreiches aus: „Während dort die Stifter von Äbten, die nicht lesen noch schreiben konnten, verwüstet wurden, mehrten sich hier die Klöster, die zwar arm, aber Sitze der Studien und Bildung waren, während dort die Bischöfe in den weltlichen Angelegenheiten aufgingen, stand hier ein Mann an der Spitze, der mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit seine geistlichen Pflichten erfüllte."

In Hessen und Thüringen waren die Verhältnisse der Kirche so geordnet, daß Bonifatius' stete Gegenwart nicht mehr unbedingt nötig war. Bonifatius' Blick lenkte sich wieder auf Bayern. Aber hier zu wirken, war jetzt aussichtslos, da Herzog Hucbert dem Christentum gegenüber eine unfreundliche Stellung einnahm, ohne Anlehnung an die staatliche Gewalt aber erfahrungsgemäß nichts zu erreichen war. Da erwachte der alte Eifer für die Heidenmission wieder in dem rastlos tätigen Mann. Er wollte diesem Drange aber nicht folgen ohne die ausdrückliche Zustimmung des Papstes und begab sich deshalb nochmals nach Rom. Gregor war anderer Meinung als Bonifatius und wollte es sich nicht entgehen lassen, diese außerordentliche Kraft auch weiterhin für die Geltendmachung der römischen Universalansprüche auf deutschem Boden zu verwerten. Bonifatius sollte nunmehr auch die bayrische und alamannische Kirche organisieren und dem Stuhle Petri unterordnen. Des Papstes Gebot war für ihn entscheidend. In Rom selbst suchte er sich Mitarbeiter aus. Wir kennen vor allem unter ihnen Wunnibald und dessen später gleichfalls in die Arbeit des Bonifatius eintretenden, um ein Jahr älteren Bruder Willibald, Söhne eines vornehmen Angelsachsen. Drei Jahre alt war Willibald in eine schwere Krankheit gefallen. Da trugen ihn die Eltern unter das Hochkreuz, das im Freien errichtet, die Gebetsstätte ihres Gutes bezeichnete. Würde der Knabe genesen, so sollte er dem Herrn geweiht sein.

Willibald genas. Als er fünf Jahre alt war, brachten ihn die Eltern in das Kloster Waldheim. Im Kloster wuchs der Knabe unter denselben Einflüssen wie einst Bonifatius heran. Auch ihm erschien es als eine höhere Vollkommenheit, wenn er nicht gemächlich im Kloster sitze, sondern hinausgehe in die Welt zu mühseliger Pilgerfahrt. Nicht nur der Bruder Wunnibald, selbst der Vater, des Sohnes Zureden nachgebend und Weib und Kind verlassend, und eine Anzahl anderer Leute schlossen sich ihm an. Im Jahre 720 machte man sich auf nach Italien. In Lucca erlag der Vater den Beschwerden der Wanderung. Die übrigen zogen weiter nach Rom. Während Wunnibald sich von dieser ihm heiligen Stadt nicht trennen konnte und in ein römisches Kloster eintrat, trieb es Willibald weiter nach dem heiligen Lande. Zu ernster Arbeit wurde Wunnibald durch Bonifatius aus seinem Kloster gerufen. Die geistliche Versorgung von sieben Kirchen Thüringens wurde ihm übertragen.

Als Bonifatius aus Rom wieder nach dem Norden zog, hatten sich die Verhältnisse in Bayern gänzlich geändert. Der christentumsfeindliche Herzog Hucbert war gestorben. An seiner Stelle hatte Karl Martell Odilo eingesetzt. Dieser rief jetzt Bonifatius ins Land, damit er die kirchlichen Angelegenheiten ordne. So wurden denn nun die Bezirke der Diözesen abgegrenzt, Bischöfe gewählt und der Klerus visitiert. Zu Bischofssitzen bestimmte man Passau, Regensburg, Salzburg und Freising.

Karl Martell hat seine Stellung den kirchlichen Herrschaftsgelüsten Roms gegenüber niemals geändert. Seine Diplomatie war der päpstlichen gewachsen. Darum verzeichnete die Macht Roms keine Fortschritte in Franken, aber auch ein feindlicher Zusammenstoß wurde vermieden. Karl bewahrte auch strenge Neutralität, als Gregor III. durch eine mit reichen Geschenken ausgestatteten Gesandtschaft versuchte, ihn zur Hilfe gegen den Longobarden Liutprand zu bewegen und ihm die Rolle eines Schutzherrn der Kirche Roms und des Papstes aufzudringen. Karl erwiderte die Geschenke, aber hütete sich, durch Parteinahme für den Papst sich einen ihm wertvollen Bundesgenossen zum Feinde zu machen. Der Gedanke Gregors, eine Verbindung der Franken und des Papsttums herbeizuführen, verwirklichte sich nicht, jetzt noch nicht.

Beide Männer, Gregor und Karl, starben im Spätherbst 741. Wenn ein Papst starb und ein anderer an seine Stelle trat, so änderte sich damit die Politik des Papsttums nicht. Das ist für die Machtentwicklung Roms von ungeheurer Bedeutung gewesen. Anders in weltlichen Reichen! Die Söhne und Nachfolger Karl Martells nahmen der Kirche gegenüber eine andere Stellung ein. Damit wurde auch die Stellung zu Rom eine andere. Ganz allmählich öffneten sich die Pforten des Frankenreichs und der fränkischen Kirche dem Einfluß des Papsttums.

Wie Karl Martell es selbst bestimmt, teilten sich seine Söhne in die Regierung des Frankenreiches. Karlmann, der Ältere, herrschte nunmehr in Austrasien, Schwaben und Thüringen, Pipin in Neustrien und Burgund. Karlmann, wie sein Bruder in einem Kloster erzogen, war von lebhaftem Interesse für die kirchlichen Angelegenheiten beseelt. Sofort ging er ans Werk, die Kirche seines Landes durch Bonifatius reformieren zu lassen. Im Jahre 742 berief er eine Synode, zu der die Großen und die Bischöfe des Reiches eingeladen wurden. Von den letzteren erschienen diejenigen nicht, welche dem Gedanken einer kirchlichen Reformation ablehnend gegenüberstanden. Um so leichter war es, Beschlüsse zu fassen, da auf der Synode selbst kein Widerspruch sich erhob. Mit der Reform des Episkopats sollte die Reform der Kirche beginnen. Unter dem Klerus und den Mönchen sollte strenge Zucht gehalten werden. Auch dem Heere sollte in Zukunft die geistliche Versorgung nicht fehlen. Die Reste des Heidentums in den Gemeinden sollten streng bekämpft werden. Bei allen Beschlüssen aber war Karlmann darauf bedacht, seine landesherrliche Autorität zu bewahren und jede Form zu vermeiden, aus der Rom die Anerkennung irgend eines Anspruches hätte ableiten können. Karlmann erklärte, daß er Bonifatius zum Erzbischof eingesetzt habe. Auch die vorher bestellten Bischöfe sollten als von ihm eingesetzt gelten. Die Synodalbeschlüsse wurden als seine Verordnungen bekanntgegeben. Es war also durchaus eine fränkische Nationalsynode, die abgehalten worden war, und auch dieser gegenüber hatte Karlmann die Oberhoheit der staatlichen Gewalt mit allem Nachdruck festgehalten. „Daß Bonifatius sich unter diesen Verhältnissen der Teilnahme nicht entzog, ist das beredteste Zeugnis dafür, daß er nicht nur Erweiterung der römischen Macht, sondern vor allem die hochnötige Reform der kirchlichen Dinge erstrebte. Er dachte über den Umfang der päpstlichen Rechte anders als Karlmann: aber das hinderte ihn nicht, mit diesem vereint an der Besserung der kirchlichen Lage zu arbeiten. Dadurch diente er der fränkischen Kirche; indirekt kam es auch den Interessen Roms zu gute; denn daß der römische Einfluß dadurch stieg, daß Karlmann ihn als austrasischen Erzbischof anerkannte, war unausweichlich. Darin lag die Vorbereitung für neue rechtliche Gestaltungen, zunächst war es aber nichts anderes als eine Vermehrung des moralischen Ansehens, das Rom bisher auch genossen hatte." So leicht aber jene Beschlüsse gefaßt worden waren, so schwer war es, sie durchzuführen. Nicht nur am Hofe, sondern auch bei den auf Karl Martells Standpunkt beharrenden Bischöfen von Mainz und Trier, sowie bei allen, die den „Fremden an der Spitze der deutschen Kirche" haßten, fand Bonifatius Widerstand. „Ihr sollt wissen", so schrieb er, „daß unser Pilgerwandel durch mancherlei Stürme beunruhigt wird. Überall Mühe, überall Kummer. Draußen Kampf und im Innern Angst. Das Schwerste von allem aber ist doch, daß die Hinterlist falscher Brüder die Schlechtigkeit der ungläubigen Heiden weit übertrifft." Und wie bitter beklagt er sich, daß der ihm persönlich abgeneigte Klerus nicht einmal zur Überwindung des Heidentums ihm die Hand reicht: „Unsere Mühen und unsere Kämpfe mit den Heiden und mit der wüsten Volksmasse berühren sie nicht; dagegen wenn ein christlicher Priester oder Diakon, Kleriker oder Mönch vom Glauben und von der Wahrheit abfällt, dann heben sie gemeinsam mit den Heiden an, die Söhne der Kirche zu schmähen. Das ist ein schreckliches Hindernis für das Evangelium von der Herrlichkeit Christi."

Trotzdem schritt die Reform der fränkischen Kirche vor-

wärts. Eine ganze Reihe austrasischer Bistümer wurden neu besetzt. Allerdings mußten einige mit einer Klosterabtei verbunden werden, da das Besitztum der Kirche durch Karl Martell geschwächt worden war und in seinem vollen Umfange ohne erhebliche Verwirrungen durch Karlmann nicht wiederhergestellt werden konnte. Eine zweite Synode im Jahre 743 setzte die Reformarbeit fort.

Inzwischen bot sich dem Papste Zacharias Gelegenheit zu einem Versuch, unmittelbaren Einfluß in Bayern zu gewinnen. Odilo geriet in Feindschaft mit Karlmann und Pipin. Er duldete es gern, daß der Papst in die kirchlichen Verhältnisse des Landes unmittelbar eingriff. Dadurch wurde das Band zwischen der Kirche Bayerns und Bonifatius, damit auch ein Band zwischen Bayern und dem Frankenreiche gelockert. Es kam zum offenen Kampfe. Da versuchte der Papst zum ersten Mal in der Weltgeschichte sich zum Schiedsrichter über weltliche Angelegenheiten zu erheben. Er nahm in plumper Weise Partei für Odilo und gebot den Franken, die Waffen niederzulegen und Bayern zu verlassen. Pipin kümmerte sich nicht darum. Nach errungenem Siege behandelte er des Papstes Sendling als einen Betrüger und gab damit Zacharias Gelegenheit, sich — allerdings in wenig rühmlicher Weise — aus der für ihn sehr unangenehmen Situation zu ziehen. In dem nunmehr an Franken fallenden Teile Bayerns, das in der letzten Zeit fast volle Selbständigkeit sich bewahrt hatte, wurde das Bistum Eichstätt gegründet. Dort hatte der oben erwähnte Willibald im Jahre 740 im Einvernehmen mit Bonifatius ein Kloster errichtet. Jetzt wurde ihm das Bistum übertragen. Willibald rief seine Geschwister Wunibald und Walpurgis in seine Diözese. Diese gründeten das einflußreich gewordene Doppelkloster Heidenheim und übernahmen dessen Leitung. Aber auch in dem Odilo verbliebenen Teile Bayerns wurde hinfort der von Franken aus betriebenen Reform und Organisation der Kirche kein Hindernis mehr in den Weg gelegt.

Die Gründung des Klosters Fulda durch Bonifatius.
Nach einer Zeichnung von Rethel.

Auch in Neustrien wurden die kirchlichen Verhältnisse geordnet. Pipin hat gleichfalls sich der Hilfe und des Rates des Bonifatius bedient, wenn auch ohne ihm ein Amt in der Kirche seines Reiches zu übertragen. Pipin ernannte im Jahre 743 Erzbischöfe für Reims, Sens und Rouen. Das Jahr darauf berief er eine Synode nach Soissons. Nicht weniger als 23 Bischöfe waren auf derselben anwesend. Hier wurden ähnliche Beschlüsse wie in Austrasien gefaßt und in derselben Weise wie dort die landesherrliche Oberhoheit über die Kirche hervorgehoben.

Trotzdem räumte man in Franken ohne weiteres dem Papste die höchste Autorität in Sachen des Glaubens und der kirchlichen Sitte ein. Karlmann und Pipin suchten bei Zacharias Auskunft über die Frage der unerlaubten Ehen. Noch weit mehr zeigte sich das in dem Kampfe, den Bonifatius gegen zwei seiner Gegner, Adelbert und Clemens, beide im Besitze der bischöflichen Ordination, zu führen hatte. Der erstere, eine eigentümliche, an die „Propheten" der Reformationszeit erinnernde Erscheinung, übte durch seine Predigten, die allerdings nicht der kirchlichen Lehre entsprachen und auch nicht in die kirchliche Ordnung wiesen, in Neustrien einen großen Einfluß auf das Volk aus, das ihn als seinen „heiligen Apostel, Patron und Fürbitter, als einen Mann, der Zeichen und Wunder verrichte", verehrte. Clemens, ein katholischer Priester, der in Austrasien tätig war, trat, selbst in der Ehe lebend, mit aller Entschiedenheit für die Priesterehe ein, eiferte gegen die Autorität der Kirchenväter Augustin und Hieronymus und wich, immer auf die Bibel sich berufend, auch in anderen Punkten von der Kirche und ihrer in Rom anerkannten Lehre ab. Bonifatius rief gegen beide die weltliche Macht zu Hilfe. Sie wurde ihm gewährt. Beide Gegner büßten ihr Vergehen in Klosterhaft. Bald jedoch aus derselben befreit, standen sie als Märtyrer da und hatten noch mehr Anhang als zuvor. Nunmehr sollte über sie, wie über einen anderen Gegner des Bonifatius, den Bischof Gewilip von Mainz, der an einem Sachsen Blutrache geübt hatte, auf einer gemeinschaftlichen Synode Austrasiens und Neustriens im Jahre 745 verhandelt werden. Über alle drei sprach sie das Urteil. Man nahm ihnen ihre bischöfliche Würde und übergab sie der Haft des Klosters. Zugleich gründete man für Austrasien ein Erzbistum, als dessen Sitz Köln und als dessen Inhaber Bonifatius, der Erzbischof ohne festen erzbischöflichen Sitz, in Aussicht genommen wurde. Auf Wunsch Karlmanns und Pipins erklärte Papst Zacharias seine Zustimmung zu der Gründung des Erzbistums.

Lag bereits darin eine Anerkennung der Macht Roms, so läßt sich daraus, daß Gewilip gegen Bonifatius und Bonifatius gegen Adalbert und Clemens, die aus der Klosterhaft entwichen waren, an den Papst appellierten,

erkennen, daß der Gedanke, der Papst sei der oberste Schiedsrichter, fast völlige Geltung gewonnen hatte.

Einen tiefen Schmerz bereitete es Bonifatius, daß des Papstes Ansehen ihm trotzdem nicht zur Erfüllung seines Lieblingswunsches verhelfen konnte. Der erzbischöfliche Stuhl von Köln, der ihm wegen der Mission unter den Friesen besonders wertvoll war und auf den er nach den Beschlüssen jener gemeinsamen Synode sicher rechnen zu können meinte, wurde mit einer anderen Person besetzt. Er mußte als „Erzbischof" sich mit dem „Bistum" Mainz begnügen. Erst im Jahre 780 ist Mainz zum Erzbistum erhoben worden.

Wohl war in keinem Falle in rechtlicher Form des Papstes Macht und Entscheidung als bindend für die fränkische Kirche anerkannt worden. Aber trotzdem war Roms Ansehen stetig gewachsen und galt mehr und mehr, ob auch der rechtlichen Grundlage entbehrend, als selbstverständlich. Das zeigte sich deutlich auf der letzten Synode, die Bonifatius geleitet hat, im Frühjahr 747. Dieselbe erklärte, „daß die Versammelten den katholischen Glauben, die Einheit mit der römischen Kirche und die Unterwerfung unter sie bis zu ihrem Lebensende bewahren wollten; dem heiligen Petrus und seinen Stellvertretern wollten sie untergeben sein, in allen Stücken sei ihr Begehren, die Gebote des Apostelfürsten treulich zu erfüllen, damit sie zu den ihm anvertrauten Schafen gezählt würden." Mit Recht durfte der Papst über diese einstimmig gefaßte Erklärung erfreut sein. Er gab dem Ausdruck in einem Briefe an Bonifatius: „Wir haben die Urkunde des wahren und orthodoxen Bekenntnisses und der katholischen Einheit, welche Deine ehrwürdige Brüderlichkeit mit den von uns heiß geliebten fränkischen Bischöfen an uns gesandt hat, empfangen. Und da wir sie öffneten, wurden wir mit übergroßer Freude erfüllt und wir sagen Gott dem allmächtigen Vater unaussprechlichen Dank; denn es hat ihm gefallen, sie alle einmütig zu unserer Gemeinschaft zurückzurufen, damit ihre geistliche Mutter, die heilige Kirche, Freude habe."

4. Bonifatius' Lebensende.

Fern von den großen kirchlichen Angelegenheiten, sich zurückziehend auf die Arbeit in seiner Diözese, das Werk seines Mannesalters überschauend und prüfend hat Bonifatius die letzten Jahre seines Lebens vollbracht.

In diesen Jahren galt sein besonderes, liebevolles Interesse seinem Kloster Fulda. Als Bonifatius kurze Zeit während der Herrschaft Hucberts in Bayern zu wirken versuchte, wurde ihm der Sohn eines bayrischen Adeligen, Namens Sturm, zugeführt. Bonifatius übergab ihn zu seiner weiteren Ausbildung dem Kloster Fritzlar in Hessen. Die Lehrer und insbesondere Bonifatius selbst, dem in Sturm sein Lieblingsschüler heranwuchs, hatten ihre Freude an dem Jüngling. „Wie es in der Schrift heißt, gedachte er Tag und Nacht des Gesetzes des Herrn; tiefsinnig im Verständnis, scharf im Denken, vorsichtig im Reden, schön von Ansehen, gesetzten Ganges, guten Anstands, ausgezeichnet durch reinen Wandel, Liebe, Demut, Sanftmut, Lebhaftigkeit nahm er alle Herzen gefangen." Sturm wurde zum Priester geweiht; mit großem Erfolg predigte er in der Umgebung des Klosters. Bonifatius glaubte, Sturm werde einst, wie er selbst es getan, hinausziehen, die Beschwerden der Heidenpredigt auf sich zu nehmen. Aber als dieser drei Jahre hindurch gepredigt hatte, erwachte in ihm das sehnliche Verlangen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nachdem er lange eine passende Stelle zu einer stillen Klause gesucht, glaubte er den rechten Ort in Eichloh gefunden zu haben. Karlmann schenkte Grund und Boden und im Mai 744 begann Bonifatius dort eine Kirche zu bauen. Es entstand das Kloster Fulda. „Diesen Ort," so schrieb er später, „habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur wenige Tage, meinen müden Leib pflegen und nach meinem Tode ruhen." In Italien studierte Sturm die Einrichtungen der Klöster. Als er zurückkam, stand in ihm die Absicht fest, aus Fulda eine Musterstiftung für ganz Deutschland, eine Stätte asketischer Frömmigkeit nach dem Vorbilde der Benediktinerklöster Italiens zu machen. „Bonifatius weilte jedes Jahr einige Zeit in Fulda. Auch seinen Lieblingswunsch erfüllte ihm der Papst, dieses Kloster unmittelbar dem päpstlichen Stuhle zu unterstellen, und Pipin erkannte diese Sonderstellung an, obgleich eine solche bisher wohl für italienische und englische Klöster gewährt worden, im Frankenreich aber noch neu war und auch vereinzelt blieb."

Im Jahre 752 legte Bonifatius sein Mainzer Bischofsamt nieder. Mit Erlaubnis des Papstes weihte er Lul zum Chorbischof und bat Pipin, diesem jenes Bistum zu übertragen. Auch dieser Wunsch ist Bonifatius erfüllt worden. Lul wurde Bischof von Mainz.

Mancher hervorragende Mann griff, in der Arbeit sein Lebenselement erblickend, als Greis zurück auf das, womit der Jüngling sich beschäftigte. Todesahnungen in der Seele nahm Bonifatius — auch dieses mit ausdrücklicher Genehmigung Pipins — noch einmal die Missionsarbeit unter den Friesen auf. Die Mission in jenem Volke war ins Stocken geraten. Im Frühjahr 754 begann der greise „Apostel" am Zuidersee sein Werk. Nachdem er den kommenden Winter in Deutschland verbracht, kehrte er im Frühjahr zu den Friesen zurück. Am 5. Juni — an diesem Tage wollte er Neubekehrte firmeln — wurde er am Flüßchen Borne von den Heiden überfallen. Er verbot seinen Genossen, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen. Mit hoch erhobenem Evangelienbuch in der Hand fiel er unter den Händen seiner rohen Gegner. So fand der Greis als Märtyrer dort den Tod, wo der Jüngling seine Arbeit im Dienste des Heilands begonnen. Später wurde der Leichnam, wie Bonifatius es gewünscht, nach Fulda gebracht.

Mag man die durch Bonifatius mit herbeigeführte Ausdehnung der päpstlichen Macht über die deutsche Kirche „als Verdienst oder als Schuld" ansehen, dieser durchaus edle, völlig selbstlose Mann verdient auf alle Zeiten den Dank der deutschen Kirche, denn er legte den Grund zur Einheit der mittelalterlichen Kirche. Diese Einheit aber war der Boden für die gesamte weitere Entwicklung der deutschen Kirche und der deutschen Kultur.

* *

Zweiter Hauptteil.
Das Mittelalter.

Erster Abschnitt.

Die deutsche Kirche unter König Pipin und Karl dem Großen.

1. Unter König Pipin.

Im Jahre 747 legte Karlmann die Regierung nieder und ging ins Kloster, nicht in jenes zu St. Denis, dem er seine Erziehung verdankte, sondern in das berühmte Kloster Benedikts auf dem Monte Cassino. Nunmehr war Pipin Alleinherrscher des großen Frankenreichs. Er, der geborene Herrscher, hat das Regiment gern übernommen. Freilich regierte er immer noch nur im Namen des Schattenkönigs Childerich III. Wir verstehen es, wenn Pipin auch dem Namen nach sein wollte, was er in der Tat bereits war. Aber nicht mit Gewalt wollte er dem König nach der Krone greifen, sondern aus der Hand des Volkes wollte er diese empfangen. Dazu bedurfte es freilich einer durch eine unanfechtbare moralische Autorität abgegebenen Erklärung, daß dem derzeitigen Zustand um der Ordnung willen ein Ende gemacht werden müsse. Wer anders hätte diese Erklärung abgeben können als der Papst? So ließ denn Pipin an Zacharias die Frage richten: „Die Könige der Franken besitzen nicht die königliche Macht, ist das gut oder nicht?“ Zacharias erklärte, es sei nicht gut. Da es nun undenkbar war, daß Pipin auf seine Macht verzichtete und sie wieder in die Hand der völlig unfähigen Merowinger legte, so blieb nur übrig, daß die Merowinger den Königsnamen hergaben, damit ihn der annahm, der die königliche Macht besaß. Nun übertrug im Jahre 751 das Volk Pipin die Krone. Bonifatius salbte ihn zum König. Pipins Königskrone war also nicht eine Gnadengabe des Papstes. Rom selbst hat den Hergang nicht so aufgefaßt. Sonst hätte es bei späteren Forderungen und Ansprüchen sicher nicht versäumt, auf die Wohltat, die es erwiesen, sich zu berufen. Das geschah aber nicht. Als ein Bittender kam bald der Papst. Ihm drohte schwere Gefahr durch den Longobarden Aistulf, der seine Macht zu erweitern suchte. Bereits hatte er Ravenna und die umliegenden Städte in seinen Besitz gebracht. Im Jahre 752 forderte er die Unterwerfung Roms. Papst Zacharias war am 15. März desselben Jahres gestorben. Sein Nachfolger Stephan starb vier Tage nach seiner Wahl. Dessen Nachfolger, Stephan II., sah keinen anderen Weg zur Rettung, als des mächtigen Frankenkonigs Hilfe anzuflehen. Er bat Pipin, ihn durch eine Gesandtschaft aufzufordern, zu ihm zu kommen. In deren sicherndem Geleite wollte er über die Alpen ziehen und persönlich mit dem König verhandeln. Es geschah, wie der Papst es erbeten. „Der Entschluß Pipins, auf die Aufforderung Stephans einzugehen, ist epochemachend im vollen Sinne des Wortes; er hat der Geschichte der nächsten Jahrhunderte ihre Richtung gegeben; denn durch ihn ist jene enge Verbindung zwischen dem fränkischen Reiche und dem Papsttum begründet worden, welche dem mittelalterlichen Staat und der mittelalterlichen Kirche ihr eigentümliches Gepräge verliehen hat.“ Durch ihn gelangte aber auch das Papsttum in den tatsächlichen Besitz einer weltlichen Macht, auf dessen Grund es in der Folgezeit immer weitere Ansprüche erhoben hat. Jetzt geschah, was bereits früher vom Papsttum vergeblich versucht worden war. Daß jetzt das Frankenreich auf des Papstes Wünsche einging, war eine von manchem Großen im Reiche, auch von Karlmann bemerkte und getadelte Abweichung von der Politik Karl Martells.

Pipin legte sich den Titel eines Patricius Romanorum bei und übernahm das Amt eines dauernden Beschützers des Stuhles Petri. Stephan salbte ihn zu St. Denis zum König der Franken und Patricius der Römer. Damit übertrug er ihm nicht erst dieses Amt, sondern brachte nur zum Ausdruck, daß „sich Pipin als von Gott und dem Apostel Petrus in seinem Königtum und Patriziat bestätigt und zur Ausrichtung seiner hohen Pflichten ausgerüstet betrachten sollte.“

Pipin tat das, wozu er sich verpflichtet hatte. Aistulf wurde von ihm besiegt und mußte versprechen, die vom Papste beanspruchten Städte, Güter, Gerechtsamen demselben auszuliefern. Eine Rückgabe des „Besitzes des heiligen Petrus,“ nicht die Herausgabe eines Gutes war es, die der Papst verlangte. Eine solche Forderung konnte nur mit der erlogenen, aber ohne weiteres für geschichtlich und wahr angenommen, sogenannten „Schenkung Konstantins“ begründet werden, wonach Kaiser Konstantin der Große „dem Stuhle Petri unter Anerkennung seines Primats über alle Patriarchenstühle des Reiches kaiserliche Macht, Würde, Ehren und Insignien, sowie seinem Klerus alle Privilegien und Ansprüche der kaiserlichen Senatoren verleiht, ihm den kaiserlichen Lateranpalast schenkt, ihm die selbständige Herrschaft über Rom und das ganze weströmische Reich überläßt, die goldene Krone von seinem Haupt nimmt und dem Papste aufsetzt, sowie den eigenen Herrschersitz nach Byzanz verlegt,

da es ja nicht billig ist, daß dort ein Kaiser irdische Macht hat, wo die Priesterherrschaft und das Haupt der christlichen Religion vom himmlischen Kaiser eingesetzt ist." Erst nach Jahrhunderten ist diese „Schenkung" als eine raffinierte Fälschung nachgewiesen worden.

Aistulf hielt sein Versprechen nicht. Als Pipins Heer die Lombardei verlassen hatte, begann er seine Raubzüge von neuem. Erst durch einen zweiten Feldzug wurde er zur Herausgabe des betreffenden Gebiets gezwungen. Nunmehr übergab Pipin das Land, auf das der oströmische Kaiser vergeblich Ansprüche erhob, dem „Stuhle Petri". Damit war der Papst tatsächlich in den Besitz einer weltlichen Herrschaft gekommen, auf die er irgend ein Anrecht nicht im mindesten nachweisen konnte. Freilich fehlte ihm volle Selbständigkeit. Über ihm stand Pipin. Ohne dessen Einverständnis und Zustimmung war es ihm nicht gestattet, souveräne Rechte, am allerwenigsten in der äußeren Politik, auszuüben.

Merowingischer König, Relief im Kreuzgang des Klosters St. Zeno bei Reichenhall. Aufnahme von F. Grainer in Reichenhall.

Damit, daß Pipin die Pflicht übernommen hatte, das Papsttum zu schützen, war dessen Einfluß im Frankenreich durchaus nicht gewachsen. Mit voller Selbständigkeit fuhr Pipin fort, an der Herstellung und Festigung der kirchlichen Ordnung zu arbeiten. Er allein vermittelte den Verkehr zwischen den fränkischen Bischöfen und Rom. Er berief die Reichssynoden. In seinem Namen wurden deren Beschlüsse verkündigt. Wohl war die Stellung der Bischöfe gefestigt: aber es geschah um des Wohles der Landeskirche willen, und nie konnten die Bischöfe anderer Meinung sein, als daß auch die Oberhoheit über die fränkische Kirche in den Händen des Königs ruhte.

Der bedeutendste unter den fränkischen Bischöfen, freilich auch dieser nicht einen Bonifatius an Größe erreichend, war Chrodegang von Metz. Einer rheinischen Adelsfamilie entstammend hatte Chrodegang am Hofe Karl Martells als Notar gelebt und war, bis dahin Laie, im Jahre 743 auf den bischöflichen Stuhl von Metz erhoben worden. Auch des Vertrauens Pipins erfreute er sich in vollstem Maße. Er war einer der beiden königlichen Gesandten, die Pipins Botschaft an Stephan II. überbrachten und diesen sicher nach dem Frankenreiche geleiteten. Damals hat der Papst ihm die erzbischöfliche Würde übertragen. Chrodegang war also in gewissem Sinne Bonifatius Nachfolger; denn er war, wie dieser es gewesen, der einzige Erzbischof Austrasiens. Auch Chrodegang war von derselben asketischen Lebensanschauung geleitet, auch er zeichnete sich durch rastlosen Eifer aus, auch ihn zierte ein bescheidener Sinn und demütige Selbstkritik, auch er arbeitete hingebend an der Hebung des Klerus und des Mönchtums, auch ihm galt die Autorität Roms als selbstverständlich, auch er hat Klöster gegründet. Was für Bonifatius Fulda war, war für ihn Gorze bei Metz. Aber trotzdem unterschieden sich seine Grundsätze in manchen Stücken von denen seines Vorgängers. Hatte dieser die größte Sicherung der Kirche im festen Anschluß an Rom erblickt, so erstrebte Chrodegang, sich durch und durch als Franke fühlend, eine selbständige fränkische Landeskirche. Hatte Bonifatius das Heil der Klöster in der Loslösung vom Episkopat und der unmittelbaren Unterordnung unter den Papst erblickt, so suchte Chrodegang gerade umgekehrt die Klöster unter die stete Aufsicht der Bischöfe zu bringen.

Von wichtigen Folgen für den ganzen deutschen Klerus war das Beispiel, das Chrodegang damit gab, daß er auf den Klerus seiner bischöflichen Kirche zu Metz die mönchische Lebensordnung in engem Anschlusse an die Regel Benedikts übertrug. Dieser Klerus bildete eine Art Kloster und führte ein gemeinsames Leben. Was im Kloster der Abt, der Propst und die Mönche waren, das waren hier der Bischof, der Archidiakonus und die übrigen Kleriker. Die Tagesordnung war nach den sieben kanonischen Stunden (Horen) geregelt. Am Morgen sammelten sich alle Glieder der Gemeinschaft in einem großen Saale, wo ihnen der Bischof oder Propst ein Kapitel aus der Heiligen Schrift, aus der kanonischen Regel oder auch aus den Kirchenvätern vorlas, allerlei Ermahnungen daran knüpfend. Davon erhielt dieser Saal den Namen Kapitelstube, die ganze Gemeinschaft den Namen Kapitel. Chrodegangs Beispiel fand nicht nur an bischöflichen, sondern auch an anderen Kirchen Nachahmung. Der in gleicher Weise nach einer solchen Regel lebende Klerus einer nichtbischöflichen Kirche führte den Namen Kollegiatkapitel und stand unter einem Propst oder Dekan.

Eifrig war Chrodegang besonders in seinen letzten Lebensjahren auf die Ausstattung seiner Klöster mit Reliquien bedacht. Papst Paul I. überließ ihm drei ganze Heiligenkörper. Die Leiche des Gorgonius kam nach Gorze, die des Nabor nach St. Avold und die des Nazarius nach Lorsch. Chrodegang starb im Jahre 766.

Zwei Jahre später, am 24. September 768 folgte ihm Pipin. Seine Bedeutung für die Kirche liegt darin, daß er mit seiner landesherrlichen Macht die segensreiche Arbeit Bonifatius' gefördert und es verstanden hat, hierdurch eine Reform und feste Gestaltung der Landeskirche herbeizuführen.

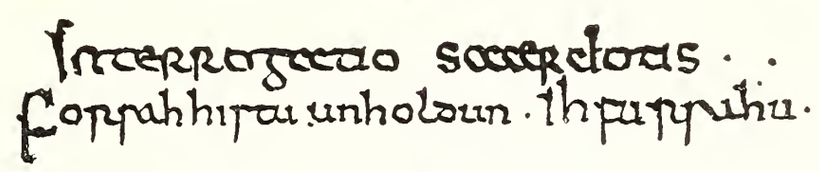
2. Unter Karl dem Großen.

a) Karl der Große und das Papsttum.

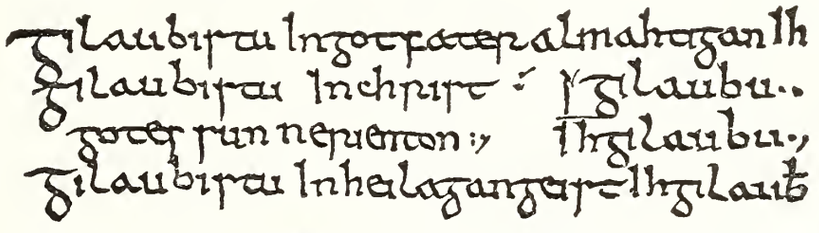
Beim Tode Pipins herrschten in Rom verworrene Verhältnisse. Es standen sich zwei Parteien gegenüber. Die eine forderte, daß die alten Beziehungen zum Franken-

reiche erhalten blieben. Die andere suchte das Heil im Anschluß an die Longobarden. Mit der Erhebung Stephans III. (768) siegte die erstere. Auch Pipins Söhne, Karl und Karlmann, hatten die Absicht, in der Bahn der vom Vater verfolgten Politik zu bleiben. Zugleich aber waren sie bestrebt, wie auch Pipin in seinen letzten Lebensjahren, mit den Longobarden ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen und zu erhalten. Daran nahm der Papst Anstoß. Nur aus der Feindschaft zwischen Franken und Longobarden glaubte er Vorteile ziehen zu können. Die Freundschaft der beiden sah er als eine Gefährdung der eigenen Stellung an. So geriet er in geradezu blinde Wut, als er vernahm, daß die Pläne Bertrada's, der Witwe Pipins, die auf eine Verschwägerung der beiden Königsfamilien abzielten, Wirklichkeit werden sollten. Er schrieb an Pipins Söhne einen Brief, dessen Inhalt und Ton wenig würdig eines Nachfolgers Petri erscheint: Schon einmal habe der Teufel durch das Weib Unheil und Verderben über die Menschheit gebracht. Das drohe sich jetzt zu wiederholen. Der Plan Bertrada's sei eine Eingebung des Teufels selbst. Für einen Wahnsinn wird jeder Gedanke an eine eheliche Verbindung des edlen fränkischen Herrscherhauses mit der „meineidigen und höchst stinkenden Nation der Longobarden" erklärt, „die unter den Nationen überhaupt nicht mitgezählt wird und von der, wie man sicher weiß, auch die Aussätzigen abstammen." Nur Krieg und Feindschaft, aber nicht Friede und Freundschaft dürfe zwischen den frommen Königen Frankens und den longobardischen Räubern bestehen. Man kümmerte sich nicht weiter um diesen ohnmächtigen Wuterguß des Papstes. Karl schloß im Jahre 770 die Ehe mit Desiderata, der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, und vermählte seine Schwester Gisela mit dessen Sohn. Jetzt hielt der Papst das alte Verhältnis mit den Franken für gelöst, knüpfte Beziehungen mit Desiderius, der aus einem „Räuber" sich rasch in des Papstes „ausgezeichneten, erhabenen, von Gott geschätzten Sohn" verwandelte, an und hoffte durch eine moralisch höchst fragwürdige Politik zugleich das fränkische Joch abschütteln und seinen weltlichen Besitz erweitern zu können. Er hatte sich bitter getäuscht. Karl schickte dem treulosen Desiderius seine Tochter zurück und löste so mit einem Schlage auch seinerseits die Verbindung mit den Longobarden und dem Papste, die zu ihrem tiefsten Schrecken ihr falsches Spiel aufgedeckt sahen. Umsonst erwartete Stephan, daß Desiderius ihm das versprochene Land überlasse. Wie konnte er es wagen, jetzt den „Patricius" um Hilfe anzurufen! Er starb im Januar 772.

An seine Stelle wurde Hadrian I., der Kandidat der fränkischen Partei gewählt. Er war klug genug, jede Verbindung mit Desiderius abzulehnen. Dieser benützte den im Jahre 771 erfolgten Tod Karlmanns, sich als Vertreter der Interessen der Söhne desselben aufzuspielen und gegen Karl im Frankenreiche zu wühlen. Seine Absicht war, Karl womöglich in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, damit er freie Hand gegen den Papst habe. Es gelang ihm nicht. Als er in Ravenna eingefallen war, zog Karl rasch mit Heeresmacht herbei. Das Ende war, daß das Longobardenreich dem fränkischen einverleibt und Desiderius ins Kloster geschickt wurde. Karl kam selbst nach Rom, vom Papste voller Angst, aber mit viel Glanz empfangen, und erneuerte feierlich die Schenkung Pipins.



Interrogatio sacerdotis (Frage des Priesters).
Forsahhistu unholdun. Ih fursahhu. (Entsagst du dem Teufel? Ich entsage).



gilaubistu In got fater almahtigan —|— Ih gilaubu	Glaubst du an Gott Vater allmächtigen? —|— Ich glaube.
gilaubistu In christ gotes sun nerienton: —|— Ih gilaubu	Glaubst du an Christus, Gottes Sohn den Heiland? —|— Ich glaube.
gilaubistu In heilagen geist: —|— Ih gilaubu	Glaubst du an den heiligen Geist? —|— Ich glaube.

Aus dem fränkischen Taufgelöbnis (nach der Handschrift im Merseburger Dom).

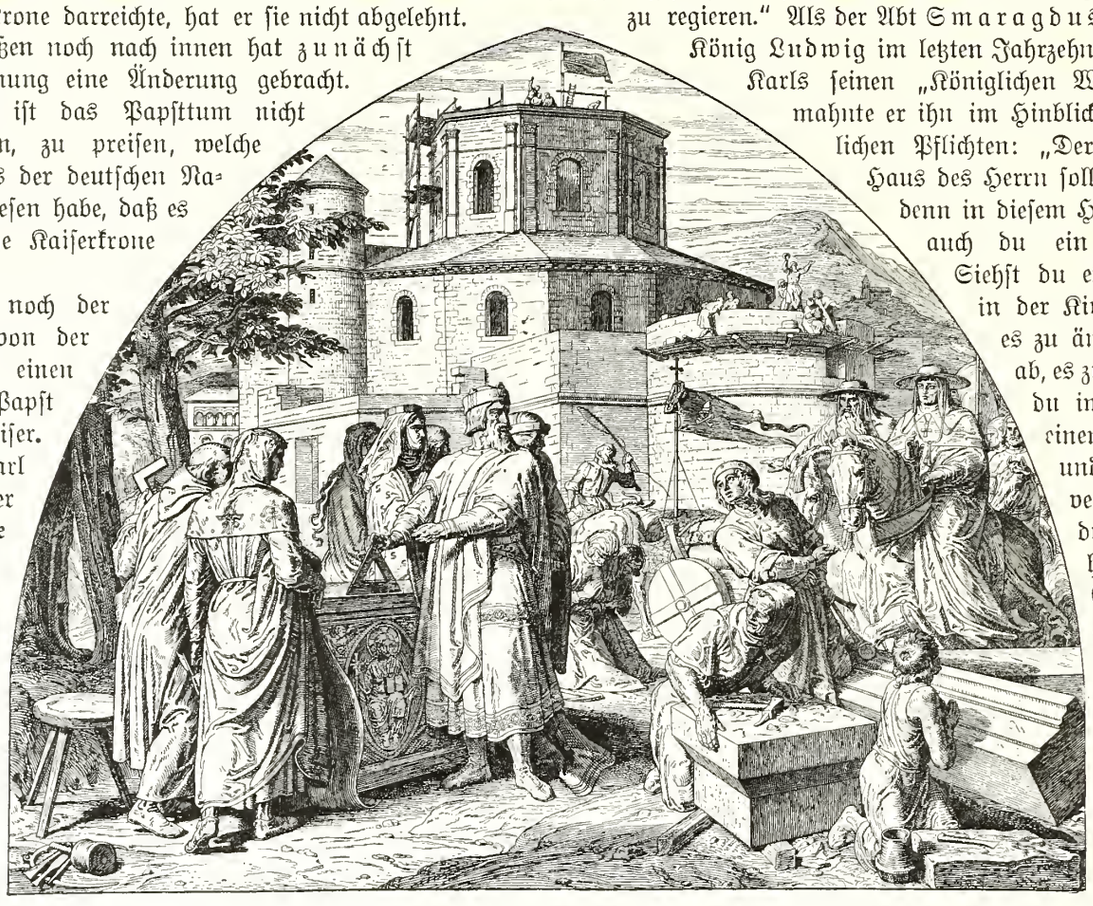
Was hatte nun aber noch der Titel eines „Schirmvogts der Römer" zu bedeuten? Die Macht war nicht mehr vorhanden, gegen die der Papst geschirmt werden sollte. Es fiel eine bis dahin geübte Pflicht des Frankenkönigs weg, nur seine Rechte blieben bestehen. Aus dem „Schirmvogt" wurde der Oberherr des Papstes. Das mußte Hadrian sehr bald und dauernd erfahren. Karl betrachtete Rom als zum Frankenreiche gehörig und sah jeden Eingriff sogar in die inneren Angelegenheiten des päpstlichen Gebietes als sein selbstverständliches Recht an. Es war eine Zeit völligen Niedergangs der äußeren Macht des Papsttums, die jetzt noch viel weniger zu bedeuten hatte als vorher. Weihnachten des Jahres 795 starb Hadrian.

Sein Nachfolger Leo III. hielt es für das Klügste, sich Karl gleich nach erfolgter Wahl völlig zu unterwerfen. So konnte er, als eine Empörung in der heiligen Stadt ihn aufs schwerste bedrängte, seine Zuflucht zu ihm nehmen. Er wandte sich nach Deutschland. Bedenkliche Anschuldigungen wurden wider Leo erhoben. Karl sollte das Urteil über ihn sprechen, der Frankenkönig über den Nachfolger Petri! Es war eine schwierige Lage, in die Karl hierdurch geriet. War es klug, Leo absetzen zu lassen? Wurde dadurch die auch von Karl hochgehaltene Autorität des Papsttums nicht aufs tiefste erschüttert? Karl ließ in Rom im Jahre 799 eine Untersuchung anstellen. Das Jahr darauf kam er selbst. Am 23. Dezember leistete Leo einen Eid auf das Evangelium, in dem er seine Unschuld beschwor. Es war wohl ein Falscheid, den er ablegte. Das hatte er mit seinem Gewissen und seinem Gott aus-

zumachen. Karl aber war jetzt moralisch in die Möglichkeit versetzt, ihn zu schützen und zu halten.

Zwei Tage später, am Weihnachtsfeste 800, setzte Leo in der Petersbasilika nach der Messe Karl eine goldene Krone aufs Haupt. Jubelnd rief das Volk: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Imperator der Römer Carolus Augustus!“ Karl hatte die Kaiserkrone nicht gesucht noch erbeten. Wie es zu dem Vorgange kam, wird wohl ein Rätsel bleiben. Als man ihm aber die Krone darreichte, hat er sie nicht abgelehnt. Weder nach außen noch nach innen hat zunächst diese Kaiserkrönung eine Änderung gebracht. Später freilich ist das Papsttum nicht müde geworden, zu preisen, welche große Gnade es der deutschen Nation damit erwiesen habe, daß es ihr die römische Kaiserkrone zuwandte.

Weder Karl noch der Papst hatten von der Kaiserkrönung einen Vorteil. Der Papst huldigte dem Kaiser. Und Kaiser Karl blieb bei seiner Anschauung, die er von jeher über das Papsttum und über die Rechte des Königtums gehabt hatte. Ihm galt der Papst als Herr über die Lehre. Darin ist er ihm Autorität. Die römische Ordnung des Kirchenwesens und des Gottesdienstes ist ihm wertvoll und um der Einheit willen der Förderung würdig. Aber er selbst ist der völlig freie Leiter der Kirche seines Landes ebenso wie des Staates. Seine königliche Pflicht ist es, die Kirche zu schützen. In klarer Weise hat er das Leo III. gegenüber selbst ausgesprochen: „Unsere Aufgabe ist es, mit Gottes Hilfe die heilige Kirche Christi nach außen gegen den Einbruch der Heiden und die Verwüstung durch die Ungläubigen mit den Waffen zu verteidigen und nach innen durch Anerkennung des katholischen Glaubens zu festigen. Eure Aufgabe ist es, wie Moses mit zu Gott erhobenen Händen unseren Kriegsdienst zu unterstützen, damit das christliche Volk dank Eurer Fürbitte von Gott geführt und ausgestattet stets und überall den Sieg über die Feinde seines Namens habe.“ Wie hoch aber Fremden sowohl wie dem eigenen Volk auch die kirchliche Bedeutung des staatlichen Oberhauptes galt, das zeigt sich deutlich bei Alkuin. „Mit zwei Schwertern läßt er Karl ausgerüstet sein: mit dem einen schlage er im Innern der Kirche die falschen Lehren nieder, mit dem anderen wehre er der Verwüstung durch die Heiden. Karl ist der Leiter der Kirche Christi, er bessert das Schlechte, stärkt das Gute, erhöht das Heilige, breitet den christlichen Glauben aus.“ Ja, Karl wird geradezu zum „Priester und Prediger“. Ein anderer nannte ihn „den Stellvertreter Gottes, dessen Pflicht es sei, alle Glieder Gottes zu behüten und zu regieren.“ Als der Abt Smaragdus für den jungen König Ludwig im letzten Jahrzehnt der Regierung Karls seinen „Königlichen Weg“ schrieb, ermahnte er ihn im Hinblick auf seine kirchlichen Pflichten: „Der Eifer um das Haus des Herrn soll dich verzehren; denn in diesem Hause Gottes bist auch du ein Glied Christi. Siehst du etwas Verkehrtes in der Kirche Christi, eile, es zu ändern; laß nicht ab, es zu bessern. Siehst du im Hause Gottes einen in Üppigkeit und Trunkenheit verfallen, so hindre, verbiete, drohe, wenn der Eifer um das Haus Gottes dich verzehrt. Siehst du einen Stolzen oder Zornmütigen, einen Trunksüchtigen oder Neidischen, einen Üppigen, Geizigen oder Grausamen, so bändige alle, bedrohe alle, halte alle in strenger Zucht! Tue, was du kannst, gemäß der Stellung, welche du hast, gemäß dem Königsamte, das du führst, gemäß dem Christennamen, den du trägst, als Stellvertreter Christi, der du bist!“



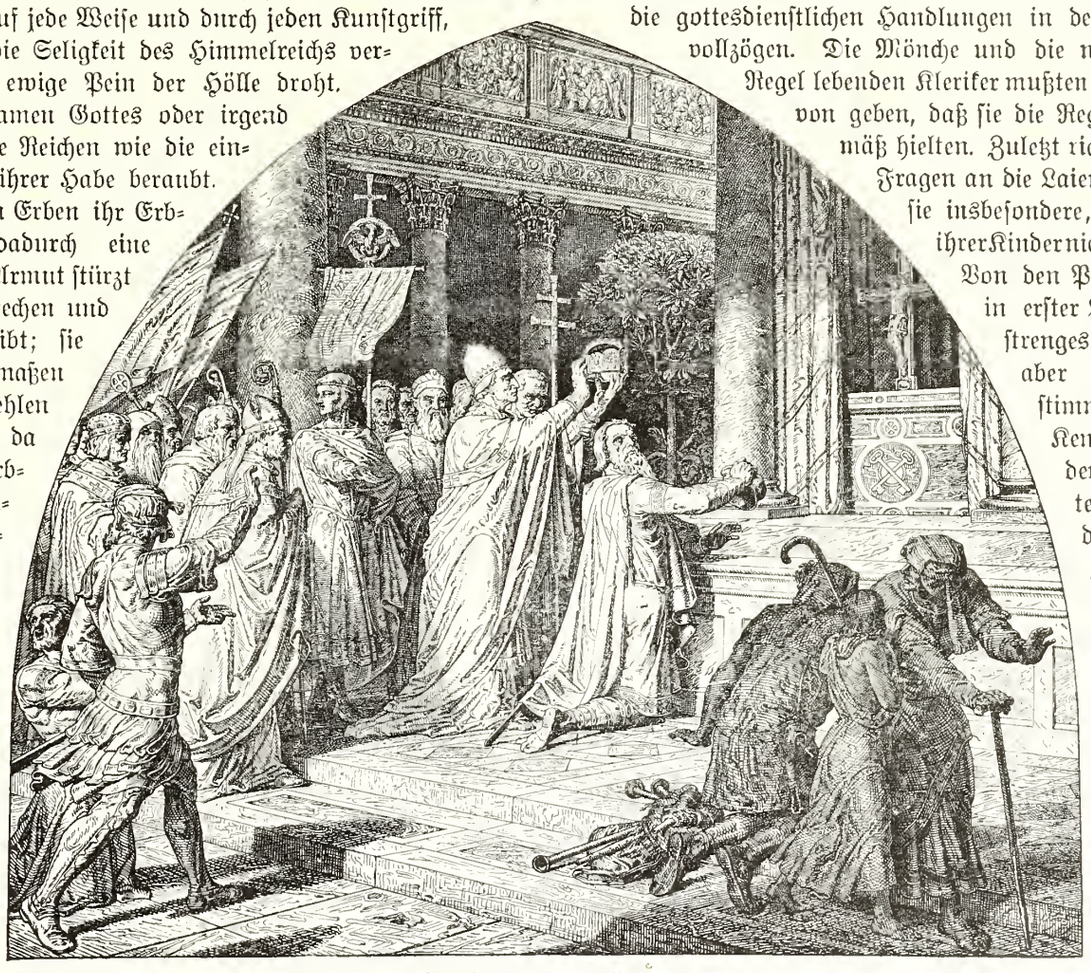
Karl der Große erbaut die Münsterkirche in Aachen und nimmt die vom Papste zum Kirchenbau geschenkten Säulen entgegen. Entwurfzeichnung von Rethel aus dem Jahre 1840, das Wandbild im Rathaus zu Aachen malte Josef Kehren.

Karl besucht als Bauherr mit seinen Töchtern und seinen Schreibern Eginhard und Alkuin den Bauplatz. Da treffen eben zwei Kardinäle, Abgesandte des Papstes ein; sie führen auf Ochsenkarren die vom Papste geschenkten Säulen aus Ravenna mit. (Nach Josef Ponten).

b) Karl der Große und die Landeskirche.

In Übereinstimmung mit dieser Auffassung seines auch für die Kirche geltenden königlichen Amtes stand Karls kirchliches Walten in allen Beziehungen. Er ernannte Bischöfe und Erzbischöfe. Er teilte das Land in feste erzbischöfliche Sprengel. Er machte seine Hoheitsrechte geltend bei der Erwerbung und Verwaltung des Kirchengutes. Karl sah ein, daß übermäßig großer Besitz in der Hand der Kirche dieser nicht segensreich sei, obgleich er anderseits überzeugt war, daß die Kirche, um ihre hohen Kulturaufgaben erfüllen zu können, über reiche Güter zu

verfügen haben müsse. Der kirchliche Besitz, einst erheblich geschwächt, wuchs wiederum bedeutend. Durch den Mißbrauch von Glaube und Aberglaube war es gewissenlosen Leuten leicht, das Volk um sein Gut zu bringen. Wir kennen noch Aufzeichnungen Karls aus seinen letzten Lebensjahren, die Punkte enthalten, über welche die Bischöfe auf einer Synode befragt werden sollten. „Man muß sie fragen," heißt es in denselben, „ob der die Welt verlassen hat, der nicht abläßt, Tag für Tag seinen Besitz zu vermehren, auf jede Weise und durch jeden Kunstgriff, indem er bald die Seligkeit des Himmelreichs verheißt, bald die ewige Pein der Hölle droht, indem er im Namen Gottes oder irgend eines Heiligen die Reichen wie die einfältigen Armen ihrer Habe beraubt, den rechtmäßigen Erben ihr Erbteil entzieht, dadurch eine Menge Leute in Armut stürzt und so zu Verbrechen und Übeltaten antreibt; sie werden gewissermaßen gezwungen, zu stehlen und zu rauben, da ihr väterliches Erbteil von einem anderen weggenommen ist. Weiter muß man untersuchen, wie der die Welt verlassen hat, welcher vor Begierde nach Dingen, die er einen anderen besitzen sieht, brennt und um sie zu erlangen, Leute bezahlt, daß sie falsch schwören und falsch Zeugnis geben." Da ebenso die Adeligen ihren Besitz zu vermehren suchten und verstanden, wurde die Zahl der kleinen freien Leute immer geringer. Darin lag eine außerordentlich schwere soziale Gefahr für das Reich. Karl erkannte sie, aber hier fehlte ihm die Energie, dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Übel entgegen zu treten. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß er den Gedanken aufstellte, die Gesamtheit habe für die armen Volksgenossen einzutreten. Er überließ also die Armenpflege nicht nur der Kirche und den Klöstern, sondern er erkannte die staatliche Pflicht, sich der Armen anzunehmen. So hat er selbst einmal eine allgemeine Armensteuer erheben lassen.



Karl der Große wird durch den Papst Leo in der Peterskirche zu Rom unversehens gekrönt. Entwurfzeichnung von Rethel aus dem Jahre 1840. Das Wandbild im Rathaus zu Aachen malte Joseph Kehren. Karl betet in der Peterskirche. Plötzlich tritt der blinde Papst Leo mit glänzendem Gefolge herein und krönt den überraschten Frankenkönig mit der Krone des römischen Kaisers. Rechts vorne Hirten aus der Campagna. (Nach Josef Ponten).

Geradezu muster- und meisterhaft aber ist Karls Sorge für das innere Wohl der Kirche gewesen. Sie brauchte an ihrer Spitze tüchtige Bischöfe. Sie sollten ihrem Klerus ein gutes Vorbild sein, auf die Bildung der ihnen unterstellten Geistlichen achten, in regelmäßigen Kirchenvisitationen hin und her in ihrem Sprengel predigen und den Zustand der Kirche untersuchen, auf Synoden den Diözesanklerus um sich versammeln und sich mit ihm besprechen. Bei den Visitationen kam die erwachsene Gemeinde, Priester, Mönche und Laien in der Kirche zusammen. Der Visitator überzeugte sich davon, ob die Priester selbst das nötige religiöse Verständnis hätten und die gottesdienstlichen Handlungen in der rechten Form vollzögen. Die Mönche und die nach mönchischer Regel lebenden Kleriker mußten Rechenschaft davon geben, daß sie die Regel ordnungsgemäß hielten. Zuletzt richtete der Bischof Fragen an die Laien und ermahnte sie insbesondere, den Unterricht ihrer Kinder nicht zu versäumen. Von den Pfarrern wurde in erster Linie ein sittenstrenges Leben, sodann aber auch eine bestimmte Summe von Kenntnissen gefordert. Weiter mußten sie fähig sein, das Evangelium zu lesen und zu erläutern, eine von anderen aufgezeichnete Predigt zu verstehen und wiederzugeben. Die Predigt stand in ihrer Tätigkeit an erster Stelle. In jedem Sonn- und Festtagsgottesdienst sollte gepredigt werden. Eigene Geistesprodukte vorzutragen, war freilich nicht von allen zu verlangen. Man begnügte sich damit, daß ältere Predigten ins Deutsche übertragen wurden. Schon das war eine schwierige Aufgabe. Weniger begabten Pfarrern mußte die Predigt noch mehr erleichtert werden. Luther gab den Predigern seiner Zeit seine „Postille" in die Hand, damit sie die darin enthaltenen Predigten auf der Kanzel vorlesen sollten. Eine ähnliche Predigtsammlung, ein Homiliarium, ließ Karl für die fränkischen Geistlichen zusammenstellen.

Auch fleißige Seelsorge, insbesondere an Kranken und öffentlichen Sündern wurde gefordert. Es sollte womöglich niemand ohne Beichte, Abendmahl und letzte Ölung sterben. Man hielt darauf, daß jeder regelmäßig beichtete. Dabei betete der Beichtvater mit dem Beichtenden, ließ diesen seine Sünden bekennen, richtete auch, wenn

nötig, Fragen an ihn, dann sprach der Beichtende das Glaubensbekenntnis, gelobte den eigenen Schuldigern Vergebung und Gott Besserung. Der Priester legte ihm eine Buße auf und erteilte ihm nach Gebet die Absolution. Noch eine ganze Anzahl deutscher Beichtgebete aus jener Zeit sind uns erhalten.

Der Gottesdienst wurde möglichst in Einklang mit den Formen und Ordnungen Roms gebracht. Zu voller Einheit kam es indes nicht. Man war in Deutschland bestrebt, um des Volkes willen für manche Stücke des Gottesdienstes die Muttersprache festzuhalten. So besitzen wir noch mehrere Formen der Abrenuntiation und des Glaubensbekenntnisses, wie diese bei der Taufe damals in Übung gewesen sind (siehe S. 23). Das „sächsische Taufgelübde" hatte z. B. folgenden Wortlaut: „Priester: Entsagst du dem Teufel? Antwort: Ich entsage dem Teufel. Priester: Und allem Teufelsgelde (Teufelsdienste)? Antwort: Und ich entsage allem Teufelsgelde. Priester: Und allen Teufelswerken? Antwort: Und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, dem Donar, dem Wotan und dem Saxnot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind. Priester: Glaubst du an Gott, allmächtigen Vater? Antwort: Ich glaube an Gott, allmächtigen Vater. Priester: Glaubst du an Christus, Gottes Sohn? Antwort: Ich glaube an Christus, Gottes Sohn, Priester: Glaubst du an heiligen Geist? Antwort: Ich glaube an heiligen Geist.

Der Karolingerbau zu Lorsch in seiner heutigen Gestalt. Die Vorderseite mit Ausnahme der in die drei unteren Bogen eingesetzten Füllungen ist der ursprüngliche Bau des Einfahrtstores zum Kloster Lorsch. Erbaut 714. Es ward eins der reichsten Klöster Deutschlands, wurde aber 1621 durch Brand bis auf das Einfahrtstor vernichtet. Jetzt ist das Einfahrtstor zu einer Kapelle umgewandelt.

Besonderen Dank ist die deutsche Kirche Karl auch dafür schuldig, daß er, der für Schönheit und Harmonie ein tiefes Empfinden besaß und der seinen Geschmack an Italiens Kunst gebildet hatte, dafür sorgte, daß das Gotteshaus im Äußeren und Inneren seinem hohen Zweck entsprechend würdig ausgestattet war. Ein bereits von der Mitwelt vielgerühmtes Zeugnis ist dafür die nach der Kirche S. Vitale zu Ravenna in den Jahren 796 bis 804 erbaute „Palastkirche" Kaiser Karls, das Münster zu Aachen. „Mit außerordentlichem Aufwande wurde seine Herstellung wie die des gesamten Palastes betrieben. Arbeiter wurden „aus allen Teilen des Abendlandes" zugeführt, eine Fülle der kostbarsten Materialien und plastischer Werke wurde mit unsäglichen Schwierigkeiten über die Alpen gebracht, darunter als sichtbares Zeichen der Verehrung Karls für seine großen Vorgänger die Reiterstatue Theodorichs aus Ravenna, um auf dem Platze vor dem Palaste Aufstellung zu finden."

Aber nicht nur eine Stadt wie Aachen, sondern das ganze Land sollte nur würdige und schöne Gotteshäuser besitzen. Man baute gewöhnlich in der Form der romanischen Basilika (s. Kunstanhang). Die Kirche stellte einen dreischiffigen Längsbau mit einem Querschiff, also die Kreuzesform dar. Das war etwas Neues. Der Chor wurde erhöht. Man baute die Kirchen gewöhnlich doppelchörig. Die Türme wurden symmetrisch angeordnet. Im Innern wird das Gotteshaus mit allerlei Gemälden, Tafelbildern oder Wand- und Deckenbildern in Mosaik geschmückt. „So wird auf Karl als Auftraggeber das Mosaik der Kuppel seines Münsters in Aachen zurückgeführt, von dem uns noch eine dürftige Abbildung Kunde gibt. Christus thronte auf der Weltkugel, umgeben von Engeln und dem gestirnten Himmel. Tiefer unten standen zwölf von den vierundzwanzig Ältesten der Apokalypse, die mit leidenschaftlicher Gebärde dem Herrn ihre Krone darreichen." Gewiß hatte man auch bereits damals bunte Glasfenster. So grüßten denn im Gotteshause die Gemeinde die Gestalten Christi und seiner Apostel wie der Propheten. Allerlei Darstellungen aus der biblischen wie aus der Heiligengeschichte waren eine dem Volk leicht verständliche Predigt. Eine Vorstellung dieses Bilderschmucks geben uns annähernd die herrlichen Miniaturen in den Prachthandschriften jener Zeit, gewiß auch die noch erhaltenen Vorbilder in Italien, besonders in Ravenna selbst. Wie die Malerei, so diente auch die Skulptur, die Goldschmiedekunst, Weberei und Stickerei der würdigen Ausstattung des Gotteshauses. Marmorbildhauer und Holzschnitzer schmückten die Altäre und stellten kostbare Reliefs her. Die heiligen Geräte waren Meisterwerke des Goldschmieds und manch herrliches Priestergewand pries die Kunst einer Jahre hindurch an einem einzigen Stücke arbeitenden frommen Frau. Wie fleißig man aller Orten Karls Anregungen befolgte, geht daraus hervor, daß er selbst daran erinnern mußte, „daß eine sittlich tüchtige Gemeinde doch wertvoller sei als eine schöne Kirche."

Und wie treu hat Karl an der sittlichen und religiösen Hebung der Gemeinden gearbeitet! Unwillkürlich wird man dabei an die Arbeit Luthers erinnert. Jeder erwachsene

Chriſt ſollte zum mindeſten das Glaubensbekenntnis und das Vaterunſer kennen. Wer dieſer Anforderung nicht genügte, ging des Rechtes der Patenſchaft verluſtig. Noch beſitzen wir mehrere deutſche Auslegungen des Vaterunſers aus jener Zeit. Sie gingen dem Volke in Fleiſch und Blut über und klangen in ſeinem Herzen noch nach, als die Papſtkirche bereits ſeit langem darauf verzichtet hatte, dem Volke auch nur die ſchlichteſten Heilswahrheiten einzuprägen. So erklärte es ſich, daß wir Nachklänge jener Auslegungen noch in Luthers kleinem Katechismus finden. Das zeigt ſich ganz auffällig bei der Betrachtung des „Weißenburger Katechismus", der eine deutſche Auslegung des Vaterunſers, eine deutſche Überſetzung der Namen der Todſünden, eine deutſche Überſetzung des apoſtoliſchen, ſowie des athanaſianiſchen Glaubensbekenntniſſes, ſowie des Gloria aus dem Miſſale Romanum enthält. Wie aber die Geiſtlichkeit bemüht war, auch dem Volke Luſt zu machen, ſich jene Kenntniſſe anzueignen, zeigt uns die erhaltene Anſprache eines Prieſters an die Gemeinde — wir geben ſie in unſerer, aber auch in der urſprünglichen Sprache, zugleich als Probe des Deutſchen, wie es vor reichlich tauſend Jahren in unſeren Gotteshäuſern erklungen iſt, wieder:

Hlôset, ir chindo liupôstun, rihtida derâ calaupâ dê ir in herzin cahuctlîho hapên sculut, ir den christánjun namun intfangan eigut, daz ist chundida iuuererá christánheitî, fona demo truhtîne in [man] caplâsan, fona sîn selpes jungirôn casezzit. derâ calaupâ cauuisso faoiu uuort sint, ûzan drâto mihiliu carûni dâr inne sint pifangan: uuîho âtum cauuisso dêm maistron derâ christânheitî dêm uuîhôm potôm sînêm deisu uuort thictôta suslîherâ churtnassî, za diu daz allêm christânêm za galauppenne ist ja auh simplun za pigehanne, daz alle farstantan mahtîn ja in huctî cahapên. inu huueo quidit sih der man christânan, der deisu fôûn uuort derâ calaupâ, derâ er caheilit scal sîn (ja derâ er canesan scal), ja auh dei uuort des fraono capetes, dei der truhtîn selpo za gapete casazta: uueo mag er christâni sîn, der dei lirnên ni uuili noh in sînera cahuctî hapên? odo uuê mac der furi andran derâ calaupâ purgeo sîn (odo furi andran caheizan), der dê calaupa noh imo ni ueiz? pidiu sculut ir uuizan, chindilî mînu, uuanta eo unzi daz iuuer eogalîhêr dê selpûn calaupa den sînan fillol calêrit za farnemanne, den er ur deru taufî intfâhit, daz er sculdîg ist uuidar got des caheizes, ja der dê sînan filleol lêren farsûmit, za demo sônatagin redja urgepan scal.

Nû allero manno calîh, der christâni sîn uuelle, dê galaupa jauh daz frôno gapet alleru zilungu îlle calirnên jauh dê kalêren dê er ur taufîî intfâhe, daz er za sônatage ni uuerde canaotit radja urgepan: uuanta iz ist cotes capot ja daz ist unser hêlî, ja unsares hêrrin capot, noh uuir andar uuîs ni magun unsero suntcôno antlâz cauuinnan.

Höret, ihr liebſten Kinder, die Regel des Glaubens, die ihr im Herzen auswendig haben ſollt, ihr, die ihr den chriſtlichen Namen empfangen habt, das iſt der Beweis eures Chriſtenſeins, von dem Herrn eingegeben, von ſeinen Jüngern eingeſetzt. Dieſes Glaubens ſind nur wenige Worte, aber große Geheimniſſe ſind darin enthalten. Der heilige Geiſt hat den Meiſtern der Chriſtenheit, den heiligen Boten dieſe Worte in ſolcher Kürze diktiert, daß, was allen Chriſten zu glauben und auch immer zu bekennen iſt, ſie alle verſtehen möchten und auswendig können. Denn wie kann der ſich einen Chriſten nennen, der dieſe wenigen Worte des Glaubens, dadurch er geheilt ſein und geneſen ſoll, und die Worte des Herrengebetes, die der Herr ſelbſt zum Gebete geſetzt hat, wie mag er Chriſt ſein, der die nicht lernen will noch in ſeinem Gedächtnis haben? Oder wie mag der für Andere des Glaubens Bürge ſein oder für andere geloben, der den Glauben ſelbſt nicht weiß? Darum ſollt ihr wiſſen, meine Kindlein, daß, ſolange bis ein jeglicher von euch denſelben Glauben ſein Kind lehrt zu verſtehen, das er aus der Taufe gehoben hat, er wider Gott ſchuldig iſt des Gelübdes, ja daß der, der ſein Kind zu lehren verſäumt, am Gerichtstage Rechenſchaft legen ſoll.

Darum ſoll ein Jeder, der Chriſt ſein will, den Glauben und das Herrengebet ganz eifrig lernen und die lehren, die er aus der Taufe gehoben, daß er am Gerichtstage nicht genötigt werde Rechenſchaft zu geben, denn es iſt Gottes Gebot, unſer Heil und unſeres Herren Gebot, auch vermögen wir auf andere Weiſe nicht unſerer Sünden Vergebung zu gewinnen.

Karl wollte auch, daß die Gemeinde ſich am Gottesdienſte inſofern beteiligte, daß ſie nicht nur die Predigt und den Prieſtergeſang anhörte, ſondern daß ſie das Gloria und Sanctus mitſang. Dieſer ſehr berechtigte und verſtändige Wunſch ging leider nicht in Erfüllung. Zwar enthält der „Weißenburger Katechismus" das deutſche Gloria: „Guatlîchî in hôhôstêm gote endi in erdhu fridhu mannom guates uuillen" und ſo weiter. Aber man hielt die lateiniſche Sprache neben der hebräiſchen und griechiſchen für die allein zuläſſige Gebetsſprache der Kirche. Karl hat das allerdings für heidniſchen Aberglauben erklärt. Aber derſelbe war doch ſo mächtig, daß er die Einführung des deutſchen Gemeindegeſanges verhinderte. Dieſe war der Reformation vorbehalten. An die von den Prieſtern eingehaltenen Gebetszeiten wurde die Gemeinde durch Glockengeläute erinnert. Volle Ruhe ſicherte die Feier des Sonntags, zu dem eine Reihe von Heiligenfeſten und beſonderen Dankfeſten und Bittagen traten.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die fränkiſche Reichskirche unter Karl durch die völlige Einverleibung des Herzogtums Bayern. Unter dem charakterloſen Herzog Taſſilo hatte die bayriſche Kirche keine Einbuße erlitten. „Um der ewigen Liebe und des furchtbaren Grauens halber, um dem Pfuhle des Teufels zu entgehen und den Himmelsſaal zu verdienen," war Taſſilo ſelbſt freigebig gegen die Kirche geweſen und hatte alles, dabei freilich auch Reliquienweſen und Wallfahrten, gefördert, was deren Beſitz vermehrte. Zahlreiche Kirchen und Klöſter wurden unter ſeiner Regierung gegründet. Es wurden Synoden abgehalten. Auch machte die Miſſion unter den Slaven Fortſchritte.

In Taſſilo vereinigte ſich Schlechtigkeit des Charakters und Torheit der Politik. Das mußte ſein Verderben werden. Schon mehrfach hatte man an dem Treuloſen Gnade geübt, ſtatt über ihn das Recht ergehen zu laſſen. Er hatte gemeint ſich mit Karl auf dem Schlachtfelde meſſen zu können. Wohl kamen die Bayern, als er ſie rief; aber ſie weigerten ſich zu kämpfen. So mußte Taſſilo im Oktober 787 Karl abermals den Treueid ablegen.

Aber auch jetzt vergaß er ihn zu halten. Er kam auf den verwegenen Gedanken, sich gegen Karl mit den wilden Avaren, den Erzfeinden der Deutschen und aller Kultur, zu verbinden. Schon das Anknüpfen von Verbindungen kam ihm teuer zu stehen. Nach geltendem Rechte verurteilte man ihn zum Tode. Karl begnadigte ihn. Das Kloster nahm ihn zu lebenslänglicher Kerkerhaft auf.

Die bayrische Kirche, das Erzbistum Salzburg, wurde nun ein Glied der fränkischen Reichskirche. Die Ordnungen der letzteren auf jene zu übertragen war in der Hauptsache das Werk des Salzburger Erzbischofs Arn. Dieser, vermutlich einer wälschen Familie in der Freisinger Diözese entstammend, ward dort zum Kleriker erzogen. Bald nach empfangener Priesterweihe ging er in das Kloster Elno im Hennegau, um seine Bildung zu vertiefen. Er war nur wenige Jahre Mönch gewesen, als man ihn zum Abt wählte. Mit Alkuin innig befreundet, Karls Vertrauen in hohem Grade besitzend und von ihm mit mancher wichtigen politischen Mission beauftragt, hat er als das Oberhaupt der bayrischen Kirche ganz in Karls Sinne gewirkt, Wissenschaft und Bildung, Kirchenbauten und Baukunst fördernd, die Verwaltung des kirchlichen Besitzes fest regelnd. Hochverdient um die Kirche seines Vaterlandes starb Arn im Januar 821.

Apostelfigur (St. Mathäus) aus dem Evangeliarium Karls des Großen, welches unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird. Der Tradition nach dasselbe, welches in der Gruft zu Aachen auf den Knieen des toten Kaisers lag.

Es ist ein erhebendes Bild, das vor uns entsteht, wenn wir uns Karls Tätigkeit für die Kirche seines Landes veranschaulichen. Er hat in der Tat Großes erstrebt und für seine Zeit Großes erreicht. Überall ergeben sich unwillkürliche Parallelen zwischen seinem Wirken und dem des großen Reformators, Dr. Martin Luther.

Aber nicht nur als das Haupt der fränkischen Landeskirche, sondern als Leiter der Kirche überhaupt wollte Karl anerkannt sein. Stand er über dem Papst als dessen Schirmvogt, so stand er damit auch über der gesamten Kirche. Das hat er bei der Behandlung mehrerer Lehrstreitigkeiten der spanischen Provinzialkirche, der orientalischen Kirche und Rom selbst gegenüber zum deutlichen Ausdruck gebracht.

In der spanischen Kirche wurden durch Migetius und Egila Lehrstreitigkeiten veranlaßt. Ersterer hatte gemeint, das Geheimnis der Trinität lösen zu können, indem er Vater, Sohn und Geist mit David, Jesus und Paulus gleichstellte. Mit fanatischem Eifer forderte er volle Sittenreinheit, insbesondere der Priester, wie sie nach seiner Versicherung in Rom allein gefunden werde, und erklärte den Umgang mit Ungläubigen und mit sittlich Unreinen für eine schwere Sünde. Egila, der von Karl in Übereinstimmung mit dem Papste nach Spanien geschickt worden war, um dort zu predigen, wohl auch um eine Annäherung der spanischen und der fränkischen Kirche herbeizuführen, schloß sich, da er mancherlei Tadelnswertes in der spanischen Kirche fand, an Migetius an. Es läßt sich denken, daß die beiden Männer dem spanischen Episkopat sehr unbequem wurden. Unter Führung des Erzbischofs Elipandus von Toledo erklärte derselbe Migetius für einen Ketzer und verklagte Egila als dessen Anhänger beim Papst. Gegen Elipandus aber bestand in Asturien ein ziemlicher Gegensatz. Dort wollte man nichts wissen von der sich fast bis zum Anspruche der Unfehlbarkeit brüstenden Autorität des Erzbistums Toledo, räumte dem Nachfolger Petri eine höhere Stellung als dem Haupte anderer Kirchen ein und strebte eine Verbindung mit der fränkischen Kirche an. Von Asturien aus erhob man nun die Anklage gegen Elipandus, daß er der rechten Lehre widerspreche, indem er Christi Annahme der menschlicher Natur als eine Adoption erklärte. Diese Formel war nicht eine Schöpfung jenes Erzbischofs, der zu nichts weniger als zu dogmatischem Denken befähigt war; vielmehr war dieselbe von jeher in der spanischen Kirche in Gebrauch, ohne daß man sich eines Widerspruchs mit der kirchlichen Lehre bewußt gewesen wäre. Kurzer Hand sprach der Papst über Elipandus das Verdammungsurteil. Diesem erstand aber auf fränkischem Boden ein Gesinnungsgenosse und Verteidiger in der Person des tüchtigen, hochangesehenen und selbständig denkenden Bischofs Felix von Urgel. Jetzt war es an Karl, sich der Sache anzunehmen. Gelegentlich der Reichsversammlung zu Regensburg im Jahre 792 ließ er die Bischöfe des Reichs zu einem Konzil zusammentreten. Felix fügte sich dem Urteils-

spruche und verwarf seine eigene Lehre. Obgleich er von deren Richtigkeit nach wie vor überzeugt war, hat er sie auch noch vor dem Papste widerrufen. Er begab sich dann nach Spanien. Dort wurde der Adoptianismus aufrecht erhalten. Trotzdem im Jahre 794 eine Synode, zu der auch der Papst auf Karls Wunsch Vertreter geschickt hatte, das frühere Verdammungsurteil wiederholte, setzte sich der Streit in einer literarischen Fehde zwischen Alkuin und Felix fort. Auf der Synode zu Aachen im Jahre 799 erschien Felix persönlich und disputierte mit Alkuin. Aber nicht darum handelte es sich, welcher Standpunkt der biblisch begründete sei, sondern welcher der Lehre der anerkannten Kirchenväter entsprach. Felix erklärte sich für überwunden, hielt aber innerlich auch jetzt noch an der eigenen Lehre fest. In Spanien hat der Adoptianismus sich noch Jahrzehnte behauptet.

habe. Unmöglich konnte Karl das alles stillschweigend hingehen lassen. Öffentlich wollte er erklären, daß er der Leiter der Kirche sei. Das geschah in den „Karolinischen Büchern", die Karls Theologen in der von ihm angegebenen Richtung verfaßten. Darin wahrte er, „durch den Willen Gottes König der Franken und Herrscher über Gallien, Germanien, Italien und die benachbarten Provinzen," mit aller Entschiedenheit seine Rechte und seine Machtstellung. Gegen den Beschluß von Nicäa, die Bilderverehrung betreffend, war anscheinend nichts einzuwenden; derselbe entsprach auch der bisher im Frankenreich geübten Gepflogenheit. Aber mit voller Berechtigung erklärten die Karolinischen Bücher, die Frage der Bilderverehrung sei überhaupt keine religiöse und habe mit der wahren Gottesverehrung überhaupt nichts zu tun. „Die Propheten und Apostel hätten nicht gepredigt: Verehrt die Bilder, son-

Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum. In dem Städelschen Kunstinstitut als Fresko gemalt von Philipp Veit, gestochen von Ed. Schäffer Frankfurt a. M.

Auch die orientalische Kirche sollte es erfahren, daß Karl sich als Herrn über die gesamte Kirche fühlte. Gelegenheit bot dazu der Bilderstreit. In dieser Frage stand Rom und Byzanz seit langem im Gegensatz; jenes war für, dieses gegen die Bilderverehrung. Nach dem Tode Kaiser Leo IV. im Jahre 780 trat in der orientalischen Kirche eine Änderung ein. Die Witwe des Kaisers, Irene, nahm aus persönlicher Überzeugung, wohl auch aus politischen Gründen, eine bilderfreundliche Stellung ein und erstrebte eine Einigung mit Rom. Zu diesem Zwecke lud sie den Papst zu einer allgemeinen Synode ein. Ohne Karl irgend welche Mitteilung zugehen zu lassen, beschickte der Papst die Synode, die im Jahre 786 zu Konstantinopel und im Jahre 787 zu Nicäa stattfand und dahin einig wurde, daß Bilder zu verehren, aber nicht anzubeten seien. Dem Papst war die Gelegenheit, einmal eine gewisse Selbständigkeit spielen zu können, sehr willkommen gewesen. Er hatte die Meinung zu erwecken gesucht, daß nicht Karl über ihm, sondern er über Karl stehe und ihm zu gebieten

dern: fürchtet Gott! Der Herr sage nicht: Was ihr den Bildern, sondern: Was ihr einem dieser Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan; nicht: Wer die Bilder, sondern wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf. Der Apostel gebiete nicht: Laßt uns die Bilder lieben, sondern: Laßt uns untereinander lieben! Nicht mittels sichtbarer Dinge sei Gott zu suchen, sondern mit dem Herzen; nicht mit den Augen des Leibes, sondern mit denen des Geistes müsse man ihn anschauen. Jene rühmen sich der Bilder, wir aber rühmen uns des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi, durch welches uns die Welt gekreuzigt ist und wir der Welt." Auch die englische Kirche stimmte Karl zu. Jetzt forderte er sogar vom Papste eine Erklärung gegen den Beschluß von Nicäa, also einen unmißverständlichen Widerruf. Hadrian hat alles getan, dieser Demütigung zu entgehen. Und doch wäre auch sie ihm feil gewesen, hätte Karl sich bereit gefunden, auf Kosten des griechischen Kaisertums den Besitz des römischen Stuhles zu vermehren. Karl hat ihm darauf keine Antwort gegeben und erspart

ihm auch die Demütigung nicht. Er stellte jener siebenten ökumenischen Synode von Nicäa als eine gleich, ja mehr bedeutende eine Synode der abendländischen Kirche auf fränkischem Boden im Jahre 794 zu Frankfurt gegenüber. Hadrian hat auf Karls Verlangen dieselbe beschicken und durch seine Vertreter deren Beschlüssen zustimmen müssen, über die das Protokoll besagt: „Nachdem unter Gottes Schutz kraft apostolischer Autorität und nach dem Befehl unseres frommen Herrn, des Königs Karl, im 26. Jahre seiner Regierung alle Bischöfe und Priester des Reichs der Franken, auch Italiens, Aquitaniens und der Provence in Anwesenheit unseres gnädigen Herrn selbst sich zu einer Synode versammelt hatten, wurde die Frage nach der neuen Synode vorgelegt, welche die Griechen über die Anbetung der Bilder zu Konstantinopel gehalten haben und in welcher sie bestimmten, daß, wer den Bildern nicht ebenso wie der heiligen Dreieinigkeit Dienst und Anbetung zollt, mit dem Anathema belegt sei. Unsere heiligen Väter aber verweigerten durchaus den Bildern Anbetung und Dienst, verwarfen die Synode und verdammten alle, die ihr beistimmen."

Zu einem weiteren Lehrgegensatz dem Papst gegenüber kam es dadurch, daß die Karolinischen Bücher den Orientalen eine falsche Lehre bez. des heiligen Geistes vorwarfen. Derselbe sei nicht, wie jene lehrten, „vom Vater durch den Sohn" ausgegangen, sondern „vom Vater und dem Sohn". Der Papst wollte jedoch einen Irrtum der Orientalen nicht anerkennen. Die Frage tauchte wieder auf, als die fränkischen Mönche auf dem Ölberge wegen des Gebrauchs der Formel „vom Vater und dem Sohn" von den Griechen angegriffen und schließlich beim Papst verklagt wurden. Der Papst wagte keine Entscheidung. Diese ließ Karl auf einer Synode zu Aachen im Jahre 809 fällen und sandte sie Leo mit dem Verlangen, ihr zuzustimmen. Wunderbarerweise erklärte sich dieser mit der Lehre selbst einverstanden, verweigerte aber die Aufnahme der Worte „und dem Sohn" in das Glaubensbekenntnis. Seine Weigerung war umsonst. Die fränkische Kirche behielt die Worte bei. Bald wurden sie auch in Rom gebräuchlich.

c) Karl der Große und die Mission.

So sehr Karl auf die Besserung und Festigung der Reichskirche bedacht war, so wenig ließ er die großen Kulturaufgaben der Mission außer acht. Seine Regierungszeit war eine große Missionszeit. Jeder Zuwachs an Land und Leuten erschien ihm zugleich als ein Missionsgebiet und erinnerte ihn an seine Missionspflicht. In der landesherrlichen Hoheit sah er auch das Recht, den Glauben zu gebieten. Erst dann brauchte nach seiner Meinung durch die stille Arbeit der Kirche die innere Anregung zu folgen. Es gibt freilich auch in der Mission ein „goldenes Gesetz der Mechanik". Die Mission braucht immer ihre Zeit. Beschleunigt ein Machtgebot die äußere Annahme des Christentums, so braucht die innere Aneignung des gewaltsam Aufgedrungenen um so längere Zeit. Das sollte sich auch bei der Missionsmethode Karls zeigen.

Zu Karls Untertanen gehörten auch Slaven. Sie wohnten teils zerstreut unter Deutschen, so in Thüringen, Hessen und Ostfranken. Hier gaben sie allmählich ihre Sprache und Religion auf. Ohne besondere Missionsarbeit vollzog sich ihre Christianisierung. Anders stand es mit den Slaven in Oberfranken, die geschlossen für sich wohnten. Nicht allmählich haben diese das Christentum angenommen, sondern vermutlich auf einmal dem Befehle Karls gehorchend. Dieser ließ vierzehn Kirchen in dem slavischen Gebiete bauen. Von ihnen aus sollte dann auch innerlich die Christianisierung des Volkes erfolgen. Das hat lange gedauert. Noch im Jahre 1058 wird über den heidnischen Aberglauben und über das mangelhafte Christentum unter den Slaven geklagt.

Viel Kampf und Blutvergießen kostete die Einführung des Christentums bei den nördlichen Friesen. „Sie hingen an ihrer alten Religion und glaubten noch an die Macht der Götter. Nirgends fehlte es an Tempeln, deren Schätze ein Geschlecht um das andere durch seine Weihegaben vermehrte. An heiligen Quellen und an der von der wechselnden Flut bespülten Düne empfand man besonders die Nähe der unbesiegbaren Himmlischen; aber auch in Wald, Acker und Moor gab es manchen Platz, der den Göttern sonderlich heilig war. Wer ihre Heiligtümer verletzte, den belegte das Volksrecht mit schwerer, grausamer Strafe." Im Süden aber saß das Christentum bereits fest. Von hier aus nahm Liudger die Mission unter den heidnischen Friesen kraftvoll und erfolgreich in Angriff. Bei der Erhebung der Sachsen jedoch im Jahre 784 meinten auch die Friesen das fränkische Joch abschütteln zu können. Da sie von jeher das Christentum damit in Zusammenhang gebracht hatten, wandte sich der Aufstand auch gegen die christlichen Kirchen. Liudger selbst mußte fliehen. Nach Niederwerfung der Sachsen beugten sich auch die Friesen endgültig. Am Schlusse des achten Jahrhunderts ist das Christentum auch unter ihnen die herrschende Religion.

Am trotzigsten haben die Sachsen, zwischen Elbe und Ems wohnend, wenig berührt von der römischen Kultur, konservativ in allem, fest an ihrer Scholle haltend, ihre politische und religiöse Freiheit zu behaupten gesucht. Obgleich auch sie bereits im sechsten Jahrhundert die fränkische Oberhoheit anerkannten, so hatte doch dies nicht viel zu bedeuten. Das beweisen die ununterbrochenen Einfälle und Raubzüge auf fränkischem Gebiet, denen keine starke Hand zu wehren vermochte. Vom Christentum wollten sie nichts wissen. Auch die angelsächsischen Glaubensboten, die unter ihnen erschienen, galten ihnen mit ihrer christlichen Predigt als fränkische Spione. Mancher derselben hat seinen Glaubensmut mit dem Leben bezahlt. Daß Karl im Kampfe Besiegte oder Gefangene taufen ließ, kann auch nicht als ein Missionserfolg gelten.

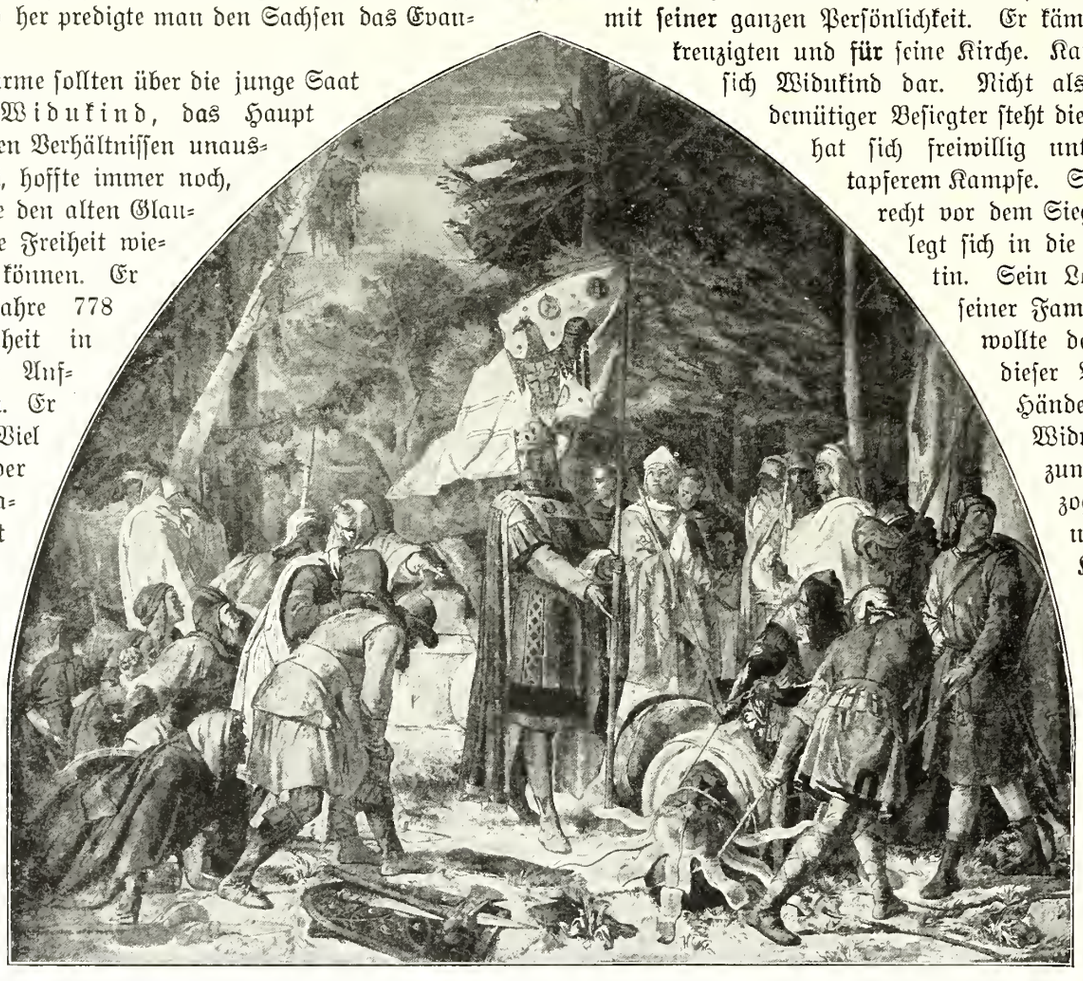
Die Unsicherheit an der sächsischen Grenze veranlaßte Karl endlich zu energischem Eingreifen. Im Jahre 772 besiegte er die Engern und lieferte ihnen mit der Zerstörung der Irminsul den Beweis für die Nichtigkeit ihrer Götter. Von einer Mission unter dem besiegten Volke hören wir zunächst noch nichts. Für sie wurden erst die Wege geebnet, als Karl die Sachsen in einem weiteren Kriege im Jahre 775 überwunden hatte. Aber schon im nächsten Jahre erhoben sich die Besiegten von neuem. Bald warf Karl den Aufstand nieder. Jetzt erboten sich die Sachsen, das Christentum anzunehmen. Mit der ge-

Karl der Große und Widukind
Nach dem Gemälde von Wilhelm von Kaulbach.

wohnten Energie ging Karl an das Werk der Christianisierung. Zu diesem Zweck teilte er das Land in Bezirke und übertrug die Bekehrungsarbeit in denselben den Bischöfen von Köln, Mainz, Würzburg, wohl auch Lüttich. In der Tat machte das Missionswerk unter den Sachsen die erfreulichsten Fortschritte. Allgemein wurden die Stätten des alten Götzendienstes zerstört. Es erhoben sich christliche Kirchen, in den Burgen wurden Kapellen gebaut. Hin und her predigte man den Sachsen das Evangelium.

Aber neue Stürme sollten über die junge Saat hereinbrechen. Widukind, das Haupt der mit den neuen Verhältnissen unausgesöhnten Partei, hoffte immer noch, dem Sachsenvolke den alten Glauben und die alte Freiheit wieder erringen zu können. Er benutzte im Jahre 778 Karls Abwesenheit in Spanien, einen Aufstand anzufachen. Er war erfolglos. Viel treue Arbeit der Mission wurde dabei vernichtet. Mit unveränderter Hingabe an ihren Beruf nahmen die Missionare sie wieder auf. Die Bekehrung der Sachsen machte erfreuliche Fortschritte. Da erhoben sich die Sachsen mit den Wenden vereint abermals unter Widukind im Jahre 782. Mit barbarischer Wut wandten sie sich gegen das Christentum, seine Bekenner und die Stätten seiner Gottesverehrung. Auch dieser Aufstand, der eine große kirchliche Verwüstung mit sich brachte, blieb ohne Erfolg. Widukinds Partei wurde kleiner. Seine Gegner im eigenen Volke lieferten über viertausend Aufständige an Karl aus. In einem furchtbaren Blutbad hat er sie bis auf den Letzten zu Verden an der Aller an einem Tage niedermetzeln lassen. Diese entsetzliche Maßregel hatte jedoch nicht den erwünschten Erfolg. Vielmehr reizte sie die Wut der feindlichen Sachsen aufs äußerste. Erst im Jahre 785 wurde weiterem Blutvergießen ein Ende gemacht. Widukind und Abbio, die Führer der Sachsen, erklärten sich zur Unterwerfung bereit und ließen sich taufen. Im ganzen Frankenreiche wurde ein großes kirchliches Dankfest gefeiert.

Die Überwindung des Heidentums durch Karl den Großen hat Wilhelm von Kaulbach in einem allegorischen Gemälde (siehe Seite 31) meisterhaft dargestellt. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet der stolz und siegreich hoch aufgerichtete Kaiser Karl. Seine Linke mit dem Schwert umfaßt das seine Gestalt überragende Kreuz. Damit wird Karl in trefflicher Weise charakterisiert. Er ist ein machtvoller weltlicher Herrscher. Aber ihn überragt der Eine, der sprach: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!“ Diesem will Karl dienen mit seinem Schwert und mit seiner ganzen Persönlichkeit. Er kämpft für den Gekreuzigten und für seine Kirche. Karls Rechte streckt sich Widukind dar. Nicht als ein gebeugter, demütiger Besiegter steht dieser vor ihm. Er hat sich freiwillig unterworfen, nach tapferem Kampfe. So steht er aufrecht vor dem Sieger. Seine Linke legt sich in die Hand der Gattin. Sein Los ist auch das seiner Familie. Es ist, als wollte der Künstler mit dieser Verbindung der Hände darstellen, wie Widukind durch Karl zum Weltheiland gezogen wird. Sinnend blickt das Kind auf die Gestalt des Kaisers und auf das Bild des Gekreuzigten. Die beiden Frauengestalten hinter Widukinds Gattin sind von tiefem Schmerze erfüllt: wie schwer wird es ihnen, sich von ihrem Glauben zu trennen. Die Seite des Bildes, auf der Widukind mit den Seinen steht, stellt das Ende des Heidentums dar. Oben eine heidnische Opferstätte! Unten Frauen, die in wildem Schmerze um ihre Helden klagen und von Entsetzen darüber erfüllt sind, daß die erschlagenen Männer umsonst gefallen sind. Wie ergreifend die Mutter mit ihrem Kindlein auf dem Rücken, die das Haupt des toten Gatten in der Rechten hält! Die Seite des Bildes, auf der Karl steht, stellt das Christentum dar. Hinter dem Kaiser ein Bischof mit dem Bischofsstab in der Linken und dem heiligen Buch in der Rechten als Repräsentant der Heidenmission. Trotzig wenden sich von ihm die beiden Männer ab, die er zum Christentum bekehren möchte. Damit will der Künstler auf die ungeheuren Schwierigkeiten hinweisen, mit denen die Einführung des Christentums verbunden war: nicht nur eine äußerliche, zwangsmäßige, sondern eine aufrichtige, innere Bekehrung sollte das Ziel der Mission sein. Freilich — darauf weisen



Karl der Große stürzt nach dem Siege über die Sachsen ihr Götzenbild Irmensäule. Gemalt im Jahre 1848 von Alfred Rethel.

Karl weist die Sachsen auf ihr straflos von ihm umgestürztes Götzenbild hin. Fränkische Krieger schleppen es fort. Die Sachsen bekunden ihren Schmerz oder ihre Überraschung über das Ausbleiben der Strafe. Zwei ihrer Priester entfernen sich trotzig. Der Bischof Turpin betet.

die Ritter daneben hin — wird die Einführung des Christentums und die Zurückdrängung des Heidentums noch lange auch des starken weltlichen Armes bedürfen. Zugleich deuten diese Bewaffneten an, daß mit der Unterwerfung der Sachsen Karls Heereszüge noch nicht beendet sind. Zog er doch auch nach Spanien, dem Hilferufe des Statthalters von Saragossa folgend, und errichtete die spanische Mark. Schier endlos scheint sich der Heerzug hinunter in das weite Tal, das hinter Karl sich öffnet, zu dehnen. Auch das Banner, unter dem Karls Helden ziehen, trägt auf seiner Spitze das Kreuz. Kriegerisch sieht das große Gemälde aus. Aber im Hintergrunde sieht man bereits friedliche Arbeit, Aufbau und Befestigung des Christentums. Fleißige Bauleute errichten ein stattliches Gotteshaus, dessen schönes romanisches Portal bereits der Vollendung nahe ist. Damit ist zugleich angedeutet, wie Karl zur Erhaltung, Vertiefung und Verbreitung des Christentums mehrere neue Bistümer errichtete. So ist Kaulbachs Bild die gewaltige Meisterschöpfung eines genialen Geschichtsmalers. An eine durchaus friedliche Missionsarbeit unter den Sachsen war freilich auch jetzt noch nicht zu denken. Überall zeigten sich die schlimmen Folgen einer falschen Missionsmethode, die mit Gewalt beginnen zu können gemeint hatte. „Das Heidentum galt als überwunden, aber hatte noch einen festen Halt im Glauben der Bewohner; das Land galt als christlich, aber es war es nicht; man war an der Arbeit, christliche Kirchen zu bauen, aber das Volk, für das sie bestimmt waren, stand dem christlichen Glauben fremd, zum Teile feindselig gegenüber: man haßte die Priester und setzte etwas darein, den Frieden der Kirche zu brechen und gegen kirchliche Sitten zu verstoßen; heidnische Sitten, wie das Verbrennen der Toten, standen noch ungebrochen in Übung.“ Die strengsten Strafen wurden auf Übungen heidnischer Frömmigkeit gesetzt. „Wer sich der Taufe entzog, wer Opfer darbrachte, wer die Leichen verbrannte, statt sie zu beerdigen, wer eine angebliche Hexe tötete, der sollte sterben.“ Mit aller Gewalt sollte das Volk an die Kirche gefesselt werden. Im ersten Lebensjahre waren die Kinder dorthin zur Taufe zu bringen. Streng wurde der sonntägliche Kirchenbesuch gefordert. Auf den Kirchhöfen sollten die Toten bestattet werden. Die Kirche war die Stätte für die Ablegung des Eides. Mit wie wenig Lust aber das Volk das Christentum annahm, zeigte sich z. B. darin, daß durch Zwang die Mittel für Ausstattung und Unterhaltung des Kirchenwesens beschafft werden mußten. Jetzt wurden auch Bistümer in Sachsen gegründet. Als Bischof von Bremen wirkte Willehad mit Eifer und in Segen. Weitere Bistümer wurden zu Verden und Minden, später zu Münster und Paderborn errichtet.

Der Sachsenherzog Widukind wird unter Karls des Großen Patenschaft getauft. Ölskizze Rethels aus dem Jahre 1852. Das Wandbild im Rathaus zu Aachen malte Joseph Kehren.

Widukind hat sich endlich unterworfen, er wird getauft. Karl selbst ist Pate. Die Sachsenfahne mit dem roten Rosse wird zum Zeichen der Huldigung gesenkt. Links unten wird der Sachsenhäuptling Alboin von einem Mönch überredet, sich taufen zu lassen. Links oben siegesstolze Franken, rechts unten klagende Sachsen. (Nach Joseph Ponten.)

Es galt nun einen heißen Kampf gegen Heidentum und Aberglauben. Wie die oben (siehe S. 23) mitgeteilte sächsische Abrenuntiationsformel zeigt, mußten die Sachsen ausdrücklich den Verzicht auf den Dienst Donars, Wotans und Saxnots geloben. Das ist nur erklärlich, wenn dieser Dienst auch jetzt noch weiterhin geübt wurde. In der Tat „bestand neben der christlichen Religion der alte Götterdienst noch fort: Wotan und Donar erhielten wirklich noch ihre Opfer; man beging die Feste, die ihnen heilig waren. Karl hatte den Bann gebrochen, der die heiligen Haine einschloß: aber er konnte ihnen ihre Heiligkeit nicht rauben; auch Quell und Fels, wo früher das Volk sich zum Opfer gesammelt hatte, waren unvergessen. Insgeheim schlich noch mancher Mann mit seinen Opfergaben dahin. Die Flur schien nicht vor dem jähen Schaden durch das Ungewitter gewahrt, der Segen der Arbeit schien nicht gesichert, wenn an den gewohnten Stätten die Heiligtümer der Götter fehlten, wenn an den hergebrachten Tagen die alten Umgänge mit den heiligen Bildern unterblieben. Die Tempel waren zerstört; aber wie leicht war ein Heiligtum bereitet: eine Hütte aus Zweiggeflecht war so viel wert wie eine christliche Kirche. Die Götterbilder waren vernichtet; aber wie leicht waren sie ersetzt: eine Puppe aus Leinwandstücken genügte.“ Und wie hing das Volk an den alten abergläubischen Gebräuchen! Auch die christlichen lateinischen Formeln, Glaubensbekenntnis und Vaterunser wurden in die alten Zaubersprüche verwoben. Es ist bis heute nicht gelungen, derlei völlig auszurotten. Man sieht

solche Gebräuche nicht mehr von dem religiösen, sondern von dem volkstümlichen Standpunkt aus an und sucht jetzt manches zu erhalten, was man einst mit aller Macht zu beseitigen bestrebt war. Viel davon hat auch die römische Kirche des Mittelalters konserviert, indem sie es in ein angeblich christliches Gewand kleidete.

Noch einmal erhob sich im Jahre 792 ein Teil der Sachsen. Karl warf sie nieder und verpflanzte Tausende von Sachsen in fränkische Gegenden. Noch mancher Ortsname erinnert an diese Maßregel. Von jetzt ab machte das Christentum ununterbrochen seine Fortschritte. Nicht zum mindesten trugen die im Sachsenlande errichteten Klöster als Bollwerke des Christentums und Predigtstationen zu dessen Vertiefung im Volke bei. Die Zukunft sollte zeigen, wie innig gerade die Sachsen, einst so tapfer ihr altes Heidentum verteidigend und die neue Religion ablehnend, die Gedanken des Christentums in ihr Gemütsleben aufgenommen hatten.

Ein weiteres Missionsgebiet erschloß sich für die fränkische Kirche im Zusammenhange mit der Absetzung des Bayernherzogs Tassilo. Wie sie mit diesem verabredet hatten, fielen die Avaren im Jahre 788 in Franken ein. Sie wurden zwar mit kräftigem Arm zurückgeschlagen. Aber im Jahre 791 begannen neue Kämpfe, die bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts fortdauerten. Sie endeten mit der Auflösung des Avarenreichs, das sich von der Enns bis an die Donau im Norden und Osten erstreckte. Damit wurde auch dieses weite, zumeist von Slaven bewohnte Gebiet der Mission geöffnet. Ähnlich wie in Sachsen verfuhr man hier. Man teilte das Land in Bezirke, die zur Christianisierung den benachbarten Bistümern Passau, Salzburg und Aquileja überwiesen wurden. Bei der sächsischen Mission hatte man aber gelernt, daß man nicht gewaltsam vorgehen und zur Taufe zwingen dürfe. Es war besonders Alkuin, der warnte, denselben Fehler von neuem zu begehen. So wurden denn die Erwachsenen zuerst unterwiesen, dann nach Erlangung eines gewissen religiösen Verständnisses getauft und darnach über die sittlichen Pflichten und ein christliches Leben unterrichtet. Der tiefe Ernst der Prediger, die damals in dem früheren Avarenreiche wirkten, spricht sich aus in einer Beichtformel, die zugleich zu den ältesten Denkmälern der slovenischen Sprache gehört: „Gott, du bist vom Himmel gekommen, ja hast dich in Leiden dahingegeben für alles Volk, damit du uns dem Argen entrissest. Rette mich von allen Übeltätern! Barmherziger Herr, dir übergebe ich meinen Leib und meine Seele, mein Wort und Werk, meinen Willen und Glauben, mein Leben. Laß mich am Tage des Gerichts deine große Barmherzigkeit vernehmen mit jenen, die du rufen wirst: Kommt, ihr Erwählten meines Vaters, empfangt die ewige Freude und das ewige Leben!“

Elfenbeintafel von der Einbanddecke eines Meßbuches der Karolingerzeit. In der Bibliothek zu Frankfurt a. M.

d) Karl der Große und die Geistesbildung seiner Zeit.

Unter den vielen Verdiensten, die sich Karl um die Kultur erworben hat, darf auch das nicht vergessen werden, daß er auf Verbreitung von Geistesbildung in seinem Reiche eifrig bedacht war. Und zwar beschränkte er diese nicht stofflich auf nur religiöse Kenntnisse, die sich in der Hauptsache der Klerus zu eigen machen sollte, sondern, über der asketischen Richtung stehend, hatte er ein offenes Auge für die Bedeutung und die Schönheit auch der weltlichen Wissenschaft und erstrebte einen gewissen Grad geistiger Bildung für das ganze Volk.

Karl fand allerdings in seinem großen Reiche bereits Schulen vor. Er war selbst Schüler der Hofschule gewesen, in der die Prinzen und die Söhne des höfischen Adels das für ihre Lebensstellung als das nötigst Geltende erlernten. Aber eine so lernfreudige und wißbegierige Natur, wie Karl sie besaß, konnte sich mit dem dort Gebotenen bei weitem nicht begnügen. Für sich und für andere beanspruchte er mehr. Gewiß gab es auch im Frankenreiche Männer, die, soweit es mit den vorhandenen Mitteln möglich war, eine höhere Bildung sich angeeignet hatten. Aber zur Durchführung seiner erhabenen Gedanken bedurfte Karl der Hilfe des Auslandes. England hatte dem Frankenreiche bereits den großen Reformator geschickt. Jetzt sandte es ihm die Gelehrten, die die Bildung Englands auf das Festland übertrugen. Ebenso vermittelte der Verkehr mit Italien, wie auch der persönliche Einfluß mehrerer mit Italiens Geistesschätzen vertrauter Gelehrten dem Frankenreiche die klassische Bildung der Römer. Wenn man bedenkt, daß auf diesem Wege der fränkische Geist seine Befruchtung erhielt, ist das Eine, das tief zu beklagen ist, erklärlich: das Volkstümliche fand nicht die genügende Pflege; es war in vielen Stücken etwas dem deutschen Geiste Fremdes, das auf ihn übertragen wurde. So brachten die fremden Gelehrten kein Verständnis und darum

auch keine Förderung dem Bestreben Karls entgegen, der die alten deutschen Volksgesänge sammeln ließ.

Unter den Männern, die Karl in die „Gelehrtenrepublik" seines Hofes zog, verdienen besonders drei als die Hervorragendsten und Einflußreichsten Erwähnung: der Angelsachse Alkuin, der Longobarde Paulus Diakonus und der Franke Einhard.

Alkuin, etwa im Jahre 735 geboren, war in dem berühmten Kloster York, dem Erzbischof Ekbert vorstand, erzogen und verdankte seine sich ebenso auf das weltliche wie auf das theologische Wissen erstreckende Bildung dem von ihm hochverehrten Leiter der Klosterschule Aelbert. Dieser Mann umfaßte das Wissen seiner Zeitgenossen auf englischem Boden, war aber eifrig auf dessen Erweiterung bedacht. Zu diesem Zwecke bereiste er den Kontinent und ging auch nach Italien. Besonders dienten seine Reisen, auf denen ihn Alkuin begleitete, der Bereicherung der heimatlichen Klosterbibliothek. Als er im Jahre 778 seine Ämter niederlegte, wurde Alkuin als Vorsteher der Schule und Verwalter der Bibliothek sein Nachfolger. Schon früher hatte Karl Alkuin in Franken kennen gelernt. Im Jahre 781 traf er zufällig mit ihm in Parma zusammen und wußte ihn zu bereden, an seinen Hof zu ziehen. Da hat Alkuin von nun ab mit einer einzigen längeren Unterbrechung bis an sein Ende (804) gelebt und gewirkt. Karl hat es ihm an Beweisen der Dankbarkeit nicht fehlen lassen. Er belohnte ihn mit mehreren reichen und angesehenen Pfründen. Aber weltlicher Glanz und klingende Münze hatten für Alkuin ebenso wenig Reiz wie Einmischung in politische Fragen. „Es ist etwas anderes," so lauten seine eigenen Worte, „die Welt besitzen, etwas anderes, von ihr gefangen sein; man kann Reichtümer haben und kann doch nicht haben, entbehren und doch haben." Er ging ganz auf in seinen stillen Studien. „O, wie war das Leben süß," schreibt er an einen Schüler, „als wir ungestört an den Schreinen saßen, welche den Weisen erfreuen, zwischen den Reihen der Bücher, vor den ehrwürdigen Aussprüchen der Väter; da fehlte nichts, was für ein frommes Leben und Studium der Weisheit erforderlich ist!" Alkuin besaß ein hervorragendes Lehrtalent und eine natürliche pädagogische Begabung. Dem Leben, dem religiösen wie dem sittlichen, sollte nach seinem Grundsatz die Wissenschaft dienen. Dafür wirkte er selbst wie seine zahlreichen Schüler. Alkuin hat auch eine umfängliche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, wenn es auch weniger eigene Gedanken waren, die er darin verarbeitete, sondern mehr das bereits durch andere Gegebene verwertet und zusammengestellt wurde. Er verfaßte mehrere Heiligenleben und schrieb Kommentare zu verschiedenen biblischen Büchern, vornehmlich der Auslegung des Hieronymus, Augustin, Chrysostomus und Beda folgend. Das liebste Buch der Heiligen Schrift war ihm ohne Zweifel der Psalter. Er preist ihn — man könnte Parallelen hierzu finden in dem Lobpreis, mit dem Luther die Psalmen erhoben hat — als das Buch des Alten Testaments, in dem überall Christus gefunden wird. Er hört dort alle die Töne, die durch ein Christenherz ziehen: „Das Bewußtsein der Sünde und die Zuversicht auf die Vergebung, die Freude über die göttlichen Wohltaten und die Lust an der göttlichen Herrlichkeit, die Angst in den Versuchungen und das Entbehren der göttlichen Nähe, den Überdruß an der gegenwärtigen Welt und das Heimweh nach dem himmlischen Vaterland, das Gefühl des Glückes und den Ernst der Heiligung." „Hier findest du so inniges Gebet, wie du es selbst nimmermehr ausdenken kannst, das aufrichtigste Bekenntnis deiner Sünden, das reinste Flehen um das göttliche Erbarmen. Auch findest du hier die herzlichste Danksagung für alles, was dir begegnet. Wirst du deine Schwäche und dein Elend in Psalmen bekennen, so rufst du schon dadurch das göttliche Erbarmen auf dich herab. Alle Tugenden wirst du in den Psalmen finden, wenn Gott dich würdigt, dir ihre Geheimnisse zu enthüllen." Das sind schöne Worte und es sind mehr als Worte. Sie sind der Spiegel, der uns in Alkuins tief religiöses Empfinden schauen läßt. Frömmigkeit und Theologie gehen bei ihm allerdings auseinander, wie später in der gesamten scholastischen Theologie des Mittelalters. In seiner dogmatischen Schrift über die Trinität erklärt Alkuin den Glauben als das, „daß man weiß, daß Vater, Sohn und heiliger Geist sei ein Gott, derselben Substanz, eines Wesens, untrennbarer Einheit in der Gottheit; daß deshalb nicht drei Götter sind, sondern ein Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist" usw. Alkuins Frömmigkeit offenbart sich uns in seinem Buch über die Tugenden und Laster. Da ist ihm der Glaube das feste Vertrauen zu dem göttlichen Erbarmen. Gott verspricht uns Vergebung der Sünde. Dieses Versprechen „läßt die Tränen der Buße aus unserem Herzen quellen". Aus der Buße kommt Vergebung der Sünden. Daß diese auf dem Erlösungstode Christi beruht, ist ihm ebensowenig wie anderen seiner Zeitgenossen klar geworden.

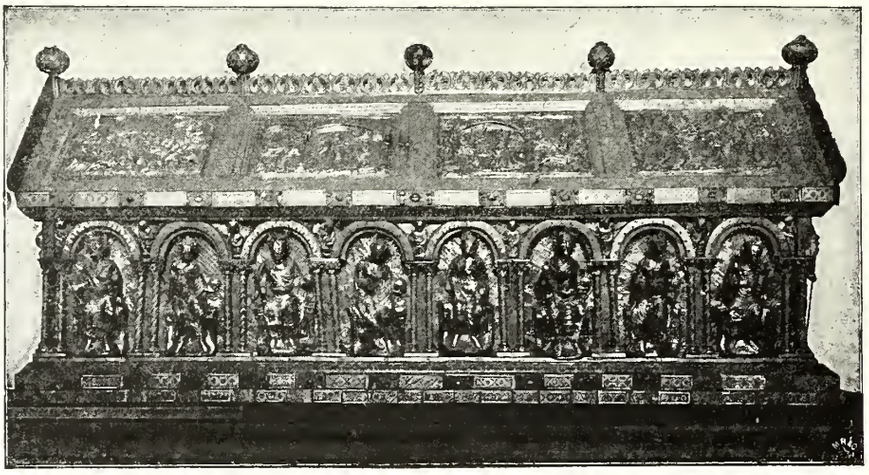
Kelch Tassilos im Kloster Krems-Münster.

Unter den Longobarden, die in Karls Umgebung und nach seinen Absichten wirkten, ist Paulus Diakonus der Hervorragendste. Er hatte unter allen Gelehrten an Karls Hof die klassische Bildung Roms am tiefsten aufgenommen. Es war ihm ein Leichtes, die Herrlichkeit der Natur und was er sonst gesehen, in fast klassischen lateinischen Versen zu besingen und anschaulich zu machen. Mit ganzem Herzen hing er an seiner longobardischen Heimat und an seinem Volke. Nur etwa vier Jahre hat er am fränkischen Hofe zugebracht. Im Jahre 786 zog er sich auf den Monte Cassino zurück, wo er eine rege schriftstellerische Tätigkeit entwickelte.

Der bekannteste unter den aus dem fränkischen Volke selbst hervorgegangenen Gelehrten ist Einhard, einer angesehenen und wohlhabenden Familie des Maingaues entstammend. Schon der Knabe zog in Fulda die Beach-

tung seiner Lehrer auf sich. In der Hofschule Karls genoß er seine weitere Ausbildung. An Karls Hof ist er auch für immer geblieben, stets im Besitze des königlichen Vertrauens, eine Karl kongeniale Natur. Einhards Hauptwerk ist die Lebensbeschreibung Karls des Großen, wohl das hervorragendste literarische Werk der ganzen Karolingerzeit. „Der Schriftsteller ist Herr seines Gegenstandes und weiß ihn frei zu gestalten. Überall durchdringt der Gedanke den Stoff: nicht die nackte Tatsache hat Wert, sondern die Verkettung der Ereignisse als Ursache und Wirkung; der Schriftsteller steht nicht mehr stumm dem Geschehenen gegenüber: er wagt es, wieder die Einzelvorgänge zu kombinieren und dadurch zu beleuchten; er wagt es zu urteilen."

Mit regstem Interesse und mit stetiger persönlicher Anteilnahme verfolgte Karl die gelehrten Bestrebungen und die Entwicklung des Schulwesens an seinem Hofe und in seinem Lande. Der Verkehr mit jenen Männern, die Bereicherung des eigenen Geistes waren ihm stets eine der edelsten Freuden. Die Hofschule befand sich in der Regel in Karls Gefolge, hatte also keinen ständigen Sitz. Wie sich der König selbst um die Schüler kümmerte, zeigt uns eine durch den Mönch von St. Gallen überlieferte Geschichte: „Da der allersiegreichste Karl nach langer Zeit in das Frankenreich zurückkehrte, befahl er, daß die Knaben zu ihm kommen sollten, die er dem Lehrer übergeben hatte, und ihm vorzeigen ihre geschriebenen Briefe und Gedichte. Also die vom Mittelstande und von niedriger Herkunft zeigten wider Erwarten Sachen vor, die mit allem Gewürz der Weisheit versüßt waren, die Edlen aber reichten hier, was ganz ungewaschenes Zeug war. Da ahmte der allerweiseste Karl die Gerechtigkeit des ewigen Richters nach, er schied die guten Arbeiter zusammen aus auf die rechte Seite und redete sie also an: Habt großen Dank, meine Söhne, daß ihr euch Mühe gabt, meinem Befehl und eurem Vorteil nachzukommen, so gut ihr vermochtet. Jetzt müht euch zur Vollendung vorzudringen, und ich werde euch Bistümer und prachtvolle Klöster geben und immer werdet ihr ansehnlich sein vor meinen Augen! Darauf wendete er sein Antlitz mit großem Tadel auf die Linken, erschütterte ihr Gewissen durch einen flammenden Blick und schleuderte auf sie ironisch diese schrecklichen Worte, mehr donnernd als sprechend: Ihr Edlen, ihr Söhne von Fürsten, ihr Zarten und Niedlichen, ihr habt euch auf Geburt und Gut verlassen, habt mein Gebot und euern Ruhm verachtet, habt die Wissenschaften vernachlässigt und eure Zeit mit Pracht, Spiel, Nichtstun oder eitlen Künsten vollbracht! Dies schickte er voraus; dann wetterte er seinen gewöhnlichen Schwur, indem er sein hohes Haupt und die unbesiegte Rechte zum Himmel richtete: Beim König der Himmel, ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit, wenn euch auch andere bewundern; und das sollt ihr sonder Zweifel wissen, wenn ihr nicht die frühere Trägheit durch wachsamen Fleiß wieder gut macht, so werdet ihr von Karl nie etwas Gutes erhalten."



Schrein enthaltend die Gebeine Karls des Großen in der Münsterkirche zu Aachen. Seine Entstehung verdankt der Schrein der Erhebung der Gebeine Karls des Großen durch Friedrich Barbarossa und der durch diesen Kaiser veranlaßten Seligsprechung seines großen Vorgängers im Jahre 1165.

Aber nicht nur in dem engen Kreis der Umgebung des Hofes sollte für Geistesbildung gesorgt werden. Über das ganze Land sollte sich ein Netz von Lehranstalten ziehen. Alle Kathedralkirchen und alle Klöster sollten sich des Jugendunterrichts annehmen. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier und da der Gedanke eines allgemeinen Volksunterrichts sich zu verwirklichen begann. An verschiedenen Stätten wurden einzelne Unterrichtsfächer besonders gepflegt. So zeichneten sich Tours und Murbach durch Hervorhebung der theologischen Bildung aus. Metz galt als die beste Gesangsschule des Reichs. Der Priester Harduin legte in seiner Schule bei St. Wandrille besonderen Wert auf Arithmetik und Schreibkunst. Kein Wunder, wenn dort ganz auffällig der Besitz an Büchern wuchs. Karls Hofbibliothek war sicher die größte Bücherei in Deutschland. Aber manches Kloster und manche Kathedrale zeichneten sich durch rühmlichen Wetteifer mit ihr aus.

Überblickt man, was Karl der Große für die Kirche gewesen ist, so steht man bewundernd und dankbar vor seiner erhabenen Gestalt. Mit fester Hand hielt er die Zügel des Regiments auch über die Kirche, das nach seiner Überzeugung ihm, dem Landesherrn, nicht dem Papste zu Rom zukam. Mit feinem Verständnis und mit scharfem Blicke erkannte er, was der Kirche seines Landes nötig war, und hat nichts unterlassen, was zu ihrer Förderung und Ordnung diente. Auch sein Eifer für Hebung der Geistesbildung ist in hervorragender Weise der Kirche zu gute gekommen. Er wollte, daß sein Reich ein christliches Reich wäre: jedes Land, das ihm einverleibt wurde, jedes Volk, das unter sein Zepter kam, sollte den Namen Christi bekennen.

Karl starb am 28. Januar 814 zu Aachen. „Der Leichnam wurde," so schreibt sein Biograph, „nach feierlicher Sitte gewaschen und besorgt und unter großer Trauer des ganzen Volkes in die Kirche getragen und begraben. Man schwankte anfangs, wo man ihn bestatten solle, weil er selbst zu Lebzeiten nichts darüber angeordnet hatte. Zuletzt aber hatten alle die Überzeugung, daß er seine Ruhestätte nirgends würdiger finden könne, als gerade in der Kirche, die er selbst aus Liebe zu Gott und unserem Herrn Jesus Christus und in Verehrung der heiligen und unsterblichen Jungfrau und Gottesmutter auf eigene Kosten dort am Platze hatte erbauen lassen. Hier wurde er daher noch an seinem Sterbetage beigesetzt und über der Grabstätte ein vergoldeter Bogen mit seinem Bildnis und Namen errichtet."

Zweiter Abschnitt.

Die deutsche Kirche bis zum Ausgang der Karolinger.

1. Die Macht des Papsttums und das zerfallende Reich.

Wenn je das Wort Sallusts „Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur“ (durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht geht das Größte zu grunde) an einem großen Staatswesen sich erfüllt hat, so ist das an dem Reiche Karls des Großen geschehen. Es herrschte keine Einigkeit unter seinen Nachfolgern, die Einheit des Reiches wurde aufgegeben: damit verlor es an Bedeutung und Macht. Karl hatte zielbewußt und — man kann sagen — rücksichtslos regiert. In der Hand seiner kraftvollen, energischen, selbständigen Person liefen die Fäden des gesamten Regiments, des weltlichen wie des kirchlichen zusammen. „Hoc volo, sic jubeo: sit pro ratione voluntas“ (Ich will's; also befehl ich's; statt Grundes diene der Wille) war der Grundsatz in seinem Handeln. Diese kraftvolle Entschiedenheit und Unabhängigkeit, das charakterfeste Einhalten der einmal verfolgten politischen Bahn fehlte seinen Nachfolgern. Solche Verhältnisse waren der beste Nährboden für das Wachstum nicht nur römischer Ansprüche — die bestanden auch unter Karl dem Großen — sondern auch römischer Macht. Mit ungeahnter Schnelligkeit erhob sich die Macht des Papsttums über dem zerfallenden Reiche.

Ludwig dem Frommen fehlten alle staatsmännischen Eigenschaften. Er paßte sicher besser ins Kloster, dahin er hatte gehen wollen, als auf den Thron. Der Einfluß, den sein Vater in Rom gehabt hatte, wurde schwächer und schwächer. Er duldete es oder gab sich mit nichtsbedeutenden Entschuldigungsschreiben zufrieden, als wiederholt ein Papst gewählt und erhoben wurde ohne seine Bestätigung. Rom dachte: Die Entschuldigungen werden vergessen, aber Präcedenzfälle werden geschaffen, aus denen später Rechte abgeleitet werden können. Ludwig ließ es hingehen, daß der Papst das Recht in Rom zu richten beanspruchte und ausübte. Daß das Papsttum hierbei ein ganz bestimmtes Ziel verfolgte, nämlich dies, das fränkische Joch abzuschütteln, erkannte er nicht. Und wie man in Rom sich von der dort drückenden fränkischen Oberherrschaft zu befreien suchte, so trachtete man danach, im Frankenreiche selbst immer mehr Boden, größeren Einfluß und weitergehende Machtbefugnisse zu gewinnen. Der Papst griff in die Besetzung fränkischer Bistümer ein. Er erteilte Vollmachten für die Mission. Niemals hätte Karl der Große solches geduldet, vielmehr: niemals hätte unter ihm ein Papst solches gewagt! Und wie Ludwig sich in die Zügel des Regiments über die Kirche des eigenen Landes greifen ließ, so verzichtete er freiwillig auf den von seinem Vater errungenen und behaupteten Einfluß auf die Gesamtkirche. Das verargten ihm die eigenen Bischöfe, die gewohnt waren, daß in der fränkischen Kirche die Angelegenheiten der abendländischen Kirche entschieden und geordnet wurden, die infolge der Schwäche Ludwigs einen Teil des eigenen Einflusses dahinschwinden sahen. So trat eine Spaltung zwischen Ludwig und dem fränkischen Episkopat ein. Kein Wunder, wenn dieser danach strebte, den Einfluß, den der Landesherr verloren, dem bischöflichen Amte zu erringen. So gewinnt die Meinung an Boden, daß das Priestertum über dem Königtum stehe. Man war nicht mehr weit davon, zu sagen, daß das Papsttum den Vorrang vor der gesamten weltlichen Macht habe. Daß der Papst sich als Ludwigs Herrn fühlte, sollte sich bald zeigen. Zum erstenmal „gebietet“ ein Papst dem König der Franken, dem römischen Kaiser. Die unseligen Zwistigkeiten in Ludwigs Hause, die mehrfachen Empörungen seiner Söhne ermöglichten es dem Papsttum einzugreifen. Es trat auf die Seite der Söhne, die gegen den eigenen Vater kämpften. Es trug moralisch die Schuld an dem schändlichen Verrate auf dem Lügenfelde bei Colmar.

Das Frankenreich zerfiel. Es hatte die Einheit der Welt durch weltliche Macht dargestellt. Der Gedanke lag nahe und wurde genährt, daß eine höhere Einheit der Welt die sei, die durch die päpstliche Macht zum Ausdruck und zur Geltung komme. Wie weit hatte man sich in wenigen Jahrzehnten von den Gedanken Karls des Großen entfernt! Was durfte bereits dreißig Jahre nach seinem Tode der Papst wagen! Im Jahre 844 wurde Sergius II. zum Papste gewählt und geweiht, wiederum ohne vorhergehende kaiserliche Bestätigung. Kaiser Lothar wollte das nicht ungeahndet lassen. Er sandte seinen Sohn Ludwig nach Rom. Hier empfing ihn der Papst mit allen Ehren. Aber nicht als ein Untergebener, auch nicht nur als ein Gleichberechtigter trat er ihm entgegen, sondern als der unumschränkte Gebieter Roms, der auch dem Sohne des Kaisers den Einzug zu erlauben und zu versagen hätte. „Wenn du reinen Sinnes,“ so sprach er zu ihm am Tore der Peterskirche, „und aufrichtigen Willens zum Heile der Stadt, der Welt und dieser Kirche hierher gekommen bist, dann tritt mit meiner Erlaubnis durch diese Türe; hegst du anderes im Herzen, dann bleibt durch mich und meinen Befehl diese Pforte für dich geschlossen.“ Der Papst hat dann Ludwig zum König der Longobarden gekrönt. Aber nicht wie früher eine kirchliche Weihe war die Krönung, sondern sie mußte als eine Übertragung der königlichen Würde und des königlichen Amtes erscheinen. Die Welt sollte sich an den Gedanken gewöhnen: Kronen verleiht der Papst.

Wohl ist in der Kirche des Frankenreiches nicht plötzlich die Macht des Königs zusammengebrochen. Dagegen bot schon die feste Ordnung, in die sie gefügt war, einen Schutz. Aber die Gedanken von der Unabhängigkeit, ja von der Überordnung des Papstes brachen sich immer mehr Bahn. Das zeigen deutlich die großartigen Fälschungen jener Zeit, aus denen das Papsttum seine Hoheitsansprüche und seine Rechte ableitete. Wir bringen im Kunstanhang ein Mosaikbild, das Leo III. in der Halle eines Speisesaals in der Nähe der Laterankirche hat anbringen lassen: Petrus reicht dem Papste die Stola, dem König Karl das Banner. Leo hat auch ein zweites Bild gestiftet: Christus reicht dem Papst Sylvester die Schlüssel, dem Kaiser Constantin

das Labarum, die Reichsfahne. Dadurch sollte die „Schenkung Constantins" mit Karl dem Großen und seiner Stellung zu Rom in Beziehung gesetzt als geschichtliche Tatsache erscheinen. Zugleich wurde damit erklärt, daß die fränkischen Könige dem Papste nur wiedergegeben hätten, was seit Jahrhunderten sein Eigentum gewesen wäre.

Abgesehen von den sogenannten Kapiteln Angilrams, die die Anklage gegen Bischöfe ausschließlich dem geistlichen Gericht zugewiesen haben wollen, und der Kapitulariensammlung des Benedictus Levita, die für den Papst das höchste Appellationsrecht beansprucht, das weltliche Gericht über Geistliche und die Wahl der Bischöfe durch Laien verwirft, sowie die volle Wiederherstellung des kirchlichen Besitzes fordert, kommen unter jenen Fälschungen in erster Linie die bekannten Pseudoisidorischen Dekretalen in Betracht. Im neunten Jahrhundert tauchen sie auf, hier und da, „wie ein Gespenst," eine Sammlung vornehmlich alter, päpstlicher Erlasse, aber zumeist gefälschter. In geschickter Weise ist Falsches und Echtes durcheinander gemengt. Dieses soll Jenes decken. Beides will den Nachweis liefern, daß dem Episkopat gegenüber dem Staate volle Freiheit gebührt, daß der Papst die Synoden zu berufen habe, daß ihm allein die Bischöfe untergeben und verantwortlich sind. Das ganze steht unter der Voraussetzung: „Der Papst ist nicht mehr Untertan des Königs, er ist nicht nur das Haupt der Kirche, sondern das Haupt der ganzen Welt." Wer der Fälscher gewesen ist, wird sich nicht feststellen lassen. Die Fälschung ist wohl überhaupt von mehreren Leuten ausgegangen, die trauerten über die seit Karls des Großen Tod verfallende Kirche und hofften, in der Erhebung der päpstlichen über die weltliche Macht das sichere Mittel zur Heilung der Schäden gefunden zu haben. Sicher ist die Fälschung nicht von Rom selbst oder mit Wissen des Papstes ausgegangen. Ende des Jahres 863 ist sie erst in den Händen Nikolaus' I., der sich jetzt zum erstenmal auf diese Dekretalen beruft, unbekümmert, ob sie Echtes oder Unechtes enthielten. „Das war römische Politik, zu benutzen, was der Glaube oder Irrtum eines Zeitalters ihrer Sache Günstiges bot."

Keiner aber war geeigneter dies zu tun als Nikolaus I. (858—867). Ebenso hoch wie Karl der Große von der weltlichen Macht gedacht hatte, ja noch höher dachte er von der Macht des Papsttums. Ebenso energisch und rücksichtslos wie jener verfolgte er seine Ziele, keinen Finger breit von der einmal betretenen Bahn weichend: Von Gott stammt das Papsttum. Darum ist es unerschütterlich und unvergänglich. Auf dem Papsttum ruht der Bau der Welt. Wie Gott den Papst als unumschränkten Herrscher der Kirche eingesetzt hat, so hat er ihm auch Pflichten gegeben, die keine Landesgrenzen kennen, sondern sich auf die ganze Kirche der Welt erstrecken. Was Rom beschließt, ist unanfechtbares Gesetz. Über Rom gibt es keine höhere Instanz. Keinem Fürsten steht für die Leitung der Kirche irgend ein Recht zu. Ein Staatsgesetz, das in Widerspruch mit kirchlichen Rechten steht, ist ungültig. In erster Linie also der Papst als das Oberhaupt der Kirche, dann die weltlichen Reiche mit ihren Fürsten! Fürstliche Würden sind überhaupt nur ein Ausfluß päpstlicher Macht. Der Papst überträgt sie und erkennt sie an. Erst dann sind sie in rechtmäßiger Geltung. Einem Fürsten, der ein schlechtes Regiment führt, sind die Vertreter der Kirche keinen Gehorsam schuldig, vielmehr haben sie das Recht und die Pflicht, sich wider ihn zu erheben. Auch die Fürsten sind nur Diener des Papstes und ihre höchste Aufgabe ist, Glanz und Macht der römischen Kirche zu erhöhen. Über Allem und über Allen steht der Papst, „der Fürst der ganzen Erde", wie sich Nikolaus einmal genannt hat. Solche bisher unerhörte Sätze lagen tief in der Richtung der Zeit. Sie wurden ausgesprochen, festgelegt — und Nikolaus I. handelte darnach. Daß er danach handeln konnte, verschuldeten die schwachen, untereinander uneinigen Nachfolger Karls des Großen.

Die Unterordnung des Papsttums unter die weltliche Gewalt hatte grundsätzlich aufgehört. Wie viel unseligen Kampf beschwor das Bestreben des Papsttums herauf, diese Grundsätze in die Tat umzusetzen! War unter Karl dem Großen die Kirche Reichskirche gewesen, so war sie unter Nikolaus I. zur Papstkirche geworden.

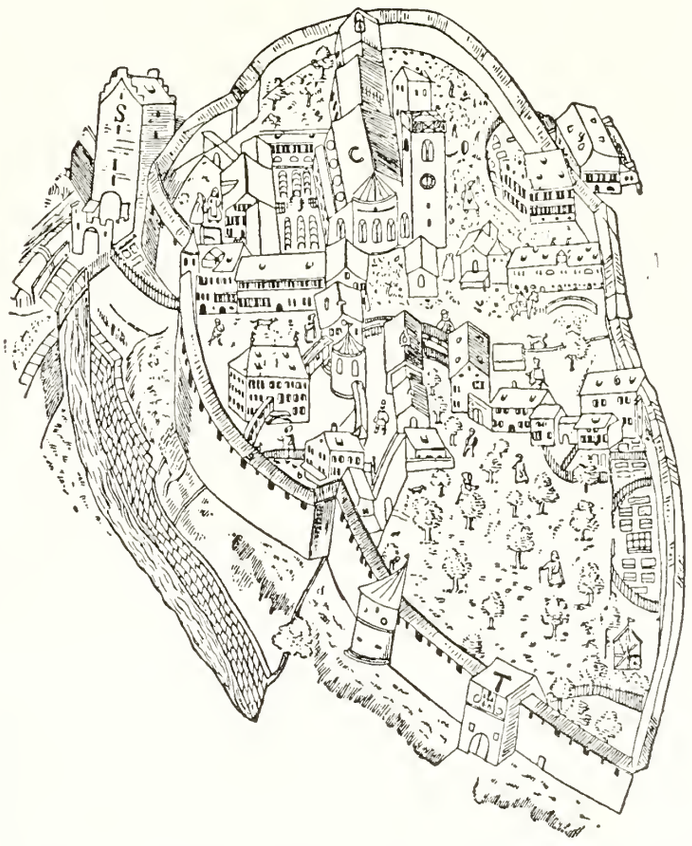
2. Aus dem Leben der Kirche.

Um eine Anschauung von dem Leben der Kirche im neunten Jahrhundert zu gewinnen, ist es vor allem nötig, sich das Wirken derjenigen Männer zu veranschaulichen, in deren Händen die Leitung der Kirche lag, die durch Seelsorge oder Unterricht einen weitgehenden Einfluß auf das Volk besaßen und die mit ihren Schriften eine öffentliche Wirksamkeit ausübten.

Die Macht der Bischöfe beschränkte sich nicht auf das geistliche Gebiet. Sie waren den weltlichen Großen an die Seite getreten. Immer mehr bildet sich nun auch die weltliche Seite ihrer Macht aus. Panzer und Bischofsgewand, Hirtenstab und Schwert, geistliches und weltliches Regiment vertragen sich miteinander. Nicht weniger als zehn deutsche Bischöfe sind in den Jahren 886 bis 908 auf dem Schlachtfelde gefallen. Viel größer aber ist die Zahl derer, die auszogen zu blutigem Streite. Hatto von Mainz war Reichsverweser der für Ludwig das Kind (gestorben 911) geführten Regierung. Man könnte aus dem Allen den Schluß zu ziehen versucht sein, daß die Bischöfe ihr hohes geistliches Amt versäumt hätten. Das war jedoch nicht der Fall. Sie beriefen und leiteten Synoden, auf denen über kirchliche Lehre, Zucht und Ordnung verhandelt wurde. Sie befleißigten sich der Predigt. Sie hielten Kirchenvisitationen und Sendgerichte. Bei den letzteren mußten die „Sendzeugen", angesehene, hierzu besonders erwählte Gemeindemitglieder, auf ihren Eid jedes ihnen bekannte Verbrechen zur Anzeige bringen. Wer sich von der wider ihn erhobenen Anklage nicht reinigen konnte, wurde vom Sendgericht verurteilt. Wer sich dem Urteil beharrlich nicht fügte, wurde aus der Kirche und damit aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen. „Vor versammelter Gemeinde hielt der Bischof, umgeben von zwölf Priestern, die brennende Kerzen in den Händen trugen, eine Ansprache, in welcher er die Pflicht, tote Glieder vom Leibe der Kirche zu trennen, darlegte; sodann sprach er, während die Priester die Kerzen zu Boden warfen und verlöschten, den Bannfluch über den Ungehorsamen aus: er schied ihn von der heiligen Kirche und jeder Gemein-

schaft der Christen für Zeit und Ewigkeit. Verflucht solle er sein in der Stadt und verflucht auf dem Lande, verflucht sein Eingang und verflucht sein Ausgang. Kein Christ solle ihn grüßen, kein Priester ihm die Messe lesen, niemand Verkehr noch Gemeinschaft mit ihm pflegen, es sei denn, daß er umkehre und Buße tue."

Von größter Wichtigkeit und von reichstem Segen war die Einrichtung von Pfarrbezirken, die Einteilung der Diözesen in Parochien. Durch die Tätigkeit des Pfarrers wurden die Gedanken und Absichten derer, die die Kirche leiteten, ins Volk getragen. Erst jetzt war eine geordnete Seelsorge möglich. Jedes Glied der Kirche wußte, wer sein Hirte war, und der Pfarrer hatte einen fest abgegrenzten Sprengel als den Kreis derer, an deren Seelen zu arbeiten sein Amtes war. Insbesondere aus einer Schrift des Mönches Regino, der erst zu Prüm am südlichen Abhang der Schnee-Eifel, dann im Kloster St. Martin zu Trier lebte, gewinnen wir ein anschauliches Bild der Tätigkeit eines Pfarrers vor tausend Jahren. „Der Pfarrer stand den Laien als Glied eines besonderen Standes gegenüber. Schon durch die regelmäßig getragene priesterliche Kleidung unterschied er sich von ihnen. Seine Wohnung hatte er in der Nähe der Kirche; täglich um neun Uhr las er die Messe, außerdem war er verpflichtet, die kanonischen Gebetsstunden einzuhalten und durch das Läuten der Glocke das Volk an sie zu erinnern. Als seine wichtigste Pflicht betrachtet man die Unterweisung der Gemeinde: er sollte regelmäßig predigen d. h. er hatte, nachdem Evangelium und Epistel durch einen Kleriker verlesen waren, den Wortsinn der Lektionen zu erläutern. Es lag ihm ob, die Gemeinde zur Teilnahme am gottesdienstlichen Leben zu erziehen: zu diesem Zweck hatte er sie über die Pflicht der Sonntagsruhe und der Aufmerksamkeit auf die Predigt zu belehren; am Aschermittwoch forderte er sie zur Beichte auf, an Weihnachten, Ostern, und Pfingsten lud er sich zur Teilnahme am heiligen Abendmahle ein; die Heiligenfeste und das Quatembersasten kündigte er an. Er feierte mit ihr die Bittgänge in der Himmelfahrtswoche und andere Prozessionen. Aber damit waren seine Pflichten nicht erfüllt: er galt als verantwortlich für das Heil eines jeden Gemeindegliedes, Starb ein Kind, ohne die Taufe erhalten zu haben, so wurde dem Pfarrer daraus ein Vorwurf gemacht. Ebenso hatte er Sorge zu tragen, daß alle Kinder zur rechten Zeit zur Firmung kamen. Es war seine Aufgabe, die Gefirmten zu unterrichten. Diese Unterweisung schloß sich an das Vaterunser und Symbol an. Deshalb gehörte eine Erklärung dieser Stücke überall zur Kirchenbibliothek. Geriet ein Gemeindeglied auf Abwege, so mußte er suchen, es auf den rechten Weg zurückzuführen. Fremde und Arme wandten sich an ihn um Hilfe; er mußte stets bereit sein, sie an seinem Tische zu speisen. Besonders waren die Kranken seiner geistlichen Pflege anvertraut: er betete mit ihnen, nahm ihnen die Beichte ab und erteilte ihnen die Salbung mit dem geweihten Öl; sah er, daß es mit einem Kranken zu Ende ging, dann sollte er ihm das heilige Abendmahl reichen und seine Seele Gott befehlen, den Leib aber christlich bestatten. Alles dies wurde als einfache Erfüllung der Amtspflichten angesehen; es galt deshalb als Unrecht wenn der Pfarrer Bezahlung dafür forderte oder annahm. Außerdem hatte er für die Kirche und die Verwaltung des Kirchenguts Sorge zu tragen: jene sollte in gutem, baulichem Stande erhalten werden; die Altäre sollten reinlich und würdig bedeckt sein, Abendmahlsgefäße und andere kirchliche Geräte — es werden genannt die Glocken, der Altar mit seinen Bekleidungen, Kreuze, Reliquienkapseln, Kelch und Patene, ein Wassergefäß, in dem der Priester sich die Hände wäscht, die Pixis mit der Hostie, Missale, Lektionar, Antiphonar und sonstige Bücher, die Priestergewänder und deren Aufbewahrungsschreine, Kerzen, Weihrauchbecken, Weihwassergefäß und Taufbecken — gut verwahrt und frei von Staub und Schmutz erhalten



Älteste Ansicht des Klosters St. Gallen; in einem Plane der Stadt von 1596.

werden. Das Pfarrgut gewährte dem Pfründenbesitzer ein sicheres Einkommen; aber es sollte nicht dem Privatvorteil des jeweiligen Inhabers dienstbar gemacht werden; es galt als Unrecht, wenn ein Pfarrer reich wurde."

Die Zahl der Klöster wuchs unter Karls des Großen Nachfolgern bedeutend. Ludwig der Fromme stand ja zu dem mönchisch-asketischen Lebensideal ganz anders als sein Vater. Karl der Große hatte für die Vermehrung der Klöster nichts getan, da ihm jenes Ideal fern lag. Er hielt es nicht für gut, daß viele Leute aus der praktischen Lebensarbeit in der stillen Verborgenheit der Klosterzelle verschwanden. Wohl aber hat er manchen Mönch aus dem Kloster hervorgezogen und in eine gesegnete Arbeit gewiesen. Fast fünfzig Jahre hatte Karl regiert, und in diesem langen Zeitraum erstanden in dem deutschen Teile seines Reiches noch nicht zwanzig Klöster. Wie anders wurde das nach seinem Tode! Da machte sich besonders

der Einfluß des einseitigen und engherzigen, für den Stumpfsinn völliger, orientalischer Askese schwärmenden Benedikt von Aniane geltend. Dieser wollte nichts wissen von geistiger Bildung, von der Schönheit der Kunst, von der Beschäftigung mit den heidnischen Klassikern, von dem Gebrauche der deutschen Sprache und der Freude an deren Erzeugnissen. Nach seiner Meinung war das Kloster durchaus nicht dazu da, hierfür eine Pflegestätte zu bieten. Sein Streben ging dahin, die Benediktinerregel in allen Klöstern zur Einführung zu bringen und selbst die Kapitel ihr zu unterwerfen. Auffällig wuchs die Zahl der Klöster, zumal in Sachsen.

Eines Klosters, das damals hoher Blüte sich erfreute, muß hier besonders gedacht werden, des Klosters von St. Gallen, dem von 816 bis 837 Abt Gozbert vorstand. Aus der Zeit seiner Amtsführung ist uns noch der Plan für eine Vergrößerung der gesamten Klosteranlage erhalten. Derselbe gewährt uns ein anschauliches Bild des großen Geweses und Getriebes eines hervorragenden Klosters jener Zeit, das allerdings noch nicht unter dem Einfluß der asketischen Lebensanschauung Benedikts von Aniane stand. „Die meisten Gebäude sind einstöckig und zeigen die altrömische Anlage eines rechteckigen mittleren Hofraumes, um welchen sich vier Flügel ziehen, die sich gegen ihn öffnen. An den Wänden des bedeckten Hofraumes sind ringsum Bänke und Tische angebracht; in der Mitte steht der Herd. Darüber befindet sich im Dache eine große Öffnung, um Licht herein und den Rauch hinaus zu lassen, die aber gegen Regen und Schnee wieder mit einem auf vier Pfeilern ruhenden Zeltdache bedeckt ist. Den sachlichen (nicht geometrischen) Mittelpunkt der ganzen Klosteranlage, die ein Rechteck bildet, nimmt die Kirche ein, eine kreuzförmige Basilika mit zwei halbrunden Chören und vielen Altären, eine Bauform, die weniger für die Erbauung einer Gemeinde, als für die stille Andacht von Mönchen berechnet erscheint. An die Kirche schließen sich zahlreiche Nebengebäude, wie das Schreibzimmer und über demselben die Bibliothek, die Sakristei und darüber die geistliche Garderobe, ein Gebäude zur Bereitung der Hostien, das Gasthaus für fremde Mönche, die Wohnungen des Schulvorstehers und des Pförtners an. Um die Kirche verteilen sich in vier Gruppen die übrigen, von Gassen, Hecken und Mauern durchzogenen Räume: im Süden die Klausur, rings um den Kreuzgang der Kapitelsaal, der Sprechsaal, der Wohnraum der Mönche, darüber der Schlafsaal (Dormitorium); der Speisesaal (Refektorium), darüber wieder die Kleiderkammer, dann in besonders kühler Lage der mit Fässern wohlgefüllte Keller, an einer Ecke abseits die Wasch- und Badestube und das Latrinenhaus, an einer anderen die Küche, weiterhin die Bäckerei, das Brauhaus, die Mühle, Küferei, Tenne und Stallung für Reitpferde, endlich die Räume für Handwerker: Walker, Gerber, Schuster, Drechsler, Eisen- und Goldschmiede, ja sogar, da die Klöster in Kriegen den Königen Mannschaften zu stellen hatten, für Schwertfeger und Schildmacher, und diejenigen für Künstler: Holzschnitzer, Bildhauer, Erzgießer usw. Hinter dem Keller war das Gasthaus für arme Reisende und Pilger mit eigener Küche und Brauerei. Im Norden der Kirche befanden sich das Haus für vornehme Gäste mit eigenen Dienstwohnungen, Vorratsräumen und Stallungen, sowie Brauerei und Bäckerei, die äußere Schule (für solche, die nicht Mönche werden wollten) und die Abtswohnung mit eigenem Nebengebäude für die Diener, Küche, Speisekammer und Badestube. Im Osten der Kirche und Klausur lag die innere Schule (für künftige Mönche), die Kirche für die Novizen und Patienten, sowie das Krankenhaus für die Mönche mit abgesonderter Abteilung für gefährliche Krankheiten, nebst Arztwohnung, „Aderlaßhaus" und Apotheke, dann die Gärten (für Gemüse und für Heilkräuter), der Friedhof, die Geflügelställe (weit von den Krankenräumen entfernt), die Wärterwohnungen und der Fruchtspeicher. Im Westen der Kirche und Klausur endlich, vom eigentlichen Kloster durch eine Mauer getrennt, befanden sich die Stallungen für das Vieh (Schafe, Ziegen, Rinder, Schweine, Pferde), sowie das Gesindehaus, zwischen welchen Gebäuden die öffentliche Zufahrt zur Kirche hinleitete. An der letzteren wurde 822 bis 829 gebaut, wobei die Mönche selbst Hand anlegten und die rauheste Arbeit verrichteten. Die Säulen wurden aus Felsblöcken gehauen, die Fenster mit Glas versehen, später (841 bis 883) die Wände mit goldglänzenden Malereien geschmückt. Gläserne Kronleuchter, mit getriebener Arbeit in Gold und Silber verzierte, mit kostbaren Teppichen bedeckte Altäre, aus Elfenbein und edlen Metallen gefertigte und mit Edelsteinen besetzte Kruzifixe und Reliquienbehälter, in geschnitzten und reich geschmückten Decken prangende Kirchenbücher, prachtvolle Kelche, Patenen und Meßgewänder usw. erhöhten diese Pracht noch mehr. Auch die Abtswohnung prangte mit Marmorsäulen und Wandgemälden, welche das Kloster Reichenau lieferte. Im Ofen der Bäckerei konnten angeblich tausend Brote auf einmal gebacken werden; die Brauerei soll hundert Malter Hafer gefaßt haben. Im ganzen zählte das Kloster über vierzig Gebäude; es glich daher einer kleinen Stadt" (Henne am Rhyn).

Im Kloster zu St. Gallen fand also auch die Kunst hingebende Pflege. Noch sind uns mancherlei Erzeugnisse der fleißigen Mönche überliefert. So z. B. verschiedene Prachthandschriften und die von Tutilo (gestorben 915), einem vielseitigen, als Musiker und Dichter, als Baumeister, Bildschnitzer und Maler tätigen Künstler stammenden Elfenbeintafeln. Die eine zeigt Christus, von Engeln und Evangelisten, sowie allegorischen Gestalten umgeben (siehe Kunstanhang), die andere die Himmelfahrt der von Engeln geleiteten Maria und den heiligen Gallus, Bären fütternd, die ihm zum Klosterbau Steine und Stämme zutragen.

Wie zur Zeit Karls des Großen, so war auch jetzt noch die Kirche die gegebene Lehrerin des Volkes. Die Schule war in ihrer Hand. Der Mangel an Interesse für die Förderung geistiger Bildung, der bei Ludwig dem Frommen zu beklagen ist, war Schuld daran, daß die Hofschule verkümmerte und der Gelehrtenkreis, der sich um Karl den Großen gesammelt hatte, sich auflöste. Die hervorragendsten Schulen befanden sich jetzt in den Klöstern zu Fulda, St. Gallen und Reichenau. Der greise Abt Eigil (gestorben 822), ein treuer Pfleger der Wissenschaft und ein tüchtiger Bauherr — ihm verdankt die Michaeliskirche zu Fulda ihre Entstehung — stellte an die Spitze der Fuldaer Schule den tüchtigen Hraban. Eigil war dieser auf die Vermehrung der Bücherei bedacht. Er

durfte von ihr rühmen, „daß sie die gesamte theologische und weltliche Literatur umfasse." Was Fulda in Franken war, waren St. Gallen und Reichenau in Schwaben und Freising in Bayern. Besonders erfreulich ist es, daß die Klosterschulen auch der deutschen Sprache Pflege angedeihen ließen.

In der Kürze wenigstens sei auch der bedeutendsten Männer gedacht, die unter den deutschen Theologen des neunten Jahrhunderts als Schulmänner und als Schriftsteller gewirkt haben. Wir nennen nur zwei: Hraban und Walafrid Strabo.

Hraban, etwa im Jahre 776 zu Mainz geboren, hat hauptsächlich in Mainz und in Fulda im Sinne seines Lehrers Alkuin gewirkt. Nach Eigils Tode wurde er Abt zu Fulda. Man rühmt seinen Eifer nicht nur für die Schule, sondern auch in Seelsorge, Armenpflege und Predigt, insbesondere auch als Förderer der Kunst. Er übertraf seine Zeitgenossen an theologischem Wissen, „er ist der erste gelehrte Theologe unseres Vaterlands." Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckt sich auf das Gebiet der Dichtkunst, des Unterrichts, der Schriftauslegung. Außerdem schrieb er ein Buch über die Bildung der Geistlichen, welches das Dogmatische in den Hintergrund, das Praktische, insbesondere die Predigt in den Vordergrund rückt. Er hat auch auf Wunsch des Erzbischofs Haistulf von Mainz eine Sammlung von Predigten für das Volk, bereits vorhandene Homilien umarbeitend, und auf Wunsch Kaiser Lothars Schriftauslegungen für Gemeindeansprachen verfaßt. Es sind durchaus volkstümliche Vorstellungen, nicht die schulmäßigen Anschauungen einer fremden, auf deutschen Boden verpflanzten Theologie, die sich in Hrabans Schriften finden. „Christus, der König, das ist die Bezeichnung, welche unzählige Male wiederkehrt. Er thront in der Himmelsburg, die Engel und Heiligen sind sein Heer, die Märtyrer seine Gefolgschaft, die unter dem Königsbanner einherzieht; er bereitet für die Seinen große Belohnungen, in seinem Palaste werden sie sich einstmals ewig ergötzen, umgekehrt erwartet auch er Gaben von ihrer Hand." Vorstellungen, denen wir auch im „Heliand" begegnen werden.

Der Alamanne Walafrid, armer Eltern Kind, war als Knabe schon dem Kloster Reichenau übergeben worden. Begabt, fleißig und lernbegierig nahm er in sich auf, was seinem Geiste hier geboten wurde. Von Reichenau ging er nach Fulda, um Hrabans Schüler zu werden. Von dort aus wurde er an den Hof als Erzieher des jungen Karl, des Sohnes Ludwigs des Frommen aus seiner Ehe mit Judith, berufen. Aus Dankbarkeit wurde er dann zum Abte von Reichenau ernannt. Als solcher starb er im Jahre 849. Von seinen zahlreichen Schriften ist eine, die bekannteste, zwar nicht das Produkt des eigenen Geistes, sondern nur eisernen Fleißes, die sogenannte Glossa ordinaria, eine laufende Auslegung der Bibel, bestehend aus einer Sammlung exegetischer Stellen aus den Kirchenvätern und anderer Theologen. Auf Jahrhunderte hinaus ist dieses große Werk in Benutzung und darum von Einfluß geblieben.

Über theologische Fragen gerieten die Gelehrten auch im neunten Jahrhundert in Streit. Der Abt von Corvey, Paschasius Radbert, lehrte eine Verwandlung von Brot und Wein in Christi Leib und Blut durch die allumfassende Schöpfermacht Gottes auf das Wort des Priesters: Das ist mein Leib. Die Kirche hat später die Verwandlungslehre zum Dogma erhoben. Jetzt stand derselben noch in weiten Kreisen eine andere Anschauung gegenüber, nach der nicht eine magische, zauberartige Verwandlung, sondern eine geheimnisvolle Verbindung zwischen den Elementen und Christus angenommen wurde. Hraban vertrat diese Meinung. Dem Volke war jene massivere Anschauung verständlicher. Als eine interessante Zauberei mußte dem Volke erscheinen, was von Gregor dem Großen erzählt wurde: Eine fromme Römerin kommt zum Altar. Der Papst will ihr die Hostie reichen unter den Worten: Der Leib unseres Herrn. Da spottet jene: Ach, ich habe ja selbst das Brot gebacken und muß am besten wissen, daß es nicht der Leib unseres Herrn ist. Da betete Gregor, Gott möge gegen solchen Unglauben ein Zeichen tun, legte die Altardecke auf die Hostie, zog sie wieder hinweg und siehe — ein blutiger Finger liegt auf der Stelle. Wieder bedeckt er diesen und betet nochmals und siehe — die Hostie wie vorher ist wieder vorhanden.

Mit einer in ihren sittlichen Folgen bedenklichen Lehre wagte sich der Mönch Gottschalk hervor. Er behauptete, Gott habe die Einen zum Guten, die Anderen zum Tode vorherbestimmt. Mit Recht erhob sich hiergegen unter anderen Hraban und erklärte, daß eine solche Lehre auch den aufrichtig nach Frömmigkeit Strebenden zur Verzweiflung führen müsse.

Von den Leitern der Kirche steigen wir herab zum Volke selbst. Wie war das Leben der Kirche in seiner Mitte? Das ist doch schließlich das Wichtigste. Das religiöse Empfinden und das kirchliche Leben des Volkes wurde beherrscht durch die Überzeugung von der über Allem waltenden Macht Gottes, durch die Anschauung, daß Gott gewisse Leistungen fordere, auf Grund deren er dem Einzelnen den Himmel öffne, und endlich durch mancherlei Aberglauben, sowie vielfache Reste des alten Heidentums.

Gott ist der „Waltende". Seinen alles bestimmenden Willen — hier und da erscheint noch aus heidnischer Vorzeit das „Schicksal", die „Wurt", losgelöst von Gott — sucht der Mensch zu beeinflussen durch das Gebet und zu erfahren aus allerlei Vorzeichen. Die Gott allein kundige Wahrheit will man durch Gottesurteile erforschen. Vom Gebet wird das Leben des ganzen Tages umspannt. Alles wird unter das Gebet gestellt. Geschieht etwas außergewöhnliches, so ist das Erste, daß man betet. Beim Gewitter eilt man zur Kirche. Vor der Schlacht beichtet und betet der Krieger. Mit einem frommen Lied zieht man in den Streit und mit einem Kyrie eleison beginnt man den Angriff. So heißt es in dem alten „Ludwigslied":

Der König ritt kühn,
Sang das heilige Lied,
Und alle sangen zusammen:
Kyrie eleison!
Sang war gesungen,
Kampf war begonnen!

Und nach glücklicher Schlacht sprach Ludwig „allen Heiligen Dank". Aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts

ſtammt das „Weſſobrunner Gebet“: „Gott allmächtiger, der du Himmel und Erde wirkteſt und der du Menſchen ſo manch Gut gabſt, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weistum und Klugheit und Kraft, Teufeln zu widerſtehen und Arg zu vermeiden und deinen Willen zu wirken.“

Das Gebet wird freilich vielfach zur Segensformel im Munde des Prieſters und des Laien. „Durch den Prieſter wurden Bräutigam und Braut geſegnet; er ſprach eine Segensformel über die Wöchnerin, die zum erſtenmal die Kirche beſuchte. Er benedizierte das Haus, in dem man wohnte, den Brunnen, aus dem man Waſſer ſchöpfte, Brot und Salz, das man aß. Der Segen der Kirche ſchirmte das Getreidefeld und den Obſtgarten und weihte Schwert und Banner für ihren Gebrauch. Wurden Geräte aus der Römerzeit aus der Erde gegraben, ſo hätte man nie gewagt, ſie zu benutzen, wenn nicht die Kirche ſie zuerſt durch ein Segenswort gereinigt hätte. Wenn das Korn in Ähren ſchoß, ſchnitt man einige Halme ab; man brachte ſie an Himmelfahrt in die Kirche, damit ſie am Altar geſegnet würden; das gleiche geſchah an Jakobi mit dem Obſt, an St. Sixt mit den Trauben. Oſtern war die Zeit, in welcher man Speck und Brot, Eier und Käſe auf den Altar ſtellte, um ſie benedizieren zu laſſen.“ Der Laie aber unternahm kaum etwas, ohne ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen und einen kurzen Segen zu ſprechen, mit dem er ſich zugleich gegen die Macht der Dämonen, der alten heidniſchen Götter und Weſen, ſchützen zu können meinte. Da gibt es Segen gegen Verrenkungen, böſe Leute, böſen Blick, zum Blutſtillen, wider das Beſchwören, gegen Brand und Geſchwulſt, Gicht und Rotlauf, Roſe und Flechten, gegen Zahnſchmerzen und Würmer, Waſſerſucht und kaltes Fieber, gegen Kuhblattern, gegen Alb und Mar; es gibt Bienenſegen, Feuerſegen, Waffenſegen, Reiſeſegen, Pferdeſegen, Ackerſegen, Hirtenſegen. Unwillkürlich wird man hierbei daran erinnert, daß ſpäter die Kirche für jede Not die Anrufung eines beſtimmten Heiligen empfahl. Noch ſind uns manche jener alten Segensſprüche erhalten. So hat ein Hundeſegen folgenden Wortlaut:

Christ uuart gaboren, êr uuolf ode deob uuas	Chriſt ward geboren, ehe Wolf oder Dieb war.
Dô uuas sancte Martî Christas hirti.	Da war St. Martin Chriſti Hirte.
Der heiligo Christ unta sancte Martî,	Der heilige Chriſt und St. Martin
der gauuerdô uualten	Die werden walten
hiuta dero hunto,	Heute der Hunde,
dero zohôno,	Der Hündinnen,
daz in uuolf noh uulpa za scadin uuerdan ne megi,	Daß ihnen Wolf und Wölfin nicht zu ſchaden vermögen,
sô huuara se gehloufân	Wenn ſie irgendwohin laufen
uueges ode uualdes	Weges oder Waldes
ode heido.	Oder Haide.
Der heiligo Christ unta sancte Martî,	Der heilige Chriſt und St. Martin
de fruma mir sa hiuto alla heim gasunta.	Die bringen mir ſie heute alle heim geſund.

Ein „Reiſeſegen“ lautet alſo:

Ic dir nâch sihe, ic dir nâch sendi mit mînen funf fingirin funvi undi funfzic engili.	Ich ſehe dir nach, ich ſende dir nach mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel.
Got mit gesundi heim dich gisendi.	Gott führe dich geſund wieder heim.
Offin sî dir diz sigidor, sami sî dir diz † selgidor:	Offen ſei dir dieſes Tor des Sieges, ebenſo dieſes [Kreuzeszeichen] Tor des Heils! Beſchloſſen ſei dir dieſes Tor des Waſſers, ebenſo dieſes Tor des Schwertes!
Bislozin sî dir diz wâgidor, sami sî dir diz wâfindor.	
des guotin sandi Ûlrîchis segen vor dir undi hindir dir undi obi dir undi nebin dir sî gidân, swâ dû wonis undi swâ dû sîs, daz dâ alsi gût fridi sî alsi dâ wêri, dâ mîn frauwi sandi Marie des heiligin Cristis ginas.	Des guten St. Ulrichs Segen vor dir und hinter dir und über dir und neben dir, wo du auch immer wohneſt und wo du biſt, daß da alſo gut Friede ſei, wie da war, da meine Frau St. Maria des heiligen Chriſt genas.

Des Menſchen Schickſal iſt in Gottes Hand: er beſtimmt es, er kennt es. Wer es erfahren will, achtet ſorgſam auf allerlei Vorzeichen oder ſucht es durch das Los zu erforſchen. Mit allerlei Zauber glaubt man den Zauber abwehren zu können. Die Wahrheit und das Recht wird aus Gottesgerichten erkannt, die die Kirche leitet. Der Prieſter, ſo wird der Vorgang bei einem ſolchen uns geſchildert, gekleidet in die heiligen Gewänder, in den Händen das Evangelienbuch und die heiligen Gefäße, trat vor die Tür der Kirche, wo das Volk mit dem Angeklagten ihn erwartete. Er begann die Handlung, indem er den Beklagten bei dem dreieinigen Gott und dem jüngſten Gericht, bei dem Geheimnis der Taufe und bei allen Heiligen beſchwor, im Falle er ſich einer Schuld bewußt ſei, die Kirche nicht zu betreten, ſondern ſeine Sünde zu bekennen. Nachdem ſodann im Kirchhof der Ort für die Vornahme des Gerichts beſtimmt und durch Beſprengung mit Weihwaſſer benediziert war, begaben ſich alle in die Kirche, wo eine Meſſe geleſen wurde. Dabei hatte der Beklagte zu kommunizieren. Der Prieſter reichte ihm Brot und Wein mit den Worten: Der Leib und das Blut unſeres Herrn Jeſu Chriſti ſei dir zur Erprobung! Nach Vollendung der Meſſe zogen die Anweſenden in feierlicher Prozeſſion unter Vorantragung von Kreuz, Evangelienbuch und Reliquien an den Gerichtsplatz. Dabei wurden die Litanei und die Bußpſalmen geſungen. Nun folgte das Gebet, daß Gott, der gerechte Richter, ſein wahres Gericht offenbaren und jeden Zauber verhüten möge; dann die Beſchwörung des Waſſers oder was ſonſt das Mittel des Gerichts war, daß es nicht der Liſt des Teufels diene, ſondern Schuld und Unſchuld enthülle: hierauf wieder ein Gebet, es möge nicht die Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit ſiegen. Nachdem endlich noch das Waſſergefäß mit Myrrhen beräuchert und eine nochmalige Beſchwörung geſprochen war, mußte der Angeklagte mit der Hand in das kochende Waſſer greifen. Die Hand wurde darauf mit Wolle umwickelt, die Hülle verſiegelt und am dritten Tage wieder geöffnet. Dann erſt entſchied ſich Schuld oder Unſchuld.

Die Überzeugung, daß Gott ein beſtimmtes Maß von Leiſtungen fordert, um die „Himmelsau“ zu öffnen, gepaart mit dem durch die Beichte geweckten und vertieften Schuldbewußtſein führte zu eifrigen Bußübungen, die beſonders in Faſten und Almoſengeben ihren Ausdruck fanden, und machte das Gebet und die Meſſe zu einem verdienſtlichen Werke, zu einem „Gottesdienſt“. Der Eifer in dem allen wurde erhöht durch die Furcht vor dem jüngſten Gericht, das „Muſpilli“ mit deutlichen Anklängen an die heidniſchen Anſchauungen vom Weltenbrand uns ſchildert:

Die Berge entbrennen, kein Baum mehr ſtehet,
Nicht einer auf Erden, all Waſſer vertrocknet,
Meer verſchlingt ſich, es ſchwelt in Lohe

Der Himmel, Mond fällt, Mittelgart brennt;
Kein Stein mehr steht, Straftag ins Land
Fährt mit Feuer, die Frevler zu richten.

In ergreifender und echt volkstümlicher Weise wird dann das Gericht selbst beschrieben:

Wenn laut erhallet das himmlische Horn
Und sich der Richter anschickt zur Reise,
Dann erhebt sich mit ihm gewaltige Heerschar,
Das ist alles so kampflich, kein Mann kann ihm trotzen.
So fährt er zur Richtstatt, wo errichtet der Markstein,
Da ergeht das Gericht, das dorthin man berufen,
Dann fahren die Engel hin über die Marken,
Wecken die Toten, weisen zum Thinge.
Dann soll erstehen vom Staube männiglich,
Sich lösen von Grabes Last: dann wird ihm der Leib kommen,
Daß all seine Sache er sagen müsse,
Und nach seinen Werken ihm werde das Urteil.
Wenn der da sitzet, der sühnen soll
Und den Spruch erteilt Toten und Lebenden,
So steht da umher Heerschar der Engel,
Unter Männer: so groß ist der Ring.
Da kommen so viel zum Gericht, die von der Ruhe erstehen,
Wo doch kein Mann vermag zu hehlen.
Da soll Hand sprechen, Haupt reden,
Jedwelches Glied bis zum winzigen Finger,
Was unter Menschen er hat gemordet.
Da ist keiner so listig, der was könnte erlügen,
Oder der Handlungen eine verhehlen,
Als würde dem König nicht alles gekündet:
Er habe denn mit Fasten die Frevel gebüßet.
Getrost dann bleibt, der gebüßt hat,
Wenn zum Sühnetag er kommt. (Übersetzung von Böttticher.)

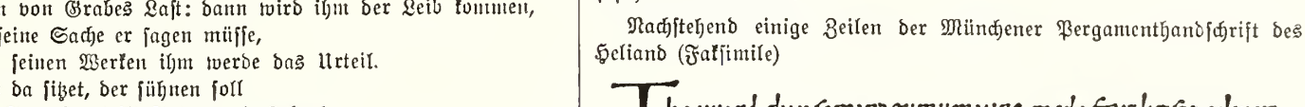
Der Kirche selbst kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß sie insbesondere durch die Reliquienverehrung und die mit nicht zu verkennender Liebe erzählten Wunder, die durch die Reliquien geschehen sein sollten, den Aberglauben im Volke pflegte. Karl der Große hat deshalb den Reliquienkultus nicht gern gesehen. Er durchschaute dabei die auf äußeren Gewinn gerichtete Absicht der Kirche. Und Alkuin erklärte, „es sei besser, im Herzen die Beispiele der Heiligen nachzuahmen, als ihre Knochen umherzutragen." Daß Ludwig der Fromme hierüber ganz anders dachte, zeigte sich in den zahlreichen Übertragungen von allerlei angeblichen Heiligenknochen. Im Triumphzuge holte man dieselben ein. Die Priester geleiteten, Kreuze und brennende Kerzen in der Hand, den kostbaren Reliquienschrein. Ihre Gesänge schloß das zahlreich mitziehende Volk mit Kyrie eleison. Selbstverständlich durfte es dabei an allerhand Wundern nicht fehlen. Aber das wundersüchtige Volk begehrte mehr. Es herrschte, wie später um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts eine wahre Wunder- und Kreuzepidemie. Geheimnisvolle Hände zeichneten Kreuze auf die Kleider. Im Mond war ein Kreuz zu sehen. Briefe fielen vom Himmel. Besonders Begnadeten waren Blicke ins Jenseits oder in das Fegefeuer gestattet. Das heilige Abendmahl konnte jahrelang jede andere Speise unnötig machen. Mehrfach gelang es dabei Betrüger zu entlarven.

Wie der Aberglaube, so verdunkelten auch die Reste des Heidentums das helle Licht der evangelischen Wahrheit. Es ist bereits erwähnt worden, daß die alten Götter dem Volke doch als Realitäten galten. Die Kirche hatte aus ihnen böse Geister gemacht. Noch verehrte man heilige Bäume, heilige Quellen, heilige Steine und versäumte auch nicht, dort in irgend einer Form ein Opfer darzubringen. Wie kann man auch erwarten, daß das, was tief in Herz, Sitte und Leben des Volkes eingegraben war, sich innerhalb weniger Generationen verlöschen ließ!

3. Der „Christ" und der „Heliand".

Es ist eine durchaus volkstümliche, deutsche Färbung, die die beiden bedeutendsten Denkmäler altdeutscher christlicher Poesie zeigen, der „Christ" des Mönches Otfried von Weißenburg und der „Heliand", das Gedicht eines dem Namen nach uns unbekannten niedersächsischen Klerikers.

Nachstehend einige Zeilen der Münchener Pergamenthandschrift des Heliand (Faksimile)



In der Münchener Handschrift heißt es im Original:

Tho uuard thar so managumu manne modaftar kristo
gihuorben, hugiskefti, sidor sie is helagon uuerk
selbon gisahun, huand eo er sulic ni uuard
uunder an uueroldi. Than uuas eft thes unerodes so filu,
so modstarke man, ni uueldun the maht godes
antkennien kudlico, ac sie uuid is craft mikil
uunnun mid iro uuordun; Uuarun im ualdandes
lera so leda, sohtun liudi odra
an hierusalem, thar iudeono uuas
hereo endi handmahal endi hobidstedi,
grot gumskepi grimmaro thioda.

Dem Original sehr nahekommend hat Grein dies in alliterierender Form übersetzt:

Da ward der Männer manchem das Gemüt zum Christ,
das Herz hin gewandt, als sie sein heilig Werk
da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem Wehrvolk auch
viele mutstarrige Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die große
kämpften sie mit Worten; ihnen war des Waltenden
Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.

Wohl sind es im Sinne und nach dem Maße der Zeit gelehrte Theologen, denen wir diese beiden dichterischen Schilderungen des Lebens Jesu verdanken. Aber sie wollten nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk schreiben. Das Christusbild, das die beiden Gesänge zeichnen, ist also zunächst zwar nicht das, wie es im Volke lebte, aber das, wie man es am passendsten dem Volke zeichnen zu können meinte und wie es dann gewiß auch im Volke Gestalt gewann. Ähnlich wie Albrecht Dürer und Lukas Kranach die heilige Geschichte in eine ganz deutsche Umgebung hineingemalt haben, verfahren diese beiden Dichter, mit größerem Geschick der des „Heliand". Die Erde ist der „Mittelraum". Rom und die Städte des heiligen Landes werden zu Burgen: Romaburg, Nazarethburg, Jerichoburg. Nach der „Burg seiner Geburt" ruft jeden das Schätzungsgebot des Kaiser Augustus. Beim „Burggesinde" sucht

Maria den zwölfjährigen Jesus. In den von blinkenden Burgwällen umgebenen und mit Türmen und Zinnen ausgestatteten Burgen liegen die Hallen. In einer solchen findet die Hochzeit zu Kana statt:

Das Volk war fröhlich,
Lustig waren die Leute beisammen,
Frohgemute Freunde. Diener gingen,
Schenkten mit Schalen, trugen lautern Wein
In Krügen und Kannen. Das Treiben der Mannen
War heiter in der Halle. Und als nun den Helden
Auf den Bänken die beste Lust dort begann,
Da gebrach es an Trank. (Übertragung von P. Herrmann.)

Ähnlich wird uns das Mahl im Hause des Herodes, das den Tod Johannes des Täufers veranlaßte, geschildert.

Da ward in dem Gastsaal
Eine mächtige Menge der Mannen versammelt,
Der Herzöge in dem Haus, wo ihr Herr saß
Auf dem Königsstuhle. Da kamen gar viele
Juden in den Gastsaal und ihr Herz wurde heiter,
Froh ihre Brust, denn sie sahen, daß ihr Fürst
Wohlgelaunt wäre. Man trug Wein in den Saal,
Schimmernden in Schalen. Schenken schwärmten umher,
Goldgefäße tragend. Lautes Tosen
Erhob sich in der Halle; die Helden tranken.
Da überlegte der Landeshirt,
Wie er die Wonne noch mehren möchte:
Da ließ er kommen die kecke Dirne,
Seines Bruders Tochter vor den Thronsitz der Bank,
Vom Weine beseelt, und sagte zu ihr,
Vor den Degen sie grüßend, mit dringender Bitte,
Sie möchte doch tanzen vor den Tischgenossen
Fein auf den Fließen: Zeige dem Volke hier,
Was du gelernt hast, der Leute Menge
Auf den Bänken zu erfreuen.

Auf hochgehörntem Schiffe rudern die Jünger durch die Wogen. Roßhirten sind es, „Männer auf der Wacht, die der Pferde pflegten und des Viehs auf dem Felde," denen auf den Gefilden der „Bethlehemburg" der „mächtige Gottesengel" von der „Himmelsau" verkündet:

Umwickelt liegt
Das Kind in einer Krippe, das ein König doch ist
Über alles auf Erden und im Himmel.
Der Walter der Welt.

Die Hohenpriester sind Bischöfe, Herodes und Pilatus Herzöge, die Jünger Recken, Helden und Degen. Petrus, der den Malchus verwundet, ist der „schnelle Schwertdegen", „der kühngemute Kämpe". Diese Anschauung findet den bezeichnendsten Ausdruck dort, wo Jesus nach Bethanien zu

Maria und Martha, den lieblichen Mädchen,
Den wonnesamen Weibern, die er wohl kannte,

ziehen will. Thomas, des „trefflichen Manns", des „teuren Degens" Wort (Joh. 11, 16): „Lasset uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben" gestaltet der Dichter, freilich dem Sinne der Rede nicht entsprechend, also:

Wir sollen seine Tat nicht tadeln,
Seinem Volke nicht wehren, sondern bei ihm weilen,
Dulden mit dem Dienstherrn! Das ist des Degens Ruhm,
Daß er bei seinem Gebieter standhaft stehe
Und mit ihm sterbe. Tun wir alle so,
Folgen wir seiner Fahrt, lassen wir unser Leben uns
Weniger wert sein, wenn wir auch mit ihm
Zu Grunde gehn! Dann lebt noch lange
Nach uns unser Ruhm!

Die asketische Weltanschauung ist dem Dichter des „Heliand" fremd. Er freut sich der Welt, der Sonne und der grünen Auen. Er preist die Schönheit köstlicher Kleider, die Pracht der Perlen und kunstvolles Geschmeide.

Volkstümlich will auch der „Christ" sein. Aber Otfrieds Lebensanschauung ist die asketische. „Die Welt erscheint ihm nicht als wonnevoll, sondern als elendvoll; die stürmische See ist das Abbild des Menschenlebens. Hunger und Durst, manches Leid und manche Angst, zuletzt der Tod geben dem Leben seinen Gehalt. Es wundert Otfried, daß die Menschen die Unruhe der irdischen Dinge so sehr lieben. Dazu kommt die Last der Sünden, die alle drückt, das Gericht, das allen bevorsteht und vor dem jedweder bangt. Dem Dichter bebt das Herz, wenn er daran denkt: er preist die glücklich, die ihrer Taten sicher dem Gericht entgegensehen können."

Von besonderer Wichtigkeit aber ist das Bild, das beiden Dichtern von der Person und dem Werke Christi selbst vorschwebt. Christus ist der reiche, mächtige, milde, deutsche Volkskönig. Er durchzieht mit seinen „Degen" das Land, „um zu raten und zu richten, zu weisen und zu lehren, Gaben zu verleihen, zu helfen und zu heilen, zu kämpfen wider seine Feinde, in diesem Kampfe für die Seinen zu sterben und endlich aus der scheinbaren Niederlage sich im glänzendsten Sieg zu erheben." Aber dieser Volkskönig ist Gott selbst, der „heilige", „hehre", „Himmelskönig", der „Allwaltende". Seine Kraft ist die Gotteskraft. Aber sie ist — ganz anders nach der Anschauung der sogenannten apokryphischen Evangelien — während der Kindheit verborgen:

Er wollte noch nicht in der Kindheit die Kraft
Den Menschen zeigen, daß er Macht besaß,
Gewalt auf der Welt. — —
Wohl wußten nicht Wen'ge
Der Leute im Lande, daß ans Licht er gekommen,
Doch klar erkennen konnte es keiner,
Eh' er nicht selbst es sagen wollte.

Für den Dichter des „Heliand" besteht der Zweck der Sendung Jesu in der Lehre. Johannes der Täufer verkündet:

Wer Missetat läßt,
Des Widersachers Dienst, der erwirkt sich des Guten,
Des Himmelskönigs Huld, wenn er Treue hegt
Dem allmächtigen Gott.

Er ermahnt:

Wendet zu ihm,
Ihr Leute, den Glauben; lange glücklich
Wird euer Herz, wenn die Höllensessel,
Der Teufel Treiben ihr laßt und das Licht,
Das himmlische Gut, die Himmelsau,
Das ewige Reich sucht, ohne zu zweifeln.

Wie man aber „Treue hegt dem allmächtigen Gott" und „das himmlische Gut" gewinnt, offenbart Christus durch seine Lehre.

Die allein gelangen zum himmlischen Lichte,
Gehn in das Gottesreich, die mit Lust und Liebe
Hier vollführen des allwaltenden Vaters
Werk und Willen; sie brauchen mit Worten nicht viel
Um Hülfe zu rufen, denn der heilige Gott
Weiß aller Wesen Dichten und Denken,
Wort und Willen und gibt ihnen der Werke Lohn.

Nicht ist des Dichters Meinung, daß die Befolgung der Lehre Christi den Himmel verdiene — „wenig Kraft des Menschen Gemüt hat ohne Gottes Macht", — sondern, daß sie Gnade im Gericht finden werde. Er läßt Christus verkünden:

Dort bei dem Rechtshandel
Bin ich ein milder Machtherr jedem,
Der auf mich hörte und Werke übte,
Die ich hier auf dem Berge geboten habe.

Echt evangelisch ist die ergreifende Betrachtung, die der Dichter an das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg anknüpft:

Mancher wird sehr alt, ohne sein Unrecht zu bessern,
Vermehrt das Übel, bis der Abend ihm naht,
Wo alle Wonne vergeht; da beginnt er Weh zu fürchten,
Seine Sünden machen ihm Sorge, er gedenkt, was er selbst
In der Jugend verbrach. Nun kann er nicht mehr büßen
Seine schlechten Taten, da schlägt er alle Tage
Die Brust mit beiden Händen, beklagt sie mit heißen Tränen,
Mit bitterem Schluchzen und bittet den heiligen Herrn,
Den mächt'gen, ihm mild zu sein. Der läßt ihn nicht verzweifeln,
So barmherzig ist der Herrscher des Alls, er will keinem
Den Wunsch verweigern, der Waltende gibt auch ihm
Das heilige Himmelreich, dann ist ihm geholfen.
Alle sollen Gnade finden, obgleich sie zu Einer Zeit
Nicht kommen, die Menschen: der kraftreiche Herr will doch
Allen Leuten lohnen, die hier an ihn glauben.

Ebenso beachtenswert ist der Gedanke, daß nur der des Heiles verlustig gehe, der es nicht haben wolle:

Ewige Nacht, zur Strafe für die Sünden,
Für leidige Taten dem, der nicht verlangt,
Erlöst zu werden, eh' dies Licht er verläßt,
Von dieser Welt sich wendet.

Freilich erscheint, wie alles, so auch dieses Verhalten des Einzelnen zum Heil und sein Schicksal im jüngsten Gericht von Anfang an durch Gott bestimmt. Miteinander

sollen sie wachsen,
Die zum Verderben verdammten wie die guten Männer,
Bis des Weltbrandes Macht über die Menschen fährt,
Das Ende dieser Welt. Dann sind alle Äcker
Gereift in diesen Reichen, ihren Schicksalsschluß
Erfüllen die Völker. Dann zerfährt die Erde;
Das ist die ausgedehnteste Ernte. Von oben kommt
Leuchtend der Herr mit den Engeln, und alle kommen zusammen
Die Leute, die das Licht je sahen, um Lohn zu erlangen
Für Übles und Gutes. Dann gehen Engel Gottes,
Heilige Himmelswächter und suchen die Seligen
Einzeln aus für das ewigschöne,
Hohe Himmelslicht, die andern für den Höllengrund,
Werfen die Verworfenen in das wallende Feuer,
Wo sie gebunden bittere Lohe,
Marter erleiden, die andern aber
Glänzen im Himmelreich vergleichbar dem hellen
Sonnenlichte. Solchen Lohn erlangt
Der Mensch für sein Tun. Drum wer Gewissen hat,
Gedanken im Herzen oder hören will
Mit seinen Ohren, der achte im Innern,
Sorge in seiner Seele, wie er an jenem Tage
Rechenschaft gebe dem mächtigen Gott
Für alle Worte und Werke auf Erden.
Das ist das Schrecklichste aller Dinge,
Das Fürchterlichste, daß sie mit dem Fürsten rechnen sollen,
Die Diener mit ihrem Dienstherrn. Dann wird wohl jedweder
Der Menschen los sein von leidiger Meintat,
Von schlimmer Schuld. Drum sorge zuvor
Der Leute jeglicher, eh' er dies Licht verläßt,
Wie er erwerbe ewige Ehre,
Das hohe Himmelreich und die Huld Gottes.

Auch Christi Geschick muß sich vollenden. Darum erfolgt sein Tod, der aber zugleich die Erlösung bringt. Das erkennt der Satan selbst, als Judas zu ihm hinabfährt:

Da wußt' er in Wahrheit, daß es der waltende Christ war,
Der Geborne des Herrn, der da gebunden stand;
Er wußte in Wahrheit, er wolle alle Welt
Am Kreuze hängend vom Höllenzwange
Die Leute erlösen zum Lichte Gottes.
Das gereichte dem Satan zu schwerer Sorge,
Zu Harm im Herzen; er wollte helfen,
Daß der Leute Kinder ihm das Leben nicht nähmen,
Ihn am Kreuz nicht quälten, er sollte leben,
Daß das Heldengeschlecht von der Hölle nicht würde
Von Sünden frei. Da fuhr der Satan hin,
Wo des Herzogs Haushalt war
Im Innern der Burg. Er begann der Gattin,
Der Ungeheure, der Ehefrau sichtbar
Wunder zu zeigen, daß ihr Wort
Christus helfe, daß er das Leben behielt,
Der Schutzherr der Menschen, dessen Tod schon entschieden.
Er wußt' in Wahrheit, daß er ihm so die Gewalt nähme,
Daß er so mächtig über den Mittelraum nicht mehr wäre,
Über die weite Welt. Das Weib befiel Furcht,
Schwere Sorge, als die Gesichte erschienen
Durch des Teufels Tat am hellen Tage,
Der selbst durch den unsichtbar machenden Helm ungesehen blieb.

Satans Plan ward zu nichte. Mit Christi Tod und Höllenfahrt

war das Licht erschlossen
Den Menschen zum Frommen und mancher Riegel
Am Höllentor entheftet und zum Himmel der Weg
Von der Welt gewirkt.

Tiefer hat der Dichter des „Christ" über des Herrn Tod als Erlösungstod nachgedacht. „Jesus kämpft mit dem Satan in dessen eigener Heimat, der Hölle, dem Todesort: er überwindet ihn im Einzelkampf und bindet ihn, daß er den Menschen nicht mehr schaden kann; er führt sodann die Verstorbenen aus der Hölle heraus in das Himmelreich: so siegt er im Tode."

Noch heute lesen wir insbesondere den „Heliand" mit inniger Freude. Wie konnte es anders sein, als daß dieses Bild des Erlösers damals lebendig vor die Seele unserer Altvorderen trat! Die liebende Hingabe und die ungeschminkte Begeisterung des Dichters stammte aus dem Herzen und wirkte auf das Herz unseres deutschen Volkes.

4. Deutsche Mission in Dänemark und in Schweden.

Missionstätigkeit zeigt die Kirche auch im neunten Jahrhundert. Groß waren noch die Missionsaufgaben, die sie zu erfüllen hatte. Hatte Karl der Große nur die unter seiner Hoheit stehenden Länder als Missionsgebiet angesehen, so richtete man jetzt die Blicke weiter und ergriff gern jeden Anlaß zur Mission auch in anderen Ländern.

Besonders sind es zwei Männer, die in dieser Zeit sich um die Mission große Verdienste erworben haben: Erzbischof Ebo von Reims und Anskar. Das Gebiet ihrer Tätigkeit war Dänemark und Schweden.

Nicht zum ersten Male trat in diesem Jahrhundert Dänemark in Beziehung zum Christentum. Bereits um das Jahr 690 war Willibrord in Dänemark gewesen und hatte dreißig Jünglinge aus der Sklaverei losgekauft, unterrichtet und getauft. Aber von irgend welcher Bedeutung für die Christianisierung des Landes war das

nicht gewesen. Zu einer wirklichen Mission unter den Dänen kam es erst jetzt infolge der politischen Zustände des Landes. Harald, der im Kampfe um die Krone unterlegen war, aber dann einen Teil des Reiches wieder erlangt hatte, suchte Unterstützung im Anschluß an das Frankenreich. Das bot Ludwig dem Frommen im Jahre 823 Veranlassung den Erzbischof Ebo von Reims mit päpstlicher Vollmacht nach Dänemark zu senden, um die Bewohner des Landes für das Evangelium zu gewinnen. Im Jahre 826 kam Harald, sich dem Frankenkönig ganz in die Arme werfend, mit seiner Gattin und einem zahlreichen Gefolge nach Deutschland und ließ sich mit den Seinen zu Mainz taufen. Politisch hat dies Harald nicht den gewünschten Erfolg gebracht, wohl aber hatte die Mission davon Vorteile. Nicht ohne das Geleite christlicher Männer, die fähig und bereit waren, dem Christentum neue Bekenner zu erwerben, ließ man Harald nach Norden ziehen. Der bedeutendste unter jenen war Anskar. Im Jahre 801 in der Nähe des Klosters Corbie geboren hatte Anskar frühzeitig seine Mutter verloren und war jenem Kloster übergeben worden. Durch dessen Einfluß wurde die auf eine phantastische Frömmigkeit gerichtete Neigung des Knaben gefördert. Im Jahre 822 siedelte er in das deutsche Kloster Corvey in Westfalen über, wo er die Leitung der Schule und das Amt eines Klosterpredigers übernahm. Er wünschte nichts sehnlicher, als durch einen besonders schwierigen, gefahrvollen und opferfordernden Dienst sein Christentum bewähren zu können. Dazu bot ihm die Dänenmission reichlich Gelegenheit. Autbert, ein Mönch aus Corbie, begleitete ihn. Die Hoffnungen, mit denen sie auszogen, erfüllten sich freilich nicht. Es kam zu keinem erfolgreichen Wirken mitten im Volke. Statt dessen mußten sie sich auf den Unterricht einer kleinen Anzahl von Kindern, die sie zumeist erst kauften, beschränken. Ob die Stätte ihrer Tätigkeit Haddeby e bei Schleswig gewesen ist, erscheint zweifelhaft. Schon zwei Jahre später mußte die Mission in Dänemark aufgegeben werden. Harald wurde vertrieben, Autbert erkrankte und kehrte in die Heimat zurück: Anskars weiterer Aufenthalt wäre bei den gegebenen Verhältnissen völlig zwecklos gewesen.

Da öffnete sich für Anskar ein neues Arbeitsgebiet. Im Jahre 829 hatte man von Schweden aus am Kaiserlichen Hofe um die Sendung von Missionaren gebeten. Gern erfüllte man die Bitte und schickte Anskar mit einem Genossen Witmar nach Schweden. Hier fanden die beiden freundliche Aufnahme. In der Stadt Björkö, auf einer Insel im Mälarsee gelegen, wurde ihnen die Predigt gestattet, ja sogar eine Kapelle gebaut. Die, welche Anskar bei seinem zweijährigen Aufenthalte in Schweden dem Christentum gewann, hatten das Evangelium mit dem Herzen ergriffen und bewahrten ihm die Treue, auch als heftige Stürme die junge Saat der Kirche zu vernichten drohten.

Im Jahre 831 kehrte Anskar nach Deutschland zurück. Um für die nordische Mission einen festen Stützpunkt zu schaffen, gründete Ludwig der Fromme das Erzbistum Hamburg. Anskar wurde zum Erzbischof gewählt und erhielt das Recht, in den nordischen Ländern Mission zu treiben und selbständig Bischöfe einzusetzen. Man trennte nunmehr die schwedische und dänische Mission. Nennenswerte Erfolge wurden jedoch nicht erzielt. Im Jahre 845 wurde Hamburg von den Dänen zerstört. Nach längeren Verhandlungen wurden die Bistümer Hamburg und Bremen vereinigt. Anskar nahm seinen Sitz in Bremen. Er hat niemals sein Ziel, die Dänen für das Christentum zu gewinnen, aus dem Auge gelassen. Der König Haarik gab ihm die Erlaubnis, in Schleswig eine Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria zu erbauen. Es waren freilich auch hier wie in Schweden nur die Anfänge der Christianisierung, zu denen es jetzt kam. Die weitere Entwickelung derselben zu verfolgen fällt nicht in den Rahmen unserer Aufgabe. Anskar starb trauernd darüber, daß es ihm nicht vergönnt war im Martyrium sein Leben hinzugeben, am 3. Februar 865 in Bremen.

Dritter Abschnitt.

Die deutsche Kirche in der Entwickelung zur selbständigen Nationalkirche.

1. Das bischöfliche Amt verwandelt sich in ein Fürstentum.

Eine eigentümliche Rückbildung vollzog sich in Deutschland im Laufe des zehnten Jahrhunderts. Karl dem Großen war es gelungen, die Stammesherzogtümer aufzulösen und alle Stämme zu einem Reiche unter einem einheitlichen, mächtigen Königtum zu vereinen. Seine Nachfolger waren zu schwach, dieses zu behaupten. So erhoben sich jetzt unter dem Königtum die einzelnen Stammesherzogtümer von neuem. In engem Zusammenhang mit dieser Neu- oder Rückbildung stand die Umbildung des Episkopats. Sehr bald erkannten die Bischöfe, daß sie bei dem Kampfe, der zwischen Königtum und Herzogtümern anhob, auf die Seite des ersteren gehörten. Gerieten sie in Abhängigkeit von den einzelnen Herzögen, so löste sich damit die Einheit der Kirche und infolgedessen auch ihre Stärke im Reiche auf. Nur das einheitliche Königtum entsprach der einheitlichen Kirche. Zudem erfuhr die Kirche mannigfach in empfindlicher Weise, daß die Herzöge nach den reichen Gütern der Kirche ihre Hand ausstreckten. So blieb der Kampf zwischen einzelnen Bischöfen und Herzögen nicht aus. Auf der Synode zu Hohenaltheim im Jahre 916 traten die Bischöfe zusammen, erklärten sich für die Stellungnahme gegen die aufstrebenden Herzogtümer und für das zu stärkende Königtum und lehnten es ab, sich den Herzogtümern unterzuordnen.

König Konrad I. starb im Jahre 918. Es war ihm nicht gelungen, den Kampf gegen die Herzogtümer zu einem siegreichen Ende zu führen. Sein Nachfolger Heinrich I. sah wohl ein, daß dieser Kampf überhaupt erfolglos sein würde. Aber auch angesichts der furchtbaren Gefahr, die dem gesamten Reiche seitens der Ungarn drohte, konnte

es nicht zeitgemäß erscheinen, sondern nur höchst verhängnisvoll sein, diesen Kampf fortsetzen zu wollen. Heinrich erkannte die Stellung der Herzöge an, indem er allerdings auch ihrerseits die Anerkennung des Königtums forderte. Damit, daß er den Herzögen Hoheitsrechte in ihren Gebieten einräumte, war es gegeben, daß auch die Bischöfe mehr und mehr der herzoglichen Gewalt untergeordnet wurden. Die Verfügung der Herzöge über die Güter der Kirche griff um sich. Wie tief der Episkopat innerhalb weniger Jahre herabgedrückt worden war, zeigte für die deutsche Kirchengeschichte von der größten Bedeutung geworden.

Seine besten Bundesgenossen im Kampfe gegen die Herzöge erblickte Otto im Episkopat. Sollten die Bischöfe seine Bundesgenossen sein und bleiben, so mußte er sich den ausschlaggebenden Einfluß bei der Besetzung der Bistümer sichern und darauf bedacht sein, die Macht und den Besitz der Bischöfe zu mehren. Beides hat Otto getan. Er, und nicht wie bisher der Erzbischof, übergab dem zum Bischof Erwählten den bischöflichen Stab zum Zeichen,

Otto der Große und seine Gemahlin Editha landen bei Magdeburg. Nach dem Gemälde von Vogel.

sich deutlich, als Otto I. im Jahre 936 zum König gewählt wurde. Nur die Fürsten mit den Herzögen an der Spitze wählten, die Bischöfe waren unbeteiligt. Dadurch, daß die Erzbischöfe von Mainz und von Köln Otto salbten, erteilte die Kirche dem von den Fürsten gewählten König nur ihren Segen.

Otto I. nahm dem Herzogtum gegenüber eine ganz andere Stellung als sein Vater ein. Sein Ideal war Karl der Große, sein Ziel eine möglichst unumschränkte Königsmacht und die Kaiserkrone. Wollte er das erstere erreichen, so mußte er die Herzöge zu königlichen Beamten herabdrücken. Wollte er die Kaiserkrone erringen, so mußte er Beziehungen mit dem Papsttum anknüpfen. Beides ist daß er ihm das Bistum übertrug. Dann erst erfolgte die kirchliche Weihe. Otto verlieh den Bischöfen verschiedene Hoheitsrechte: die Gerichtsbarkeit und das Zollrecht für ihr Gebiet, ja einigen auch die Ernennung der Grafen. Hierdurch wurde der Bischof „der Inhaber aller weltlichen Gewalt: er war im eigentlichen Sinne des Worts zum Fürsten geworden". Er war keiner politischen Macht außer dem König unterworfen.

Damit erfuhr das bischöfliche Amt allerdings eine wesentliche Veränderung. Die weltliche Seite überwog die geistliche. Daß der Bischof als Fürst auftrat, mag vielfach nichts auffälliges gewesen sein, da in der Tat eine ganze Reihe fürstlicher Personen jetzt zu Bischöfen ernannt

wurden. Aber man empfand es doch in weiten Kreisen, daß durch das starke Hervortreten der weltlichen Machtstellung und Machtausübung der bischöfliche Dienst inmitten und zu Gunsten der Kirche Einbuße erleiden müßte. Darum haben Ottos Bestrebungen unter den Bischöfen selbst Widerstand gefunden. Vornehmlich war es der Erzbischof Friedrich von Mainz, der sein bischöfliches Amt als ein lediglich kirchliches ansah und jede Parteistellung, auch wo man von ihm ein Eintreten für Otto hätte erwarten sollen, zu vermeiden suchte. Man hat ihn deshalb für einen „listigen und überaus zweideutigen Pfaffen" erklärt. Das ist er nicht gewesen. Otto selbst hat ihn nicht als einen solchen behandelt. Wie Friedrich auf die weltliche Politik verzichtete, so widmete er sich mit vollem Eifer seinen kirchlichen Bischofspflichten, für deren Erfüllung er sich Bonifatius als Vorbild gewählt zu haben scheint. Selbst fein gebildet und ein tüchtiger Prediger, strebte er danach, den Klerus zu heben und die Gottesdienste zu vermehren, suchte die Gemeinde außer zu Ostern noch zu Weihnachten zum Abendmahlsgenuß anzuhalten. Auch der Judenmission brachte Friedrich von Mainz ein lebhaftes Interesse entgegen.

Gewiß dachten und handelten andere ähnlich wie der Mainzer Erzbischof. Die Oberhand gewannen aber doch die Bischöfe, die auf Ottos Absichten eingingen. Besonders zwei derselben verdienen unsere Beachtung: Bruno von Köln und Ulrich von Augsburg.

Kaiser Otto der Große und seine Gemahlin Editha. Standbilder im Dom zu Magdeburg.

Bruno von Köln war der jüngste Bruder König Ottos. Schon als vierjähriger Knabe wurde er, zum kirchlichen Dienste bestimmt, im Jahre 929 Schüler der nach der Verwüstung der Stadt durch die Normannen wieder aufblühenden Domschule zu Utrecht. Nachdem er hier den Grund zu seiner hervorragenden Bildung gelegt hatte, zog er an den Hof seines Bruders, dem er bereits im Jahre 940 als Kanzler Dienste leistete. Zugleich bot die gelehrte Umgebung des Hofes, die an die Zeiten Karls des Großen erinnert, ihm jetzt Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren und seine Bildung zu vervollständigen. Seinem Bruder ist er der treueste, selbstlofeste und verdienteste Bundesgenosse gewesen. Auf ihn, dessen selbstständiges Urteil durch keine Leidenschaft und keinen Ehrgeiz getrübt war, und dessen Handlungen nur durch Pflichtgefühl geleitet wurden, konnte Otto jederzeit bauen. Im Jahre 953 übertrug dieser ihm das Erzbistum Köln und betraute ihn mit der Verwaltung des Herzogtums Lothringen. So mußte er ein durchaus weltliches Amt mit dem Episkopat vereinen. Er hat es vermocht, ohne daß das eine oder das andere Schaden erlitten hätte. Er war ebenso tüchtig als Fürst wie als Bischof. Den ihm untergebenen Klerus hielt er zu eifriger Erfüllung seiner geistlichen Pflichten an. Mitten in wichtiger, bedeutsamer und in hohem Maße verantwortungsreicher Arbeit stehend, schätzte und förderte er das in der Weltabgeschiedenheit frommer Askese lebende Mönchtum. Emsig hat er Reliquien gesammelt. Insbesondere wurde durch ihn der Kölner Reliquienschatz vermehrt. So überwies er dem Dom den angeblichen Stab und die Kette des Apostels Petrus. Seinen Zeitgenossen lieferte Bruno damit den Beweis, daß der Episkopat, im Sinne König Ottos geführt, eine für Staat und Kirche erfprießliche Wirksamkeit entfalten konnte.

Eine ähnliche Gestalt ist Ulrich von Augsburg. Wie ein Fürst verwaltete und regierte er sein Bistum. Er umgab Augsburg mit einer tüchtigen Befestigung. An der Spitze einer gewappneten Reiterschar begab er sich zur Zeit einer Empörung zum König. Tapfer verteidigte er die Stadt gegen die Ungarn und leistete damit dem Gesamtreiche einen hervorragenden Dienst. Er wird uns geschildert „in den priesterlichen Gewändern mitten unter den Scharen der Verteidiger hoch zu Roß, rings umschwirrt von Pfeilen und geschleuderten Steinen: nachdem der Angriff abgeschlagen ist, nimmt er die Stellen der Mauer, in die es gelungen ist Bresche zu legen, selbst in Augenschein und trifft Anordnung, daß während der Nacht der Schaden wieder hergestellt wird; am andern Morgen teilt er vor dem Beginn des Entscheidungskampfes mit eigener Hand den Kriegern das heilige Abendmahl aus." Auch der geistlichen Seite seines Amtes hat Ulrich mit Hingabe gedient. Er liebte es, die gottesdienstlichen Feiern möglichst eindrucksvoll zu gestalten. Seine Predigten waren ergreifend. Bei seinen Ermahnungen brach er oft in Tränen aus und unter Tränen nahmen sie die Versammelten entgegen. Der Reliquienschatz seiner Diözese erfuhr durch ihn manche Bereicherung. Regelmäßige Visitationen und Synoden, auf denen er mit geistlichem und weltlichem Gefolge erschien, erhielten die Ordnung in Kirche und

Sitten aufrecht. Unter seiner Amtsführung wurden zerstörte Kirchen wieder hergestellt und neue erbaut. Auch er hat das Mönchtum gefördert. Warum sollten nicht Bischöfe in solcher Doppelstellung wie Bruno und Ulrich Großes leisten?

Sie haben es in der Tat geleistet. Aber freilich — so wichtige Dienste jetzt das Königtum diesen geistlichen Fürsten zu danken hatte, die es als gleichberechtigt neben die weltlichen Fürsten stellte, so gefährlich konnten diese zu Fürsten erhobenen Bischöfe einmal werden. Sie waren ja auch eingegliedert in die Hierarchie der römischen Kirche. Gewiß trat jetzt der Gedanke daran zurück. Aber es war möglich, daß die Zeiten sich änderten und daß einmal das Papsttum in einen Kampf gegen das deutsche Königtum eintrat. Ob der Episkopat dann dem König Treue halten oder den Papst für den auch dem König übergeordneten Herrn halten würde? Tat er das letztere, so hatte das Königtum in diesem Episkopat sich einen mächtigen Gegner geschaffen und herangezogen.

Investitur eines Bischofs durch den König. Aus einem Kodex (Leben eines heil. Bischofs, X. Jahrh.) in der Bibliothek zu St. Omer.

2. Kaiser und Papst.

Für die nächste Zeit bestand jene Gefahr allerdings nicht. Das Papsttum war in weltliche Kämpfe verwickelt, seine Selbständigkeit ging verloren, die Sittlichkeit seiner Träger stand auf einer niedrigen Stufe. Marozia, die Dirne des Papstes Sergius III. (904 bis 911) hatte zwei Söhne, Johann und Alberich. Der erstere, des Papstes Sohn, wurde als kaum zwanzigjähriger Jüngling im Jahre 931 zum Papste erhoben. Schon das Jahr darauf machte Alberich der Herrschaft seiner Mutter in Rom ein Ende. Er vertrieb an demselben Tage, an dem Marozia, jetzt die Witwe Markgraf Guidos von Tuscien, ihre Hochzeit mit dem Burgunder Hugo von der Provence, der bereits die Herrschaft in Italien zu besitzen meinte, feiern wollte, Hugo aus der Stadt, ließ seine Mutter im Gefängnis verschwinden und nahm auch seinen Bruder, Papst Johann XI., fest, schenkte aber dem durchaus unbedeutenden Menschen bald wieder die Freiheit. Im Jahre 955 bestieg Alberichs sechzehnjähriger Sohn, Oktavian als Laie, Johann XII. als Petri Nachfolger genannt, den päpstlichen Thron, die weltliche Herrschaft über Rom mit dem Papsttum vereinend. Johann XII. war der würdige Enkel einer Marozia. „Der Lateranpalast," so lauten die Worte Liudprands, des italienischen Geschichtsschreibers jener Zeiten, „einst die Versammlung der Heiligen, ist jetzt eine Stätte der Schmach. Nicht unbekannt ist dem Volke, was wir verkünden. Zeugnis ist die Abwesenheit der Frauen, die sich scheuen, die Schwellen der Apostel zum Gebet zu besuchen, da sie hören, daß vor wenigen Tagen der Papst Vermählten, Witwen und Jungfrauen dort Gewalt angetan hat." Trotz dieses jammervollen sittlichen Zustandes gab das Papsttum von seinen Ansprüchen nicht das mindeste preis. Es behielt seine hochtrabenden Redensarten bei. Der geschäftliche Verkehr mit der deutschen Kirche dauerte fort. Das Papsttum war eine Macht, die sich behauptete, auch wenn seine Träger die verkommensten Menschen waren.

Unter der Regierung Agapet II. (946—955) kam Otto I. zum ersten Male nach Italien. Das geschah im Jahre 951. Die Wirren in Italien schienen zu keinem Ende kommen zu wollen. Noch wurde um die italienische Krone gekämpft. Nach dem Tode Lothars, des Sohnes jenes oben erwähnten Hugo, wollte Berengar, Markgraf von Ivrea, die italienische Krone dadurch an sein Haus bringen, daß er Lothars Witwe, Adelheid, seinem Sohne Adelbert zur Gemahlin gäbe. Zu diesem Zwecke brachte er Adelheid in seine Gewalt. Jetzt griff Otto ein. Es mag ihn der ritterlich-romantische Gedanke gereizt haben, „ein Königreich zu erobern und eine schöne Frau zur Gemahlin zu gewinnen." Ohne einen Schwertstreich erreichte er beides. Den Winter 951 auf 952 verlebte er mit seiner Gemahlin in Pavia. Noch scheint es nicht seine feste Absicht gewesen zu sein, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Als ihm Alberich die Tore Roms verschloß, kehrte Otto, ohne Gewalt zu versuchen, um.

Papst Johann XII. war nicht imstande, ohne fremde Hilfe sich im Besitze Roms zu behaupten. Jener Adelbert, Berengars Sohn, drohte ihm die Herrschaft zu entreißen. Man liest gewöhnlich, der Papst habe deshalb Otto zu seinem Beistand nach Italien gerufen. Gewiß ist das geschehen, aber Johann wurde dazu gezwungen. Der Helfer aus Deutschland sollte zugleich als der Richter über die Greueltaten Johanns und als der Retter des versumpfenden Papsttums erscheinen. Der mönchischen Reformbewegung, die von Clugny ausging, hatte sich auch Rom nicht verschlossen. Welch einen Abscheu mußten die sittlich ernsten Männer, die von jenem Gedanken ergriffen waren, vor einem „Stellvertreter Christi" und einem „Nachfolger Petri" in der Person eines Johann XII. haben! „Sie suchten die Besserung der Verhältnisse in Rom herbeizuführen, indem sie den Papst zwangen, sich in die Arme der Deutschen zu werfen." Zugleich mit der römischen Gesandtschaft erschienen mehrere Große des lombardischen Königtums, um über Berengars Tyrannei bittere Klagen zu führen und den König um Hilfe anzuflehen.

In der Erwartung, daß er auf lange Zeit von Deutschland werde abwesend sein müssen, ließ Otto seinen Sohn zum König wählen, übertrug dem Herzog Hermann das Regiment in Sachsen und brach im August 961 nach Italien auf. Am 31. Januar des folgenden Jahres hielt er seinen Einzug in Rom, nachdem er dem Papst die Versicherung gegeben hatte, die Selbständigkeit der Papsttums nicht zu verletzen und auch gegenüber dem lombardischen Reiche zu wahren, sowie die Person Johanns gegen seine Feinde in Rom zu schützen. Am 2. Februar vollzog der Papst die Kaiserkrönung Ottos und seiner Gemahlin Adelheid. Johann erfüllte manche Wünsche Ottos für die

deutsche Kirche, z. B. die Gründung des Erzbistums Magdeburg. Dafür bestätigte Otto die Karolinische Schenkung. Johann und seine Römer gelobten dem Kaiser Treue.

Der Papst hielt aber sein Gelübde nicht. Schon im nächsten Jahre knüpfte er mit den Feinden des Kaisers Verbindungen an und suchte Otto alle möglichen Schwierigkeiten zu verursachen, um das kaiserliche Joch wieder von sich abschütteln zu können. Als Otto vor den Mauern Roms erschien, erhoffte der Papst sein Heil in der Flucht. Die Stadt wurde von den kaiserlichen Truppen besetzt. Die Römer mußten schwören, in Zukunft keinen Papst ohne des Kaisers und seiner Nachfolger Zustimmung zu wählen. Johann XII. wurde durch Otto abgesetzt und ein neuer Papst in der Person Leo VIII. gewählt. Des Kaisers Möglichkeit eines Einspruchs nehmen zu können. Otto erkannte wohl, daß es gleichbedeutend mit einem Verzicht auf das Errungene sein würde, wenn er jetzt den Römern nachgäbe. Er erklärte, so lange er das Schwert führe, gäbe es keinen anderen Papst in der Welt als Leo VIII. Bald mußte die Stadt Rom dem Kaiser die Tore öffnen. Auf einer von Otto geleiteten Synode wurde Benedikt für einen Eindringling erklärt. Otto sandte ihn als einen Verbannten nach Hamburg, wo er von der Bevölkerung geehrt und betrauert im Jahre 965 starb.

Ein römischer Aufstand, der sich gegen Leos Nachfolger, Johann XIII. erhob, wurde bereits durch die Nachricht, der Kaiser rücke heran, unterdrückt. Vom Spätherbst 966 bis zum Herbst 972 weilte Otto abermals in Italien.

Widmungsbild aus dem Evangeliarium des Kaisers Otto III., in der königl. Bibliothek zu München. Der Kaiser thront in einer Halle, umgeben von je zwei Vertretern des weltlichen und des geistlichen Standes; vier Frauen, die Slavinia, Germania, Gallia und Roma, als Personifikation ihrer Länder und Völker, schreiten tributbringend auf den Kaiser zu. (Henne am Rhyn, Verlag Wachsmuth.)

Maßregel erschien als etwas Unerhörtes. Die hohe Meinung von der Autorität des Papsttums saß bereits zu tief im Volke, als daß es Ottos Tat für eine berechtigte hätte anerkennen können. Kaum hatte der Kaiser Rom verlassen und vorzeitig den römischen Geiseln die Freiheit geschenkt, so kehrte Johann zurück. Leo flüchtete in das kaiserliche Lager. Johann nahm furchtbare Rache an seinen Feinden. Als er Unterhandlungen mit dem Kaiser anzuknüpfen wagte, überraschte ihn der Tod. „Nach einer nicht unwahrscheinlichen Nachricht ist er eines Morgens, am 14. Mai 964 in fremdem Bett tot oder halbtot gefunden worden, wie das Volk meinte, vom Teufel erschlagen."

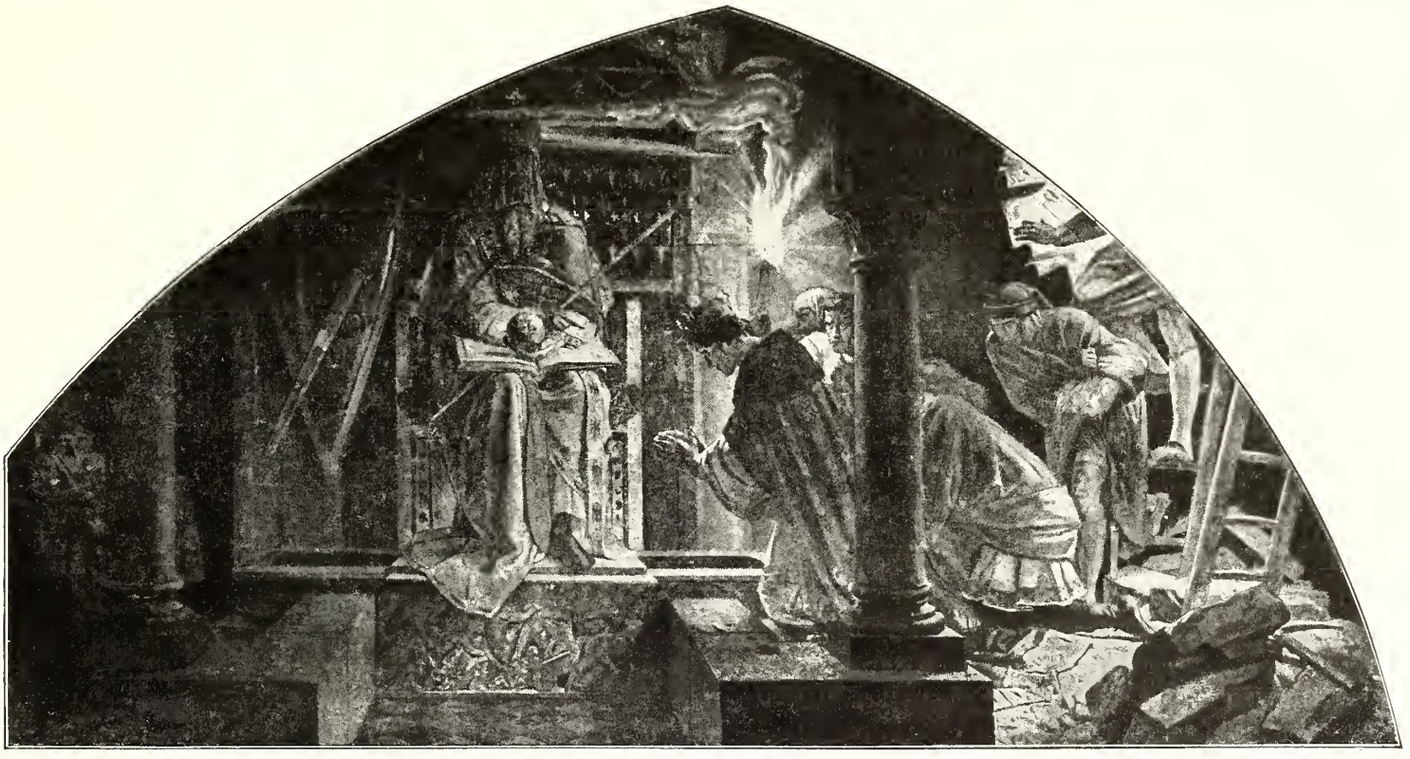
Sofort benutzten die Römer die Gelegenheit, durch die eigenmächtige Neuwahl eines Papstes zu bekunden, daß sie ihr altes Recht sich nicht rauben lassen wollten. Sie erhoben Benedikt V. auf den päpstlichen Stuhl. Die Wahl war schlau berechnet. Sie hatten einen Mann gewählt, gegen dessen Person sich nicht der geringste Vorwurf erheben ließ. Damit glaubten sie, dem Kaiser die

Hier ließ er Weihnachten 967 seinen dreizehnjährigen Sohn Otto zum Kaiser krönen und im Jahre 972 mit Theophano, der griechischen Kaisertochter, trauen. Am 7. Mai 973 starb Kaiser Otto, dem die Geschichte mit Recht den Namen des „Großen" beigelegt hat. Im Dome zu Magdeburg hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Sein marmorner Sarkophag erhielt die Inschrift:

König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde;
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto II. war ein Jüngling von achtzehn Jahren, als er den Thron bestieg. Es gehörte eine dem Vorgänger ebenbürtige Natur dazu, das Erbe eines Otto des Großen festzuhalten. Oft aber ist es schwerer gewesen, Errungenes zu behaupten als Neues zu erringen. Otto II. war seiner großen Aufgabe nicht gewachsen. „Die Verbindung von übergroßem Selbstgefühl und geringem Talent charakterisiert ihn." In seiner Unselbständigkeit, die ihn vom Urteil anderer abhängig machte, mit seiner

hohen Meinung von der schrankenlosen Erhabenheit seiner Würde, bei dem Mangel an Einsicht, Geschick und Kraft, dieser hohen Meinung entsprechend zu handeln, war er nicht die Person, deren das Werk Ottos zu seiner Fortsetzung bedurfte. Unter seinem Zepter erlitt das Ansehen und die Macht des Königtums Einbuße. Die Herrschaft des Kaisertums über Rom ging zurück. Nur zehn Jahre dauerte Ottos Regiment. Aber schon drohte zu zerfallen, was Otto der Große aufgebaut hatte, als sein Sohn im Jahre 983 starb. In den Grüften des Vatikans, „in der totenstillen Versammlung der alten Päpste", ruht seine Asche.



Die Eröffnung der Gruft Karls des Großen durch den Kaiser Otto III. im Jahre 1000. Von Alfred Rethel.
Otto III. läßt sich die Gruft Karls öffnen und findet die Leiche wunderbar weiß erhalten, einem Lebenden gleich, mit den kaiserlichen Gewändern bekleidet auf dem Throne sitzen. Dieser steht auf dem sogenannten Proserpinasarge des Münsters. Otto verehrt betend die Wundererscheinung. (Nach Josef Ponten).

Der Sohn und Erbe, Otto III., war bei des Vaters Tod erst vier Jahre alt. Die Mutter Theophano und die Großmutter Adelheid haben die Erziehung des Kindes unter dem Beistand und Rat des Erzbischofs Willigis von Mainz geleitet. Bernward von Hildesheim und der gelehrte Gerbert von Reims waren seine Lehrer. Der reichbegabte Knabe war für alles empfänglich, besonders für das Außergewöhnliche. Über das Deutschnationale der Heimat stellte er das Fremde, Byzantinisch-Römische. „Entfernt von mir, was von sächsischer Bäuerlichkeit mir anklebt," schrieb er an Gerbert, „und entwickelt, was von griechischer Feinheit in mir ist; denn wenn es nur jemand gäbe, der ihn anfachte, so dürfte wohl ein Funke des wissenschaftlichen Eifers der Griechen in mir sein." Daß er die deutsche Eigenart verachtete, und den Römern ein Römer sein wollte, hat Otto durch manche schmerzliche Erfahrung büßen müssen. Es fehlte ihm die Ausgeglichenheit eines Charakters. Jetzt trat in den Vordergrund seiner stets lebendigen Phantasie das glänzende Bild der Herrschaft über die Welt, nicht nur über das christliche Abendland nach dem Vorbilde Karls des Großen, sondern über ganz Europa. Er pilgert zum Grabe Karls in Aachen, öffnet die Gruft und nimmt von der Brust des Toten das goldene Kreuz. Und bald darauf läßt ihn der Gedanke an die Eitelkeit der Welt und die Hinfälligkeit ihrer Macht Kaisermantel ablegen und im Büßerhemd Selbstkasteiungen vornehmen. Noch besitzen wir davon ein Zeugnis in einer Inschrift der Kirche St. Apollinare zu Classe bei Ravenna. Gewiß hat sein Lehrer Gerbert jenen Gedanken einer Weltherrschaft, wenn nicht in seine Seele gepflanzt, so doch sicher genährt. „Unser, ja unser ist das römische Kaisertum," schrieb er ihm, „seine Kraft ruht auf dem früchtereichen Italien, auf dem männerreichen Gallien und Germanien; auch die tapferen Reiche der Scythen stehen uns zu Dienst. Unser bist du, Cäsar, der Römer Kaiser und Augustus, der du, entsprossen griechischem Blute, die Griechen an Herrschaft übertrifft, über die Römer kraft Erbrechts gebietest und beide durch Geist und Wort besiegst." Es war natürlich, daß, je mehr Otto sich mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigte, um so mehr Deutschland sich selbst überlassen blieb. Unter den bestehenden Verhältnissen war das gleichbedeutend mit der Schwächung der königlichen Gewalt.

Es stand mit Ottos hohem Ziele durchaus in Einklang, wenn er den Papst als einen Bischof wie die anderen seines Reiches ansah. Nur vergaß er dabei, daß die Gedanken der pseudo-isidorischen Dekretalen und die Machtansprüche des Papsttums im Sinne Nikolaus I. bereits eine unsichtbare, aber sehr starke Macht geworden waren, die kein königliches Schwert und kein kaiserliches Machtwort vernichten

konnte. Er erhob nach dem Tode Johann XV. (996) Brun, den Enkel Herzog Konrads, des Siegers auf dem Lechfelde, auf den päpstlichen Thron. Das war der erste Deutsche, dem die Würde eines Nachfolgers Petri zufiel, — nicht gerade zur Befriedigung der Römer. Als Träger des Papsttums hat Brun — er führte den Namen Gregor V. — auf die weltumfassenden Ansprüche desselben nicht verzichtet. Als Bruns Nachfolger ließ Otto im Jahre 999 seinen Lehrer Gerbert von Reims wählen. Als Silvester II. hat dieser bis zum Jahre 1003 regiert. Deutlich drückte Otto seine Stellung zum Papsttum in der Schenkungsurkunde aus, in der er Silvester acht Grafschaften überwies: „Wir bekennen Rom als das Haupt der Welt, die römische Kirche als die Mutter aller Kirchen: aber daß durch Sorglosigkeit und Unwissenheit der Päpste alle Vorzüge ihrer Klarheit sich verdunkelt haben. Nach Verwirrung und durch Verworfenheit der römischen Kirche haben einige Päpste sich so weit verirrt, daß sie den größten Teil unseres Reichs zu ihrem geistlichen Staat gezogen haben. Das sind Erdichtungen, von ihnen selbst erfunden. Auch das ist erfunden, daß sie sagen, ein gewisser Carolus habe unsere Staatsgüter dem heiligen Petrus übergeben. Daher schenken wir mit Verachtung der eingebildeten Schriften aus unserer Freigebigkeit, was unser ist, dem heiligen Petrus. Denn wie wir aus Liebe zum heiligen Petrus den Herrn Silvester, unseren Lehrer, zum Papst erwählt und verordnet haben, so bringen wir aus Liebe zu selbigem Herrn Silvester dem heiligen Petrus aus unserem Staatsgut als Geschenk acht Grafschaften.“ Trotzdem hat auch Gerbert als Papst an jenen Hoheitsansprüchen des Stuhles Petri festgehalten.

So standen sich zwei Mächte gegenüber. Jede erhob den Anspruch auf die höchste Stellung. Das Kaisertum dünkte sich höher als das Papsttum, das Papsttum höher als das Kaisertum. Nach der Anschauung der Zeit trug nur das Papsttum einen universalen Charakter. Die Repräsentanten der beiden Mächte waren gegenwärtig persönlich verbündet. Das verhütete für jetzt den Ausbruch des Kampfes. Dieser wurde unausbleiblich, wenn die Personen wechselten und keine der beiden Mächte sich zu einem feierlichen Verzicht auf ihre Ansprüche herbeiließ.

Otto starb, ein Jüngling fast noch, 22 Jahre alt, angesichts der Stadt Rom, deren Treulosigkeit und Undank der die deutsche Treue geringschätzende Fürst reichlich erfahren, am 23. Januar 1002. Man brachte seine Leiche nach Deutschland. Im Chor der Münsterkirche zu Aachen ist er seinem Wunsche entsprechend neben Karl dem Großen bestattet worden. Ein anderer Sachsenfürst, der edle Wettiner Kurfürst Friedrich der Weise weihte ihm im Jahre 1513 ein marmornes Denkmal. Die französische Herrschaft hat es im Jahre 1803 wieder beseitigt.

3. Die Ausbreitung des Christentums.

Nicht weil man sich auf das Gebot Christi: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ (Matth. 28, 19) besonnen hätte, trieb man damals Mission, sondern weil es als selbstverständlich galt, daß in dem Reiche eines christlichen Königs das Christentum die alleingeltende Religion sein müsse, und weil die Christianisierung eines dem Reiche einverleibten Gebietes als das beste Mittel für die dauernde Eingliederung desselben in das Reich angesehen wurde.

Im zehnten Jahrhundert handelte es sich vornehmlich um die Bekehrung der Wenden, die als die Ostnachbarn des Reiches das weite Land vom Erzgebirge bis zur Ostsee zwischen Saale, dann Elbe und Oder inne hatten. Karl der Große hatte sich ihnen gegenüber auf die Defensive, auf die Sicherung der Reichsgrenzen beschränkt. Er dachte nicht daran, das Land mit einer dem deutschen Wesen so fremden Bevölkerung zu erobern, ebensowenig daran, diese zu christianisieren. Das wurde anders unter Karls Nachfolger. Die Grenzen wurden wieder unsicher, unsicherer als zuvor. Der beste Schutz derselben bestand im Übergang aus der Defensive zur Offensive. Diesen Schritt tat bereits der Sachsenherzog Otto. Sein Sohn Heinrich I. setzte den Kampf geschickt und siegreich fort. Das weite Wendenland wurde erobert. Die Verschmelzung aber des gewonnenen Gebietes mit Deutschland war die Aufgabe Otto I. Er errichtete Markgrafschaften und gründete feste Plätze, die die Mittelpunkte der „Burgwarde“ bildeten. Aber nicht durch Verwaltungsmaßregeln und militärische Besatzungen konnte die Bewohnerschaft mit dem Reiche verschmolzen werden, sondern nur durch die Bekehrung zum Christentum. Weder Heinrich I. noch die Kirche hatte bisher daran gedacht. Selbst Hamburg, das die Mission noch pflegte, hatte, stets mit der nordischen Mission beschäftigt, kein Auge für das große, dem Christentum zuzuführende Wendenvolk. Als Otto I. die Regierung antrat, war das wendische Heidentum noch völlig ungebrochen. „Überschritt man die Saale und die Elbe, so verließ man das Land der Kirchen, man gelangte in das Land der heiligen Haine. Jeder Wendengau hatte sein eigenes Heiligtum: hier waren es Tempel, dort Berge, Quellen oder heiligen Bäume. In ganz Schlesien galt kein Ort für heiliger als der hochragende Zobten; die Daleminzier versammelten sich in scheuer Verehrung um den Quell Glomuzi, den Paltschen See bei Lommatzsch: sie waren der Überzeugung, daß sein klares oder trübes Aussehen auf kommendes Glück oder Unheil deute. In einem heiligen Hain zwischen Elster und Saale östlich von Lützen hatten die Sorben das Hauptheiligtum ihres Stammes; niemand hätte gewagt, einen Baum desselben zu beschädigen; noch Jahrzehnte lang, nachdem die wendischen Bistümer errichtet waren, stand er intakt. Zu den heiligen Orten der Wilzen gehörte Brandenburg. Die Nordslawen hatten ihre Heiligtümer in Segeberg, Plön und Oldenburg. Kein Tempel aber war berühmter als der des Redigast in Retha im Lande der Redarier: das aus Holz gebaute, mit barbarischer Pracht ausgestattete Heiligtum lag im oder am Tollensesee, es war rings von einem heiligen Hain umgeben. Ihre Götter verehrten die Wenden unter mancherlei Bildwerken; sie werden gewöhnlich von Holz gewesen sein; andere waren von Erz gegossen, von anderen glaubte man wenigstens, sie seien aus Gold. Wenn den Deutschen diese Götterbilder als fratzenhaft und ungestalt erschienen, so werden die Wenden gerade in dem Phantastischen das Übermenschliche erblickt haben. Sie nahmen ihre Götterbilder selbst in den Krieg mit oder bildeten sie auf den Feldzeichen nach. Doch gab es auch bildlose Heiligtümer. Im Unterschied

vom deutschen Heidentum gab es bei den Wenden eine ständige Priesterschaft. Sie hatte den Opferdienst an den heiligen Orten zu verrichten und die Zukunft zu erkunden. Bei dem hohen Ansehen, das sie genoß, war sie für den Fortbestand des Heidentums von großer Bedeutung" (Hauck).

Otto I., auch hierin von Karl dem Großen lernend, hielt die Bekehrung der Wenden für eine unabweisbar nötige politische Maßregel. Sie durchzuführen war allerdings außerordentlich schwer. Der Deutsche und der Wende waren in ihrem Charakter, ihrer Lebensauffassung, ihrer wirtschaftlichen Art grundverschieden. Zu der instinktiven Abneigung, die sie trennte, kam ein glühender Haß, die Frucht der steten Kämpfe zwischen beiden Nationen.

Markgraf Gero läßt die besiegten Wendenherzöge vor sich kommen.
Nach dem Gemälde von August von Heyden mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin.

Deutsche und Wenden wetteiferten in der Grausamkeit. Dem Wenden gegenüber war jeder Frevel gestattet. Nicht Überwindung und Unterwerfung, sondern Vernichtung des Feindes wurde die Losung des Kampfes. Männer und Frauen der eroberten Plätze, Flüchtige und Gefangene oder durch Versprechungen Herbeigelockte wurden in Massen gemordet. Verfuhren die Deutschen so, so darf man sich über das Verfahren der Wenden nicht wundern. Jede Kultur zertraten sie. Mord und Brand bezeichnete ihren Weg. Auch Kinder verschonte ihr Schwert nicht. Es liegt auf der Hand, daß Boten des Evangeliums, von dem schließlich obsiegenden deutschen Volke geschickt, unter den Wenden einen überaus schweren Stand haben mußten, ja fürs erste überhaupt keinen Erfolg haben konnten.

Hervorragendes im Kampfe gegen die Wenden und für die Sicherung der deutschen Herrschaft, die die Voraussetzung für die Fortschritte der Christianisierung bildete, leistete der tüchtige Markgraf Gero, den der Kaiser im Jahre 937 mit der Grenzwacht gegen die Wenden betraute. Gero hatte selbst ein warmes Herz für die Kirche. Er stiftete um das Jahr 960 das Benediktiner-Nonnenkloster zu Gernrode, dem er seine ganze Habe vermachte, und wo er auch beigesetzt wurde.

In dem eroberten Wendenlande ist das Kreuz Christi zunächst in eigentümlicher Weise aufgepflanzt worden. Die in den festen Burgen liegenden christlichen Soldaten mußten kirchlich versorgt werden. Man baute hinter den sicheren Mauern Kapellen. Burgkapellen sind die ersten Stätten christlichen Gottesdienstes und Garnisonprediger, um es modern auszudrücken, sind die ersten Missionare in dem weiten Wendengebiete geworden. Denn sie begnügten sich nicht mit der kirchlichen Versorgung der Kriegsleute, sondern suchten auch den in der Nachbarschaft wohnenden Wenden das Evangelium nahe zu bringen. Weitere Stationen des Christentums und Stützpunkte für die Mission wurden die Ortschaften, die deutsche Bauern in dünn bevölkerten Gegenden des Wendenlands anlegten.

Freilich war eine derartige Missionstätigkeit nur eine zerstreute und mehr oder minder zufällige. Jedenfalls umspannte sie bei weitem nicht das große Gebiet, das dem Reiche zugefallen war. Um eine geordnete Mission zu treiben, mußte eine Art Netz über das Ganze gelegt, das Land in bestimmte Gebiete für die Christianisierung zerlegt und diese besonderen Bistümern zugeteilt werden. Das ist das große, wichtige Werk, das Otto I. in Angriff nahm und vollendete. Im Jahre 948 gründete er die Bistümer Brandenburg und Havelberg. Dem ersteren Bistum fiel die Mission unter zehn Wendenstämmen zu. Die Brandenburger Diözese reichte von der Oder bis zur Elbe, die Lausitz eingeschlossen. Der Havelberger Sprengel umfaßte das Land von der Havel ab zwischen Elbe, dann

Peene und Oder nordwärts bis zur Ostsee. Im Gebiete des Erzbistums Hamburg wurde für den wendischen Teil desselben gleichfalls ein neues Bistum, Oldenburg, gegründet, dessen Diözese nordwestlich an die Havelberger angrenzte und im Norden das dänische Gebiet berührte.

Otto hatte die Absicht, die Kirche des gesamten Wendenlandes unter ein neues Erzbistum zu stellen. Als Sitz für dasselbe konnte nur Magdeburg, ausgezeichnet durch seine Lage, schon von Karl dem Großen befestigt, blühend als Handelsplatz, in Betracht kommen. Otto wollte das Halberstädter Bistum nach Magdeburg verlegen und zum Erzbistum erheben. Das war ein trefflicher, praktischer Plan. Aber die Kirche selbst legte seiner Ausführung Schwierigkeiten in den Weg. Der Erzbischof von Mainz widersetzte sich dieser Verminderung seiner Diözese. Das von Otto im Jahre 937 gegründete und reich ausgestattete Magdeburger Benediktinerkloster weigerte sich, sich zu einem Mittelpunkt der Missionsarbeit, wie es jetzt Ottos Absicht war, umwandeln zu lassen. So verzögerte sich die Gründung des neuen Erzbistums bis zum Jahre 968. Adalbert ward der erste Erzbischof, in der Missionsarbeit bereits erprobt. Seine erste Amtshandlung war die Weihe der Bischöfe für die neuen sorbischen Bistümer Merseburg, Meißen und Zeitz, denen das Land zwischen Saale und Elbe zugewiesen wurde.

Nur sehr langsam schritt die Christianisierung der Wenden fort. Die vorzügliche kirchliche Organisation wurde erheblich gestört durch die durchaus unzweckmäßige Aufhebung des Bistums Meißen, die im Jahre 981 erfolgte, um dem Meißner Bischof Giselher die Erhebung zum Erzbischof von Magdeburg zu ermöglichen. Zwei Jahre später brach ein Aufstand der Wilzen aus. Havelberg und Brandenburg fielen in ihre Hände. Das Christentum wurde vernichtet. Deutschtum und Christentum mußten wieder bis zur Elbe zurückweichen. Im Jahre 990 wurde der Bischof von Oldenburg vertrieben. Auch dort kehrten die Wenden zum Heidentum zurück. Deutschland erfuhr reichlich, wie schwach es wurde, zu schwach, um das Errungene zu behaupten, weil der Kaiser statt mit dem Vaterlande sich mit Italien beschäftigte.

Ebenso wie die Wenden hatten die Ungarn für die Germanen etwas Abstoßendes. Die Ungarn waren ein finnischer Nomadenstamm, der seine ursprünglichen Wohnsitze am Ural verlassen hatte und im neunten Jahrhundert nach Westen vorgedrungen war. Seit dem Ende dieses Jahrhunderts wohnten sie in Pannonien und waren somit Grenznachbarn Deutschlands geworden. „Mit der Härte des Berufskriegers verbanden sie die Kulturlosigkeit des Nomaden. Wie abstoßend mußte aber für den seßhaften Germanen, dessen ganze bürgerliche Existenz darauf beruhte, daß er Haus und Hof sein eigen nannte, ein Volk sein, das den Ackerbau floh und kein anderes Dach kannte, als die Lederdecke des Wagens. Was er von den Ungarn und ihren Sitten sah und hörte, vermehrte seine Antipathie. Man konnte nichts häßlicheres sehen als diese Wilden: klein von Gestalt, mit glattrasiertem Schädel, statt der Kleider mit Fellen bedeckt. Die Art, wie sie sprachen, ließen ihre Worte mehr wie ein mißtönendes Gegrunze, als wie verständliche Rede erscheinen. Mit Abscheu sah der Deutsche, daß die Ungarn ungeheure Fleischstücke halb roh, ohne Wasser, verschlangen, und hörte, daß sie Blut tränken wie Raubtiere. Es erregte ihm Grauen, daß man von ihnen erzählte, Menschenfleisch gelte ihnen als Heilmittel. Was weite Landstriche von ihrer erbarmungslosen Grausamkeit zu leiden hatten, kam hinzu: nicht vernünftige Menschen, sondern wüste Ungeheuer schienen diese Feinde zu sein“ (Hauck). Ungarn und Deutsche standen in stetem Kampf, bis sie Otto I. im Jahre 955 auf dem Lechfelde so gründlich schlug, daß sie niemals wieder einen Raubzug nach Deutschland versuchten. Nunmehr wurde das dem Reiche entrissene Gebiet von neuem besetzt. Die Ostmark und die Markgrafschaften Kärnten und Krain wurden wieder hergestellt, deutsche christliche Kolonisten besiedelten das Land. Dort, wo heute Österreich und Ungarn aneinander grenzen, war die Grenze des Reichs. Die Christianisierung der heidnischen Bewohner des Landes fiel den Bischöfen von Salzburg und Passau zu. Besondere Verdienste um die ungarische Mission erwarb sich der Passauer Bischof Piligrim. Seitdem die Ungarn von den Deutschen überwunden und ihr Vorstoß gegen Konstantinopel abgewiesen worden war, waren sie genötigt, sich in den Gebieten, die ihnen geblieben waren, seßhaft zu machen. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, ihnen das Christentum zu bringen. Für sie bestand, wollten sie ihre Existenz wahren, die Notwendigkeit, sich in ein christliches Kulturvolk umzuwandeln. Sie duldeten die Ausübung der christlichen Religion durch die unter ihnen wohnenden Slaven und deutschen Gefangenen. Auch gestatteten sie christlichen Priestern, die Deutschen im Lande zu besuchen, bis endlich die Anknüpfung geordneter politischer Beziehungen zu Deutschland den Beginn der Mission unter ihnen ermöglichte. Piligrim schickte Priester und kam selbst ins Land. Es war Piligrims Wunsch, daß ein deutscher Mittelpunkt für die ungarische Kirche durch die Erhebung Passaus zum Erzbistum geschaffen würde. Man erfüllte zum Nachteil der Mission in Ungarn diesen Wunsch nicht, versäumte es auch, ungarische Bistümer zu gründen. Auch hier war es die Schwächung der deutschen Macht infolge der italienischen Angelegenheiten, die einen Rückschritt brachte. Eine Erhebung der Ungarn brachte die Mission zum Stillstand. Die Kirche Ungarns ist eine selbständige, von Deutschland unabhängige geworden. Der Ungarnherzog Wajk ließ sich taufen. Als König Stephan — im Jahre 1001 sandte ihm der Papst die Krone — hat er sein Volk dem Christentum zugeführt und eine ungarische Landeskirche unter einem ungarischen Erzbistum gegründet.

Die Tschechen in Böhmen hatten sich einst den Mähren angeschlossen, ohne jedoch das Christentum anzunehmen. Ende des neunten Jahrhunderts waren zwischen Böhmen und Mähren Feindseligkeiten ausgebrochen. Jene suchten Hilfe und Schutz in Deutschland. Damit war dem Eingang des Christentums von Deutschland her die Tür geöffnet. Später verbanden sich jedoch die Tschechen mit den Wenden, bis Heinrich I. im Frieden zu Prag (929) sie der deutschen Oberhoheit unterwarf. Herzog Wenzel begünstigte das Christentum und ordnete die böhmische Kirche dem Regensburger Bistum unter. Er mußte jedoch seine deutsche Politik mit dem Tode büßen. Die nationalgesinnten Tschechen wählten den Mörder, Wenzels Bruder

Boleslav zum Nachfolger. Dieser erhob sich gegen Deutschland. Erst im Jahre 950 hat ihn Otto I. endgültig bezwungen und sein Land dem Reiche einverleibt. Die kirchlichen Verhältnisse, wie sie unter Wenzel bestanden hatten, wurden wieder hergestellt. Aber auch in Böhmen machte das Christentum nur langsame Fortschritte. Man entschloß sich daher im Jahre 975 ein böhmisches Bistum mit dem Sitze in Prag zu gründen. Daß man einen Deutschen für den Bischofstuhl bestimmte und das Bistum dem deutschen Erzbistum Mainz unterstellte, sollte den festen Zusammenhang Böhmens mit Deutschland bekunden — wenig zur Freude und Befriedigung der Tschechen. Es blieb ein tiefer Zwiespalt zwischen dem national empfindenden Volke und einer Kirche, die dasselbe stetig an die nationale Unselbständigkeit erinnerte.

Seit dem Jahre 963 erkannten auch die Polen die deutsche Oberherrschaft an. Damit wie durch die Vermählung des Herzogs Miseco mit einer christlichen böhmischen Prinzessin traten sie in Beziehung zum Christentum. Der Herzog ließ sich taufen. Christliche Priester kamen ins Land. Im Jahre 968 wurde das Bistum Posen gegründet und dem Magdeburger Erzbistum einverleibt. Obgleich die Mission nur langsam Erfolge zeitigte, so war es doch erfreulich, daß auch hier eine feste Verbindung mit der deutschen Kirche geschaffen wurde. Sie wurde ohne alle Notwendigkeit aufgehoben durch Otto III., der im Jahre 1000 das Erzbistum Gnesen gründete und diesem die Bistümer Breslau, Kolberg und Krakau unterstellte. Damit wurde die polnische Kirche von der deutschen losgelöst.

4. Aus dem geistigen Leben der deutschen Kirche im Zeitalter der Ottonen.

Die Stätten, an denen in diesem Jahrhundert das geistige Leben seine Pflege fand, sind wie zuvor die Klöster. Verheerende Stürme waren auch über sie hereingebrochen. Dem Vandalismus der Ungarn fiel manche bis dahin blühende Stätte mönchischer Frömmigkeit zum Opfer. Hatten alle Mönche fliehen müssen und war keiner zurückgekehrt, so fiel das Klosterland dem Landesherrn zu. Manches Kloster beklagte den Verlust kostbarer Handschriften und wertvoller kirchlicher Geräte. Trotzdem wurde das geistige Leben in den Klöstern überhaupt keineswegs vernichtet. Wie zuvor blühten die Schulen zu St. Gallen, Reichenau und Konstanz, zu Augsburg, Fulda, Würzburg und an anderen Orten. Freilich war manches in den Klöstern nicht, wie es sein sollte. Es war ein alter Irrtum, daß man die sündige Welt nur außerhalb des Menschenherzens suchte. Sie zog auch mit ins abgelegenste Kloster ein. Vielfach hielt man eine Reform für dringend nötig. Ernste Leute meinten, wahres Christentum sei gleichbedeutend mit asketischem Leben, verließen die verweltlichten Klöster und zogen in die Einsamkeit. In Lothringen reformierte man Klöster, indem man nicht nur die Benediktinerregel für sie erneuerte, sondern auch die Askese verschärfte. Im Kloster sollte das apostolische Leben nachgeahmt werden, man wollte arm sein wie Christus und seine Jünger und des Herrn Joch auf sich nehmen. Eine andere Reformbewegung ging von Clugny aus. Sie erstrebte nicht Weltverachtung und Askese, sondern nur die feste Ordnung nach der Regel Benedikts. Auch diese Bewegung erstreckte sich zunächst auf Lothringen, beeinflußte aber bereits jetzt das mönchische Leben auch weiterhin in Deutschland. Wir werden später mehr davon hören.

Die Denkmäler der Literatur des zehnten Jahrhunderts sind klösterlichen Ursprungs. Nur erinnert sei hier an Ekkehards, des Mönchs von St. Gallen Walthariлied. Der Dichter behandelt einen Stoff aus der deutschen Heldengeschichte in lateinischen Versen. Lateinisch, nicht deutsch ist die Sprache, auch wo es sich um deutsche Geschichte und deutsches Leben handelt! Lateinisch hat — leider! — auch die bekannte Nonne von Gandersheim, Hrotsuith (gewöhnlich Roswitha genannt) geschrieben. Bei ihr verweilen wir länger, da ihre Werke ein Spiegel des Christentums sind, wie dasselbe damals als das wahre und ideale galt.

Wenig nur wissen wir von Hrotsuiths Lebensgang. Sie hat die Klosterschule von Gandersheim, der die tüchtige Rikkardis vorstand, besucht, fleißig auch Latein gelernt, die heidnischen und christlichen Dichter gelesen und sorgfältig die Werke der Klosterbibliothek studiert. Wann sie den Schleier nahm, ist uns nicht überliefert. Was sie in der Klosterschule gelernt, erfuhr eine Förderung und Erweiterung durch die Freundschaft mit der fein und umfassend gebildeten Gerberg, der Tochter Herzog Heinrichs von Bayern. Durch sie gewann Hrotsuith einen Einblick in die Welt und lernte sich begeistern für Otto des Großen Person und Taten. Hrotsuith hat eine umfängliche schriftstellerische Tätigkeit entwickelt. In acht poetischen Erzählungen behandelte sie Heiligenlegenden, in zwei Epen das Leben Kaiser Otto I. und die Anfänge des Gandersheimer Klosters. Uns interessieren vornehmlich ihre nach Terentianischen Mustern gedichteten Dramen, die sämtlich eine Verherrlichung der klösterlichen Welt- und Lebensanschauung, insbesondere des Martyriums und des Ideals der Jungfräulichkeit sind. Sie spricht das selbst in der Vorrede zu ihren Dramen aus: „Viele unter uns Christen — und mein Gewissen zählt mich selber zu diesen — geben, des Zaubers der gebildeteren Sprache wegen, der Eitelkeit heidnischer Bücher den Vorzug vor unseren heiligen Schriften, die doch solchen Segen stiften. Mancher, der festhält an Gottes Wort, auch alles andere verachtet, liest dennoch gern und eifrig des Terenz dichterische Gebilde; doch während der Sprache Anmut sein Wohlgefallen weckt, wird das Herz ihm vom gottlosen Inhalt befleckt. Drum hat sich Gandersheims heller Mund nicht geweigert, jenes Dichters Schreibart nachzuahmen, und wenn andere ihn ehren durch das Lesen seiner Dramen, so will ich in der Art, wie er das Leben leichtfertiger Dirnen beschrieben, von der preiswerten Keuschheit gottseliger Jungfrauen singen, soweit das meiner schwachen Kraft mag gelingen.“ Nicht ohne Zagen hat Hrotsuitha zur Feder gegriffen und auch, als ihre Spiele weithin gerühmt wurden, blieb sie bescheiden. „Daß meinen Gott ich loben soll, durch dessen Gnade ich einzig bin das, was ich bin, erfreut mich im tiefsten Herzen; doch daß ich eine Größere scheinen könnte, als ich in Wahrheit bin, das schafft mir Furcht und Schmerzen; denn nur zu gut ist mir bekannt, daß es ein Unrecht sei, die von dem Herrn empfangene Gabe zu ver-

bergen, ein Unrecht aber auch zu tun, als ob man etwas nicht Empfangenes empfangen habe. Ich leugne nicht, daß durch des Schöpfers gnadenreiches Wirken die freien Künste mir zu eigen wurden, da ich ein Wesen bin, begabt mit Fähigkeit und Fleiß; doch andererseits muß ich bekennen, daß aus mir selbst, durch meine eigene Kraft, ich gar nichts weiß. Vom Himmel ward mir wohl Scharfsinn und Geist verliehen, doch ohne meiner Lehrer Mühen hätt ich die Gaben nimmermehr gehegt, sie wären ungepflegt in meines Geistes träger Ruh verkommen."

Das erste Stück, „Die Bekehrung des Feldherrn Gallikan," mag uns als Probe der dichterischen Art Hrotsuiths dienen. Es spielt zur Zeit Kaiser Konstantin des Großen. Der Kaiser sendet seinen bewährten, aber noch im Heidentum haftenden Feldherrn Gallikan gegen die Scythen. Als Lohn für die Unterwerfung der Feinde erbittet sich jener die Hand der Tochter Konstantins, Konstantia. Diese hat sich aber bereits mit Zustimmung ihres Vaters „Gott als eine Jungfrau gelobt". Der Kaiser befindet sich in einer schwierigen Lage. Die Rücksicht auf des Reiches Sicherheit fordert die Erfüllung des Wunsches seines Feldherrn. Aber, veranlaßt er die Tochter ihr Gelübde zu brechen, so „lastet der Höllenstrafe ewiges Kreuz" auf ihm. Konstantia vertraut ganz der Führung Gottes. Ihre beiden christlichen Kämmerer Johannes und Paulus begleiten Gallikan in den Krieg. „Geht nicht von seiner Seite," befiehlt ihnen Konstantia, „und sprecht ihm ab und zu von unseres Glaubens seligem Geheimnis; wohl möglich, daß euch der Herr für würdig hält, ihn zu bekehren." Gallikans Töchter Attika und Artemia nimmt Konstantia während des Feldzuges in ihr Haus, um an ihrer Bekehrung zu arbeiten und auch sie für das Ideal jungfräulichen Lebens zu begeistern: „Einmütig laßt den Leib uns unbefleckt erhalten, damit wir einst gewürdigt werden, den Himmelssaal geschmückt mit Keuschheitspalmen zu betreten." In ergreifendem Gebete fleht sie Gott um den Segen zu ihrem Vorhaben an: „Der du an reinen Mägdelein ein Wohlgefallen hast, mein Herz mit Keuschheitsdrang so ganz erfüllet hast, Herr Jesu Christ, du bist auf Agnes', deiner heiligen Blutzeugin Bitten, mein Schutz geworden vor des Fleisches sündiger Begier, hast mich zu dir emporgehoben aus der Heiden blinden Horden, in deiner Mutter jungfräulich Gemach mich eingeladen, wo Gott du bist, in Wahrheit, offenbar, geschaffen von dem Vater, da noch kein Anfang war und doch auch wahrer Mensch aus Mutterleib und in der Zeit geboren. Du wahrer, ewiger, weiser Gott, durch den das All geschaffen ward, des Winkes Himmel und Erde harrt, ich fleh dich an, o rufe Gallikan, der deine Lieb mir auszulöschen trachtet, ruf ihn zurück von seinen bösen Wegen und hebe ihn zu dir empor! Auch seine Töchter laß mich ans Herz dir legen, erküre sie zu deinen Bräuten, in ihre Seele träufle deiner Liebe Süßigkeit, daß sie vor irdischer Vermählung bangen und als heilige Jungfrauen um so treuer dich umfangen!" Vor seinem Abzug begibt sich Gallikan in die heidnischen Tempel, „nach altem Brauch durch Opferspenden die Götter uns geneigt zu machen, daß wir die Heerfahrt glücklich auch vollenden." Es kommt zur Schlacht. Die Römer weichen. Gallikan opfert nochmals seinen Göttern. Umsonst! Alles scheint verloren. Des Feldherrn Umgebung wird gefangen genommen. Da ruft ihm Johannes zu: „Gelobe Gott im Himmel, du wolleſt gläubig werden — dein ist der Sieg." „Ich schwöre es," antwortete Gallikan, „und werde meinen Schwur gewißlich halten." Da erscheint Christus mit einem Heere himmlischer Streiter. „Urplötzlich", so berichtet Gallikan selbst, „stand vor meinen Augen ein Jüngling, hohen Wuchses und ein Kreuz auf seinen Schultern tragend, der sprach: Zieh, Gallikan, dein Schwert und folge mir! Gewappnete Krieger standen zu meiner Rechten wie zur Linken, nie hatte je zuvor mein Auge sie erblickt und doch verhießen sie mir ihre Hilfe." Die Schlacht beginnt von neuem. Unaufhaltsam werden die Feinde zurückgedrängt. Der Sieg verbleibt den Römern. Damit ist Gallikans Bekehrung vollzogen. Er begnadigt seine Umgebung, die feige sich hatte gefangen nehmen lassen, unter der Bedingung: „Wer Christ von ihnen wird, dem sei verziehen, und größere Ehre noch ist ihm beschieden; doch wer sich dessen weigert, geht seiner Stellung und meiner Gunst verlustig." Gallikan selbst läßt sich taufen und kehrt nach Rom zurück. Sofort „lenkt er den eiligen Schritt zu Petri, des Apostels Hause und dankt, auf die Erde hingeworfen dem, der über den Wolken thront, für den erfochtenen Sieg." Inzwischen sind auch seine Töchter dem Christentum und dem Gelübde der Keuschheit gewonnen worden. „Spart eurer Keuschheit köstliches Geschmeide," ruft Gallikan ihnen zu, „daß einst der ew'ge König euch seine Arme breite!" Er verzichtet auf den Besitz Konstantias. „O möchte Gott für unser irdisch Scheiden," bittet diese, „ein frohes ew'ges Wiedersehen uns bereiten!" Konstantia bietet dem „Glaubensgenossen" an, mit im kaiserlichen Schlosse zu wohnen. Gallikan lehnt es ab: „Keine Versuchung ist ängstlicher zu meiden, denn Augenlust. — Erlaube, daß ich jetzt dem Feldherrn diene, des Hilfe mir den Sieg verliehen, dem alles Glück ich schulde, das mir je geschienen!" Was von seinen Gütern den Töchtern gehört, überläßt ihnen Gallikan: „Einen Teil behalte ich mir vor, dem dürft'gen Fremdling Obdach zu bereiten. Doch mit dem andern all will meine Sklaven ich zu freien Männern machen und auch der Armut Not nach Kräften lindern." Er geht nach Ostia zu St. Hilarion: „Dem will ich mich als Bruder beigesellen und, bis der Herr mich zu sich ruft, dem Beten und dem Wohltun leben." „Glückselig du!" ruft der Kaiser; „Wie es der Herr gebeut, so willst du leben. Gott der Allmächtige, das eine, ewig gleiche Wesen, laß deinen Vorsatz Wurzel faſſen und führe dich an seiner Vaterhand hinüber in das Land der ewigen Freude! Ruhmvoll regiere in der Einheit der Dreieinigkeit Gott, unser Gott, durch alle Ewigkeit!"

Die Nonne von Gandersheim, deren Dichtungen uns noch heute erfreuen, war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert völlig vergessen. Erst im Jahre 1494 entdeckte der berühmte Humanist Konrad Celtes aus Wipfeld bei Kitzingen in der Klosterbibliothek von St. Emmeram zu Regensburg eine alte Handschrift, Hrotsuithas Dichtungen enthaltend. Im Jahre 1501 gab er sie mit Holzschnitten von Albrecht Dürers Meisterhand geschmückt heraus.

Wie Hrotsuitha die Geschichte ihres Klosters darstellte, so finden wir anderwärts Mönche mit ähnlichen

Arbeiten beschäftigt. Wie sie, stolz darauf, dem Sachsenstamm anzuhören, in patriotischer Begeisterung die Taten des sächsischem Geschlechte entsprossenen Kaisers schilderte, so hat ein Sachse Widukind, Mönch im Kloster Corvey, eine sächsische Geschichte geschrieben. Sein Blick bleibt beschränkt auf den eigenen Stamm. Ihn verherrlicht er, an ihm findet er nur Gutes. Der Gedanke an die die Stammesunterschiede überragende Einheit des deutschen Volkes liegt ihm fern. Überall steht ihm das Sachsenvolk im Vordergrunde und läßt ihn selbst die wichtigsten kirchlichen Ereignisse seiner Zeit vergessen.

Auch der Kunst hat es im zehnten Jahrhundert an Pflege auf deutschem Boden nicht gefehlt. Überall wird fleißig gebaut an Klöstern und Kirchen. Sichtbar knüpft man an das Frühere an, aber nicht, ohne dasselbe weiter zu bilden. Die Abteikirche zu Essen ahmt die Palastkirche zu Aachen nach. In Sachsen entwickelt sich der romanische Baustil. Aus jener Zeit ist in fast unveränderter Gestalt die Stiftskirche zu Gernrode erhalten. Der Sieger über die Slaven, Markgraf Gero hatte dort ein Kloster und eine Kirche erbaut. Ersteres sollte seiner Schwiegertochter als Witwensitz dienen. In letzterer hat er seine Ruhe gefunden. Die Basilika hat hier eine wichtige Veränderung erfahren. Die Seitenschiffe sind verbreitert und dienen nicht nur als Gänge, sondern als Aufenthaltsort für die Gemeinde. Die Priester sitzen nicht mehr im Querschiff. Auch dieses ist für die Gemeinde bestimmt. Um den für die Priesterschaft verlorenen Raum zu ersetzen, ist der Chor verlängert. Einheimische und fremde Künstler versehen das Gotteshaus mit bildnerischem Schmuck und zaubern Leben auf die breiten, sonst kahlen Wandflächen. Solche Malereien sind uns aus jener Zeit noch erhalten in der Kirche St. Georg zu Oberzell auf der Reichenau. Was in den Kirchen lebensgroß zur Darstellung gelangt, malt die feine Hand kunstfertiger Mönche aufs zarteste in die Handschriften des Klosters und der Kirche. Diese Handschriften, oft das Werk emsigen Fleißes vieler Jahre, sind so wertvoll, daß man sie in kostbare Einbanddecken legt. An ihnen können Elfenbeinschnitzer und Goldarbeiter ihre Kunst beweisen. Kunstvoll wird auch das Altargerät hergestellt. Kunstwerke sind die Vortragkreuze und die Reliquienbehälter. Nur das Schönste soll den erhabenen Zwecken des christlichen Kultus dienen.

Vierter Abschnitt.

Die deutsche Kirche bis zum Wormser Konkordat (1122).

1. Das deutsche Königtum erreicht den Höhepunkt seiner Macht über die Kirche.

Nicht auf Grund des Erbrechts erlangte Heinrich II. im Jahre 1002 die deutsche Königskrone. Es floß Blut, ehe man sie ihm aufs Haupt setzte. „In halbem Bittgang durch das Reich hatte der König die neue Einheit erwirken müssen.“ Es war nötig, in der Macht und der Treue der geistlichen Fürsten einen Stützpunkt wider die der einheitlichen Macht der Krone widerstrebenden weltlichen Fürsten zu suchen. Heinrich suchte ihn und fand ihn. Bischöfliche Vasallenheere sind es hauptsächlich gewesen, die Heinrichs Kriege führten.

König Heinrich erhielt von der Geschichte den Beinamen: „Der Heilige“. Derselbe ist berechtigt, wenn er Heinrichs kirchlichen Sinn bezeichnen soll. Diesen besaß und betätigte der König in hohem Maße. Von Kindheit auf hatte er kirchliche Luft geatmet, war er doch ursprünglich zum Kleriker bestimmt. „Eifriger als andere Fürsten seiner Zeit hat er sich an kirchlichen Handlungen beteiligt. Es genügte ihm nicht, wie jeder Christ die Feste der Kirche mitzufeiern, sondern er legte Wert darauf, persönlichen Anteil an dem Vollzug kirchlicher Handlungen zu nehmen, sei es auch nur, indem er den Sarg eines verehrten Mannes zu Grabe tragen half. Er erzeigte nicht nur wie jedermann den Reliquien der Heiligen seine Verehrung; sondern es freute ihn, dann und wann das Grab eines berühmten Heiligen eigens aufzusuchen. Wie jeder Fromme hielt er es für recht, durch Almosen dem Herrn seinen guten Willen zu beweisen, der Lohn für den guten Willen gibt.“ Heinrich hatte auch ein reges Interesse für die Kirche und ein klares Verständnis für ihre Aufgaben. Diese anerkannte Kirchlichkeit erleichterte es ihm, die Leitung der Kirche völlig in seine Hand zu bringen und zu behaupten. Des Reiches Wohl war ihm das höchste Gesetz. Aber des Reiches Wohl forderte ein starkes, mächtiges Königtum. Von da aus erklärt sich Heinrichs stets zielbewußtes Handeln. Es ist geleitet von der Absicht, die Macht des Königtums zu stärken. Alle Macht sonst soll diesem Zwecke dienen, auch — und nicht zum mindesten — die äußere Macht der Kirche und der geistlichen Fürsten, des Episkopats. Widerspricht sein Handeln dem kanonischen Rechte, so muß dieses sich fügen. Es steht erst an zweiter Stelle.

In allen Stücken hat sich Heinrich als Leiter der Kirche gefühlt. Wohl versuchten einige Bischöfe in Verbindung mit weltlichen Großen eine eigene, selbständige Politik zu treiben. Aber der Versuch wurde unterdrückt und blieb erfolglos. Heinrich verstand es, den Episkopat in steter Unterordnung zu erhalten. Er war es, der kraft königlicher Machtvollkommenheit die Bistümer besetzte. Die königliche „Kapelle“ wurde „die hohe Schule für die zukünftigen Bischöfe“. Wenn Heinrich die Vergebung eines Bistums mit dazu benutzte, einen verdienten Mann zu belohnen oder eine bedeutende Persönlichkeit dem Träger der Krone zu verbinden, oder wenn er bei der Besetzung Rücksicht darauf nahm, ob der zu Erwählende reich und geneigt sei, seine Güter ganz oder teilweise dem Bistum zu stiften, so hat er doch keiner unwürdigen Person den Bischofsstab verliehen und eine Schädigung des Wohles der Kirche verhütet. Heinrich begünstigte die Vermehrung der kirchlichen Güter und Rechte. Er gab damit ja nichts aus der Hand, sondern übertrug nur einem Beamten deren Verwaltung und wußte dafür zu sorgen, daß diese in

seinem Sinne und zur Förderung seiner Zwecke erfolgte. Ganz selbständig griff Heinrich auch in die Organisation der Kirche ein. Er stellte im Jahre 1004 das Bistum Merseburg wieder her und gründete im Jahre 1007 das Bistum Bamberg. Damit wollte er die Bekehrung der Wenden am oberen Main, der Rednitz und der Wiesent, die sich in ihrer Abgeschlossenheit nicht nur die Sprache, sondern auch das Heidentum zu behaupten gewußt hatten, fördern, zugleich aber auch gerade an der Stätte, die ihm von Kindheit auf besonders lieb war, ein gutes Werk tun und — ein kinderloser Mann — „Gott zu seinem Erben einsetzen". Bald nach seinem Regierungsantritt hatte Heinrich bereits den Bau einer stattlichen Kirche, der zu-

Kaiser Heinrich
Teil vom Standbild am Dom zu Bamberg.

künftigen Domkirche in Bamberg begonnen, der er reiche Güter, kostbares Kirchengerät und wertvolle Bücher zuwies. Das Bistum erhielt am Stiftungstage so viel Besitz, „als andere Bistümer im Verlaufe vieler Jahrzehnte erworben hatten". Die Gründung des stolzen Bamberger Bistums hatte reichen Segen zur Folge. Die Bekehrung der Wenden gelang. Das Land wurde christlich und deutsch. „Wichtiger noch war, daß durch die Errichtung des Bistums ein neuer Kulturmittelpunkt in Deutschland geschaffen wurde. Die Aufgabe, welche Bamberg in dieser Hinsicht hatte, ist von der Stiftung Heinrichs rühmlich gelöst worden. Bamberg war bald berühmt als ein Sitz literarischer Kultur. Erleichtert wurde dieser Erfolg dadurch, daß alsbald nach der Konstituierung des Bistums sich zu dem Domstift zwei weitere Stifter gesellten: auf dem dem Domberg gegenüberliegenden Hügel wurde das Kollegiatstift St. Stephan errichtet, auf der bedeutender ansteigenden nördlichen Höhe gründete Bischof Eberhard das Benediktinerkloster St. Michael."

Daß der König die Kirche leitete, kam auch bei den Synoden zum Ausdruck. Er hatte dabei den Vorsitz, er sprach zu den Versammelten, er beeinflußte die Beschlüsse, die als seine Dekrete hinausgingen. Wie wenig dabei nach dem kanonischen Rechte gefragt wurde, zeigte sich z. B. auf der Synode zu Goslar im Jahre 1019. Dieselbe verhandelte über die Frage, ob die Kinder unfreier Kleriker und freier Frauen als frei oder unfrei gelten sollten. Daß überhaupt die Priesterehe nach kirchlichem Rechte ausgeschlossen war, scheint dabei niemand zur Sprache gebracht zu haben. Die deutsche Kirche war somit auf dem Wege, die Herrschaft des kirchlichen Rechtes abzuschütteln.

Wie die Bischöfe, so wurden jetzt auch die Äbte der Klöster geistliche Fürsten. Der König ernannte dieselben. Es kam so weit, daß Äbte als Laien gar nicht mehr der Brüderschaft, der sie vorstanden, angehörten. So trennte man das Klostergut, das den der Frömmigkeit und dem Gebete lebenden Mönchen zum Unterhalte dienen sollte, von dem, worüber der Abt verfügte. Auch der Abt war ein königlicher Beamter und hatte als solcher dem König zu dienen. Die Bischöfe erhielten die Aufsicht über die eigentlichen Klöster in ihren inneren Angelegenheiten und hatten sich in ihren Visitationen davon zu überzeugen, daß man dort den mönchischen Vorschriften genüge.

Wollte Heinrich in dieser Weise eine Reform des Mönchtums herbeiführen, so wich er darin wesentlich von den Bestrebungen, die von Clugny ausgingen, ab. Dort forderte man Selbständigkeit und Zusammenschluß der in ihrer Regel schablonenhaft gleichgemachten Klöster. Dort wollte man keine Herrschaft der Bischöfe über die Klöster, sondern erstrebte von den Klöstern aus eine Reform des gesamten Klerus. Man wollte nicht, wie Heinrich es tat, Klöster einem Bistum, sondern eine Anzahl von Kirchen einem einzelnen Kloster eingliedern. Mönche pastorierten die Gemeinden und trugen die mönchischen Gedanken nach dem Muster Clugnys und die Forderung der Alleingültigkeit des kanonischen Rechts ins Volk. Die Clugnysche Bewegung überschritt den Rhein. Wohl stand der Mann, dem sie das verdankte, der Abt Poppo von Stablo, nicht auf völlig gleichem Boden mit den Clugniazensern: ihm galt das kanonische Recht nicht als das höchste, er hielt es nicht für in allen Fällen verbindlich, er liebte die Kunst. Trotzdem fand er in den deutschen Klöstern, deren Aufsicht ihm der König übertrug, erheblichen Widerstand. Hier schwärmte man nicht für die das Individuum ertötende Schablone, sondern hielt die Entfaltung der Eigenart auch des Mönchs für berechtigt. Hier hatte man die Mönchsregel wohl geschätzt, aber als ein Erbauungsbuch; keineswegs jedoch wollte man sie als das alles und alle beherrschende Gesetz anerkennen. Hier hatte man auch aufrichtige Demut und Buße hoch gehalten, aber lehnte sich gegen die stete, unnatürliche, erzwungene, darum zur Heuchelei führende und jede Fröhlichkeit, die auch hinter den Klostermauern bisher als berechtigt galt, erstickende Bußstimmung ab, die sich lediglich mit der Betrachtung der Passion Christi beschäftigen sollte. Hier wehte — St. Gallen ist dafür ein hervorragendes Beispiel — ein im besten Sinne humanistischer und trotz der lateinischen Sprache deutscher Geist. Dieser konnte sich mit einer Reform im Sinne Clugnys nicht befreunden.

Konrad II. (1024—1039), vielfach ganz anders geartet als Heinrich, behauptete das Regiment des Königtums über die Kirche. Aber er unterbrach die Linie, in der sein Vorgänger stets zielbewußt tätig gewesen war. Ihm fehlte

das Verständnis für die Kirche. Den Gedanken an eine umfassende Reform der Kirche kannte er nicht. Heinrich III. (1039—1056), durchaus gewissenhaft auch den sittlichen Verpflichtungen gegenüber, die ihm das Christentum und sein Rang auferlegte, betonte während seiner ganzen Regierung die geistliche Seite des Königtums. Er sah es an als von Gott ihm übertragen zu dem Zwecke, Gott zu dienen. Er hielt sich für verpflichtet das kanonische Recht zu halten, allerdings auch für berechtigt, im Hinblick auf die im Laufe der Zeit zu ungeschriebenen Gesetzen verdichteten Gepflogenheiten jenes Recht zu deuten. So konnte er das Regiment über die Kirche in derselben Weise wie sein Vorgänger fortsetzen.

Aber der Widerspruch zwischen dem kanonischen Recht und den Verhältnissen, wie sie sich in der deutschen Kirche herausgebildet hatten, bestand. Man erkannte jenes an und entfernte sich gleichzeitig in den Handlungen weit von dessen Grundsätzen, ohne zu ahnen, daß jenes Recht samt den universalen Ansprüchen des Papsttums eine Macht waren, die zur Zeit schlummernd, aber einmal ihrer selbst bewußt in kräftigen Händen das die Kirche beherrschende Königtum würde bekämpfen müssen. Auch die Klosterreform hatte Widersprüche gezeitigt. Noch wurden sie und ihre Verkörperung in Parteibildungen durch die Macht des Königtums niedergehalten. Aber mit dessen Schwächung mußten auch sie hervortreten und konnten zu gewaltigen Umwälzungen führen.

2. Deutschland richtet das gefallene Papsttum wieder auf.

Während das Königtum in Deutschland zur höchsten Machtentfaltung gelangte, sah es um das Papsttum traurig aus. Von einem tatsächlichen Einfluß des Papstes auf die Angelegenheiten der deutschen Kirche konnte keine Rede sein. Daß von neuem persönliche Beziehungen zwischen dem Träger der deutschen Königskrone und dem der päpstlichen Tiara angeknüpft wurden, hatte eine doppelte Veranlassung. Benedikt VIII. suchte bei Heinrich II. Schutz gegen seinen Gegenpapst und Heinrich brauchte zwar nicht die Macht — denn die bestand nicht — wohl aber die trotz der sittlichen Verkommenheit der Päpste noch vorhandene Autorität des Papsttums zur Verwirklichung seiner Reformpläne, die sich auf die gesamte abendländische Kirche erstreckten. Im Februar 1014 empfing Heinrich die Kaiserkrone. Bei seinem Aufenthalt in Italien behandelte er die italienische Kirche genau so wie die deutsche und den Papst wie einen deutschen Bischof. Beide, Kaiser und Papst, starben bald nacheinander im Jahre 1024.

Benedikts Nachfolger, sein Bruder, Johann XIX., der als Laie gewählt worden war, achtete klingende Münze höher als die Macht des Papsttums im Orient. Er trug sich mit dem Gedanken, die päpstliche Gewalt im Orient an den Patriarchen von Konstantinopel zu verkaufen. Konrad II. behandelte den Papst genau wie Heinrich II. Als Johann im Jahre 1033 starb, wurde — es klingt unglaublich! — sein Neffe, ein zehnjähriger Knabe zu seinem Nachfolger gewählt. Das Papsttum sank immer tiefer und tiefer. Die Kirche irrte immer weiter und offenkundiger von den Vorschriften des kanonischen Rechtes ab. Die Klagen über Simonie, insbesondere in der Form, daß Pfründen gegen eine Geldzahlung übertragen wurden, die Ehen der Priester wurden zahlreicher. Die Achtung vor dem Priesterstande nahm im Volke bedenklich ab. Was sollte man aber zu dem sagen, was in Rom im Jahre 1045 geschah? Ende des Jahres 1044 hatten die Römer Benedikt IX., der zwölf Jahre hindurch dem Stuhle Petri Schande gemacht, aus der Stadt gejagt. Silvester III., sittlich nicht weniger anrüchig als jener, wurde an seine Stelle gewählt. Auf Roms Straßen kämpften zwei Päpste um die Würde eines Stellvertreters Christi! Silvester unterlag. Benedikt aber fühlte wohl, daß seine Stellung als Papst unhaltbar war. Er verkaufte das Papsttum um eine ungeheure Summe Geldes an Gregor VI.

Alter Dom zu Goslar, erbaut unter Heinrich III.

Heinrich III. hat diesem Skandal ein Ende gemacht. Er lud die drei Päpste im Jahre 1046 vor die Synode zu Sutri. Nur Silvester und Gregor erschienen. Ersterer wurde als Eindringling angesehen und seiner Würde entsetzt. Letzterer mußte sich selbst das Urteil sprechen — man wollte dem kanonischen Rechte genügen, wonach der Papst von niemand gerichtet werden konnte —: „Ich, Gregor, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, wegen der abscheulichen Käuflichkeit der simonistischen Häresis, welche der alte Feind meiner Wahl beigemischt hat, urteile, daß ich vom römischen Episkopat zu entfernen bin.“ Gregor wurde in Begleitung des Klerikers Hildebrand nach Deutschland geschickt. Heinrich zog weiter nach Rom und ließ hier das Absetzungsurteil auch über den dritten Papst, Benedikt IX., aussprechen. Darauf ernannte er den Bamberger Bischof Suidger zum Papst. Als Clemens II. hat dieser den Stuhl Petri bestiegen. Zugleich übernahm Heinrich das römische Patriziat mit dem Anspruche, selbständig die Päpste zu ernennen. So schien es, als sollte hinfort der Bischof von Rom auf ganz gleicher Stufe mit den Bischöfen der deutschen Kirche stehen! Heinrich rechnete jedoch nicht damit, daß die universalen Ansprüche des Papsttums nicht nur durch eine königliche Erklärung aus der Welt zu schaffen waren. Sie saßen viel zu tief im Bewußtsein der Christenheit und das kanonische Recht galt gerade jetzt, so sehr es auch mit Füßen getreten wurde, als unverbrüchlich. Man sprach es auch aus, daß Hein-

richs Verfahren sich mit diesem Rechte nicht vertrug. Zudem war es verhängnisvoll, daß Clemens, der völlig in Heinrichs Gedanken sich fügte und in geschickter Weise die kirchlichen Reformen begann, schon im Jahre 1047 starb. Sein von Heinrich bestellter Nachfolger, Damasus II., hat nur drei Wochen auf dem Stuhle Petri gesessen. Wiederum machte Heinrich von seinem Rechte Gebrauch, indem er den Bischof Brun von Toul zum Papst ernannte.

Brun, als Papst Leo IX. genannt, nahm jenen Hildebrand als seinen vertrauten Ratgeber mit nach Rom, einen Mann, der von dem Gedanken der Oberhoheit des Papsttums nach der Anschauung Nikolaus I. und der pseudoisidorischen Dekretalen ganz erfüllt war. Es sollte nicht lange dauern, bis Hildebrands Gedanke Gestalt gewann. Mit größter Entschiedenheit ging Leo an die Reform der Kirche nach Maßgabe des kanonischen Rechts. Allerorten weckte er Begeisterung für seine Person und sein Wirken. An diesem Manne war alles geeignet, ihn dem Volke als eine Verkörperung der idealen Hoheit des Papsttums erscheinen zu lassen. Je weiter Leo aber seine Grundsätze durchführte, um so sicherer mußten Zusammenstöße mit den Ansprüchen des Kaisers und der bisher von diesem über die Kirche geübten Herrschaft erfolgen. Die Reform der Kirche auf Grund des kanonischen Rechts mußte zur Befreiung der Kirche von staatlicher Oberhoheit und diese Befreiung zur Herrschaft der Kirche über den Staat führen. Der Kampf war unausbleiblich. Weder Leo IX. noch sein Nachfolger Viktor II. haben ihn gekämpft. Heinrich III. hat ihn noch nicht geschaut. Erst unter seinem Nachfolger sollte er zum Ausbruch kommen.

Heinrich IV. mit Krone, Zepter und Reichsapfel thronend. Miniature aus Mönch Ekkehards von Aurach Kaiserchronik vom Jahre 1113. Handschrift zu Cambridge.

3. Das Papsttum befreit sich von der Herrschaft des deutschen Königtums.

Ein Mann fand eine erstarrte Schlange, er wärmte sie in seinem Busen und rief sie ins Leben zurück. Zum Dank dafür versetzte ihm die Schlange einen tödlichen Biß. Man könnte die bekannte Geschichte anwenden auf das deutsche Königtum und Papsttum. Das Königtum hatte das Papsttum gerettet. Kaum hatte dieses sich erhoben, so richtete es sich gegen seinen Retter.

Es war ein Unglück für Deutschland, daß gerade, während man sich besann, daß die Herrschaft des Königtums über die Kirche nicht dem kanonischen Rechte entsprach, und während die Politik des Papsttums trotz des Wechsels der Tiaraträger in einer festen, stets zielbewußten und äußerst geschickten Hand ruhte, in Deutschland die Kaiserinwitwe Agnes das Regiment führte, die ihrer Aufgabe nicht im mindesten gewachsen war, und daß hier von einer sicheren, einen bestimmten Zweck ins Auge fassenden Politik nicht die Rede war.

Erst von der Mutter erzogen, dann von dem ehrgeizigen, nach der Herrschaft in Deutschland strebenden Erzbischof Anno von Köln entführt und mit größter Strenge bevormundet, endlich unter der Leitung des Erzbischofs Adalbert von Bremen nicht gehindert, seinen Begierden zu fröhnen und aufwachsend in dem Wahn von der unumschränkten Macht des Königtums, wurde Heinrich IV. als fünfzehnjähriger Knabe, der Erziehung zu einem Charakter völlig entbehrend, für mündig erklärt. In Wahrheit aber regierte der selbstsüchtige Bremer Erzbischof. Auf dem Reichstag zu Tribur im Jahre 1066 zwangen die Großen des Reichs den jungen König, entweder auf die Krone zu verzichten oder seinen Ratgeber zu entlassen. Heinrich entschloß sich zu letzterem und mußte darein willigen, daß das Regiment von einigen Fürsten, an ihrer Spitze Anno von Köln, ausgeübt wurde. Es waren Jahre tiefen inneren Verfalls des deutschen Reichs. Im Jahre 1069 übernahm Heinrich selbst die Regierung. Adalbert von Bremen, der jetzt wieder an den Hof zurückkehrte, hatte von jeher in Heinrich den Haß gegen die Sachsen, die bereits unter Heinrich III. nach möglichster Selbständigkeit strebten, geschürt. Der junge König sann auf Demütigung des mächtigen Sachsenstammes. Er nahm seinen Wohnsitz zu Goslar und erbaute nicht weit davon die Feste Harzburg. Als Heinrich noch weitere Burgen erbaute, in denen die Sachsen Zwingburgen erblickten, als er sich manchen eigenmächtigen Eingriff in die Rechte des Volkes gestattete, als er sichtlich den sächsischen Adel zurücksetzte, als er Otto von Nordheim seines Herzogtums entsetzte und gegen Rudolf von Schwaben vorgehen wollte, stieg die Mißstimmung und Unzufriedenheit im Reiche mehr und mehr. Im Jahre 1073 kam es zum offenen Aufstand. Heinrich geriet in die verzweifeltste Lage. Zu Oppenheim demütigte er sich aufs tiefste vor den Fürsten und bat inständig, ihn nicht zu verlassen. Ein Kriegszug gegen die Sachsen im Jahre 1074 war erfolglos. Heinrich mußte im Vertrag von Gerstungen auf die erniedrigendsten Bedingungen eingehen. Seine Burgen wurden zerstört, auch die stolze Harzburg dem Erdboden gleichgemacht, das herrliche Münster ging in Flammen auf, selbst die Gräber der königlichen Familien wurden geschändet. Entsetzt standen die deutschen Fürsten vor dem, was die Wut eines empörten Volkes vollbrachte. Sie unterstützten Heinrich zu einem Rachezuge gegen die Sachsen. Er schlug sie im Jahre 1075 bei Hohenburg an der Unstrut aufs Haupt. Was kurz zuvor für unmöglich schien, war ihm gelungen: er war seines Reiches wieder mächtig.

Aber inzwischen war eine andere Macht gegen ihn erstanden, die ungeheure Macht des von seinem Vater wieder aufgerichteten Papsttums. Hildebrand war der Führer der päpstlichen Politik. Ein Epigramm lautete:

> Willst du leben in Rom, so verkünde mit lauter Stimme,
> Mehr als dem Herrn Papste gehorch ich dem Herrn des Papstes.

Hildebrand hatte bald erkannt, daß die Zeit außerordentlich günstig war, das Joch der Herrschaft des deutschen Königtums abzuwerfen. Das geschah allmählich, aber zielbewußt. Ohne sich um das durch Heinrich III. geschaffene Recht zu kümmern, wählte man im Jahre 1057 den Papst selbst. Agnes erkannte den Gewählten an und gab damit jenes Recht preis. Aus zwei Schriftstücken erkennt man deutlich, welche Ansprüche jetzt das Papsttum erhob: aus dem Traktat des Kardinals Humbert wider die Simonisten und aus dem Dekret über die Papstwahl. Unbekümmert um die bestehenden Verhältnisse, vergessend die ungeheuren Dienste, die das Königtum dem Papsttum geleistet hatte, erklärte Humbert die Herrschaft des Königtums über die Kirche für die Quelle aller Übel: „Die jungfräuliche Reinheit der Kirche werde geschändet, indem sie von Laien verwaltet und regiert werde." Kirche und Welt sind völlig zu trennen. Da das in der Wirklichkeit nicht durchzuführen ist, so sind die Machtbefugnisse des Standes der Kleriker und des Standes der Laien fest zu bestimmen. „Das Priestertum ist der Seele, das Königtum dem Leibe vergleichbar; beide lieben sich gegenseitig, bedürfen sich gegenseitig, dienen sich gegenseitig. Aber sie stehen sich nicht gleich; sondern wie die Seele vorzüglicher ist als der Leib und ihn beherrscht, so steht die priesterliche Würde über der königlichen, sie, die himmlische, über der irdischen. Demgemäß muß alles geordnet sein: das Priestertum als die Seele soll bestimmen, was zu geschehen hat, das Königtum aber soll als das Haupt allen Gliedern des Leibes vorangehen. Ist es die Pflicht der Könige, den Männern der Kirche Folge zu leisten, so ist es Pflicht der Laien, den Königen zum Besten der Kirche und des Vaterlandes zu dienen." Die Kirche beansprucht also die Herrschaft über die Welt. Folgerichtig mußte Humbert die Investitur durch die Kirche verwerfen. Ein vom König investierter Bischof ist ein Simonist. Ein Simonist aber ist zur Vornahme kirchlicher Handlungen nicht berechtigt. Solche Forderungen und Behauptungen riefen geradezu zu einer Revolution der Kirche gegen die königliche Gewalt auf. Diese Gewalt über die Kirche erscheint aber auch als beseitigt in dem Dekret über die Papstwahl vom Jahre 1059, durch welches die Wahl des Papstes in die Hände der Kardinäle gelegt wurde. Wer auf andere Weise gewählt wird, soll nicht als Papst, sondern als Satan angesehen werden und jeder verflucht sein, der ihm anhängt. Eine inhaltlose Phrase war der Zusatz: „Unbeschadet der schuldigen Achtung und Ehrfurcht vor unserem geliebten Sohn Heinrich, der als König gilt und als künftiger Kaiser erhofft wird, wie Wir's ihm schon zugestanden haben und seinen Nachfolgern, wenn sie persönlich vom apostolischen Stuhl dies Recht erwirkt haben werden."

Solche Ansprüche durchzusetzen, dazu gehörte freilich der starke Arm einer weltlichen Macht. Hildebrand mußte Bundesgenossen für das Papsttum suchen. Einen mächtigen Bundesgenossen bildeten bereits die zerrütteten Verhältnisse im Reich. Die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Äbte suchten gleichfalls die Herrschaft des Königtums abzuschütteln. Es war naturgemäß, daß sie beim Papsttum Anschluß suchten. Von patriotischer, deutscher Gesinnung ist bei ihnen wenig zu entdecken. Ihr wesentliches Interesse gilt der Vermehrung der persönlichen Macht. So hatte das Königtum auch an den Bischöfen und Äbten, deren Macht es vermehrt hatte, sich einen Feind großgezogen.

Hildebrand aber wußte das Papsttum auch an seinem Sitze mit Bundesgenossen zu umgeben. Als bestände die Konstantinische Schenkung zu Recht, belehnte der Papst die Normannen im Süden Italiens mit Ländern, die ihm gar nicht gehörten, wofür jene ihm schworen, jederzeit dem Papste Beistand zu leisten. Auch das nördliche Italien vermochte die Politik Hildebrands dem Papste zu gewinnen. Die Zeit war gekommen, wo das Schwert die die Welt umfassenden Ansprüche des Papsttums durchsetzen konnte. Es war alles bereit. Der Kampf konnte beginnen.

Gregor VII. Miniature in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

4. Der Kampf zwischen Königtum und Papsttum.

Am 22. April 1073 hatte Hildebrand als Gregor VII. den Stuhl Petri bestiegen. In rücksichtsloser und leidenschaftlicher Energie wollte er die „Gerechtigkeit" herstellen, d. h. die bestehenden Verhältnisse umstürzen, um die Herrschaft des Papstes zu verwirklichen. Unrecht leiden und Geduld beweisen erschien ihm als Schwäche; lieber wollte er sterben als der Ehre der Kirche nicht mehr dienen können. Rastlos kämpft er und mitten im Kampfe kann er nach dem Frieden sich sehnen, der über allem Kampfe hinausliegt. Er ringt um die Weltherrschaft, aber nicht für sich, sondern für das Papsttum, dem sie nach seiner Überzeugung gehört, und er, der diese Macht repräsentiert, geht umher im Gewande des Mönchs. Er umgibt sich um der Idee willen mit dem Glanze des Papsttums und für seine Person verachtet er all diesen Glanz. Kaiser, Könige und Fürsten sollen dem Papsttum gehorchen und der Träger der Tiara blickt betend zu Jesus und Maria auf, die durch ihre Armut und heilige Demut dem Sünder Gottes Gnade erwerben.

Man hat nicht mit Unrecht Gregors Forderungen als den Ausfluß eines „Papstwahnsinns" bezeichnet. Der Episkopat soll sich völlig dem Papsttum unterwerfen; nur der dem Papste unbedingt gehorsame Bischof hat ein Recht auf den Gehorsam seiner Diözesanen. Der Papst ist die Spitze aller Gesetzgebung. Seine Macht ist erhaben über alle weltliche Macht. „Die allgemeine Regierung ist dem Papste übertragen; durch seine Sorge und Anordnung wird die königliche Würde gelenkt; deshalb ist der König zum Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl verpflichtet. Der Papst bestimmt, wer rechtmäßiger König ist, er ent-

scheidet die Streitigkeiten der Fürsten, ein König, der es wagt, seinen Geboten entgegen zu handeln, entfällt dadurch seiner Würde, ein König aber, den er exkommuniziert hat, ist nicht mehr König. Denn alle Kraft der Könige und Kaiser, alles, was Menschen unternehmen mögen, ist den apostolischen Rechten gegenüber wie Asche und Spreu." Das Königtum ist eine Erfindung von „Tyrannen, die angetrieben vom Teufel in blinder Gier und unerträglicher Anmaßung durch alle erdenkbaren Verbrechen die Herrschaft über ihresgleichen erstrebten. Die Stiftung des Priestertums dagegen geht zurück auf die Vorsehung des allmächtigen Gottes: er hat es geschaffen zu seiner Ehre und der Welt geschenkt in seinem Erbarmen." Alles irdische Regiment erhält nur dadurch Weihe und Recht, daß der Träger desselben von der Kirche berufen wird. Sonst ist der geringste Priester mehr als der gewaltigste Fürst. Die Welt gehört dem Papsttum. Der oberste Herr aller Völker ist der Stellvertreter Petri.

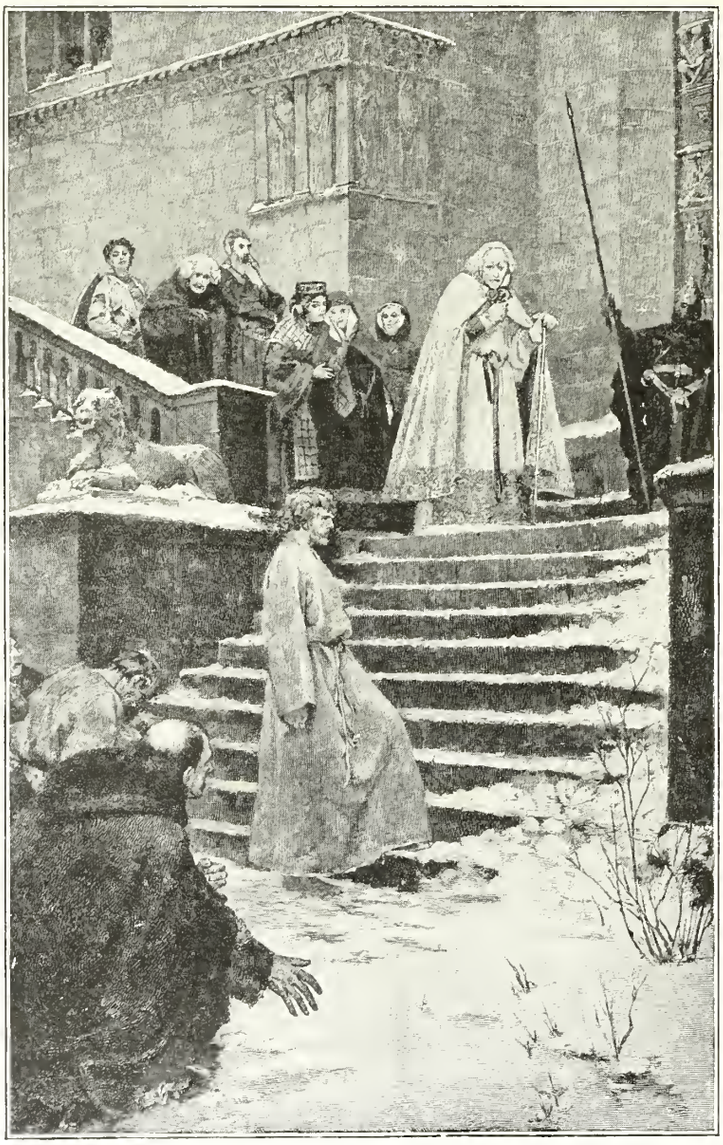
Heinrich IV. wollte keinen Kampf mit Gregor. Er konnte ihn auch nicht aufnehmen, solange der Sachsenaufstand ihm die Hände gebunden hielt. So lange blieb ihm nicht anders übrig, als auf des Papstes Forderungen einzugehen. Im Jahre 1073 hatte Alexander II. des Königs Räte exkommuniziert. Jetzt erklärte Gregor, infolge des Verkehrs mit seinen verbannten Räten sei auch Heinrich exkommuniziert und müsse sich verpflichten, die Priesterehe und die Simonie zu beseitigen. Heinrich erfüllte des Papstes Forderung . Er demütigte sich, den Bitten seiner Mutter folgend, „trat in grobem Gewand und barfuß den päpstlichen Legaten entgegen, bekannte seine Reue über das Vorgefallene und gelobte in ihre Hände auf das Feierlichste, dem Papst nachgeben zu wollen. Darauf ward er absolviert."

Bei dem deutschen Episkopat fanden Gregors Neuerungen begreiflicherweise lebhaften Widerstand. Gregor hoffte diesen brechen zu können, indem er die Laien gegen die Bischöfe, deren Amtshandlungen ungültig seien, aufrief und indem er die Ernennung der Bischöfe durch den König zu beseitigen suchte. Aber mit dem ersteren erreichte er nur, daß eine weitgehende kirchliche Verwirrung eintrat und nicht nur die „unwürdigen" Priester, sondern auch die durch diese vollzogenen Handlungen, ja die kirchlichen Handlungen überhaupt verachtet und verschmäht wurden. Heinrich aber konnte unmöglich die Investitur der Bischöfe preisgeben. Die päpstliche Forderung war auch hier geradezu eine revolutionäre. Der König ignorierte dieselbe, investierte nach wie vor Bischöfe nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien. Als dadurch die päpstliche Machtstellung in Norditalien bedroht wurde und als es Heinrich gelang, auch in Süditalien Gregors Macht zu erschüttern, ließ dieser im Dezember 1075 Heinrich erklären, „wenn er nicht bis zur nächsten Fastensynode deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben und wegen der Laster, deren er allgemein beschuldigt werde, Buße getan hätte, so sei er genötigt, ihn aus der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen." Man darf wohl sagen, daß damals in leidenschaftlicher Erregung Gregor seiner Politik untreu wurde. Er verließ den alten römischen Grundsatz Divide et impera (teile und herrsche), er trennte nicht seine Gegner, sondern vereinte beide ihm widerstrebende Teile, Heinrich und den deutschen Episkopat. Am 24. Januar 1076 versammelte Heinrich in Worms die meisten der deutschen, auch andere, Bischöfe und Äbte um sich. Auch hier ließ man sich statt von ruhiger Überlegung von der aufwallenden Leidenschaft beherrschen. Man faßte den äußersten Entschluß, der denkbar war, ohne der Möglichkeit seiner Durchführung fähig zu sein. Gregor VII., so erklärte man, sei zu Unrecht Papst und habe seine widerrechtlich erworbene Macht zu verderblichen Neuerungen mißbraucht. Der Beschluß, dem die lombardischen Bischöfe sich anschlossen, wurde dem Papst mit einem königlichen Begleitschreiben übersandt. „Heinrich," so lautet das letztere, „nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes gnädige Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch. Diesen Gruß hast Du verdient, der Du keinen Stand in der Kirche verschont hast, nicht Segen spendend, sondern Fluch. Die Regenten der heiligen Kirche, Bischöfe und Priester, Gesalbte des Herrn, hast Du wie Knechte unter Deine Füße getreten und Dir dadurch die Gunst des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das alles geduldet, weil Uns daran lag, die Ehre des römischen Stuhles zu erhalten, aber Du hast unsere Demut für Furcht genommen und Dich selbst gegen die uns von Gott verordnete Würde frech erhoben, als sei Königtum und Kaisertum in Deiner, nicht in Gottes Hand, da doch Christus, Unser Herr, Uns zum Königtum, Dich aber nicht zum Pontifikat erhoben hat. Du bist emporgestiegen auf Stufen, welche List und Gewalt heißen, hast den Stuhl des Friedens bestiegen und von diesem herab den Frieden zerstört, indem Du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest, die von Gott berufenen Bischöfe verachten lehrst und Laien Gewalt über Priester gegeben hast. Auch Mich, obgleich Ich unwürdig unter den Gesalbten zum Reiche gesalbt bin, hast Du angegriffen, da doch die heiligen Väter lehren, daß nur Gott Mich richten und Ich um kein anderes Verbrechen abgesetzt werden kann, als wenn Ich vom Glauben weiche. Der heilige Leo, ein wahrer Papst, sprach: Fürchtet Gott, ehret den König! Weil Du aber Gott nicht fürchtest, ehrest Du auch seinen Gesalbten nicht. Du also, mit Deiner Bischöfe Fluch behaftet und durch Unser Gericht verdammt, steige herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl! Ein Anderer soll auf den Stuhl St. Peters steigen, der nicht seine Gewalttaten mit Religion umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle Bischöfe sagen Dir: steige herab!"

Gregor erschien noch vor diesen Vorgängen als ein Märtyrer. In der Christnacht hatte ihn eine verwegene Rotte überfallen und verwundet in einen Turm geschleppt. Schon Tags darauf befreiten ihn die Römer, die fest und treu auf der Seite des Pontifex standen. Als jetzt, acht Wochen später, vor einer im Lateran versammelten Synode jene Beschlüsse mitgeteilt und Heinrichs Brief verlesen wurde, entstand ein solcher Tumult, daß Gregor die deutschen Gesandten beschützen mußte. Tags darauf gab Gregor seine Antwort. Sie lautete, denkwürdig wie jener Brief Heinrichs, in der Form eines Gebetes zu Petrus, also: „Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, höre Mich, Deinen Knecht, den Du von Kindesbeinen an ernährt und aus der Hand der Gottlosen errettet hast, die Mich wegen der Treue zu Dir hassen. Du selbst bist Mein

Kaiser Heinrich IV. im Banne.
Nach dem Gemälde von K. F. Lessing (F. Bruckmann A.-G., München).

Zeuge, daß Deine heilige Kirche Mich wider Meinen Willen an ihr Steuerruder gesetzt hat, und daß ich lieber Mein Leben in der Fremde beschließen wollte, als mit weltlichen Ränken Deinen Sitz an Mich reißen. Kraft Deiner Gnade, nicht um Meiner Werke willen gefiel es Dir, daß das Dir anvertraute Volk Mir als Deinem Stellvertreter gehorche, und um Deinetwillen ist Mir von Gott die Macht verliehen, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Demnach in Kraft Deiner Vollmacht, zur Ehre und zum Schutze Deiner Kirche, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, untersage Ich dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der gegen Deine Kirche mit unerhörtem Stolze sich erhoben, die Regierung des deutschen Reichs und Italiens, entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hierdurch, daß irgend Jemand ihm als einem König diene. Weil er wie ein Christ zu gehorchen verschmäht, nicht zum Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinschaft mit Gebannten und durch viele verkehrte Taten verlassen, und Meine Ermahnungen zu seinem Heile verachtet, so binde ich Ihn mit den Banden des Fluches, auf daß die Völker erkennen, daß Du bist Petrus nnd daß der Sohn des lebendigen Gottes auf diesen Fels seine Kirche erbaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."



Kaiser Heinrich IV. vor Canossa. Nach dem Gemälde von O. Friederich.

Wohl folgte dem Fluch des Papstes der Fluch des Königs. Aber bald sollte die Welt erfahren, wie tief im Volke die Meinung Wurzel gefaßt hatte, daß die Kirche von der Seligkeit auszuschließen vermöge, und welche Macht die Furcht vor solchem Schicksal war. Von den Klöstern aus wurde die Anschauung verbreitet, König Heinrich sei ein verlorenes Kind — hatte er doch auch drei Jahre zuvor dem Papste erklärt: „Wir haben gesündigt im Himmel und vor Euch und sind nicht wert, Euer Sohn zu heißen." Heinrichs Anhang lichtete sich zusehends, er „zerrann wie der Schnee an der Sonne". Die Bischöfe holten sich in Rom Absolution. Die Fürsten warteten auf Gelegenheit, sich völlig unabhängig zu machen. In Sachsen drohte ein neuer Aufstand. Deutsche Würdenträger verhandelten mit Gregor über die Absetzung des deutschen Königs und die Wahl eines Nachfolgers. Der Fürstentag zu Tribur, am 16. Oktober 1076, ist ein Schandfleck der deutschen Geschichte, die tiefste Erniedrigung des deutschen Königtums. „Die Fürsten und Bischöfe erklärten feierlich, daß sie Heinrich nicht mehr als ihren König und Herrn anerkennen würden, wenn er nicht binnen Jahresfrist von dem Bannfluch durch den Papst selbst gelöst sei." Im Februar des nächsten Jahres — bis zu diesem Termin wurde Heinrichs königliche Macht suspendiert — sollte zu Augsburg in Gegenwart des Papstes über Heinrich das endgültige Urteil gesprochen werden.

Da faßte Heinrich den Entschluß, „von dem Papste, dem Bundesgenossen der deutschen Empörer, an den Papst als den obersten Priester der Christenheit zu appellieren. Durch eine Bußfahrt nach Rom sollte Gregor genötigt werden, ihm Absolution zu erteilen; er hatte sie dem König verweigert, durfte er sie dem Büßer versagen? Aber wenn er sie gewährte, dann war sein Bund mit den Fürsten zerrissen." Im Januar des Jahres 1077 zog Heinrich, von seiner Gattin und seinem dreijährigen Söhnchen begleitet, über die Alpen. Furchtbare Mühen und Gefahren hatten die Pilger zu bestehen. Unsagbar schwierig war der Abstieg ins Tal. „Kriechend auf Händen und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, bald strauchelnd, bald weite Strecken hinabrollend, kamen die Mäuner herunter. Die Königin und ihre Dienerinnen wurden auf Rindshäuten hinabgezogen."

Auch Gregor VII. war unterwegs. Sein Ziel war Deutschland. Der Zweck der Reise: das Gericht über den König zu Augsburg. Zu Canossa, auf dem Schlosse der Markgräsin Mathilde, standen sich Ende des Januars 1077 die beiden Feinde gegenüber. „Heinrich kam," so schreibt Gregor selbst, „mit wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmucks beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angetan, in kläglicher Gestalt vor dem Tor und hörte nicht auf, unter häufigen Tränen um apostolisches Erbarmen, Hilfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Tränen für ihn baten und alle über die ungewöhn-

liche Härte unseres Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrate mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit als apostolische Strenge." Am Abend des 27. Januar gewährte Gregor dem königlichen Büßer die Absolution. Heinrich verpflichtete sich, unter der Vermittlung des Papstes den Frieden mit den deutschen Fürsten zu suchen.

Daß Heinrich sich aus dem Bann gelöst hatte, war den deutschen Fürsten keine willkommene Kunde. Es fehlte ihnen jetzt der Vorwand, ihn zu bekämpfen. Da kam es zum offenen Aufstand. Man erhob Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig. Gregor versuchte Neutralität zu bewahren in der Hoffnung, daß weder Heinrich noch Rudolf einen entschiedenen Sieg erringen würden, und in der Absicht, schließlich das Papsttum als die höchste richterliche Instanz über die Mächtigsten der Erde erscheinen zu lassen. Als aber Heinrich emporkam und Rudolfs Exkommunikation forderte, ergriff der Papst des letzteren Partei, belegte Heinrich abermals mit dem Bann, erklärte ihn aller Gewalt für verlustig und übertrug das deutsche Königtum auf Rudolf. Wiederum kleidete er sein Urteil in die Form des Gebets: „Wohlan denn, ihr heiligen Väter und Fürsten, laßt alle Welt erkennen, daß, wenn ihr im Himmel lösen und binden könnt, ihr auch auf Erden vermögt, Kaisertum, Königreiche, Fürsten- und Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften und aller Menschen Besitzungen einem jeden nach seinem Verdienst zu entziehen und zu verleihen. Ihr habt ja kirchliche Würden oft den Schlechten und Unwürdigen genommen und frommen Männern gegeben; wenn ihr Geistliches richtet, was muß man glauben, daß ihr im Irdischen vermögt! Nun mögen die Könige und alle Fürsten der Welt lernen, wie groß ihr seid und welche Macht ihr habt, und mögen sich fürchten, das Gebot eurer Kirche zu übertreten. An Heinrich aber vollzieht euer Gericht so schnell, daß alle erkennen, er falle nicht von ungefähr, sondern durch eure Macht. Er soll zu Schanden werden — möchte es doch sein zur Buße, damit der Geist gerettet werde am Tage des Herrn!" Als Grund für Heinrichs Exkommunikation mußte gelten, daß er unbekümmert um des Papstes Verbot weiterhin Bischöfe investiert hatte. Großen Eindruck machte der neue Bannstrahl in Deutschland nicht, wohl aber rief des Papstes offenkundige Anmaßung und seine dem gesunden Volksurteile widersprechende Parteinahme für den Empörer eine tiefe gerechte Entrüstung hervor und stärkte Heinrichs Gefolgschaft. Auf einer Versammlung zu Brixen ließ er Gregor für abgesetzt erklären und erhob Wibert von Ravenna (Clemens III.) zum Papst. Nachdem Rudolf von Schwaben im Oktober 1080 nicht weit von Merseburg im Kampf gegen Heinrich sein Leben verloren hatte, zog der König, obgleich der Bürgerkrieg in Deutschland fortdauerte, nach Italien. Er rückte in Rom ein, mußte aber vor den aus dem Süden heranstürmenden Normannen zurückweichen. Diese wurden dem Papst gefährliche Befreier. Sie richteten in der ewigen Stadt eine entsetzliche Verwüstung an und hausten tagelang wie Barbaren. Wie nicht anders zu erwarten, maß man die Schuld an den furchtbaren Ereignissen Gregor bei. Er verließ Rom und lebte seitdem als Verbannter zu Salerno. Trauernd darüber, daß seines Lebens Arbeit und Kampf umsonst gewesen, klagend über die Christenheit, die die Kirche im Kampfe gegen den „Teufel" und „seine Glieder" nicht geschützt hatte, sich fühlend als einen tragischen Helden, der dem Schicksal zum Opfer fällt, ist er am 24. Mai 1085 gestorben. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung," so lauteten seine letzten Worte. „Was Pseudo-Isidor trügerisch ersonnen, hat Gregor im Glauben an sein Recht mit mächtiger Persönlichkeit verwirklicht, so weit es verwirklicht werden konnte, aber scheinbar machtlos endend, erscheint auch er von der göttlichen Gerechtigkeit getroffen, als ein Faust, der mehr von Gott und der Welt verlangt hat, als dem Menschen gestattet ist."

Die weiteren Kämpfe brauchen wir nicht im einzelnen zu verfolgen. Gregor war vom Kampfplatz geschieden, aber seine Ideen behaupteten sich und das Mönchtum gab sich Mühe, sie im Volke zu verbreiten. Die Spaltung zwischen einer gregorianischen und einer kaiserlichen Partei blieb, unten in den Schichten der Laien, oben im Episkopat, und fand ihre Spitze im päpstlichen Schisma. Vom eigenen, meineidig gewordenen Sohn betrogen — wie einst der ältere, Konrad, so hatte sich jetzt auch der jüngere, Heinrich, gegen den Vater empört: auch ein Zeichen dafür, daß in dem unseligen Kampfe alle, auch die natürlichste Moral mit Füßen getreten wurde — und gefangen mußte Heinrich am 31. Dezember 1105 seine königliche Würde niederlegen. Im August des folgenden Jahres ist er vom Gram verzehrt zu Lüttich gestorben. Erst im Jahre 1111 wurde der Bann gelöst und Heinrichs Gebeine mit kaiserlichen und kirchlichen Ehren im Dom zu Speyer beigesetzt.

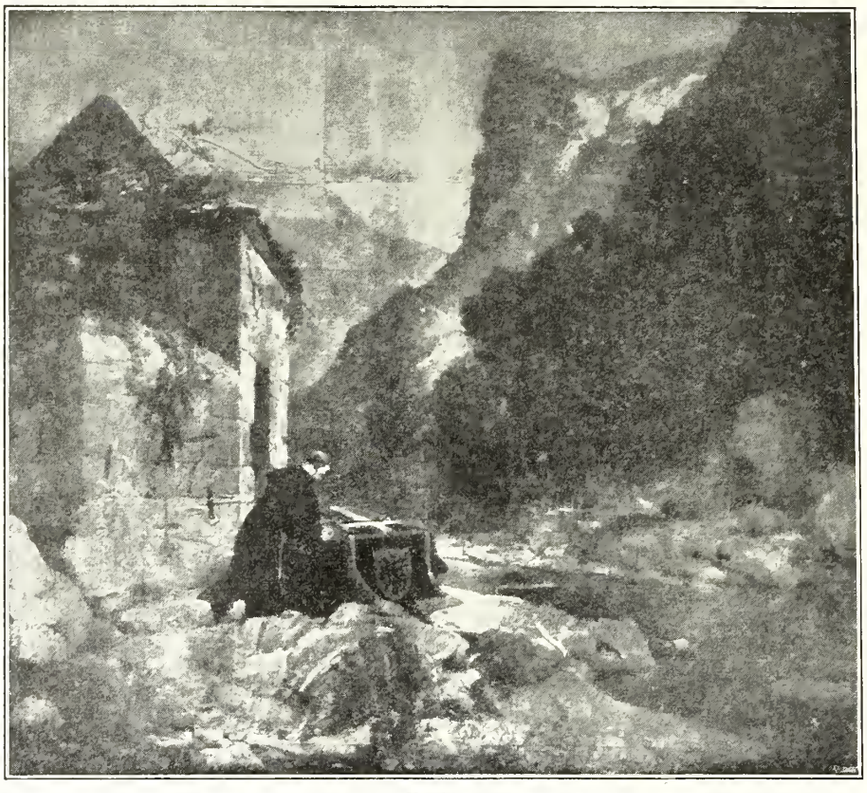
Heinrich V. gelang es ebensowenig wie seinem Vater, die früher geübte Herrschaft des Königtums über die Kirche aufrecht zu erhalten. Aber auch das Papsttum vermochte nicht die Herrschaftsansprüche Gregors durchzusetzen. Das Streitobjekt, in dem die beiderseitigen Forderungen zum Ausdruck kamen, bildete schließlich die Investitur der Bischöfe. Nach fünfzigjährigem Streite sah endlich die des Kampfes müde Welt den Frieden. Die beiden Mächte einigten sich, indem jede ihre Forderungen ermäßigte. Heinrich verzichtete auf die Investitur mit Ring und Stab: die Kirche setzte hinfort den Bischof in sein geistliches Amt ein. Der Papst, Kalixt II., überließ dem König die Investitur mit dem Zepter: das Königtum übergab dem Bischof den Genuß der mit dem Bistum verbundenen weltlichen Güter, verlieh ihm seine Hoheitsrechte und nahm von ihm den Lehenseid entgegen. Die bischöflichen Kapitel vollziehen in Gegenwart des Kaisers die Wahl; bei zwiespältigen Wahlen hat der Kaiser dem gerechten Teile zu helfen. Die deutschen Bischöfe sollen erst nach erfolgter Belehnung die Weihe empfangen.

Am 23. September 1122 wurde der Vertrag, das Wormser Konkordat, geschlossen. Es bedeutete nicht den endgültigen Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand.

3. Von der Mission der deutschen Kirche im elften Jahrhundert.

Der deutschen Mission war im elften Jahrhundert noch ein großes Arbeitsfeld auf dem Reichsgebiet geblieben:

die rechts von der Elbe wohnenden Wenden, die Liutizen und Abodriten. Die Erzbistümer, denen die Aufgabe, hier das Christentum zu verbreiten, zufiel, waren Magdeburg und Hamburg. Die Unsicherheit der Verhältnisse, die zwischen Deutschen und Slaven bestehende Abneigung, die Verwicklung der Bischöfe in die politischen Kämpfe und der Mangel an geeigneten Persönlichkeiten waren Schuld daran, daß bis Mitte des elften Jahrhunderts die Wenden rechts der Elbe, sowie im Vogtlande als heidnisch gelten mußten. Die Liutizen hatten sich zwar im Jahre 1003 dem Reich zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet. Aber auch das gab nicht Veranlassung ihnen energisch das Christentum zu predigen. Wie an ihrer inneren Unabhängigkeit, so hielten sie auch an ihrem Heidentum fest und stießen mit ihren Götzenbildern zu den Reihen der deutschen Heere. In Zeitz fühlten sich die Bischöfe so unsicher, daß sie ihren Sitz nach Naumburg verlegen mußten. Noch im Jahre 1140 haben die Mönche von Schmölln sich vor den Wenden in die Nähe Naumburgs zurückgezogen und das Kloster Pforta gegründet. Wenn die Bistümer Brandenburg und Havelberg überhaupt noch besetzt wurden, so geschah das wohl nur, um eine Form zu erfüllen, und in der Hoffnung auf günstigere Zeiten. Die Ernannten haben kaum an jenen Orten Wohnung genommen.



Der Mönch am Sarge Heinrichs IV. Nach einer Handzeichnung von K. F. Lessing in der Nationalgalerie zu Berlin.

Das Erzbistum Hamburg war der Stützpunkt der nordischen Mission. Aber die Organisation der Kirchen Dänemarks, Norwegens und Schwedens erfolgte durch die Könige und die endgültige Christianisierung des Volkes weniger durch deutsche als durch englische Missionare. Eine Verbindung mit England war dadurch hergestellt worden, daß der vertriebene König Swein Gabelbart von Dänemark in England Christ wurde. Als es ihm dann gelang, sein Land zurückzugewinnen, war der Sieg des Christentums in Dänemark entschieden. Swein nahm die Christianisierung seines Volkes selbst in die Hand, ohne eine Loslösung vom Hamburger Erzbistum, zu dessen Sprengel Dänemark gehörte, zu fordern. Sweins Werk vollendete König Knut der Große (1016 bis 1035), der zugleich über England herrschte, und eine Vereinigung der nordischen Länder zu einem großen, mächtigen Reiche unter seinem Zepter erstrebte. Er errichtete selbständig dänische Bistümer und ließ die Weihe seiner Bischöfe durch den Erzbischof von Canterbury vollziehen. Dies bedeutete die Lösung der Verbindung mit dem Erzbistum Hamburg. Politische Gründe veranlaßten Knut, das Band von neuem zu knüpfen. Einen Einfluß auf die dänische Kirche gewann trotzdem die Metropole nicht. Die Bekehrung Dänemarks war eine nationale Tat und nicht das Werk der deutschen Kirche.

Gleichfalls durch englische Priester wurde Norwegen missioniert. Die Könige Olaf Trygwason und Olaf der Dicke (1015 bis 1030) haben ihr Volk dem Christentum zugeführt. Es fand hier keine ausdrückliche Loslösung vom Hamburger Erzbistum statt; aber ebensowenig wie in Dänemark hat hier die deutsche Kirche Einfluß ausgeübt. Als eine nationale erstand auch die norwegische Kirche. Ebenso wurde es in Schweden. Neben deutschen wirkten englische Priester. Die Christianisierung des Volkes erfolgte aber nicht durch sie, sondern durch die Träger der Krone. König Inge zerstörte im Jahre 1075 den Odhinstempel zu Upsala.

Nicht einmal das wendische Gebiet des Hamburger Sprengels ist durch die Initiative der deutschen Kirche bekehrt worden. Als im Jahre 1043 die Abodriten durch die Dänen besiegt worden und der Abodritenfürst Natibor und seine Söhne gefallen waren, erlangte der abodritische Fürstensohn Gottschalk, der als Christ erzogen worden war, die Herrschaft über sein Heimatland. Er hat, auch durch die politischen Verhältnisse genötigt, seinem Volke das Christentum gebracht, nicht nur indem er Priester ins Land rief und begleitete, sondern auch selbst seinem Volke das Evangelium predigend. Rasch gewann das Christentum an Ausdehnung. Es wurden Kirchen und Klöster gebaut und neue Bistümer (Mecklenburg und Ratzeburg) gegründet. Ein Rückschlag erfolgte allerdings noch einmal im Jahre 1066, als die heidnischen Wenden sich gegen ihre christlichen Brüder erhoben und Fürst Gottschalk selbst im Kampfe umkam. Seit das Christentum bei den Abodriten Eingang gefunden hatte, waren die Liutizen vom Christentum umgeben. Dauernd demselben zu widerstreben war ihnen jetzt nicht mehr möglich.

Erzbischof Adalbert von Hamburg (1043—1072), von dessen Erzbistum bereits oben schon die Rede gewesen ist, sah zwar mit Freuden, wie das Christentum in seinem Sprengel sich ausbreitete, aber er war zu ehr-

geizig, als daß er nicht darüber hätte trauern müssen, daß ganze Völker seinem Metropolitaneinflusse sich entzogen. Da faßte er den Plan, sein Erzbistum zu einem nordischen Patriarchat erheben zu lassen, den nordischen Völkern besondere Erzbischöfe zu geben und diese seinem Patriarchat zu unterstellen. Aber die Zeit war der Ausführung solcher Pläne ungünstig. Rom war durchaus nicht dazu geneigt, auf seine Machtbefugnisse zu Gunsten anderer zu verzichten, vielmehr ging sein Streben dahin, alle Macht im Papsttum zu vereinen. So kam es, daß Adalberts hochfahrende Pläne sich nicht verwirklichten. Das Erzbistum Hamburg war ein Scheinerzbistum geworden.

6. Die kirchliche Kunst Deutschlands im elften Jahrhundert.

Während unselige Bürgerkriege Deutschland zerrissen, während Papsttum und Kaisertum miteinander kämpften und das kirchliche Leben in Deutschland außerordentlich litt, schritt die deutsche kirchliche Kunst dennoch ruhig vorwärts — ein Beweis für die Freude, die das deutsche Volk an seiner Kunst empfand. Mit der kirchlichen Kunst Deutschlands im elften Jahrhundert ist der Name Bernwards von Hildesheim innig und mehrfach verbunden. Fünf Jahre hindurch (bis 991) hatte der vielseitig veranlagte und gebildete Mann die Erziehung Otto III. geleitet. Von 993 bis 1022 ist er Bischof von Hildesheim gewesen. Eine Reise nach Rom wurde eine viel Frucht bringende Studienreise. Als das Hauptdenkmal seines künstlerischen Schaffens steht noch heute die St. Michaeliskirche zu Hildesheim vor uns, im Jahre 1033 vollendet, trotz mancherlei Brände und Neubauten doch klar das ursprüngliche Werk Bernwards erkennen lassend (siehe Kunstanhang). Es ist die erste deutsche Basilika, die in bestimmten Verhältniszahlen entworfen eine großartige Harmonie zeigt. „Das Mittelschiff hat die dreifache Länge seiner Breite, zerfällt also in drei Quadrate. In den Grenzpunkten derselben stehen vereinzelte Pfeiler, zwischen die jedesmal zwei Säulen eingeschoben sind. Der Wechsel von Pfeiler und Säule ist also in ein rhythmisches Verhältnis gebracht. Breite Nebenschiffe schließen sich an das Mittelschiff. Im Osten und Westen legt sich je ein Kreuzarm in der Ausdehnung von ungefähr drei Mittelschiffsquadraten an das Langhaus und an ihn im Osten eine halbrunde Apsis." Das westliche Altarhaus enthält einen umlaufenden Korridor. An den Giebelmauern beider Kreuzarme sind südlich, wie nördlich sechseckige, oben abgerundete Treppentürme angebaut. Auch über jeder Vierung erhebt sich ein viereckiger Turm, so daß die gesamte Anlage sechs Türme zeigt.

Anderwärts legte man weniger Wert auf die wohltuende Harmonie als auf die Massigkeit und den Umfang des Baues und hielt an der einfacheren Grundform der bisher gebräuchlichen Basilika fest. Wir finden Säulenbasiliken, so zu Limburg an der Haardt — zu beiden Seiten des Mittelschiffes stehen je zehn Säulen — und zu Paulinzelle, und Pfeilerbasiliken, die jene an Größe noch übertreffen, so zu Mainz, Bamberg, Worms, Speyer, Würzburg.

Einen gewaltigen Fortschritt in der kirchlichen Baukunst bedeutete es, als man statt der flachen Holzdecke, die das Gotteshaus und seine reichen Schätze nicht gegen Feuersgefahr zu schützen vermochte, die Basilika zu wölben begann. Das erste Beispiel dafür ist der Dom zu Speyer, der etwa im Jahre 1100 sein Gewölbe erhielt. Das Beispiel fand bald Nachahmung und Verbreitung. Noch während man in Speyer baute, wurde beim Neubau des Mainzer Doms die Errichtung des Steingewölbes vorgesehen.

Auch die übrigen der Kirche dienenden Künste zeigen Pflege und Fortschritt. Bernward läßt in Hildesheim eine Gießhütte errichten. Die Bernwardussäule und die Türen des Doms zu Hildesheim sind Denkmäler dessen, was dort geleistet wurde (siehe Kunstanhang). Jene Säule, die die Trajanssäule zu Rom nachahmen und die Osterkerze tragen sollte, enthält Darstellungen aus dem Leben Christi. Die ehernen Türen des Doms zeigen auf dem einen Flügel Bilder aus der Schöpfungsgeschichte, auf dem anderen solche aus dem Leben Jesu, Darstellungen, die gewiß als plump und unkünstlerisch erscheinen und doch in ihrem natürlichen Empfinden und derben Realismus eine tüchtige, der Entwicklung fähige Kraft offenbaren. Eine Bronzetür aus jener Zeit findet sich auch am Dom zu Augsburg, vermutlich aus den Resten mehrerer Türen zusammengesetzt. Dem Ende des elften Jahrhunderts entstammen auch die ältesten Bronzegrabplatten, die uns erhalten sind, so die Rudolfs von Schwaben (siehe Kunstanhang) zu Merseburg und die des Erzbischofs Giseler zu Magdeburg. An den Externsteinen bei Horn finden wir ein mit dem Jahre 1115 bezeichnetes Steinrelief, die Kreuzabnahme darstellend (siehe Kunstanhang). „Das Kreuz wächst auf dem Baume der Erkenntnis empor, von welcher Adam und Eva, durch einen Drachen umwunden, hoffend aufschauen; zu oberst erscheint der segnende Heiland mit der Kreuzesfahne; so haben wir Sündenfall, Erlösung und Triumph des Erlösers hier vereinigt. Dazu kommt die Tiefe des seelischen Ausdruckes: man beachte die innige Gebärde, in welcher die Madonna das Haupt des Sohnes mit ihrem (jetzt abgebrochenen) Kopf stützt."

Treulich dient auch das Kunsthandwerk der Kirche. Der Gelbgießer liefert Lichtkronen und Leuchter, der Goldschmied Kreuze und Kelche, sowie Reliquienschreine, die Gestalt eines Gotteshauses nachahmend. In diesem Jahrhundert hören wir auch bereits mehrfach von bunten Glasfenstern. Insbesondere wird in Tegernsee die Glasmalerei betrieben. Auch in Hildesheim scheint eine derartige Werkstätte bestanden zu haben. Eine Vorstellung davon, wie man im elften Jahrhundert eine Kirche mit Wandgemälden schmückte, gewinnen wir aus den Resten dieser Malerei, wie sie an der Kirche St. Georg zu Oberzell auf der Reichenau und zu Burgfelden erhalten sind. Beide stellen das jüngste Gericht dar: in der Mitte Christus, ihm zur Rechten fürbittend Maria, zur Linken ein Engel mit dem Kreuz. Rechts und links zu seinen Füßen finden wir die Gestalten der Apostel, darunter die Auferstehung der Toten, oben den Himmel durcheilende Engel. Von der Kunst der Büchermalerei des elften Jahrhunderts geben uns zahlreiche Handschriften deutliche Kunde. Auch hier ist es wieder Bernward von Hildesheim, in dessen Schreibstube Hervorragendes geleistet wird.

7. Die kirchliche Literatur des elften Jahrhunderts.

Wenn auch jetzt noch die Schulbildung in erster Linie den zukünftigen Klerikern diente und wenn auch diesen zumeist die zahlreichen neuen Schulen zu gute kamen, so zeigt sich doch ein Fortschritt bereits darin, daß die Beschränkung der Bildung auf die Kleriker als ein Mangel empfunden wird. Der wissenschaftliche Sinn erwacht. Besonders tüchtige Lehrer ziehen aus weiter Ferne Schüler herbei. Losgelöst vom Kloster oder von der Kirche beginnt ein Lehrerberuf sich zu bilden: es lohnt sich also zu unterrichten, der Unterricht wird geschätzt, darum auch gut bezahlt. Die literarische Produktion des Jahrhunderts zeigt ein erhebliches Wachstum. Wir finden zahlreiche Biographien, so z. B. die Bernwards von Hildesheim und seines Nachfolgers, Godehard. Besonders bedeutsam ist ein Werk Othlohs, der eine Lebensbeschreibung Bonifatius' lieferte und dabei auf dessen Briefe als auf eine der wichtigsten Quellen zurückging. Adam von Bremen gibt eine Geschichte der Hamburger Erzbischöfe. Das berühmteste Geschichtswerk des Jahrhunderts aber ist sicher die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg (gestorben 1018 oder 1019), darin er die deutsche Kirche von 919 bis 1018 behandelt. Er „betrachtete die Ereignisse unter dem Gesichtswinkel des Merseburger Bischofs. Aber eigentümlich genug, es wurde ihm dadurch erleichtert, unabhängig zu urteilen. In den Reichsgeschichten pflegte den Herrschern gegenüber der Tadel zu verstummen: so konnte er es nicht halten. Denn das Merseburger Bistum hat von den Königen nicht nur Gunst erfahren, sondern das schlimmste Unrecht, die Unterdrükkung: dadurch wurde er gewissermaßen genötigt, an den Handlungen der Könige Kritik zu üben wie an denen anderer Menschen." Die erste mittelalterliche Weltchronik verdanken wir dem Mönche Heriman von Reichenau (gestorben 1054); der Verfasser „von Jugend auf an allen Gliedern gelähmt, selbst im Sprechen gehindert," folgt bis zum Jahre 1043 einer älteren Chronik, erst von da ab hat er selbständig, aber vorzüglich gearbeitet. Genannt sei auch Lambert, der im Jahre 1058 Mönch in Hersfeld wurde und in seinen Annalen, wie Othloh, schriftliche Quellen benutzend die Geschichte Heinrich IV. bis zum Jahre 1077 behandelt hat.

Von besonderem Interesse für uns ist aber die deutsche religiöse Dichtung dieses Jahrhunderts. Wir nennen an erster Stelle Ezzos „Gesang von den Wunden Christi", in dem er, durch Bischof Günther von Bamberg (1057 bis 1065) veranlaßt, Schöpfung, Fall und Erlösung der Menschheit schilderte — ein „Gesang", zu dem „Wille fand die Weise". Es finden sich darin ergreifende, echt poetische Stellen, so z. B. dort, wo er das Kreuz des Erlösers anredet:

O crux benedicta,
aller holze beszista,
an dir wart gevangan
der gir Leviáthan.
lip sint din este, wante wir
den lib ernereten ane dir.
já truogen din este
die burde himelisce.
an dich flôz das frône pluot.
din wuocher ist suoz unte guot,

O gepriesenes Kreuz,
Aller Hölzer bestes,
an dir ward gefangen
der gierige Leviathan.
Leben sind deine Äste, denn
wir ernährten das Leben an dir.
Ja deine Äste trugen
die himmlische Bürde.
An dich floß das Herrenblut.
Deine Frucht ist süß und gut,

dâ der mite irlôset ist
manchunn allez daz der ist.
O crux salvatoris,
dû unser segelgerte bist.
disiu werlt elliu ist daz meri,
mîn trehtîn segel unte vere,
diu rehten werch unser seil:
diu rihtent uns die vart heim.
der segel, der wâre geloubo,
der hilfet uns der wole zuo,
der heilige âtem ist der wint,
der vuoret unsih an den sint.
himelrîche ist unser heimuot,
dâ sculen wir lenten, gotelob.

Damit ist erlöset
Das ganze Menschengeschlecht.
O Kreuz des Erlösers,
du bist unser Segelbaum.
All diese Welt ist das Meer,
mein Gott Segel und Fähre,
die rechten Werke unser Seil,
die richten uns die Fahrt heim.
Das Segel, der wahre Glaube,
der hilft uns zu dem Heile.
Der heilige Geist ist der Wind,
der führet uns an das Ziel.
Himmelreich ist unsre Heimat,
da sollen wir landen Gott Lob!

Ein anderer Dichter schildert uns den Christ und Antichrist, indem er das Leben Christi und das Ende der Welt nebeneinanderstellt, ein dritter beschreibt in seinem Liede Himmel und Hölle. Mit ganzer Hingabe wird der Preis der Gottesmutter Maria gesungen:

Hed ich dûsent munde,
gesagen ich niene kunde
envollen des wunderes
daz van dir gescriven is.
izne mogen alle zungen
gesagen nog gesingen
bit alle dîner êren,
nog dînes loves envollen.
— — — — — — — — —
Frowe, dîner hende
bevolen sî mîn ende!
und ruoche nûn gewîsen
unde mich erlôsen
ûz van der grôzer nôt,
suanne sô der leide dôt
ane mir sol gescheiden
den lîf van der sêlen.
In der grôzer engeste
cum dû mir ce trôste!
unde hilf daz mîn sêle
werde ce deile
den lieven godes engelen,
niet den leiden dûvelen,
daz sie mich dare brengen
dâ ig mouze vinden
die êweliche frowede,
die dâ havent ce himile
die fil sêlige godes kint,
di dar zuo irwelet sint;
Daz ig muoze scowen
den unsen lieven hêrren,
den unsen scheppêre,
den unsen heilêre,
der uns gescuof van niwete,
der uns oug gecoufte
bit sînes sunes bluode
van deme êwigeme dôde.

Hätt' ich tausend Munde,
ich könnte nicht sagen
vollkommen das Wunder,
das von dir geschrieben ist.
Alle Zungen mögen
nicht sagen noch singen
all deine Ehren
noch vollkommen dein Lob.
— — — — — — — — —
Frau, deiner Hand
sei befohlen mein Ende!
Und wolle nach mir sehen
und mich erlösen
aus großer Not,
wann der böse Tod
an mir soll scheiden
den Leib von der Seele.
In der großen Angst
komm du mir zu Trost!
und hilf, daß meine Seele
werde zu teil
den lieben Gottesengeln,
nicht den bösen Teufeln,
daß sie mich dahin bringen,
da ich muß finden
die ewige Freude,
die da haben im Himmel
die vielseligen Gotteskinder,
die dazu erwählt sind,
daß ich müsse schauen
unsern lieben Herrn,
unsern Schöpfer,
unsern Heiland,
der uns aus nichts schuf,
der uns auch kaufte
mit seines Sohnes Blut
von dem ewigen Tod.

Endlich sei noch Notkers des Deutschen (gest. zu St. Gallen 1022) gedacht, der eine ganze Reihe alter Werke, z. B. Boethius, Cato, Vergil, Terenz, Aristoteles, aber auch biblische Bücher, so den Psalter und teilweise das Buch Hiob ins Deutsche übertrug und mit Erklärungen versah. Als Probe sei hier Notkers Übersetzung des ersten Psalms mitgeteilt:

„Der Mann ist selig, der in der Argen Rat nicht ging (so tat Adam, da er des Weibes Rat folgte wider Gott) noch auf der Sündigen Weg steht (so tat er, er kam daran, er kam auf den breiten Weg,

Bernhard von Clairveaux
predigt den zweiten Kreuzzug zu Vezelay, Burgund 1146. Nach dem Gemälde von E. Signol (Phot. Braun & Cie., Paris, Dornach).

der zur Hölle geht, und stand darauf, da er nachgab seiner Lust, nachgebend stand er da) noch auf dem Suchtstuhl saß (ich meine, daß er herrschen wollte, denn die Sucht zieht sie alle nach, wie sie Adam tat, da er Gott wollte werden. Pest heißt lateinisch das Vieh niederschlagend; so die Pest sich verbreitet, so ist es Pestilenz, d. h. weit wallendes Sterben), aber der ist selig, des Wille in Gottes Gesetz ist und der daran denket Tag und Nacht, und der gebeiht so wohl wie der Baum, der bei dem rinnenden Wasser gesetzt ist, der zeitig seinen Wucher (Frucht) gibt, (das rinnende Wasser ist gratia spiritus sancti, Gnade des Heiligen Geistes; den sie netzet, der ist ein gute Werke tragender Baum) und sein Laub fällt nicht (d. h. sein Wort wird nicht wendig) und alles gedeiht, was der Baum trägt und bringt (sowohl Früchte als Blätter, ich meine Werke und Worte). So wohl gedeihen aber nicht die Argen, so gedeihen sie nicht, sondern sie zerfahren wie der Staub der Erde, den der Wind verweht (von dem Gottesreiche werden sie verweht). Darum erstehen die Argen nicht bei dem Gericht (wenn sie erstehen, so halten sie doch nicht stand vor dem Gericht, denn sie sind schon gerichtet), noch Sündige sitzen dann in dem Rat der Rechten. (Jene erstehen nicht, daß sie gerichtet werden, noch diese erstehen, daß sie richten; jene sind die schlimmsten, diese sind nicht die besten, da sie beide sündig sind. Die aber die besten sind, die richten die Mittleren.) Denn Gott weiß den Weg der Rechten (er geruht sie zu kennen und ihre Werke) und der Argen Fahrt wird verloren (denn sie selber werden verloren, deshalb wird ihre Fahrt verloren, das sind ihre Werke)."

Fünfter Abschnitt.

Die deutsche Kirche im Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen.

1. Kaisertum und Papsttum.

Nur einen Waffenstillstand für den Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum hatte das Wormser Konkordat zu bedeuten. Dem Kaisertum mußte in der Folge daran liegen, zum mindesten die Bestimmungen des Konkordats zu behaupten, dem Papsttum, alles zu beseitigen, was in demselben der kaiserlichen Macht noch eingeräumt war. Darin lag die Wurzel für neue Entzweiungen.

Die Schlauheit des Erzbischofs Adalbert von Mainz (1115 bis 1137) verhalf der kirchlich-fürstlichen Partei bei der Königswahl nach Heinrichs V. Tode (1125) zum Siege. Nicht der tapfere und angesehene, sich bereits im Besitz der königlichen Würde wähnende Hohenstaufe Friedrich von Schwaben, Heinrichs nächster Verwandter, sondern Lothar von Sachsen wurde zum König erwählt. Das bedeutete einen Sieg der kirchlichen und der fürstlichen Partei: es war erstens gezeigt worden, daß die Krone nicht ein selbstverständliches Erbe, sondern eine Gabe der frei wählenden Fürsten sei; zweitens hatte Lothar sich verpflichtet, das Wormser Konkordat preiszugeben, d. h. sich der Beeinflussung der Bischofswahlen zu enthalten, erst nach der Weihe die Investitur mit dem Zepter vorzunehmen und statt des Lehnseids nur ein Gelübde der Treue zu fordern. Möglichste Festigung der königlichen Macht den Fürsten gegenüber war für Lothar ein Gebot der Selbsterhaltung. Sein Zusammenschluß mit den bayrischen Welfen gegen die Hohenstaufen legte den Grund zu dem auf lange Zeit für Deutschland so verhängnisvollen Kampf zwischen Hohenstaufen und Welfen. Der von den ersteren aufgestellte Gegenkönig Konrad konnte weder in Deutschland noch in Italien eine Machtstellung erringen.

Die italienischen Wirren veranlaßten Lothar im Süden einzugreifen. Seit dem Jahre 1130 gab es wieder zwei Päpste: Anaklet II., der sich auf das Normannenreich stützte, und Innocenz II. Letzterer hatte weichen müssen und war nach Frankreich gegangen. Im Jahre 1132 zog Lothar zum ersten Male über die Alpen. Zwar gelang es ihm nicht, Anaklet aus Rom zu vertreiben, aber er ließ sich im Lateran durch Innocenz zum Kaiser krönen und erlangte von diesem die feierliche Anerkennung des Wormser Konkordats. Was er bei seiner Wahl geopfert, hatte er zurückgewonnen; der Kaufpreis der Krone war zurückgezahlt. Und trotzdem wußte das Papsttum auch aus diesem Rückzuge sich einen Vorteil zu verschaffen. Hatte Lothar bereits im Jahre 1131 bei seiner Zusammenkunft mit Innocenz in Lüttich „dem Stellvertreter Christi mit aller Ehrfurcht gedient, ihm den Zelter geführt und den Steigbügel gehalten", so duldete er jetzt, daß die Kaiserkrönung gemäß den Anschauungen Gregors VII. vor der Welt als ein Gnadenakt des Papstes und die kaiserliche Gewalt als ein Ausfluß päpstlicher Machtvollkommenheit hingestellt wurde. Ja Lothar nahm die Mathildischen Güter vom Papste zu Lehen; die Person des Kaiser ein Lehensvasall des Papstes! Um diesen Sieg der Gregorianischen Ideen auch äußerlich zur Darstellung zu bringen, ließ Innocenz im Lateran ein Gemälde anfertigen: der Papst sitzt auf dem Thron und reicht dem knieenden deutschen König die Kaiserkrone. Darunter stehen zwei Verse des Inhalts: „Der König kommt vor die Tore, wird, nachdem er zuvor die Rechte der Stadt beschworen, Lehensmann des Papstes, als dessen Gabe er die Krone empfängt."

Lothar hatte die Mathildischen Güter seinem Schwiegersohn, Heinrich dem Stolzen, Herzog von Bayern und Sachsen, übergeben. Gerade dieser Umstand, die gefährliche Nachbarschaft des mächtigen Fürsten, veranlaßte Innocenz II., in Gemeinschaft mit Adalbert von Trier dafür zu sorgen, daß nicht diesem hochstrebenden Herzog, sondern Konrad von Hohenstaufen, der nicht als Gegenkönig aufgestellt worden war, die deutsche Krone übertragen würde. Mit ihm bestieg das Geschlecht der Hohenstaufen den deutschen Königsthron. „Mitten in Schwaben liegt ein Ausläufer der rauhen Alp, der Staufen. Vom

stolzen Schloß hat nur eine kleine gothische Kirche aus jener Zeit sich erhalten. Kein Königsgeschlecht hat in Deutschland größere Taten vollbracht, größere Charaktere entfaltet: im Kampfe gegen die beiden geistigen Mächte des Zeitalters, gegen Papsttum und Volkstum, sind sie tragisch untergegangen, nach einem Jahrhundert voll Siegen und Niederlagen hat ihre Herrlichkeit geendet auf dem Schaffot."

Unter Konrad III. zerrütteten zwar die Kämpfe zwischen Welfen und Hohenstaufen das Reich im Innern und verschuldeten das Zerbröckeln des kaiserlichen Ansehens in Italien. Aber mit der festen Absicht, dieses wieder herzustellen, übernahm Friedrich I. Barbarossa im Jahre 1152 die Regierung. Erfüllt von dem Gedanken, die Herrlichkeit des Reiches nach Karls des Großen Vorbild und die volle kaiserliche Macht wieder herzustellen, mußte er danach streben, den Papst von sich abhängig zu erhalten. Das aber war nur möglich, wenn der kaiserliche Einfluß in Italien herrschend wurde und blieb. Friedrich versagte dem Papst als dem Träger der höchsten kirchlichen Autorität seine Ehrerbietung nicht, aber er forderte die Beschränkung der päpstlichen Macht auf das kirchliche, wie er die unbeschränkte kaiserliche Macht für das weltliche Gebiet in Anspruch nahm. Einen scheinbaren Bundesgenossen fand Friedrich in Arnold von Brescia. Auch dieser verlangte eine völlige Trennung des Geistlichen vom Weltlichen: „Papst und Klerus habe mit den weltlichen Rechten nichts zu tun, die Konstantinische Schenkung sei eine Fabel, das von Petrus mystisch abgeleitete Krönungsrecht eine Usurpation ohne Rechtsboden." Soweit deckten sich in der Hauptsache Friedrichs und Arnolds Anschauungen. Aber weit gingen sie auseinander in bezug auf das Kaisertum. Unter Arnolds Führung hatten die lombardischen Städte sich mächtig erhoben und waren zum Bewußtsein ihrer Macht und der Stärke einer Einigung gekommen. Sie hatten sich zu republikanischen Gemeinden entwickelt, ohne die kaiserlichen Hoheitsrechte zu beachten. So war es auch in Rom geworden. „Die Majestät des römischen Volkes" galt als „die Quelle aller Macht, das römische Reich als ein unzerstörbarer Begriff, der Kaiser als die durch das Volk erwählte und eingesetzte Obrigkeit der Republik." Man erstrebte „eine freie Verbindung mit dem Kaiser und absolute Unabhängigkeit von dem Papste als weltlichem Herrn. Nicht ein Einzelner sollte Rom beherrschen, der Senat und das Volk sollten in ihre alten Rechte wieder eintreten." Unmöglich konnte Friedrich auf solche Anschauungen eingehen. Als er im Jahre 1154 seinen ersten Römerzug unternahm und ihm Papst Hadrian die Kaiserkrone unter der Bedingung anbot, daß er ihm Arnold ausliefere, hat ihm Friedrich gewillfahrt. Die Kardinäle, denen er Arnold übergeben ließ, haben ihn sofort „aufgehängt und dann verbrannt; seine Asche wurde in den Tiber gestreut, um nicht als Reliquie eines Märtyrers aufbewahrt zu werden." Im Lager zu Sutri begegneten sich Friedrich und der Papst. Letzterer setzte es trotz Friedrichs Widerstreben durch, daß der deutsche König sich auch diesmal zu der demütigenden Handlung des Steigbügelhaltens herabließ. Am 18. Juni 1155 setzte ihm der Papst in der Peterskirche die Krone aufs Haupt. In jenen Tagen aber ließ der Hohenstaufe das oben erwähnte Bild aus dem Lateran entfernen und verbrennen, das Kaiser Lothar vor dem Papste knieend zeigte.

Zu einem Konflikt mit dem Papsttum kam es zwei Jahre später auf dem Reichstag zu Besançon. Hier nannte ein päpstliches Schreiben die Kaiserwürde ein Benefizium. Das hieß nach mittelalterlichem Sprachgebrauch soviel als Lehen. Kaiser Friedrich wurde also für einen Vasallen des Papstes erklärt. Mächtig brauste der Stolz der Deutschen auf. Kardinal Roland, der spätere Papst Alexander III., frug trotzig: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Das hätte ihm das Leben gekostet, wenn nicht der Kaiser selbst ihn geschützt hätte. In einem Rundschreiben erklärte er nunmehr, „daß er die Reichsgewalt allein von Gott empfangen habe und jeden für einen Feind Christi halten werde, der seine Krone als ein päpstliches Lehen bezeichne." Der deutsche Episkopat stand einmütig auf Seiten des Kaisers, hoffte er doch durch diesem zu leistende Dienste eine Förderung seiner Machtstellung gegenüber den weltlichen Fürsten zu erreichen. Der Papst hat schließlich nachgeben und erklären müssen, daß er das Wort Benefizium nicht im Sinne von „Lehen", sondern von „Wohltat" gebraucht habe.

Die Erhebung der lombardischen Städte veranlaßte Friedrich bald zu einem neuen Romzug. Nach dem Falle Mailands hielt er einen Reichstag in der Ebene von Roncaglia. Hier ließ er das neue Staatsgesetz verkünden und beschwören, das den römisch-deutschen Kaiser an die Stelle der alten Imperatoren setzte. Er rechnete dabei nicht mit den Mächten der Gegenwart, die von einem solchen Kaisertum nichts mehr wußten und nichts wissen wollten: mit der geistigen Macht des Papsttums und mit den Freiheitsbestrebungen der Städte. Jener Reichstag mußte zum Kampfe gegen Friedrich aufrufen. Und an Kämpfen fehlte es in den nächsten Jahren nicht. Als Hadrian IV. im Jahre 1159 gestorben war, erfolgte eine zwiespältige Papstwahl. Im Jahre 1167 aber gelang es Friedrich, den von der päpstlichen Partei aufgestellten Alexander III. zu vertreiben und seinen Papst Paschalis III. nach Rom zu führen. Damit erreichte der Kaiser den Höhepunkt seiner Macht. Aber gerade jetzt trat ihm das Unglück in den Weg. Eine furchtbare Seuche vernichtete die Blüte seines Heeres. Es blieb ihm nichts anderes übrig als nach Deutschland zurückzukehren. Und als er neun Jahre später im entscheidenden Augenblicke, von Heinrich dem Löwen verlassen, bei Legnano geschlagen worden war, erkannte er die Unmöglichkeit, seine hohen, stolzen Pläne durchzuführen. Er mußte sich dazu verstehen, mit dem Papste zu verhandeln. Alexander III. wurde auf Kosten des kaiserlichen Gegenpapstes anerkannt. Zu Venedig kamen Kaiser und Papst im Jahre 1177 zusammen und schlossen Friede. Was damals geschah, ist auf venetianischen Bildern dargestellt: „vor dem Hauptportal der hohen Kuppelkirche von Venedig der Papst auf seinem Thron, der Kaiser seinen Fuß küssend, daneben der Doge und die Abgeordneten der Städte, im Reichtum phantastischer Trachten, seitwärts das Meer mit den geschmückten Gondeln. Daran hat sich die Sage geheftet, der Papst habe damals seinen Fuß auf des Kai-

sers Nacken gesetzt mit den Worten des 91. Psalms: Über Schlangen und Basilisken werde ich schreiten, Löwen und Drachen mit Füßen treten. Darauf der Kaiser: Petro, non tibi, (Das tue ich dem Petrus, nicht dir). Aber der Papst: et Petro et mihi (sowohl dem Petrus, als auch mir)."

Friedrichs Traum war zu Ende. Die gregorianischen Ideen waren mächtiger als das Schwert deutscher Heere.

Nachdem Friedrich in Deutschland die Treulosigkeit der Welfen gerächt hatte, ist er fern von der Heimat als Kreuzfahrer im Jahre 1190 vom Tode ereilt worden. „Die Welle eines armseligen kleinen Flusses hat die mächtige Herrscherkraft hinweggespült; im Kalykadnus, in welchem der Kaiser sich erhitzt gebadet hatte, ist er ertrunken — nach einem andern Bericht, dem unsere bildliche Darstellung (S. 74) folgt,

Friedrich Barbarossa bittet Heinrich den Löwen um Hilfe gegen die Mailänder. Nach einem Gemälde von Ph. Foltz.

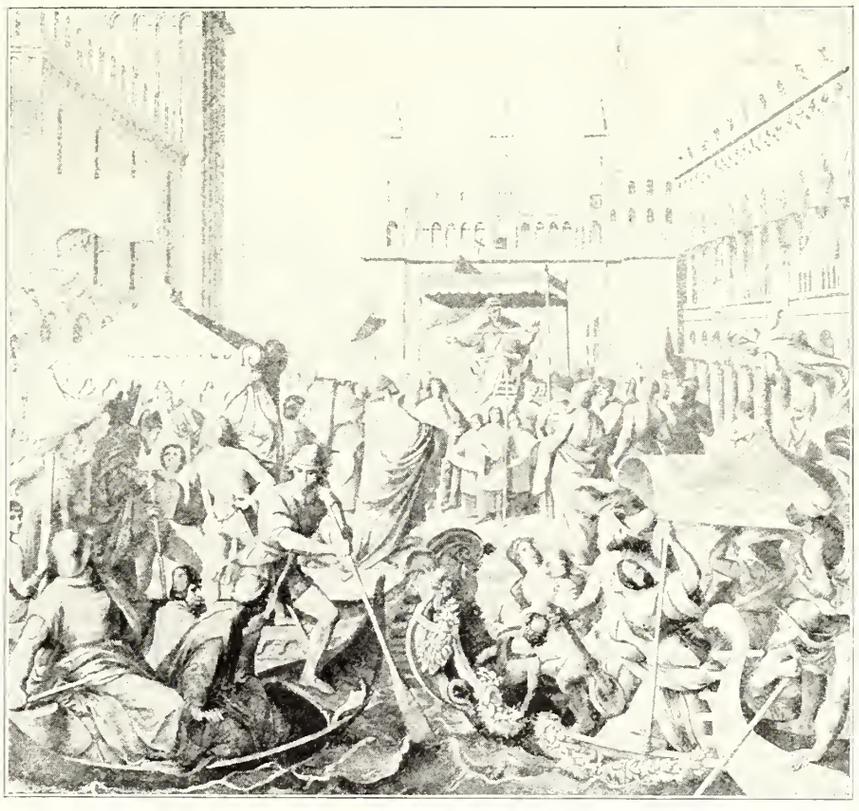
soll er den Tod gefunden haben, als er dem Heere voran durch den damals reißenden Fluß ritt —, sein Heer ist den Seuchen erlegen. Sein großer Kampf gegen Hierarchie und städtische Freiheit war vergeblich; aber ein reiches Leben ist in ihm und um ihn gewesen. Die Kunde seines Todes erschien in Deutschland so unglaublich, daß lange noch im Volk die Hoffnung seiner Heimkehr bestand, später phantastisch aufgefaßt, mit großen nationalen Hoffnungen verbunden, mit politischen der Art, wie solche religiöser auf die Rückkehr Christi gestellt worden sind."

Heinrich VI. (1190—97) gelang es, den Papst in völliger Abhängigkeit zu erhalten. Unter ihm erstrahlte das Kaisertum noch einmal in vollem Glanze. Aber zum Unheil Deutschlands starb der 32jährige stolze Hohenstaufe „in dem Augenblick, wo die reiche Saat seiner weltbeherrschenden Ideen ihrer Ernte sich zu nähern schien."

Nach Heinrichs Tode loderte von neuem der unselige Kampf zwischen Hohenstaufen und Welfen auf. Philipp von Schwaben, den die Hohenstaufen für den dreijährigen Sohn Heinrichs zum König erhoben, stellten die Welfen Otto IV. gegenüber. Solche Zeiten der Zerrissenheit des Vaterlandes waren stets dem Aufstreben des Papsttums günstig, zumal wenn ein zielbewußter, energischer und rücksichtsloser Mann der Träger der Tiara war. Seit Januar des Jahres 1198 saß Innocenz III. auf dem Stuhle Petri. „Die Befestigung des Kirchenstaats, die Befreiung Italiens von ausländischer Herrschaft, die Fernhaltung beider Sizilien vom deutschen Reiche, die Rettung der Kirche im Morgenlande, die Bevormundung des christlichen Staatenvereins, die Ausrottung der Ketzer und die strenge Ordnung der Kirche waren die Gedanken dieses reichbegabten Priesterfürsten." Wie Gregor VII. so dachte auch er über das Verhältnis von Papsttum und Kaisertum: „Wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so erhält die königliche Gewalt den Glanz ihrer Würde von der Hoheit des Papsttums." Derselbe Mann, der sich vor kurzem für den Beschützer und Vormund des jungen Hohenstaufen Friedrich, des Sohnes Heinrich VI., erklärt hatte, entschied sich für den Welfen Otto, als dieser gegen die Art und Politik der Hohenstaufen die päpstliche Oberhoheit unumwunden anerkannte. Aber in dem Bürgerkrieg, der Deutschlands Ansehen und Kraft zerrüttete, war das Glück Otto nicht hold. Schon wollte Innocenz den über Philipp von Schwaben geschleuderten Bann aufheben und ihn als König anerkennen, als der Hohenstaufe das Opfer eines Meuchel-

mordes wurde (1208). Otto IV., auf dem Fürstentag zu Frankfurt nochmals zum König gewählt, war jetzt der allseitig anerkannte Träger der Krone und führte die Versöhnung der Parteien dadurch herbei, daß er Philipps Tochter, Beatrix, zur Gemahlin nahm.

Auch Otto IV. war sich darüber klar, daß ein unter den Papst sich beugendes Königtum nur eine Schattenmacht war. Als der Friede im Reiche hergestellt war, zog Otto an der Spitze eines stattlichen Heeres über die Alpen. Bald nachdem ihm Innocenz die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, änderte er seine Politik. Der „König von Gottes und des Papstes Gnaden" ward zum Gegner des Papsttums. Als ihm gelang, das Ansehen und die Hoheit des Kaisertums in Italien wieder herzustellen, traf ihn (1210) der Bannstrahl des Papstes. Der Stellvertreter Christi forderte die Fürsten und die Untertanen zum offenen Aufruhr auf und erklärte jetzt denselben Hohenstaufen Friedrich, dem er einst die Krone zu entziehen gesucht hatte, für den rechtmäßigen König. Die deutschen Fürsten, die Ottos Macht fürchteten, fielen von ihm ab und riefen Friedrich nach Deutschland. Mit dem Papste und dem König von Frankreich im Bunde bekämpfte dieser seinen Gegner. Die Früchte aber dieser unseligen, jammervollen Zersplitterung Deutschlands fielen dem Papste zu: im Jahre 1213 verzichteten Friedrich und die deutschen Fürsten auf das Wormser Konkordat. Was das Papsttum unter Gregor VII. nicht hatte erreichen können, erreichte es unter Innocenz III. Es stand auf dem Höhepunkt seiner Macht. „Der Erdkreis gehorchte den päpstlichen Bullen. Und ein glänzendes Abbild von der großartigen Machtstellung, die Innocenz errungen, bot im Jahre 1215 die vierte Lateransynode, zu welcher nicht weniger als 71 Erzbischöfe und Patriarchen, 412 Bischöfe, über 800 Äbte und Prioren aus allen Ländern der Christenheit und neben ihnen Abgesandte von fast sämtlichen Herrschern des Abendlandes, von den Fürsten von Byzanz, Cypern, Jerusalem nach Rom strömten."



Kaiser Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. in Venedig.
Nach einem Venetianischen Gemälde.

Friedrich II. atmete auf, als Innocenz im Jahre 1216 starb. Der Kaiser erwies sich mächtiger als die nächsten Nachfolger des großen Papstes; darum mußte er bekämpft werden. Gregor IX. belegte ihn im Jahre 1239 mit dem Bann. In einem offenen Briefe wandte sich der Gebannte an die Könige und Fürsten Europas: „Der Papst, von dem Wir glaubten, er gedenke nur der Dinge, die droben sind, und lebe in Himmelshöhen, ist unerwartet als ein Mensch, ja noch geringer befunden worden, da er Menschlichkeit und Wahrheit beiseite setzt. — Mailand, bekanntlich der Sitz arger Ketzereien, ist ihm lieber als der Kaiser, ein Bund von Aufrührern lieber als das seit tausend Jahren die Kirche begründende und beschützende Kaisertum. — Daher erklären wir, nicht zur Herabsetzung seines Amtes, sondern um seiner persönlichen Mängel willen, daß Gregor nicht würdig sei, Christi Stellvertreter, Petri Nachfolger und der Sorger für alle gläubigen Seelen zu sein. — Ihr aber Könige und Fürsten des Erdkreises, bedauert nicht nur Uns, sondern auch die Kirche; denn ihr Haupt ist schwach und ihr Fürst gleichsam ein brüllender Löwe; in ihrer Mitte sitzt ein ungetreuer Mann, ein besudelter Priester, ein wahnwitziger Prophet. Uns geht freilich solch Unheil am nächsten an und Wir fühlen am härtesten die Folgen päpstlicher Untaten, aber Unsere Schmach ist zuletzt auch die eurige und eure Unterjochung scheint leicht, sobald der römische Kaiser bezwungen ist. Das Alles schreiben Wir euch nicht, als ob uns die Kraft zur Abwendung solchen Unrechts fehlte, sondern damit die ganze Welt einsehe und erkenne, daß die Ehre aller weltlichen Fürsten angegriffen wird, sobald man auch nur Einen beleidigt." In der Antwort, die Gregor gab — man wird unwillkürlich an den Ton der gegen Luther gerichteten Bannbulle erinnert —, heißt es: „Aus dem Meer ist ein Tier aufgestiegen voll Namen der Lästerung, mit den Füßen eines Bären, dem Rachen eines wütenden Löwen und an den übrigen Gliedern einem Pardel gleich. Es öffnet seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richtet giftige Pfeile wider das Zelt des Himmels und die dort wohnenden Heiligen. Mit seinen Klauen und eisernen Zähnen möchte es Alles zerbrechen, mit seinen Füßen alles zertreten und erhebt sich nicht mehr heimlich, sondern öffentlich und von Ungläubigen unterstützt, gegen Christus, den Erlöser des menschlichen Geschlechts, um dessen Bundestafeln mit dem Griffel ketzerischer Bosheit auszulöschen." Gregor starb, als Friedrich im Begriffe war, in Rom einzuziehen.

Mit Innocenz IV. bestieg ein Mann den Stuhl Petri, der Gregor VII. und Innocenz III. Anschauungen

teilte. Auf dem Conzil zu Lyon (1245) erklärte er Friedrich für abgesetzt. Es kam zum erbittertsten Kampfe zwischen den beiden Mächten. Der Papst stellte Heinrich Raspe von Thüringen und nach dessen Tode (1247) Wilhelm von Holland als Gegenkönig auf und erreichte damit, daß Deutschland wiederum der Schauplatz des Bürgerkrieges wurde. „Ein verzehrender, unbändiger Haß gegen die ‚Vipernbrut' der Hohenstaufen hatte den angeblichen Stellvertreter Gottes erfüllt; die im Dienste des Papstes stehenden Bettelmönche reizten in Deutschland die Gemüter gegen den Kaiser auf, indem sie im Auftrage ihres päpstlichen Herrn gegen Friedrich als Konrads Sohn, Konradino, den Besitz zu retten, jetzt die sizilische Krone selbst aufs Haupt. Da übertrug im Jahre 1265 Clemens IV. ohne auch nur den geringsten Schein des Rechts Sizilien dem Bruder König Ludwig IX. von Frankreich, Karl von Anjou. Gegen ihn verlor Manfred bei Benevent im Jahre 1266 Land und Leben. Ein Knabe fast noch an Jahren zog Konradino, seinen letzten Besitz in ein wohl gerüstetes Heer verwandelnd, nach Italien, um seine Ansprüche auf Sizilien geltend zu machen. Er ward geschlagen und gefangen. Der letzte Hohenstaufe — ein anderer Halbbruder Konrad IV., Enzio, schmachtete bis an sein Lebensende 1272

Tod Kaiser Friedrichs Barbarossa. Nach einer Zeichnung von Rethel.

einen Heiden den Kreuzzug predigten." Selbst — zum mindesten — Mitwisser eines Mordanschlags gegen den Kaiser ist jener verschlagene Papst gewesen. Friedrich erschöpfte seine Kraft im Kampfe um Italien. Dort starb er im Jahre 1250. Ein Porphyrsarg im Dom zu Palermo birgt seine irdische Hülle. „Himmel und Erde freuen sich," so schrieb der Papst, „daß der gefallen ist, der mit dem Hammer der Verfolgung die Kirche Gottes zermalmte." Römische Anschauung versetzte den verhaßten Kaiser in die Hölle, die deutsche Sage umwob den geliebten Helden.

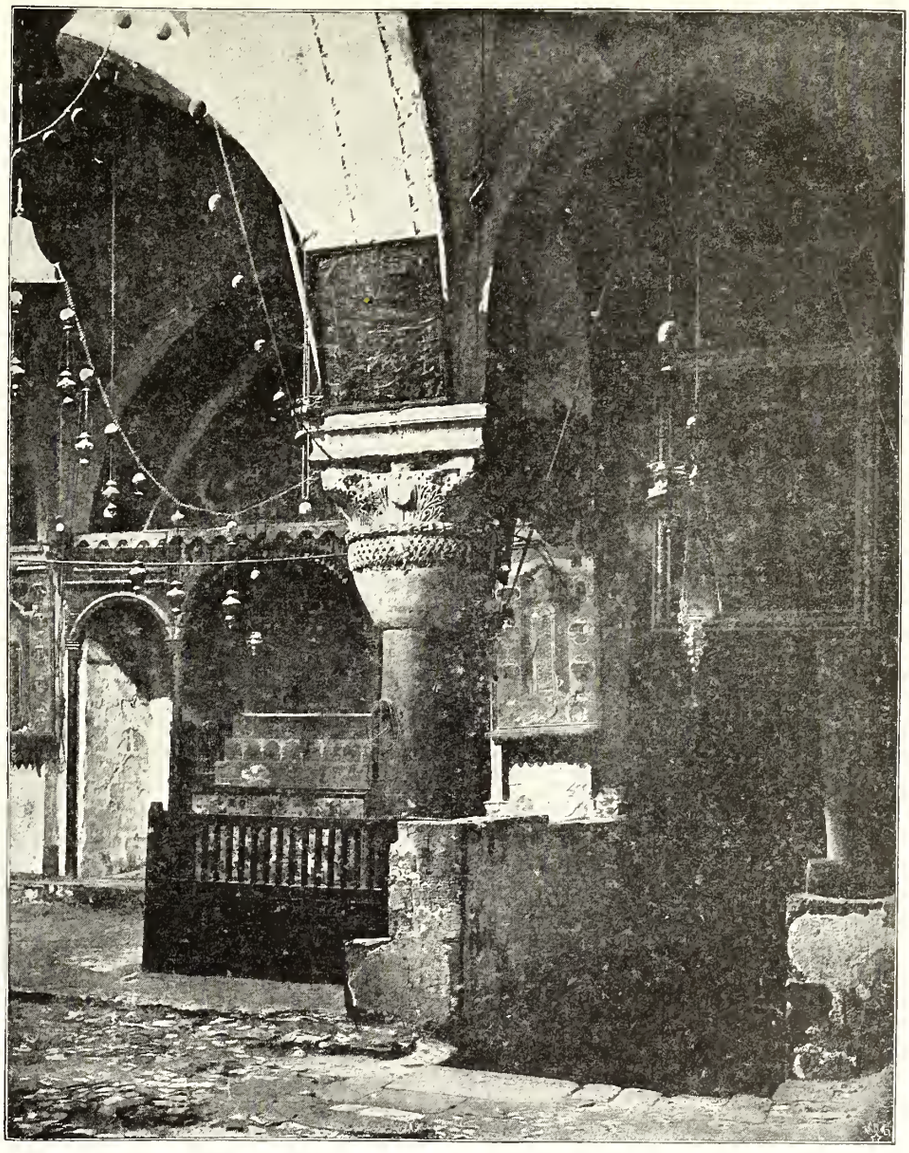
Roms Haß war mit Friedrichs Tod noch nicht Genüge geschehen. Das Papsttum hat nicht geruht, bis der letzte Hohenstaufe vernichtet war. Konrad IV. (1250—54) sah es als seine wichtigste Aufgabe an, den Besitz seines Hauses in Italien zu sichern, den für ihn sein Halbbruder Manfred gegen den Papst verteidigt hatte. Aber schon im Mai 1254 starb auch er. Manfred setzte sich — wohl um im Gefängnis — wurde mit vollem Unrecht zum Tode verurteilt und bestieg am 29. Oktober 1268 auf dem Marktplatz zu Neapel das Blutgerüst.

Mit den niedrigsten Waffen hatte das Papsttum gegen das stolze, deutsche Hohenstaufengeschlecht gekämpft und es hatte gesiegt. „Mit der Zerrüttung Deutschlands, mit der Zerstückelung Italiens und mit dem Übergewichte Frankreichs war der Sieg bezahlt." Das Papsttum hatte die Macht zerstört, die es einst aus seinem Sumpfe gezogen, die es wieder emporgeführt hatte, die ihm jederzeit sich als Helfer erwiesen, aber das Eine niemals dulden durfte: die Herrschaft des Papsttums im Sinne Gregor VII. und Innocenz III.

2. Die Kreuzzüge.

Von jeher ist das Heilige Land das Ziel frommer Pilger gewesen, die die Stätten betreten und dort die Hände falten wollten, wo des Heilands Fuß gewandelt, wo der

Erlöser der Menschheit gelehrt, gelitten und gestorben war. Frühzeitig nahm sich die Kirche in besonderer Weise solcher Wallfahrer an. „Den Pilger kleidete der Priester in das einfache Pilgergewand, versah ihn mit Kreuz, Pilgertasche und Pilgerschürze und reichte ihm den Pilgerstab. So verließ er, eingesegnet und mit geweihtem Wasser besprengt, die Heimat und konnte in allen christlichen Ländern auf gastfreie Aufnahme rechnen. Kehrte er nach Jahren wieder zurück, dann dankte er öffentlich dem Herrn und legte als Zeichen der geendeten Wallfahrt auf den Altar der Kirche einen Palmenzweig, Muscheln, Rosenkränze aus dem gelobten Lande nieder. Für die Mühen der Pilgerfahrt belohnte ihn die Achtung in der Heimat und die Erinnerung an das Gebet auf dem Grabe des Heilands und an das Bad im Jordan.“ Einen besonderen Aufschwung nahmen diese Pilgerfahrten im elften Jahrhundert. Hatten die Araber die fremden, christlichen Wallfahrer unbehelligt gelassen, so wurden diese durch die neuen Herren des Landes, die Türken, jetzt belästigt und schwer bedrückt. Als nun auch die christlichen Gottesdienste gestört und die heiligen Stätten entweiht wurden, war die Zeit für jene mächtigen Bewegungen gekommen, die wir als Kreuzzüge bezeichnen. Es gelang dem Papsttum, die großen Erregungen der Volksmassen und die schwärmerisch-asketische Richtung der Zeit sich dienstbar zu machen, die Befreiung des Heiligen Landes als seine Aufgabe hinzustellen und die Völker von der Verpflichtung hierzu zu überzeugen. Nicht, um das Christentum auszubreiten, ja nicht einmal lediglich aus religiösen Beweggründen sind die Kreuzzüge unternommen worden. „Das Interesse der Andacht, welches sich in der Anschauung der heiligen Stätten befriedigte, war nicht ohne jenes andere, ferne Länder zu besuchen. Die Büßungen der Askese wurden teilweise von denselben geleistet, welche die Genüsse jener Reise nach dem Orient kennen lernen wollten. Unter den kaum zählbaren Scharen, welche sich mit dem Kreuze zeichnen ließen, um dem Heilande das Kreuz nachzutragen, mit dem Schwerte sich umgürteten, um für ihn als den das Heer sichtbar leitenden obersten Kriegsherrn zu fechten, waren doch Tausende, welche das Getümmel, die Abenteuer des Lagerlebens lockten.“ Die Kreuzzüge sind mit Recht bezeichnet worden als „ein großes kirchen- und welthistorisches Ereignis, an dessen Spitze der Papst steht,“ als „der trojanische Krieg der zum frischen Leben erwachenden Christenheit gegen das mohammedanische Asien“.



Helenakapelle der Grabeskirche im jetzigen Zustande. Mit Gewölben aus der Kreuzfahrerzeit. (Rechts Treppe hinab zur Kreuzfindungskapelle.)

Der Aufruf zum Kreuzzug, der zur Zeit Gregor VII. verhallt war, hatte zuerst in Frankreich Erfolg. Hier zündeten die Worte Papst Urban II. auf der Synode zu Clermont (1095) und Volkspredigten wie die des Einsiedlers Peter von Amiens, der aus eigener Anschauung die Leiden der Christen im Morgenlande und die heidnischen Greuel an den heiligen Stätten schilderte. Im Sommer 1096 brachen die ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon auf. Am 15. Juli 1099 fiel Jerusalem in die Hände der Christen. Das Abendland jubelte auf. Der Beweis der Gottwohlgefälligkeit des Unternehmens war geliefert. Seitdem zogen ungezählte Scharen von Abenteurern und von Unzufriedenen, deren es infolge der sozialen Notstände allerorten genug gab, nach dem Heiligen Lande, von dessen Wundern die Heimkehrenden erzählten, das die Phantasie mit den schönsten Farben ausmalte. Jeder hoffte, seiner Wünsche Erfüllung zu finden. Daß auch diese Züge wenigstens äußerlich ein kirchliches Gepräge trugen, zeigen die Kreuzfahrerlieder, unter deren Klängen die Pilger dahinwanderten:

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnade begehren wir.
Nun helfe uns die Gotteskraft
Und das heilige Grab,
Wo Gott selbst innen lag!
Kyrieleis!

Sanctus Petrus, steh uns bei,
Wenn wir sollen sterben,
Mach' uns aller Sünden frei
Und laß uns nicht verderben.
Sanctus Petrus, der ist gut,
Der uns viel an Gnaden tut,
Das gebot ihm Gottes Stimme.

Fröhlich fahren wir,
Nun hilf uns, Maria, zu dir!
Vor dem Teufel uns bewahr,
Reine Maid, Maria,
Und führ uns in der Engel Schar,
So singen wir Hallelujah.

Hallelujah singen wir
Dem lieben Gott vom Himmelreich,
Daß er uns mit seinen Engeln kröne.
So helfe uns der heil'ge Christ,
Der aller Welt ein Vater ist!

Mit gerüsteten Heeren hat sich Deutschland erst am zweiten Kreuzzug beteiligt. Auf dem Reichstag zu Speyer vermochte Bernhard von Clairvaux König Konrad III. zur Teilnahme an einem Kreuzzug zu bewegen. Derselbe (1147—49) mißglückte gänzlich. Bernhard hatte sich mit seiner Weissagung eines sicheren Erfolges als falschen Propheten erwiesen. „Die Zuchtlosigkeit der Soldaten, die Uneinigkeit der Franzosen und Deutschen, die Verräterei der Griechen," die der deutschen schweren, unbeholfenen Reiterei überlegene rasche Beweglichkeit der Sarazenen ist dazu die Veranlassung gewesen.

Eine neue Bewegung erhob sich in der abendländischen Christenheit, als im Jahre 1187 Jerusalem und ein fester Ort des Heiligen Landes nach dem andern in die Hände der Türken fielen. Da entschloß sich Kaiser Friedrich I. zu einem neuen Kreuzzug. Nachdem er mit seinem Heere unsagbare Schwierigkeiten und Gefahren bestanden, fand er, wie schon erzählt, im Saleph (1190) seinen Tod.

Nicht nur die Erwachsenen wurden von der Kreuzzugsbewegung ergriffen, sondern selbst Kinder haben das Kreuz genommen. Ein deutscher Kinderkreuzzug (1212) löste sich glücklicherweise bereits in Unteritalien auf. Den letzten deutschen Kreuzzug unternahm Friedrich II., im Banne des Papstes, im Jahre 1228. Er erreichte die Abtretung Jerusalems, Bethlehems und Nazareths, sowie der Zugangsstraßen vom Meere her. In der Grabeskirche hat er sich die Krone von Jerusalem aufs Haupt gesetzt. In Friedrichs Heerzuge soll sich auch jener thüringische Graf Ernst von Gleichen befunden haben, dessen Lebensgeschichte die Sage umwoben hat. Er liegt mit seinen beiden Gattinnen auf dem Petersberg bei Erfurt begraben. (Abb. S. 78.) „Die lebhafte Sagenphantasie der Kreuzzugszeit hat die beliebte Fabel von der Entführung schöner Sarazeninnen an seinen nachträglich falsch gedeuteten Grabstein angeknüpft und so die Erzählung von Melechsala geschaffen, welche durch Musäus' Volksmärchen auch in jüngerer Zeit lebendig erhalten worden ist."

Übersieht man die Zeit der Kreuzzugsbewegung und vergegenwärtigt sich ihre greifbaren Erfolge, so erscheint es auf den ersten Blick, als seien die unsagbaren Opfer an Kraft, Zeit, Geld und Menschenleben nutzlos vergeudet worden. Und doch war diese Bewegung von größter Wichtigkeit auch für die Kirche Deutschlands. Auf der einen Seite hatte die Autorität des Papsttums, das sich an die Spitze des Unternehmens gestellt hatte, mit dessen Mißlingen Einbuße erlitten. Es hatte sich nicht als unfehlbar erwiesen. Der Gedanke mußte erwachen: hat das Papsttum wirklich die Wahrheit und das Recht auf seiner Seite? Andererseits hatte dasselbe einen Gewinn zu verzeichnen. Hatte man das Recht des Papsttums anerkannt, die Christenheit zum Kreuzzug zu verpflichten, so mußte man auch das Recht desselben anerkennen, das Kreuzzugsgelübde in ein Gelübde zum Kampfe gegen alles dem Papsttum als dem Vertreter des Christentums Widerstrebende umzuändern. „Die Entdeckung, welche Urban und seine Nachfolger gemacht, daß ihr Ruf und ihre Zusage geistlicher Vorteile und Gnaden genüge, ein kampflustiges Heer zu versammeln, einen Krieg zu entzünden und Eroberungen zu machen, trug bald reichliche Frucht in neuen Kreuzfahrten, deren Ziel nicht Syrien, nicht das Heilige Grab war. Niemand widersprach, als die Kurie behauptete: jeder im Dienste der Kirche oder der Päpste geführte Krieg sei für die Teilnehmer ebenso verdienstlich als der Kampf für das Heilige Land." Der Papst rief nunmehr zum Kreuzzug gegen die Ketzer auf. Und Ketzer war jeder, der von Roms Ansicht abwich oder Roms Ansprüche nicht anerkannte. In einem „Kreuzzug" wurde der wackere, freie Friesenstamm der Stedinger, die dem Erzbischof von Bremen gegenüber ihre Unabhängigkeit behaupten wollten, vernichtet (1234). „Tausende der unglücklichen Bauern wurden erschlagen, nicht Weiber, nicht Kinder verschont, alle Gefangenen als Ketzer verbrannt." Zu einem „Kreuzzug" gegen ihren König als einem „Ketzer" rief der Papst die Deutschen auf.

Die Kreuzzüge haben den Horizont der Deutschen erweitert: nicht nur, daß die abendländischen Völker in enge Berührung untereinander, sondern auch mit dem Morgenlande traten. Auf der einen Seite erhielt der Wunderglaube weitgehendste Nahrung und das Reliquienwesen durch den massenhaften Import aus dem Morgenlande eine eingehende Förderung. Neben den Gebeinen vermeintlicher Heiligen brachte man die merkwürdigsten Dinge mit: „Manna, den Bart Noahs, die Hörner des Mosis, Hemden, Haar und anderes von der Jungfrau Maria, Tränen Christi, geweint über Lazarus Grabe, Strahlen vom Stern der Weisen, den Pfahl im Fleische Pauli. Da drängt doch die Frage sich auf, wie man dergleichen Kleinodien bewahrt dachte? Manches haben wohl lustige Kreuzfahrer für Dummköpfe mitgebracht." Kein Wunder, wenn nun andererseits sich die Aufklärung erhob und an dem Christentum und insbesondere an dessen römischer Auffassung Kritik übte. Das hören wir in drastischer Art von Friedrich II. Als ihn einmal ein sarazenischer Fürst frug, was es mit der Monstranz für eine Bewandtnis habe, gab er zur Antwort: „Die Priester erdichten, dies sei unser Gott." Auch hat man ihn beschuldigt, er habe Moses, Christus und Mohammed auf eine Stufe gestellt. Der Besuch des Heiligen Landes, da der „arme" Jesus gelitten und gestorben, die Vorstellung des Elends Christi während seines Erdenlebens forderte zu einem Vergleich desselben mit dem Auftreten des Papstes heraus. Forderten die Bettelorden die Rückkehr zur Einfachheit und Armut des Lebens der Apostel und Christi, warum ging nicht der Papst mit seinem Beispiel voran? „Die Geist-

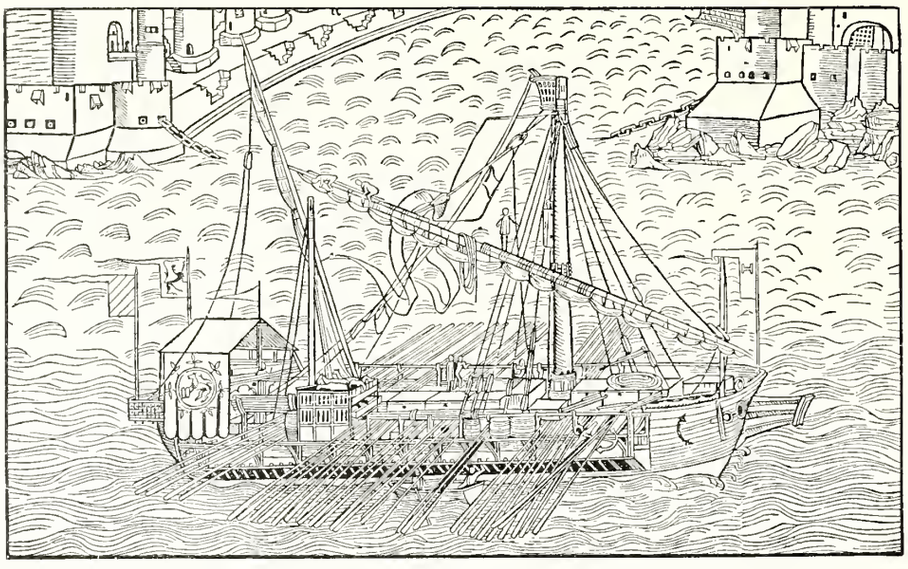
lichen, besonders die mächtigsten," schrieb Friedrich II. „zu dem zurückführen, was sie in der ersten Kirche waren, zu einem apostolischen Wandel und zur Demut ihres Meisters, ihnen die Reichtümer nehmen, die ihnen schädlich sind, wäre ein Werk der Liebe." In einem offenen Brief an die Könige und Fürsten Europas, in dem der gebannte Friedrich gegen den Papst auftritt, heißt es: „Petrus verließ auf Christi Ruf all das Seine und zog den Weg des Lebens vor als Einer, der zwar äußerlich nichts besitzt, aber doch innerlich Alles hat, indem er dem Schatze des himmlischen Vaterlandes eifrig nachstrebt. Du hingegen, solches höheren Schatzes ermangelnd, trachtest unabläßig Jegliches zu verschlingen, und die ganze Welt reicht nicht hin, um dir hier deinen Bauch zu füllen. Als Petrus an das schöne Tor kam, sagte er zu dem Hinkenden: Ich habe kein Gold oder Silber; wogegen du, sobald der Goldhaufen, den du anbetest, sich zu vermindern scheint, sogleich mit den Hinkenden hinkest und ängstlich das suchest, was von dieser Welt ist."

Jerusalem

3. Die Ausbreitung des Christentums.

Auch in unserer Periode hatte die Mission noch eifrig zu arbeiten. Denn immer noch behauptete sich das Heidentum an den Küsten der Ostsee. „Die unter den Ottonen notdürftig zum Christentum bekehrten slavischen Völkerschaften in Mecklenburg, Pommern, Holstein u. a. O. waren unter den fränkischen Kaisern von der Lehre des Evangeliums wieder abgefallen, hatten die Kirchen verbrannt, die Priester auf den Altären ihren alten Göttern geopfert und mit den Bekennern jede Spur des Christentums vertilgt. Von neuem beteten die wendischen Völker zu ihren Götzen und trugen wieder alles erbeutete Gold und Silber in den Tempel ihres Hauptgottes Swantewit auf Rügen. Von Holstein bis Danzig gründeten sie eine Menge slavischer Staaten, die alle den Tempel zu Arkona auf Rügen als Mittelpunkt ihres Kultus ansahen und die christlichen Länder und Städte, besonders Lübeck, mit Raub und Verwüstung heimsuchten." Zwar zogen Heinrich der Löwe, Albrecht von Brandenburg, Markgraf Konrad von Wettin mit ihren Heeren aus, diese Feinde des Christentums und der Kultur zur Unterwerfung zu zwingen. Aber das einzige, was sie erreichten, war das Versprechen, das Heidentum mit dem Christentum zu vertauschen und die Rückgabe der Gefangenen. Von durchschlagendem und endgültigem Erfolge war erst die Wirksamkeit Vizelin's, des „Apostels der Wenden" (gest 1154). Unter den heidnischen Pommern missionierte der Bischof Otto von Bamberg vom Frühjahr 1124 bis 1125. Als er bei einem von Tausenden besuchten heidnischen Feste zu Pyritz predigte, begehrten bereits viele die Taufe. „Der Bischof und die Priester seiner Begleitung widmeten sich mehrere Tage dem ersten Unterricht und am 15. Juni 1124 taufte Otto zuerst die Pommern aus jener Quelle, welche noch heute von uralten Linden umgeben den Namen des Ottobrunnens trägt und durch König Friedrich Wilhelm III. 1824 mit einem sinnigen Denkmal geschmückt ward. Otto ließ in Pyritz einen Altar errichten, stellte einen Priester an und brach nach einer kraftvollen Abschiedspredigt gen Cammin auf. Vierzig Tage reichten kaum hin, den vielen zum Unterrichte und zur Taufe sich Meldenden das Sakrament zu erteilen. Ungünstiger war seine Aufnahme in Wollin.

Otto selbst war dem Märtyrertode nahe und mußte unverrichteter Sache nach Stettin, der wichtigsten Stadt des Landes, sich einschiffen. Auch hier war anfangs wenig Geneigtheit für die Annahme des Evangeliums. Allein Ottos glühender Eifer erkaltete nicht, er verkündete häufig auf dem Markte das Wort, er predigte durch seine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, durch Werke der Barmherzigkeit, er nahm sich besonders des Unterrichts der Jugend an; auch äußere Umstände wirkten ein. Und als der Bischof nach fünfmonatlichem Aufenthalte Stettin verließ, waren die heidnischen Tempel und Bildsäulen zerstört, die Mehrzahl der Einwohner getauft, zwei Kirchen gegründet und mit Priestern versehen. Jetzt nahmen die Wolliner den Apostel mit willigerem Herzen auf, so daß er hier die Erbauung zweier Kirchen anordnen, ja den Gedanken fassen konnte, daselbst ein Bistum zu errichten. Nachdem er noch zu Gollnow, Belgard, Naugard, Kolberg das Wort des Herrn gepredigt und den Grund zu christlichen Kirchen gelegt, macht er eine Besuchsreise in den neuen Gemeinden, empfiehlt dem Herrn und den eingesetzten Priestern die junge Kirche in Pommern und kehrt über Polen nach Bamberg zurück." Otto von Bamberg verlor damit sein Werk nicht aus den Augen. Zur Festigung dessen, was er gegründet, und zur Wiedergewinnung Abtrünniger zog er im Jahre 1128 abermals nach Pommern. Jetzt predigte er im westlichen Teile Pommerns gleichfalls mit großen Erfolgen. Nur der Versuch, auch Rügen dem Evangelium zu gewinnen, scheiterte. Nachdem er einen heidnischen Aufstand in Stettin durch sein unerschrockenes Auftreten und durch seine Predigt auf dem Markte niedergeworfen und den ersten pommerschen Bischof zu Wollin in sein Amt eingesetzt hatte, konnte er das Land mit der Überzeugung verlassen, daß für immer das Christentum darin seine Stätte gefunden hatte.



Galeere der Kreuzfahrerzeit. Im Hintergrunde eine Hafeneinfahrt mit der auch im XII. und XIII. Jahrhundert üblichen Sperrkette.

Eine außerordentliche Bedeutung für die Ausbreitung des Christentums wie für die Behauptung germanischen Besitzes hat der deutsche Ritterorden erlangt. Zu den geistlichen Ritterorden der Johanniter und der Templer, die, bereits während des ersten Kreuzzuges gegründet, hauptsächlich aus welscher Ritterschaft bestanden, war im dritten Kreuzzug der deutsche Orden gekommen, der ausschließlich Deutsche aufnehmend der Krankenpflege der von den Welschen geflissentlich vernachlässigten Deutschen im Heiligen Lande sich widmete und unter dem Namen „Orden des deutschen Hauses unserer lieben Frau zu Jerusalem" 1191 vom Papste bestätigt wurde. Der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz war das Ordenskleid der Ritter. Einen bedeutenden Aufschwung nahm der von Kaiser und Papst begünstigte und mit großen Besitzungen in Italien und Deutschland, besonders in den Rheinlanden, Franken, Hessen, Thüringen, Bayern, Österreich und Ungarn ausgestattete Orden unter Hermann von Salza. Der Bischof Christian von Oliva, eifrig um die Verbreitung des Evangeliums in Preußen bemüht, und Herzog Konrad von Masovien riefen im Jahre 1226 den Deutschorden zur Bekämpfung der heidnischen Preußen ins Land und versprachen ihm für die zu leistende Hilfe ein großes Stück Land. Der Orden kam das Jahr darauf und nahm von diesem Lande als einer souveränen Herrschaft Besitz. Bald hatte der Orden unter dem tüchtigen Deutschmeister Hermann von Balke das Land unterworfen und baute Burgen und Städte. Als man dann in Deutschland einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen predigte, wurde dem Orden manche neue Kraft zugeführt. Und dieser brauchte kräftige Unterstützung, insbesondere als der Pommernherzog Swantepolk sich mit den heidnischen Preußen verband. Der Sieg war auf seiten des Ordens, den der Landmeister Konrad von Thüringen führte. Im Jahre 1248 mußten die Preußen Frieden schließen. „Annahme des Christentums, Erbauung einer Anzahl Kirchen und Teilnahme an den Heerfahrten des Ordens waren im wesentlichen die Friedensbedingungen." Die weitere Geschichte des Ordens gehört auf die denkwürdigsten Blätter der deutschen Geschichte. Durch Bremer und Lübecker Bürger, die von ihren Schiffssegeln Zelte aufgeschlagen und darin zuerst deutsche Pilger verpflegt hatten, war die Veranlassung zur Gründung des Ordens gegeben worden, „der durch den kaiserlichen Schutz und Willen ausgestaltet ward und unter staufischer Ägide bald darauf seine Waffen und deutsches Wesen in den fernen baltischen Osten getragen hat, und wiederum nach sieben Jahrhunderten ist es das hanseatische Flaggenrot gewesen, welches mit dem Weiß und Schwarz des deutschen Ordens zusammen die erste Reichsflagge eines neuen deutschen Kaisertums bildete."

4. Die Kirche und das Volk.

Nicht nur die Form des Gottesdienstes, wie derselbe auf deutschem Boden gehalten wurde, stammte von Rom. Römisch war sein Inhalt, römisch seine Sprache. Rom ordnete die Feste an, die reichlich an Zahl wachsend auch in der deutschen Kirche zu feiern waren. Nachdem auf dem Laterankonzil im Jahre 1215 die Lehre von der Ver-

wandlung der Elemente des Abendmahls in Leib und Blut Christi (Transsubstantiation) die kirchliche Anerkennung gefunden hatte, wurde im Jahre 1264 zu Ehren dieser nun in das Volksbewußtsein zu bringenden Lehre und zur Verherrlichung der den frommen „Zauber" vermögenden Kirche das Fronleichnamsfest eingeführt. Auch der Maria wurden neue Feste geweiht. Der Mariendienst begann die Verehrung Christi als des Erlösers weit in den Hintergrund zu drängen. Christus erschien immer mehr als der strenge, Furcht und Entsetzen weckende Weltenrichter. Mit Vorliebe weihte man „unserer lieben Frauen" Kirchen und Klöster. Der deutsche Ritterorden wählte Maria zur Patronin. Die Dominikaner widmeten ihr den Rosenkranz. Wer im Skapulier (zwei Stücken Tuchs, von denen eines den Rücken, das andere die Brust bedeckt, miteinander auf den Schultern und an den Hüften verbunden) der Karmeliter oder Frauenbrüder starb, sollte den Qualen des ewigen Feuers enthoben sein, hatte doch „die heilige Maria verkündet, daß sie jeden Sonnabend die in diesem Skapulier Gestorbenen aus dem Fegefeuer hole." Der Maria erklang das begeisterte Lied des Minnesängers. In der Form idealer, jugendlicher Frauenschönheit stellt sie der Künstler dar. „Als Fürbitterin und Versöhnerin eignet ihr der weite Mantel der bedeckenden Gnade. In Statuen erscheint sie nach Offenb. 12, 1 von Sonnenstrahlen umleuchtet, auf dem Haupte eine Krone mit zwölf Sternen, in der einen Hand das Zepter, auf dem anderen Arm das Kind, zu ihren Füßen der Mond, der auf der Erdkugel steht, um welche sich die Schlange, den Apfel im Munde, windet." Die Marienverehrung auf deutschem Boden entbehrte des deutschen Charakters nicht. Die ganze Innigkeit der Verehrung des edlen Weiblichen, wie sie schon in der heidnischen Zeit unseres Volkes sich fand und im Minnelied des Mittelalters Gestalt gewann, die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, das tiefste von der mütterlichen Liebe erfahrene Leid kam hier zum Ausdruck.

Das deutsche Empfinden suchte aber auch sonst zur Geltung zu kommen. In den Gottesdiensten der hohen Feste erklang schon im dreizehnten Jahrhundert deutscher Gesang in der Form der sogenannten Leisen, deutscher Strophen, dem hergebrachten griechischen Kyrie eleison (Herr, erbarme dich) vorangesetzt. So sang die deutsche Gemeinde zu Ostern:

Christ ist erstanden
Aus Todes Banden
Deß sollen wir alle froh sein,
Gott will unser Trost sein.

Die Kreuzfahrer. Nach dem Gemälde von K. F. Lessing (F. Bruckmann A.-G.).

Zu Pfingsten betete man im deutschen Liede:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir heimfahren aus diesem Elende!

Und zu Weihnachten:

Ein Kind zu trösten ist uns gesandt,
Von Ferne aus der Engel Land.

Auch an der deutschen Predigt fehlte es nicht. Allerdings war sie keineswegs ein regelmäßiger Bestandteil des Gottesdienstes. Dominikaner und Franziskaner zogen umher und hielten volkstümliche Predigten in der Muttersprache. Leider aber bildete für gewöhnlich nicht das schlichte Evangelium den Inhalt. „Kirchliche Beichte, die Tugenden und Verdienste der Heiligen, Schrecken der Hölle werden der Sünde und dem Laster, die alleinseligmachende Kirche der Gefahr der Ketzerei gegenübergestellt. Dazu

hochgetriebener Marienkult und maßlose Verherrlichung der Ordenshäupter.“ Als den wichtigsten und bekanntesten jener Prediger nennen wir den Franziskaner Berthold von Regensburg (gest. 1272), „einen ausgezeichneten Prediger,“ wie uns ein Zeitgenosse erzählt, „der auf seinen Wanderungen oft auf wunderbare Weise erleuchtete und unzählige Sünder durch Wort und Beispiel zum Herrn bekehrte und dessen Andenken gesegnet wird und noch jetzt zu meiner Zeit in den Menschen lebt. Er pflegte öfters auf den Feldern zu predigen und dann

Grabstein des Grafen Ernst von Gleichen mit seinen beiden Frauen, jetzt im Dom zu Erfurt.

strömte das Volk aus allen benachbarten und umliegenden Orten in größter Menge zusammen. Er war gewohnt, wenn er die auf der Ebene errichtete Bühne bestiegen hatte, um zu predigen, aus einer an einem Faden aufgehängten und in die Luft hinausgehaltenen Feder zu untersuchen, woher der Wind wehe, und er beredete das Volk, sich auf diese Seite zu setzen. Er selbst war beredten Mundes, frommen Wandelns und von großer Gelehrsamkeit, wie es noch aus mehreren, von ihm verfaßten Predigten deutlich erhellt, die er Landpredigten nannte. Bei seinem Reden bekannten verhärtete, hartnäckige und ruchlose Sünder offen ihre Sünden, entsagten ihrem früheren schändlichen Leben, baten um Verzeihung derselben und versprachen Buße und Besserung.“ Wie die alten Propheten dringt Berthold, obwohl ganz in den Fesseln der Kirchenlehre befangen, auf die Innerlichkeit der Gottesverehrung, die mehr wert ist als Opfer, Wallfahrten und bei den „Pfennigpredigern“ Ablaß lösen. „Ja sitze nur,“ so hören wir ihn rufen, „und mache ein Kreuz vor dich! Und hättest du ein gutes Herz, das wäre dir viel besser, als alle Kreuze, die du machst. — Ihr Herren, ihr tut mir gar leid daran, daß ihr manchmal zu St. Jakob lauft und reitet, so daß ihr leicht in zwölf oder zehn Wochen nicht zehn Messen hört. Das sage ich nicht darum, daß ich St. Jakob seine Pilger entführen wollte, da wäre er mir zu hoch: ich rede um der Gerechtigkeit willen. Ihr laufet dorthin und verkaufet daheim, daß eure Kinder und Hausfrauen desto ärmer sein müssen. Und ein solcher mästet sich, daß er viel feister zurückkommt, als er ausfuhr, und hat dann viel zu sagen, was er gesehen, und läßt niemanden hören in der Kirche und Predigt. Und was fandest du dort? St. Jakobs Haupt! Das ist ein totes Bein und ein toter Schädel! Das bessere Teil ist im Himmel. — Der Pfennigprediger (Ablaßprediger) ist dem Teufel einer der liebsten Knechte, die er irgend hat. Pfui, Pfennigprediger, Mörder der Welt, wie manche Seele wirfst du mit deinem falschen Gewinn von der wahren Sonne in den Grund der Hölle, daß ihr nicht mehr geholfen werden kann! Du verheißest um einen Heller oder um einen Pfennig so viel Ablaß, daß sich viele tausend Menschen darauf verlassen und nun wähnen, sie hätten alle ihre Sünden gebüßt mit dem Heller oder mit dem Pfennig, wie du ihnen vorschwätzest. So wollen sie nun nicht mehr Buße tun und fahren also hin zur Hölle, daß ihnen keine Erlösung mehr wird. Und darum wirft man dich in den Grund der Hölle und wirft alle die auf dich, die du dem allmächtigen Gott entführt und deren Seele du verkauft hast um einen Pfennig oder nur einen Heller. — Der Pfennigprediger führt uns unter die einfältigen Leute und predigt und ruft, daß alles weint, was vor ihm ist. Und er sagt, er habe vom Papste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Pfennig oder einen Heller. Und er lügt, daß man damit ledig sei gegen Gott, und krönet den Teufel alle Tage mit vielen tausend Seelen. Ihr sollt ihnen nichts geben, dann müssen sie abstehen vom Betrug.“ Bertholds Sprache war natürlich und volkstümlich, die Form seiner Predigt dem Verständnis auch der schlichtesten Zuhörer angepaßt, seine Rede lebendig, anschaulich, packend. So schildert er den entsetzlichen Anblick des Teufels: „Der Teufel ist greulich anzusehen. Wie wir sterben würden vor Freude, wenn wir Gott sähen mit fleischlichen Augen, also würden wir vor Furcht sterben, wenn wir den Teufel sähen. Ginge er jetzt dorther vor dem Walde und wäre diese Stadt ein glühender Ofen, alles würde sich in diesen drängen.“ Ergreifend redet er von den Höllenqualen: „Auch die geringste Qual in der Hölle ist unsäglich. Wie einem wohl wäre, wenn die ganze Welt ein Feuer wäre und er mitten drin im bloßen Hemde, so ist einem dort.“ „Du magst wohl eine Weile Freude daran haben,“ so redete Berthold von der Wertlosigkeit des irdischen Reichtums, „das ist aber im Vergleich zum ewigen Reichtum, wie wenn einer auf einem schnellen Rosse vor einem Kramladen vorübersprengt, so daß er nur einen Blick mit den Augen in den Laden werfen kann und dieser alsobald

wieder vor seinen Augen verschwindet. So ganz nichts ist der Reichtum, den du hinieden auf unrechtem Wege erwirbst, im Vergleich zur ewigen Armut, die du darum ewiglich leiden mußt." Schon diese wenigen Proben aus Bertholds Predigten zeigen, daß der Prediger auch heute noch aus ihnen lernen kann.

5. Die Bettelorden.

Nach der Anschauung der römischen Kirche stehen sich Kirche und Welt, als das Reich des Göttlichen und Ungöttlichen gegenüber. Der Staat gehört zu der Welt, also haben er und die Kirche nichts miteinander zu schaffen, am allerwenigsten hat der Staat über die Kirche oder in der Kirche zu herrschen. Darum verfolgten Gregor VII. und Innocenz III. das Ziel, die Kirche von der Oberhoheit des Staates zu befreien. Aber was für die Kirche galt, das galt auch für den einzelnen Christen. Ein wirklich christliches Leben mußte als unmöglich erscheinen, so lange der Christ durch seinen Beruf, seine Familie, seinen Besitz, seine Stellung von der Welt abhängig und der Versuchung der Welt ausgesetzt war. Das Mönchtum, die Weltflucht ist also das eigentlich vollkommene christliche Leben. Aber auch in das Kloster war die Welt eingezogen. Wie die Herrschaft der Welt, durch den Staat dargestellt, aus der Kirche, so ist sie, durch weltlichen Glanz und Besitz dargestellt, aus dem Kloster zu beseitigen. So finden wir, innerlich zusammengehörig, den Kampf des Papsttums gegen das Kaisertum neben einer Reform des Mönchtums. Eine solche hatten die Kluniazenser im zehnten Jahrhundert erstrebt, eine solche erstrebten die großen Bettelorden in unserem Zeitabschnitt.

Franz von Assisi gründete im Jahre 1209 den Orden der Minoriten (Franziskaner). Die Eintretenden mußten außer den üblichen Mönchsgelübden auch das Gelübde der Armut ablegen. Seine Ordensgründung bedeutete etwas durchaus Neues. Die Minoriten sollten genau wie die Apostel leben — eben darum verbot ihnen ihr Stifter jeglichen eigenen Besitz. „Gehet aus, je Zwei und Zwei, durch die verschiedenen Teile des Erdkreises zu verkünden Frieden den Menschen und Buße zur Vergebung der Sünden. Dazu sind wir berufen, daß wir die Verwundeten pflegen, die Gebeugten aufrichten und die Irrenden zurückführen. Seid geduldig in Trübsal und sorglos; denn der Herr wird seine Verheißung erfüllen. Antwortet demütig denen, die euch verfolgen, danket denen, die euch schmähen, und das Reich Gottes wird euch bereitet werden." Franz sendet die Brüder seines Ordens hinaus in die Welt. Dort sollen sie nach mittelalterlicher Anschauung reformatorisch wirken, d. h. durch die Predigt vor dem Volke darauf hinwirken, „daß die christlichen Grundsätze allseitiger Selbstverleugnung so viel wie möglich auch in dem bis dahin durch die Kirche vernachlässigten Laienstande zur Geltung und Übung gebracht würden." Auch die Laien sollen in ihrem Leben möglichst zum ursprünglichen Christentum zurückkehren. Die mönchische Lebensweise soll in die Klöster getragen werden. Zu diesem Zwecke gründete Franz neben dem männlichen Orden der Minoriten und dem weiblichen der Clarissinnen den sogenannten dritten (darum Tertiarier genannt) Orden von der Buße. Wer ihm angehört, bleibt in seiner weltlichen Stellung und in seinem Berufe, aber mit dem Gelübde, auch dort nach der Regel des „ursprünglichen Christentums" zu leben. Sie versprachen, „alle Gebote Gottes zu halten, alle kirchlichen Pflichten eifrig zu erfüllen, ihre Streitigkeiten nach dem Rate der Oberen zu vergleichen und Angriffswaffen nur zu führen zur Verteidigung der Kirche, des christlichen Glaubens und ihres Landes. Es lag darin doch eine große Erhebung über das Mönchtum, es wird anerkannt als nicht notwendig zum vollkommenen Christentum, auch eine Erhebung über den Cölibat, und doch wieder wurde dieser Laienbund die breite volkstümliche Grundlage der Bettelorden, die dadurch einen geordneten Einfluß erhielten auf ihre Verbündeten unter allen Ständen; denn dieser dritte Orden, dem jede Kammer eine Zelle und jedes Haus ein Kloster werden konnte, hat eine unermeßliche Verbreitung gefunden, vom Königspaare, das unter den Prachtgewanden das rauhe Bußkleid trug, bis zu der Masse, die nicht nötig hatte, ein Gelübde der Armut auf sich zu nehmen."

Ältestes Bild des Franziskus von Assisi. Fresko laut beigefügter Inschrift a. d. J. 1223 in der Kapelle St. Gregorio über dem Sacro Speco im Kloster Subiaco. Franziskus besuchte im Jahre 1216 (etwa im 25. Lebensjahre) diese berühmte Stätte.

Auch der evangelische Christ kann Franz von Assisi seine Achtung nicht versagen. Die Geschichte erzählt von seinen Erfolgen. Aber was sind sie gegen die reformatorische Tat eines Luther! Franz stand im letzten, ohne sich dessen bewußt zu sein, doch auf unchristlichem Boden mit seiner Verachtung einer von Gott geschaffenen und zu Gott zu rettenden Welt. Seine Grundsätze führten nur zur Weltflucht, aber nicht zur Selbstbeherrschung und Weltüberwindung. Bezeichnend und ganz im Sinne des Ordensstifters ist das Wort des Franziskanergenerals Bonaventura (gest. 1274): „Reichtum haben und lieben ist unfruchtbar, ihn lieben und nicht haben gefährlich, ihn haben und nicht lieben schwer und mühsam; dagegen Reichtum weder haben noch lieben, das ist nützlich, das ist sicher, das ist süß. O selige Armut, wie liebenswert machst du, die dich lieben, und wie sicher in der Welt!"

Neben den Franziskanerorden trat bald die Gründung des Dominikus. Dieser, altadeligem, spanischem Geschlechte entstammend, wollte mit seinem im Jahre 1215 vom Papste bestätigten Orden, der auch das Gelübde der Armut auf sich nahm, vor allem die Ketzerei bekämpfen. So stellten sich die Dominikaner in den Dienst der aller Orten nach „Ketzerei" forschenden Inquisition. Friedrich II. genehmigte im Jahre 1232 die Einführung der Inquisition auch in Deutschland. Bis zur Reformation

hat der Papst für Deutschland Ketzerrichter ernannt. Jetzt loderten die Scheiterhaufen auf deutschem Boden empor. Berüchtigt ist der grausame und rohe Konrad von Marburg, der Peiniger der edlen Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Das Verfahren gegen die „Ketzer" entbehrte aller rechtlichen Formen und war völlig der Willkür des Ketzerrichters und seiner Helfershelfer preisgegeben. „Wer reuig bekannte, der wurde geschoren und unter Aufsicht gestellt; wer leugnete, wurde verbrannt, und zwar am selben Tage, ohne Aufschub, ohne Verteidigung oder Appellation. Die grundlosesten Denunziationen wurden angenommen, Unschuldige bekannten sich schuldig, um Schlimmerem zu entgehen. Niemand war seines Lebens sicher." Konrad starb unter der Hand eines unbekannten Mörders. Erst später, als man Hexen und Ketzer identifizierte, lebten die Grausamkeiten des Ketzergerichts wieder auf.

6. Die kirchliche Literatur.

Als etwas in der Hauptsache Fertiges war unserem Volke die Lehre der Kirche übergeben worden. Das erwachende Denken und der Trieb wissenschaftlicher Durchforschung richteten sich jetzt auf diese Lehre und suchten sie dem Verstande zu vermitteln. Keine neue Wahrheit soll gesucht und gefunden werden. „Voraussetzung ist, daß es nur eine Wahrheit gibt, dieselbe Wahrheit in der Kirche und im denkenden Geiste, also die Vernünftigkeit des Christentums und dieses gleichgesetzt mit der Kirchenlehre. Die Kirchenväter hatten den Inhalt des Christentums zu Begriffen, Dogmen entwickelt, die Scholastiker wollen diese in ein ganzes, in ein System bringen und dem menschlichen Geist als wahr erweisen. So haben sie zum Inhalt die Form gebracht." Mit dem Volke und dessen kirchlichem Leben und religiösem Empfinden hatte freilich die Scholastik nichts zu tun. Die Leuchten mittelalterlicher Wissenschaft standen ihm so hoch, daß es nur mit heiliger Scheu zu ihnen aufzublicken wagte. Als ein Zauberer galt ihm der größte deutsche Scholastiker, Albert der Große. Dieser, im Jahre 1193 zu Lauingen geboren, trat, nachdem er zu Padua studiert, in den Dominikanerorden ein. In einer Reihe von Klöstern seines Ordens regelte er die wissenschaftliche Beschäftigung der Brüder und wirkte selbst als Lehrer. Köln blieb die Hauptstätte seiner Tätigkeit. Hier starb er hochbetagt im Jahre 1280. Albert der Große umfaßte das gesamte Wissen seiner Zeit. Er erschloß die Kenntnis der Aristotelischen Philosophie und benutzte dieselbe „in weitestem Umfange zur Verdeutlichung und Erhärtung christlicher dogmatischer Sätze." Einem mächtigen, bis ins kleinste künstlerisch gestalteten gotischen Dome gleicht das Lehrgebäude, das die Scholastik aufgerichtet hat. Und doch war das kein Gebäude für die Dauer. Denn nicht die Heilige Schrift war sein Grund. „Ungeprüft nahmen die Gelehrten des Mittelalters die Überlieferung als echte christliche Lehre an und alle ihre gewaltigen geistigen Anstrengungen brachten doch im Grunde wenig Frucht. Sie ließen auch bald sehr außer acht, was in Wahrheit zu der Seelen Seligkeit dient, und verloren sich daher in Spitzfindigkeiten und eitle Wortgefechte über das Heiligste, — ganz ebenso wie die Ritter mit Speer und Schwert in den Turnieren ihr Spiel trieben, zwecklos, eben nur als Spiel."

Hatte es die Scholastik als solche mit dem Denken zu tun, so kam immer mehr eine andere, sich auch in unserer Periode bereits zeigende Richtung auf, die das innere, im Herzen erfahrene und zu erfahrende Christentum betonte und pflegte, die christliche Mystik. Ihr Hauptvertreter in dieser Zeit ist allerdings kein Deutscher; aber, weil er, wie auf die gesamte Kirche, so auch auf die deutsche Kirche insbesondere durch den von seinem Geiste erfüllten Zisterzienserorden den weitestgehenden Einfluß ausgeübt hat, so darf auch hier seiner nicht vergessen sein. Es ist der edle, bereits genannte Bernhard von Clairvaux. Die Innigkeit seines Glaubens spiegelt sich wider in seinen Liedern. Das bekannteste davon, zum Gemeingut der Christenheit geworden, von Paulus Gerhardt dem deutschen Gottesdienst geschenkt, ist sein

Salve caput cruentatum, Totum spinis coronatum, Conquassatum, vulneratum, Arundine verberatum, Facie sputis illita.	O Haupt, voll Blut und Wunden, Voll Schmerz und voller Hohn, O Haupt, zum Spott gebunden Mit einer Dornenkron, O Haupt, sonst schön gekrönet Mit höchster Ehr und Zier, Jetzt aber höchst verhöhnet, Gegrüßet seist du mir!
Salve, cuius dulcis vultus Immutatus et incultus Immutavit suum florem, Totus versus in pallorem, Quem caeli tremit curia.	Du edles Angesichte, Davor sonst schrickt und scheut Das große Weltgewichte, Wie bist du so bespeit, Wie bist du so erbleichet, Wer hat dein Augenlicht, Dem sonst kein Licht nicht gleichet, So schändlich zugericht?

Einer der edelsten Vertreter derselben mystischen Richtung auf deutschem Boden ist der Lehrer des oben erwähnten großen Volkspredigers Berthold von Regensburg, der Franziskaner David von Augsburg (gest. 1271). Einfach, klar und eindringlich legt er in einer formenschönen, gewandten und geweihten Sprache die religiösen und sittlichen Wahrheiten seinen Zuhörern ans Herz. Von seinen uns erhaltenen Schriften sind die bedeutendsten „die sieben Vorregeln der Tugend" und der „Spiegel der Tugend." Christus steht ihm überall als das erhabene Vorbild vor der Seele. Begeistert preist er vor allem dessen Demut als die höchste Blüte tugendhafter Gesinnung.

Auf die Bibel weist Rupert von Deutz, derjenige unter allen mittelalterlichen Theologen, der am lautesten und freudigsten die Heilige Schrift als den beherrschenden Mittelpunkt des christlichen Lebens und aller christlichen Theologie anerkennt. Die Bibel ist eine Volksschrift, weil sie „nicht, wie die Werke Platos, hochtrabend an Worten, aber arm an Verstand, unverständlich ist oder in Winkeln leise spricht, sondern allen Völkern vorgelegt ist und zu der ganzen Welt laut von dem Heile aller Nationen redet; ohne sie hat die Seele keinen festen Stand und wird von jedem Winde der Lehre umhergetrieben; mit der Schrift unbekannt sein, heißt nach Rupert ebensoviel als Christum nicht kennen."

Die ganze Zeit, politisch und kirchlich, das klösterliche und das weltliche Leben in allen seinen Beziehungen, die Lehre der Kirche und die scholastische Dogmatik spiegelt

sich wider in dem großen, leider lateinisch geschriebenen Werke des Zisterzienserm önches Cäsarius von Heisterbach (in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) über Visionen und Wunder. Aber den besten Zeitspiegel der deutschen Kirche bieten uns die deutschen Sänger dieser Zeit. Aus ihrer großen Zahl nennen wir nur den bedeutendsten, Walther von der Vogelweide. Ein treues Bild seines echt deutschen Christentums gewährt uns sein „Leich", dessen zweite Hälfte hier mitgeteilt sei (nach der Übertragung von Pannier):

Wie kann der je gerettet sein,
Der all die Missetaten sein
Nicht will im Herzen tief bereun?
Denn Gott wird keine Sünd verzeihn,

Die nicht gereut zu jeder Stund
Hinab bis auf des Herzens Grund!
Uns allen ist das sicher kund,
Daß keine Seele wird gesund,
Die von der Sünden Schwert ist wund,
Wenn sie nicht fleht mit reu'gem Mund.

Walther von der Vogelweide. Nach der Großen Heidelberger (Manessischen) Liederhandschrift.

Nun wird uns Reu so schwer:
Gott sende sie uns her,
Beim heil'gen Geiste, der
So schön und hoch und hehr.

Der kann wohl harten Herzen geben
Wahrhafte Reu und reines Leben:
Da sollte niemand widerstreben;

Wo gern gesehn die Reu' er weiß,
Da machet er die Reue heiß;
Ein wildes Herz er also zähmt,
Daß es sich aller Sünde schämt.

Denselben Geist, o Vater, uns, o Sohn, herniederschicke,
Daß er mit süßer Feuchtigkeit manch teures Herz erquicke.
Unrechter Ding' ist überall die Christenheit so voll.
Wo Christentum im Siechhaus liegt, da tut man ihm nicht wohl.

Es durstet sehre
Nach der Lehre,
Wie es von Rom sie sonst empfing:
Wenn die man schenkte
Ihm und es tränkte
Wie sonst, es gut auf Füßen ging.

Aller seiner Leiden Schar
Kam von der Simonie fürwahr;
Nun ist es so der Freunde baar,
Daß nimmerdar
Es darf den Schaden rügen.
Christentum und Christenheit,
Wer die verschnitt zu einem Kleid,
Von gleicher Läng' und gleicher Breit,
Wie Lust und Leid,
Der wollt' auch, daß wir trügen

In Christo christenreines Leben.
Da er zusammen uns gegeben,
Wollt' er, daß uns nichts scheide.
Wer sich bekennt zu Christi Pflicht
Mit Worten nur, mit Werken nicht,
Der ist wohl halb ein Heide.
Nun sind sie uns doch beide not:
Das Wort ist ohne Werke tot:
Gott fördre nun sie beide,
Und geb' uns Rat,
Da seine Tat,
Geschaffen hat
Uns zweifelsohne.
Nun lindr' uns, Frau, seinen Zorn,
Du Mutter, aller Gnaden Born,
Du reine Rose sonder Dorn,
Du sonnenklare Krone!
Dich lobt der hohen Engel Schar,
Doch bracht' sie so dir Lob nicht dar,
Daß es vollendet würde gar,
Wie viel dir ist gesungen
Von Engel-, Menschenzungen,
Wie sehr dein Lob erklungen
Im Himmel und hienieden.
Denk deß zu unserm Frieden:
Wir flehn um unsre Sünden dich,
Daß du uns seiest gnädiglich,
Auf daß dein Flehen höret,
Der alle Gnad bescheret:
Das Hoffnung uns gewähret,
Daß uns nicht mehr beschweret
Die Schuld, durch die bedrückt wir sind.
Hilf uns, daß jeder Sühne sind'
Durch stete, feste Reue um sein Missetat,
Die außer dir nur Gott allein uns zu vergeben hat.

In die aufrichtige Herzensdemut, die Gott die eigene Unvollkommenheit klagt und die am Morgen betet:

So schütz auch mich, daß man gehorsam finde
Mich deinem göttlichen Gebot!

mischt sich auch sonst wie in dem obigen „Leich" der Schmerz in Walthers Liedern, daß Religion und Leben nicht miteinander in Einklang stehen:

Wer ohne Furcht, du höchster Gott,
Will sprechen deine zehn Gebot
Und bricht sie doch, das ist nicht wahre Minne.

Die Schuld daran trägt der Papst und seine Priester, die mit schlechtem Beispiel vorangehen:

Geizet er, sie geizen mit ihm alle,
Lüget er, sie lügen mit ihm alle seinen Lug,
Und trüget er, sie trügen mit ihm seinen Trug.

Bitter klagt er:

Uns weisen sie zu Gott und fahren selbst zur Hölle:
Sie sagen, wer nur ihrem Wort folg' schnelle,
Und nicht dem Werk, der ginge sicherlich zum Himmel ein.

Es ist der Reichtum, der die Kirche verdorben hat:

Sollt' ich den Pfaffen raten bei der Treue mein,
So sagten sie den Armen: Siehe, das ist dein!
Sie lobten Gott und ihre Kunst ließ jedem Mann, was sein;
Gedächten auch, wie ihnen man um Gott einst Gab verliehen.
Zuerst ließ König Konstantin Gut ihnen angedeihn:
Wüßt' er, was er dadurch für Übel würd' erziehen,
Er hätt' fürwahr erspart dem Reiche solche Mühen:
Doch damals waren keusch sie noch und strebten Stolz zu fliehen.

Besonders wallt das deutsche Herz auf angesichts der betrügerischen Aussaugung, die das deutsche Volk durch den Papst erfährt:

Er sagt, das heil'ge Land bedroheten Gefahren,
Die Christen sollten nicht die Gaben sparen.
Ich glaub, des Silbers wenig kommt zur Hilf in Gottes Land!
Denn großes Gut zerteilet nimmer Pfaffenhand.

Verspottung Christi, Dom zu Xanten. (Photographie Peter Lölgen, Düsseldorf.) Das Relief stellt ein Passionsspiel dar.

In einem anderen Gedicht läßt Walther den Papst sprechen:

Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Drum eßt nur, Pfaffen, Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien fasten!

Das Heilige Land hat Walther nicht betreten. Aber auch er ist von der Kreuzzugsbewegung ergriffen und hat ihr dem Wunsche Kaiser Friedrich II. entsprechend mit seinen Liedern gedient. Das eine seiner beiden „Kreuzlieder" schildert die Sehnsucht nach dem gelobten Lande, das andere den Jubel beim Eintritt in dasselbe. In dem ersteren singt der Dichter:

Erlöser von den Sünden,
Laß deine Land' uns finden;
Uns mög' dein Geist entzünden,
Wenn man uns reuig fand.
Dein Blut, für uns vergossen,
Den Himmel hat erschlossen:
Nun lösen unverdrossen
Wir das bedrängte Land!
Gebt hin, was uns zu eigen,
Gott wird uns Hilf' erzeigen
Vor dem, der manchen Feigen
Hat in die Höll' gebannt.

Und im letzteren, einem der schönsten Lieder Walthers, heißt es:

Jetzt zufrieden ich erst werde
Da mein sündig Aug das Land
Schauet und die heil'ge Erde,
Die stets preisend wird genannt.

Denn erfüllt ist, was ich bat:
Dahin kam ich, wo den Pfad
Gott als Mensch betreten hat.

Alle Lande, reich an Segen,
Die mein Auge schon gesehn,
Sich mit dir nicht messen mögen:
Was sind Wunder hier geschehn!
Eine Magd ein Kind gebar,
Hehr vor aller Engel Schaar:
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch ohn Makel sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Sklaven würden frei;
Ohne Speer und Kreuz und Dorn
Floß uns nicht des Heiles Born:
Heidenschaft, das ist dein Zorn!
— — — — — — — — —

Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß das Land ihr Erbe sei:
Gott wird es zu Recht entscheiden,
Er bei seinen Namen drei.
Alle Welt begehrt das Land!
Unser Recht sei anerkannt,
Uns gab er es in die Hand!

In unserer Zeit entwickelt sich auch das geistliche Schauspiel. Schon der Gottesdienst der katholischen Kirche hat etwas Dramatisches. Bereits im dreizehnten Jahrhundert wird die Osterfeier in einfachster Form dramatisch begangen. Die drei Marien, als solche gekleidet, treten aus dem Chor hervor und begeben sich zu dem vor dem Hauptaltar aufgebauten Grabe Christi. Dort treffen sie die Engel. Es folgt Rede und Gegenrede. Schließlich erhalten die Frauen die Botschaft von der Auferstehung des Herrn. Mit einem ‚Te Deum', vom ganzen Chor angestimmt, schließt die Feier. Diese in ihren Anfängen sehr einfache Osterfeier wird allmählich weiter ausgestaltet. Die Kirche war dazu genötigt, wollte sie die mächtig sich zeigende Freude des Volkes an dramatischen Aufführungen in kirchlichen Bahnen halten. Die lateinische Sprache hat sich in jenen Spielen behauptet, bis das Volk trotz völliger Vertrautheit mit dem Stoffe seine Muttersprache forderte. Eine weitere Bereicherung erfuhren jene Feiern, als eine Art von Berufsschauspielern in ihnen mitzuwirken und an ihnen mitzuarbeiten begannen, auch Geistliche, aber ohne Amt, fahrende Leute, „deren gewöhnliche Beschäftigung es war, auf den Märkten das Volk durch Vermummungen, Späße und sonstige Schaustellungen zu unterhalten, und die wohl durchweg Menschen ohne innere Frömmigkeit waren." Jetzt wurde es nötig, diese Aufführungen aus der Kirche ins Freie zu verlegen. Es entstanden Volksschauspiele, in denen auch Phantasie und Humor, sowie das Deutschvolkstümliche in der Darstellung zu ihrem Rechte kamen, so bei dem Auftreten

des Pilatus und seiner Ritter, bei der Aufstellung der Grabwache, bei der Einführung des Teufels, besonders aber bei der Krämerszene, die zu einer echt deutschen Jahrmarktsszene gestaltet wird.

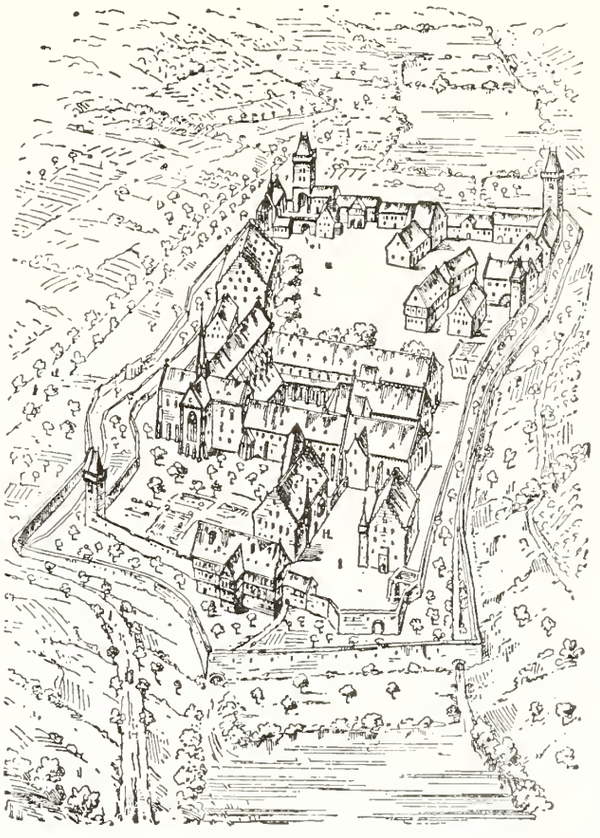
Von weiteren Dramen sei nur das kurz vor dem Tode Kaiser Barbarossas entstandene „Drama vom römischen Kaisertum deutscher Nation und vom Antichristen" erwähnt, weil auch dieses zum Teil auf kirchliches Gebiet gehört. Es knüpft an an eine alte byzantinische Weissagung, wonach der letzte römische Kaiser die Zeichen seiner Würde im Tempel zu Jerusalem oder auf dem Ölberg niederlegen und dem Antichrist Platz machen werde. Damit sollte das Ende der Welt und der Anfang des Weltgerichts gekommen sein. Jetzt rüstete sich Kaiser Friedrich, der in erbittertem Kampfe gegen den Papst die Weltstellung des römischen Kaisertums behauptete, zu seinem Kreuzzug. Der Dichter läßt in seinem Spiele den deutschen König alle Könige sich unterwerfen. Von der Darstellung päpstlicher Oberhoheit ist keine Rede. Der Papst spielt eine durchaus passive Rolle. Dem römischen Kaiser gehört die Welt. Gegen ihn aber tritt der Antichrist auf. Ein Volk nach dem andern hat er bereits unter seine Herrschaft gebracht. Zuletzt sucht er das deutsche Volk zu Falle zu bringen. Es läßt sich endlich durch falsche Wunder, die der Feind vollbringt, betören. Schließlich beugt sich auch das Judentum vor dem Antichrist in der Meinung, derselbe sei der verheißene Messias. Aber schon naht das Gericht. Ein Blitzstrahl stößt ihn vom Throne. Alle Völker kehren zu der wahren Kirche zurück.

7. Die kirchliche Kunst.

Auf allen Gebieten regt sich in unserer Periode der französische Geist und findet Eingang in Deutschland. Von Frankreich geht die mönchische Reform der Kirche aus, von dort beginnt die Kreuzzugsbewegung, dort liegen die Anfänge des geistlichen Rittertums, von dort wird die Lebenssitte und Literatur des Ostens beeinflußt. In Frankreich entwickelt sich auch ein neuer Baustil. Die deutsche romanische Bauweise, empfänglich und aufnahmefähig für alles, nimmt dessen Formen herüber, bis sie schließlich ganz von ihm überwunden wird. Die Zeit der Hohenstaufen ist in der Baukunst die Zeit des Übergangsstils von dem romanisch-deutschen zu dem sogenannten gotischen Stil.

Mit dem oben gebrochenen Rundbogen, dem Spitzbogen erhielt die Baukunst ein ganz neues Element. Seine Bedeutung lag darin, daß er eine viel freiere Architektonik ermöglichte. Zunächst aber dient er auf deutschem Boden nicht dieser, sondern wird lediglich dekorativ benutzt, eine Halbheit, die die Unhaltbarkeit des Übergangsstils in sich schloß. Zuerst zeigte sich die Neuerung an Bauten im Rheinland. Sie tritt uns am großartigsten entgegen im Dom zu Limburg an der Lahn (Kunstanhang). Überall begegnen wir hier in der Dekoration französischen Vorbildern, ohne daß die hergebrachte Grundform eine Änderung erfahren hätte. Weitere Kirchenbauten ähnlicher Art unserer Periode sind vornehmlich die Dome zu Bamberg, Naumburg, Halberstadt, Osnabrück, Münster, St. Gereon zu Köln, das Münster zu Basel. (Siehe Kunstanhang.)

Von großem Einfluß auf den deutschen Kirchenbau ist auch der aus Frankreich stammende Zisterzienserorden gewesen. Bernhard von Clairvaux, der ihm sein eigentümliches Gepräge aufgedrückt hat, drang in allen Beziehungen auf die größte Einfachheit. Diese wurde auch für den Kirchenbau gefordert. Alles rein Dekorative kam in Wegfall. Dafür wurde die größte Sorgfalt der Konstruktion gewidmet und hierdurch den konstruktiven Aufgaben der Gotik vorgearbeitet. „Der Hauptschmuck der romanischen Kirchen im Äußeren, die Mehrzahl der Türme, fiel fort, nur ein Dachreiter über der Vierung war erlaubt. Auch die Vorhalle und die darüber befindliche Empore



Die Zisterzienser-Abtei Maulbronn (Jahresheft des württembergischen Vereins).

wurden fortgelassen. Der Chor wird mit Vorliebe geradlinig geschlossen und neben dem Chor an der Hinterwand des Querschiffes werden noch weitere kleine Kapellen angelegt, um dem Bedürfnis nach Einzelandacht zu genügen; auch werden die Seitenschiffe nach dem Chor fortgeführt oder es zieht sich ein ganzer Umgang um den Chor oder endlich um diesen Umgang legen sich noch auf allen drei Seiten Kapellen." Das hervorragendste Denkmal der Baukunst der Zisterzienser auf deutschem Boden, allerdings zugleich ein Beweis dafür, daß jene äußerste Einfachheit und Nüchternheit auf die Dauer nicht eingehalten wurde, ist das Kloster zu Maulbronn. Den Zisterziensern verdanken wir auch die unserer Periode entstammenden, in Backstein aufgeführten Kirchen zu Dobrilugk und zu Lehnin.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Kreuzzüge der deutschen kirchlichen Baukunst neue Anregungen gaben.

Vor allem war es die Rotunde der Grabeskirche und der Felsenkirche auf Morija, die man nachzuahmen suchte. Wir besitzen ein Denkmal solchen Einflusses in Gestalt der Matthiaskapelle auf der ehemaligen Burg zu Kobern bei Koblenz.

Die Skulptur besaß in der Ausschmückung des Inneren und der künstlerischen Gestaltung der Außenportale der Kirche ein weites Feld ihrer Tätigkeit. Sie schmückt insbesondere Altar, Kanzel und Lettner, vermutlich öfters diese drei zu einem Ganzen verbindend. Über dem Altar finden wir den Kruzifixus, zu dessen Seiten Maria und Johannes, an der Kanzel alttestamentliche Typen der Erlösung, so die Anbetung der Schlange, die Opferung Isaaks, oder Christus als Prediger, umgeben von den Emblemen der vier Evangelisten oder die Bilder der Evangelisten selbst, am Lettner Darstellungen aus der Passionsgeschichte. Hatte man früher nur die Grabplatten um die Kirche verdienter oder sonst hervorragender Personen in dem Gotteshause aufgestellt, so finden wir jetzt künstlerisch ausgeführte Grabmäler und mit Vorliebe an den Chorschranken die lebensgroßen Bildsäulen der Stifter oder Wohltäter der Kirche.

Der Außenschmuck beschränkt sich in der Hauptsache auf das Portal. Hatte man früher die Türflügel selbst, so gut man es vermochte, mit Bildwerken bedeckt, so fügte man jetzt solche dem Halbrund über der Tür und den Türwangen ein. „Die Darstellungen haben hier zumeist leichtverständlichen Bezug auf das ewige Leben, zu dem die Kirche die Gläubigen führt: das Relief des jüngsten Gerichts im Halbrund; die Statuen der klugen und törichten Jungfrauen, des alten und neuen Bundes, der Propheten und der Evangelisten an den Türwangen oder zu den Seiten der Tür.“ Eines der berühmtesten Portale dieser Zeit ist die goldene Pforte am Dom zu Freiberg, die in ihrem schönsten Teile, dem Bogen über der Tür die thronende Madonna mit dem Christkinde zwischen den anbetenden Königen und dem Engel Gabriel und Joseph zeigt (siehe Kunstanhang).

Zahlreiche Denkmäler geben uns eine Vorstellung von der kirchlichen Malerei jener Zeit. Die Bücherillustration nähert sich ihrer Blüte. Mit Vorliebe nimmt sie ihre Stoffe aus der Heiligengeschichte. Neben der einfacheren Federzeichnung finden wir die kostbarere Deckmalerei. Hervorragende Künstlerwerkstätten sind das Kloster Zwifalten am Fuße der Schwäbischen Alp und das Kloster Scheiern, dessen Abt Konrad „das stärkste künstlerische Talent seiner Zeit auf dem Gebiete der Buchmalerei“ entfaltet. Auch die Wandmalerei zeigt bedeutende Fortschritte. „Die Formen gewinnen an Adel, und an Richtigkeit, die Gebärdensprache wird ausdrucksvoller, nicht bloß bei Darstellung ruhigen Gehabens, sondern auch in der Schilderung stürmischen äußeren und inneren Geschehens.“ Aus den Jahren 1151 bis 1156 stammen die Wandmalereien in der Unterkirche zu Schwarzrheindorf bei Bonn. „In der Halbkuppel der Apsis thront der Heiland, umgeben von den Aposteln. Zwischen den Fenstern fanden die Evangelisten Platz, vor ihren Schreibpulten sitzend, Matthäus und Lukas mit aufwärts gewandtem Blick, Johannes und Markus in die eigene Innenwelt verloren. Die Gewölbekappen der vier rechteckigen Kreuzarme und des Mittelquadrats bringen Darstellungen, die durchaus aus dem Buche Ezechiel geschöpft sind: im östlichen und südlichen Kreuzarme die Offenbarungen Gottes an den Propheten, im westlichen die Visionen Ezechiels von den Gräueln des Götzendienstes im Heiligtum des Herrn, im nördlichen sein Gesicht vom hereinbrechenden Strafgericht Gottes, in der Vierung die Weissagungen vom neuen Jerusalem. In den Halbkugeln des nördlichen, südlichen und westlichen Kreuzarmes sind die Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel, die Verklärung und die Kreuzigung Christi dargestellt, im Westarm außerdem noch zwischen den Fenstern vier Allegorien der die Laster besiegenden Tugenden.“ An anderen Denkmälern der Wandmalerei in dieser Periode, wie in dem Kapitelsaale der Abtei Brauweiler bei Köln, in der Taufkapelle von St. Gereon in Köln, im Patroklusmünster zu Soest gehen wir vorüber. Besondere Beachtung verdient die Darstellung der Unterwerfung der Friesen unter das Bistum Münster im Dom zu Münster, vor allem aber das großartigste Denkmal kirchlicher Wandmalerei unserer Zeit, der Bilderzyklus im Dom zu Braunschweig, in seinen ältesten Teilen dem Anfang des 13. Jahrhunderts entstammend. Der Plan des umfassenden Werkes ist folgender: Den Ausgangspunkt bildet der thronende Christus in der Chornische, dem sich in den Chorquadraten die alttestamentlichen Typen der Erlösung und der Stammbaum Christi anschließen. Der Triumphbogen zeigt den Sündenfall, die Notwendigkeit der Erlösung. Der Vollzug derselben ist in Bildern aus der Erlösungsgeschichte bis zu Ausgießung des Heiligen Geistes an der Vierung der Decke dargestellt. Das Gewölbe des südlichen Querarms zeigt die Herrlichkeit Christi nach seinem Kreuzestod (Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt). Der nördliche Querarm, dessen Malereien vernichtet sind, enthielt vermutlich eine Darstellung des jüngsten Gerichtes. In der Tat ein großartiger Plan für eine Kirchenmalerei!

Ein Beispiel für die Tafelmalerei besitzen wir an der gemalten Holzdecke von St. Michael zu Hildesheim vom Ende des 12. Jahrhunderts. (Siehe Kunstanhang.) „Der Gegenstand der Darstellung in den Hauptfeldern ist der Stammbaum Christi. Zuerst Adam und Eva, dann der schlafende Jesse, aus dem der Baum in die Höhe wächst. Es folgen der thronende David und drei andere Könige aus Jesses Haus, entsprechend dem Geschlechtsregister des Matthäus. In dem siebenten Felde thront Maria mit der Spindel (ihr zur Seite steht der Verkündungsengel), in dem achten der Erlöser selbst. Andere Vorfahren Christi sind als Brustbilder in Medaillons an dem äußersten Rande zwischen Blattgewinden angebracht, wieder andere in den Zwickeln der Hauptfelder, außerdem noch in der mittleren Felderreihe die vier Kardinaltugenden, zweimal die Evangelistenzeichen, dann die Evangelisten selbst, die vier Paradiesesflüsse, Propheten.“

* *

Sechster Abschnitt.

Die deutsche Kirche bis zum Ausgang des Mittelalters.

1. Das Papsttum und sein Verhältnis zu Deutschland.

Nachdem während des Interregnums, der „kaiserlosen", der „schrecklichen Zeit", die Fürsten ihre territoriale Macht möglichst vermehrt und abgerundet hatten und das Ansehen des Königtums aufs tiefste gesunken war, erwachte der Wunsch, das deutsche Königtum wieder herzustellen. Papst Gregor X. hatte daran ein nicht geringes Interesse. Es hatte sich bereits bitter am Papsttum gerächt, daß es jene Macht untergraben und sich auf die Franzosen gestützt hatte. Von allen Seiten wurde es durch diese bedrängt. In der sizilianischen Vesper (1282) ist die blutige Abrechnung der unterdrückten Sizilianer mit den vom Papsttum ins Land gerufenen Franzosen erfolgt.

Hilfe konnte der Papst nur in Deutschland erwarten. Es gelang dem Mainzer Erzbischof Werner von Eppenstein die Wahl des 55jährigen Grafen Rudolf von Habsburg (1273) durchzusetzen. Dieser verzichtete völlig auf die Einmischung in die italienischen Angelegenheiten und war vornehmlich auf die Gründung einer umfassenden Hausmacht in Deutschland bedacht.

Nach Rudolfs Tode (1291) wurde nicht sein Sohn Albrecht zum deutschen König gewählt. Adolf von Nassau (1292—1298) erlangte gegen große Zugeständnisse an die geistlichen Fürsten die Krone. Als er sich aber deren Einfluß zu entwinden suchte, traten seine bisherigen Freunde auf die Seite Albrechts. Im Kampfe mit diesem verlor Adolf kurze Zeit darauf, nachdem er durch den Beschluß der Fürsten des Thrones entsetzt war, sein Leben. Die Krone wurde Albrecht übertragen. Zwei Jahre später erklärte Papst Bonifaz VIII. Albrecht für einen Königsmörder und Empörer und forderte ihn auf, binnen sechs Monaten sich vor ihm zu rechtfertigen, da dem Papst das Recht zustehe, „die Person des zum römischen Könige Erwählten zu prüfen". Mit großem Glücke setzte Albrecht die auf die Erwerbung einer starken Hausmacht gegründete Politik seines Vaters fort, aber er war schwach genug, sich vor dem Papste zu demütigen. Der von Deutschlands Fürsten erwählte König sandte im März 1302 zu seiner Rechtfertigung eine Botschaft an den Papst. Nunmehr wurde in dessen Augen aus dem Königsmörder und Empörer „des Papstes und der römischen Kirche besonderer Sohn, sowie der römische König und künftige Kaiser". Albrecht hat das Unglaubliche geleistet und in tief entwürdigender Demütigung anerkannt, daß „der apostolische Stuhl das römische Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen und den Kurfürsten das Recht gewährt habe, den römischen König zu wählen."

Rudolf von Habsburg. Grabstein im Dom zu Speier.

Bonifaz VIII. war der letzte große Papst des Mittelalters. In hochtrabenden Worten erklärte er der Welt, die begann, an der Autorität des Papsttums zu zweifeln, die alles übersteigende Macht desselben trotz der scharfen Antworten, die seine unerhörten Anmaßungen allerwärts erfuhren. Diese erreichten ihren Höhepunkt in der Bulle Unam sanctam vom Jahre 1302. Nach derselben gehört alle Macht ausschließlich der Kirche. Sie hat den von der Kirche gebilligten und niemals widerrufenen Satz der höchsten Intoleranz ausgesprochen: „Wir verkünden laut und öffentlich jeder menschlichen Kreatur, daß sie untertan ist dem Papste, bei Verlust der Seligkeit." Mit solchen Ansprüchen stand freilich die Wirklichkeit im grellsten Widerspruch. Bonifaz entging zwar der Gefangenschaft, die ihm seitens des Königs Philipp von Frankreich drohte, aber seiner Schätze beraubt führte er ein kümmerliches Leben. Über achtzig Jahre alt starb er im Jahre 1303. „Wie ein Fuchs hat er sich eingeschlichen, wie ein Löwe hat er regiert, wie ein Hund ist er gestorben," so lautet ein bekanntes, ihn kennzeichnendes Wort.

Bald nach Bonifaz VIII. Tode geriet das Papsttum völlig unter die Herrschaft Frankreichs. Vom Jahre 1305 bis zum Jahre 1377 hat es seinen Sitz in Avignon gehabt. Aber auch während dieser „babylonischen Gefangenschaft" ließ es seine Ansprüche nicht fallen. Als jedoch der Papst Kaiser Heinrich VII. Befehle erteilen wollte, ließ dieser ihm erklären, „das Papsttum sei eine rein geistliche Macht, es sei in weltlichen Dingen dem Kaiser untergeordnet, wie ein Bistum dem Landesherrn; Petri und seiner Nachfolger Eigentum sei Fischergerät und Evangelium; die Welt gehöre dem Kaiser und ihre Hauptstadt sei Rom." Und als Johann XXII. die Entscheidung über die deutsche Krone in dem Streit zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen beanspruchte und Ludwig vor seinen Richterstuhl forderte, verbat sich dieser um des Friedens in der Christenheit willen solche Übergriffe und appellierte an ein allgemeines Konzil. Der Papst antwortete mit dem Bannstrahl, erklärte Ludwig für der Krone verlustig und entband dessen Untertanen von ihrem Treueid gegen den König. Aber „die Wutausbrüche des Papstes machten als Einwirkungen einer auswärtigen Macht wenig Eindruck; und wo sie genauer ins Auge gefaßt wurden, da entzog man sich ihnen zumeist". Für den König und seine Rechte und gegen den Papst und seine Ansprüche traten die Franziskaner ein. Denn auch gegen sie hatte der Papst Gewalt zu üben versucht. Die strenge Richtung des Ordens, die jeden irdischen Besitz

verwarf und damit auch über die weltliche Macht und den irdischen Besitz des Papstes das Urteil fällte, war von Johann XXII. für ketzerisch erklärt worden. Als nun der Papst Bann und Interdikt verhängte und die parochiale Geistlichkeit sich ihm gehorsam erwies, traten die Franziskaner ein und vereitelten hierdurch jede Wirkung der päpstlichen Strafen. Im Jahre 1328 ließ sich Ludwig in Rom zum Kaiser krönen, erklärte Johann für einen Ketzer und abgesetzt und erhob Nikolaus V. auf den Stuhl Petri. Der Einmischung des Papstes in die Angelegenheiten der deutschen Königswahl wollte der Kurverein zu Rense (1338) ein für alle Mal ein Ende machen mit der Erklärung, „Ludwig sei durch die Wahl der Kurfürsten rechtmäßiger römischer König, das Urteil des Papstes Johann XXII. ungerecht und nichtig, indem ein durch die Mehrheit der Stimmen erwählter König seine Gewalt unmittelbar von Gott habe, zur rechtmäßigen Ausübung derselben einer Bestätigung des Papstes nicht bedürfe, sondern durch die Wahl der Kurfürsten von Rechts und Gewohnheit wegen den Titel eines Königs und Kaisers und die Reichsregierung erlange." Die Rücksichtslosigkeit jedoch, mit der Ludwig auf die Vermehrung seiner Hausmacht bedacht war, veranlaßte die Bildung einer Gegenpartei, höchst willkommen dem Papste, der eine Bannbulle gegen Ludwig erließ, in ihrem Tone des Stellvertreters Christi wenig würdig: „Wir flehen die göttliche Allmacht an, daß sie Ludwigs Raserei zu Schanden mache, seinen Hochmut zu Boden werfe, ihn durch die Kraft ihres rechten Armes niederstürzen und ihn den Händen seiner Feinde und Verfolger wehrlos übergeben wolle. Sie lasse ihn in ein verborgenes Netz fallen! Sein Eingang und Ausgang sei verflucht! Der Herr schlage ihn mit Narrheit, Blindheit und Raserei, der Himmel verzehre ihn durch seinen Blitz! Der Zorn Gottes und seiner heiligen Apostel Peter und Paul, deren Kirche er zu unterdrücken sich unterstanden, entzünde sich über ihn in dieser und jener Welt! Die ganze Erde waffne sich gegen ihn, der Abgrund tue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name müsse nicht über ein einziges Geschlecht dauern und sein Andenken erlösche unter den Menschen! Alle Elemente seien ihm zuwider, sein Haus müsse wüst gelassen, seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben und vor den Augen ihres Vaters durch seine Feinde umkommen". So betete ein Papst für Deutschlands König! Karl von Mähren ließ sich herbei, unter schimpflicher Preisgabe der königlichen Rechte an den Papst, sich zum König erwählen zu lassen. Der „Pfaffenkönig" blieb ein Schattenkönig, bis Ludwig im Jahre 1347 starb.

Dem Grafen Rudolf von Habsburg wird die Königskrone überbracht. Nach einer Handzeichnung von Rethel.

Während der langen Zeit des „babylonischen Exils" verwirrten sich die Verhältnisse in Italien mehr und mehr. Im Jahre 1376 kam es zum offenen Aufruhr. Die Städte des Kirchenstaats waren entschlossen, der päpstlichen Herrschaft ein Ende zu machen. Da kehrte Papst Gregor XI. im Jahre 1377 nach Rom zurück, um die Trümmer seiner weltlichen Macht zu retten. Mit seinem Tode (1378) beginnt die Zeit des päpstlichen Schismas. Es gab einen römischen

und einen französischen Papst. Der eine schleuderte gegen den anderen den Bannfluch. Kein Wunder, wenn das Ansehen des Papsttums immer tiefer sank und die Verwahrlosung der Kirche beständig zunahm. Bisher hatte in den christlichen Völkern noch die Idee von einer höchsten im Papsttum dargestellten Autorität gelebt. Diese Idee mußte unter solchen Verhältnissen untergehen. Aber eine letzte Autorität war unbedingt nötig. Die christlichen Völker stellten sich selbst über das Papsttum. Wir treten ein in die Zeit der großen Reformkonzilien.

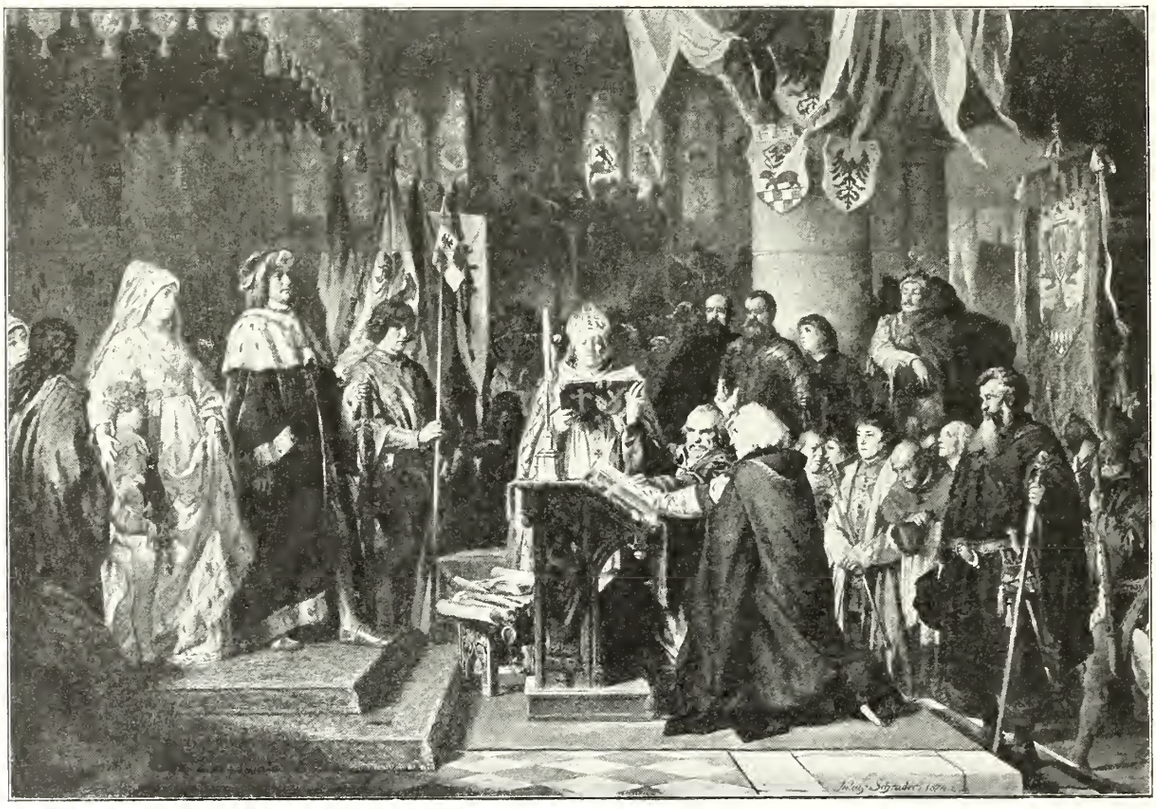
Mit der Frage, wem die höchste Autorität zukomme, hing die Frage zusammen, wer zur Einberufung eines

König Rudolf geleitet Erzbischof Werner heim. Nach einer Handzeichnung von Rethel.

Konzils berechtigt sei. Noch glaubten viele, daß allein der Papst dieses Recht besitze. Wie aber, wenn die Notstände der Kirche dringend ein Konzil erheischten und das Doppelpapsttum dennoch zu keiner Einigung über das Konzil kam! So standen die Verhältnisse am Anfang des 15. Jahrhunderts. Da beriefen die Kardinäle der beiden Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. ein Konzil nach Pisa ein. Im März 1409 trat es zusammen. Als seine Rechtsgültigkeit bezweifelt wurde, erklärte der Kanzler der Universität Paris, Johann Gerson, in Worten, die an Luthers Stellung erinnern: „Die Kirche ist immer nur Eine, wenn es auch zehn Päpste auf einmal gäbe. Jeder Christ kann im Notfall ein Konzil berufen. Wenn eine einzelne Person im Falle der Notwehr den Papst ins Meer werfen kann, so kann die Kirche sich jedenfalls da, wo es keine anerkannte Papstgewalt gibt, über alles Papsttum erheben.“ Das Konzil setzte beide Päpste ab. Aus der neuen Papstwahl ging Alexander V. hervor. Da aber die alten Päpste nicht ohne Anhang blieben, hatte das Reformkonzil nur noch einen dritten Papst geschaffen, statt das Schisma zu beseitigen und die Mißbräuche in der Kirche abzustellen.

Alexander V. Nachfolger, Johann XXIII., berief auf Kaiser Sigismunds (1410—1437) Drängen für das Jahr 1414 ein neues Konzil nach Konstanz. Es war die größte Kirchenversammlung, die das Mittelalter gesehen hat. Bis zu 80000 Personen sollen gleichzeitig anwesend gewesen sein. 3 Patriarchen, 33 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 326 Bischöfe, 124 Äbte und etwa 1800 Priester haben daran teilgenommen. Als Johann XXIII. versprechen mußte, abzudanken — man hoffte, daß dann auch die beiden anderen Päpste zur Abdankung sich entschließen könnten —, floh er aus Konstanz und erklärte von Schaffhausen aus das Konzil für aufgelöst. In Konstanz aber beschloß man: „Diese heilige Synode, welche das heilige ökumenische Konstanzer Konzil heißt und zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern versammelt ist, erklärt und verordnet, daß sie durch den Abzug des Papstes oder von Prälaten und anderen Mitgliedern nicht aufgehoben worden ist, auch nicht aufgehoben werden darf, bis das dermalige Schisma vollkommen ausgerottet und die Kirche im Glauben und in den Sitten, an Haupt und an den Gliedern reformiert worden ist.“ Weiterhin wurde die Behauptung ausgesprochen: „Die Kirchenversamm-

lung zu Konstanz, welche im Namen des Heiligen Geistes rechtmäßig versammelt ist und die streitende katholische Kirche vorstellt, hat ihre Macht unmittelbar von Christo, und derselben ist jedermann, wes Standes er auch sei, wenn auch päpstlichen, in allem, was den Glauben und das Schisma, ingleichen die Reformation an Haupt und Gliedern betrifft, zu gehorchen schuldig." Als dann Johann XXIII. gefangen saß, als Benedikt XIII. von seinen Anhängern verlassen als Ketzer abgesetzt worden war und Gregor XII. freiwillig auf seine Würde verzichtet hatte, erhob man Martin V. auf den Stuhl Petri. Es war verhängnisvoll einen neuen Papst zu wählen, ehe man die einzelnen Beschwerden der Christenheit über Rom abgestellt hatte. Durch geschickte Politik, die die Gesamtheit



Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg empfängt die Erbhuldigung der Städte Berlin und Cölln.
Nach dem Gemälde von Julius Schrader mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin.

zu trennen und die einzelnen Nationen durch Zugeständnisse zu gewinnen wußte, unterstützt durch die Sehnsucht der Besucher des Konzils nach der Heimat zurückzukehren, vermochte Martin V. den Reformbestrebungen bis auf weiteres ein Ende zu machen. Das Konzil zu Konstanz hatte — abgesehen von der Errichtung des Scheiterhaufens für Johann Hus — nur das eine getan: es hatte die Einheit des Papsttums wiederhergestellt.

Für die deutsche Geschichte ist besonders wichtig gewesen, daß auf diesem Konzil, am 18. April 1417, die feierliche Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern mit dem Kurfürstentum Brandenburg erfolgte, nachdem dasselbe ihm bereits am 30. April 1415 übertragen worden war. Unser Bild zeigt uns, wie Kurfürst Friedrich I. im Jahre 1415 die Erbhuldigung der Städte Berlin und Cölln entgegennimmt.

Nochmals kam ein Konzil zu stande. Es tagte von 1431 bis 1449 zu Basel, je nach seiner Stellung vom Papste Eugen IV. anerkannt oder verworfen. Insbesondere mußte der Papst Einspruch erheben gegen eine Verkürzung seiner Einnahmen aus der Erteilung oder Bestätigung aller gut ausgestatteten kirchlichen Ämter. Was half es ihm, daß man ihn tröstete mit der Armut Christi und der Apostel! In der Hussitenbewegung mit ihren Greueln glaubten viele zu erkennen, wohin die Auflehnung gegen die alte Kirche führe. Diese Meinung, wie die Interesselosigkeit Kaiser Friedrichs III. (1440—1493) und die geschickte Politik des kaiserlichen Geheimschreibers Äneas Sylvius Pikkolomini, des späteren Papstes Pius II., der Friedrich zu bereden wußte, „mit einem mächtigen befreundeten Papste sei Deutschland leichter zu regieren, Papst und Kaiser müßten zusammenhalten gegen das Volk, das seine Fürsten immer hasse," führten das Ende des Konzils herbei. Deutschland hatte sich bereits von demselben getrennt. Im Wiener Konkordat (1448) verzichtete es auf die Hauptsache des dem Papsttum Abgerungenen und auf die der deutschen Kirche gemachten Zugeständnisse. Unerhört verhallte die Stimme derer, die wie Gregor von Heimburg, den Kaiser aufforderten, „die Eingriffe der Päpste in deutsche Rechte abzuweisen: von jeher hätten die Päpste weiter nichts beabsichtigt als Zwietracht zu säen; jetzt sei es Zeit, ihnen mit entschiedener Macht entgegenzutreten." Deutschland „blieb noch über zwei Menschenalter hindurch die unerschöpfliche Geldquelle der entarteten Kurie". Der Druck des Papsttums, die Aussaugung durch Rom mußte noch schlimmer werden. Das Papsttum war mächtiger als diese Reformbewegungen gewesen. Auf ganz anderem Wege als durch Abstimmungen und Verhandlungen eines Königs sollte die Reform erfolgen. Unter den weiteren Päpsten

bis zum Ausgang des Mittelalters ist kein politisch hervorragender Mann zu finden. Es sind italienische Fürsten, die alle Machtmittel des Papsttums und der Kirche zu dem einen Zwecke verwenden: ihre Kassen zu füllen und ihr Leben je nach ihrer Individualität zu genießen.

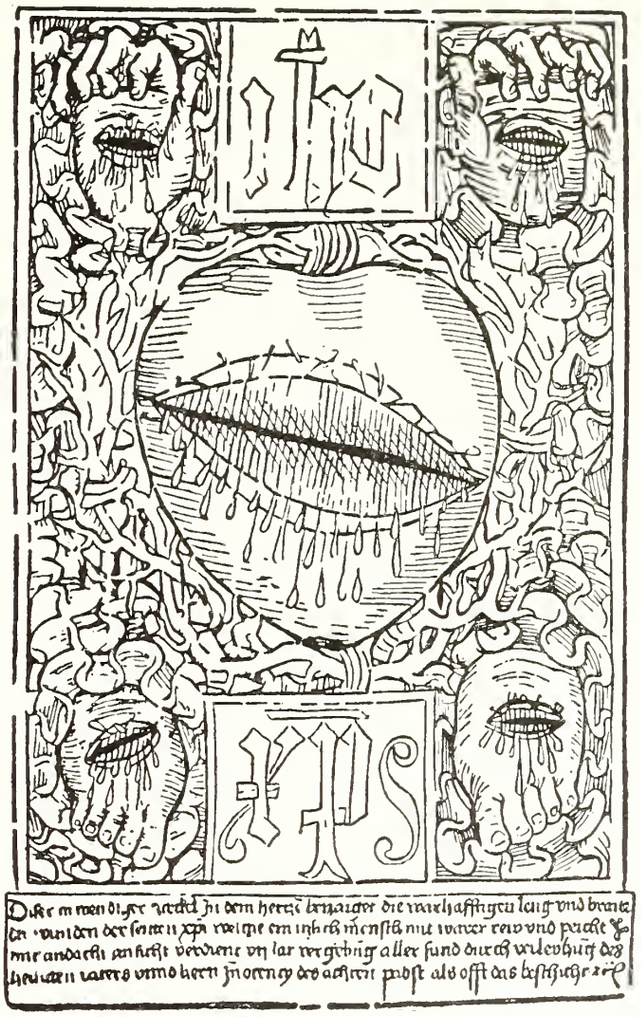
2. Orden und kirchliche Vereinigungen.

Der allgemeine Verfall der Kirche spiegelt sich auch wieder im Verfall des Klosterwesens. Die Bestrebungen des Konstanzer Konzils hatten nicht zum mindesten der Reform der Orden gegolten. Nikolaus von Clemanges hat ein Buch „über den Verfall der Kirche" geschrieben. Darin entwirft er ein entsetzliches Bild von der überall zu beklagenden Verwilderung. Vornehmlich trauert er über den Benediktinerorden. „Von der früheren Gelehrsamkeit, die ihn vor anderen auszeichnete, ja selbst nur von wissenschaftlichen Beschäftigungen, finden sich in jenen Zeiten kaum noch einige Spuren, desto mehr von Üppigkeit und äußerster Zügellosigkeit. Mönche und Nonnen lebten vielfach zusammen, kaum darauf bedacht, hinter den Klostermauern ihre Schande zu verbergen. Von einer Aufsicht über die einzelnen Klöster war keine Rede, ein Provinzialkonzil war seit undenklichen Zeiten in Deutschland nicht abgehalten worden. Die Bewohner der einzelnen Konvente teilten die Einkünfte untereinander und schützten sich wohl auch durch Reisige vor etwaigen Visitationsversuchen der Bischöfe oder weltlichen Herren." Die Reformversuche waren insbesondere, was die sittliche Hebung des Ordens betraf, ohne Erfolg. Erst der Mönch Johann Busch vermochte in gemeinsamer Arbeit mit dem Benediktinerabt von Bursfeld, Johann von Hagen, eine Kongregation der Benediktinerklöster (1440 vom Konzil zu Basel bestätigt) herzustellen, der sich bald 75 deutsche Benediktinerklöster mit der Verpflichtung, die ursprüngliche Strenge der Ordensregel einzuhalten, anschlossen.

Im Franziskanerorden bestand schon seit langem eine Spaltung zwischen einer strengeren und einer laxeren Richtung. Seit dem 14. Jahrhundert standen die Observanten, die mit Strenge der alten Regel folgten, den Konventualen gegenüber, die jene Regel zu mildern suchten. Für die ersteren wirkte der berühmte Bußprediger Johann von Capistrano (geb. 1385), der Österreich und Deutschland durchzog, um die Hussiten zu bekehren und einen Kreuzzug gegen die Türken zu predigen.

Besonders rege waren die Reformbestrebungen im Augustinerorden, auch hier, nicht ohne lebhaften Widerstand seitens vieler Klöster zu finden. Hohe Verdienste um die Zurückführung des Ordens zur strengen Regel erwarb sich der Generalvikar Andreas Proles, dem es gelang, die Vereinigung der sächsischen Augustinerklöster zu einer mächtigen deutschen Kongregation zu erweitern. In der Reformation des Mönchtums erblickte Proles die Reformation der Kirche. Sein Werk setzte mit rastlosem Eifer sein Nachfolger Johann Staupitz fort, der für die Orden der Kongregation neue Bestimmungen mit besonderer Berücksichtigung des Bibelstudiums entwarf.

Zu den alten Orden kamen auch mancherlei neue. Erwähnt sei hier unter anderen, weil auch in Deutschland verbreitet, der Birgittinerorden. Die Gründerin desselben, Birgitta, eine Schwedin aus königlichem Geschlechte, früh zu klösterlicher Askese geneigt, eine träumerische und tief poetische Natur, dabei aber hingebend und treu in ihren Pflichten gegen den Gatten und ihre acht Kinder, erblickte in den aus ihrem Herzen aufsteigenden Phantasiegebilden wirkliche göttliche Offenbarungen. Nach dem Tode des Gatten (1344) gründete Birgitta das Kloster Wadstena am Wetternsee. Die Ordensregel behauptete sie vom Herrn selbst empfangen zu haben. Wie unter dem



Ablaßbrief Papst Innocenz' VIII., genannt „Die fünf Wunden Christi" vom Jahre 1485, gedruckt nach der Wiedergabe vom ursprünglichen Holzstock.

Kreuze des Erlösers Maria und Johannes standen, so sollten die Klöster des neuen Ordens zugleich Männer und Frauen aufnehmen, jedes Geschlecht in einem besonderen Gebäude. Handarbeiten, fromme Lektüre, Studien, Abschreiben, Übersetzen guter Bücher, namentlich auch der Bibel, in das Schwedische, gemeinsame Andachten, Unterricht und Seelsorge bildeten die Beschäftigung. Sonntags wurde öffentlich und zwar „einfältiglich" in der Muttersprache gepredigt. Birgittas Stiftung fand rasche Verbreitung. Der Blütezeit im 14. folgte allerdings auch eine Zeit des Verfalls im 15. Jahrhundert. Birgitta war innerlich mit der deutschen Mystik verwandt. In ihren „Offenbarungen" tut sie Blicke in die tiefen Geheimnisse einer gläubigen Seele. Zugleich finden sich Ahnungen einer be-

vorstehenden Reformation und Worte scharfen Urteils über das Papsttum: „Der Papst und seine Diener sind mehr Vorläufer des Antichrists als Diener Christi; des Papstes weltliche Kurie plündert Christi himmlische Kurie. Der Papst sollte alle herrufen mit den Worten: kommt zu mir und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; statt dessen ruft er mit Wort und Tat: kommt und sehet mich in meiner Pracht größer als die Salomos, kommt zu meiner Kurie, leeret eure Beutel aus und ihr werdet finden das Verderben eurer Seelen."

Nicht als Nonnen im strengen Sinne sind die Beghinen zu bezeichnen. Der Ursprung derselben liegt im

St. Anna selbdritt (Mutter Anna mit der Jungfrau Maria und dem Jesuskind). Getuschte Vorzeichnung von Hans Holbein d. J. für Glasmalerei. (Museum zu Basel.)

Dunkeln, ist aber jedenfalls auf germanischem Boden zu suchen. Die Beghinen wohnen unter der Leitung einer Meisterin in besonderen Häusern und stehen unter der Aufsicht eines Geistlichen, gewöhnlich eines Franziskaners. Keine feste Regel bindet sie, kein Gelübde hindert sie, die Genossenschaft zu verlassen und in den Ehestand zu treten. „Ehrbarkeit, Friedfertigkeit, fleißiger Besuch der Kirche wird von Allen gefordert." Das Haus gewährt meist nur freie Wohnung, Heizung und Licht, sowie die aus Stiftungen zufließenden Wohltaten. Hier führt jede ihre eigene Wirtschaft, anderwärts hat man einen gemeinsamen Haushalt. Durch fleißige Arbeit, durch Nähen, Spinnen, Weben und Sticken sucht jede das Fehlende zum täglichen Brot zu erwerben. Insbesondere gilt ihre Arbeit der Krankenpflege. Die Kirche war den Beghinen nie sonderlich geneigt. Allerlei ketzerische Ideen fanden in den Beghinenhäusern Eingang. Als man sie verfolgen wollte, schlossen sie sich zu ihrer Sicherung in großer Zahl den Tertiarierinnen des Franziskanerordens an. Die Verbreitung der Beghinen ist eine ganz außerordentliche gewesen. Frankfurt hatte 57 Beghinenhäuser, in Straßburg zählte man 60, in Köln gar 106. Von dem allgemeinen Verfall sind auch die Beghinen nicht ausgeschlossen gewesen. Allgemein werden die Klagen über sie seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Den Beghinen entspricht die Männerkongregation der Begharden. Ihre Häuser sind vielfach Pflegestätten ketzerischer Anschauungen gewesen. Ähnliche Vereinigungen waren die der Alexianer — nach dem Schutzheiligen Alexius genannt — oder Celliten — nach dem Grab, cella, das sie besorgten — oder vom Volk als Lollharden — wohl nach dem Grabgesang — bezeichnet. Sie hielten fest an der Armut, schlossen sich eng an ihre Parochialkirche an, hielten fromme Übungen und standen beim Volke in Ansehen, „weil sie bei den Kranken, welche Krankheit sie auch haben mögen, wachen bis zum Tode, sie im Guten stärken, gegen die Versuchung des Teufels im letzten Kampfe ermuntern und dann auch die Leiche besorgen und zu Grabe tragen."

Es war eine Zeit, in der sich alle Stände und Zünfte zusammenschlossen. Das geschah auch seitens der Parochialgeistlichkeit in den sogenannten „Kalanden", die auch den Laien die Aufnahme nicht verweigerten. Diese Vereinigungen sollten ursprünglich die Interessen der Parochialgeistlichen wahren und deren soziale Stellung heben. Sie kamen am ersten jeden Monats (den „Kalenden") zusammen und leisteten den verstorbenen Mitgliedern dadurch einen Dienst, daß sie für dieselben beteten und Messen lasen. Bei ihren Zusammenkünften fehlte es auch nicht an einem Schmause, zu dem auch eine Anzahl armer Leute geladen zu werden pflegten. Schließlich bildete diese Geselligkeit und die gemeinsame, reich ausgestattete Kalandstafel die Hauptsache, bis die Reformation den zahlreichen Kalandsbruderschaften ein Ende machte.

Endlich sei auch einer Vereinigung besonderer Art, der sogenannten „Schulbrüderschaften" gedacht, die dieselben Wohltaten wie der Kaland ihren Mitgliedern, Lehrern und Schülern, und wer sonst sich ihnen anschloß, zuteil werden ließen.

3. Die Kirche und das Volk.

Immer mehr erschien die Kirche als die alleinige Mittlerin des Heils, nicht indem sie durch Gottes Wort den Weg zum Heile zeigte, sondern indem sie von ihren Gliedern unbedingten Glauben d. h. Gehorsam forderte und dafür die Sorge für das Seelenheil übernahm, wie dessen Erlangung gewährleistete. Die Person Christi als des Erlösers und Mittlers tritt in demselben Maße als jene Meinung Geltung gewinnt, zurück. Die Mittler zwischen Gott und Menschen sind auf Erden die Priester, im Himmel die Heiligen. So tief auch der Priester als Mensch sinkt, insbesondere infolge des unnatürlichen Eheverbots: dem Priester als solchem versagt um seiner Vollmachten für den Himmel willen das Volk nicht die Ehre. Das Heer

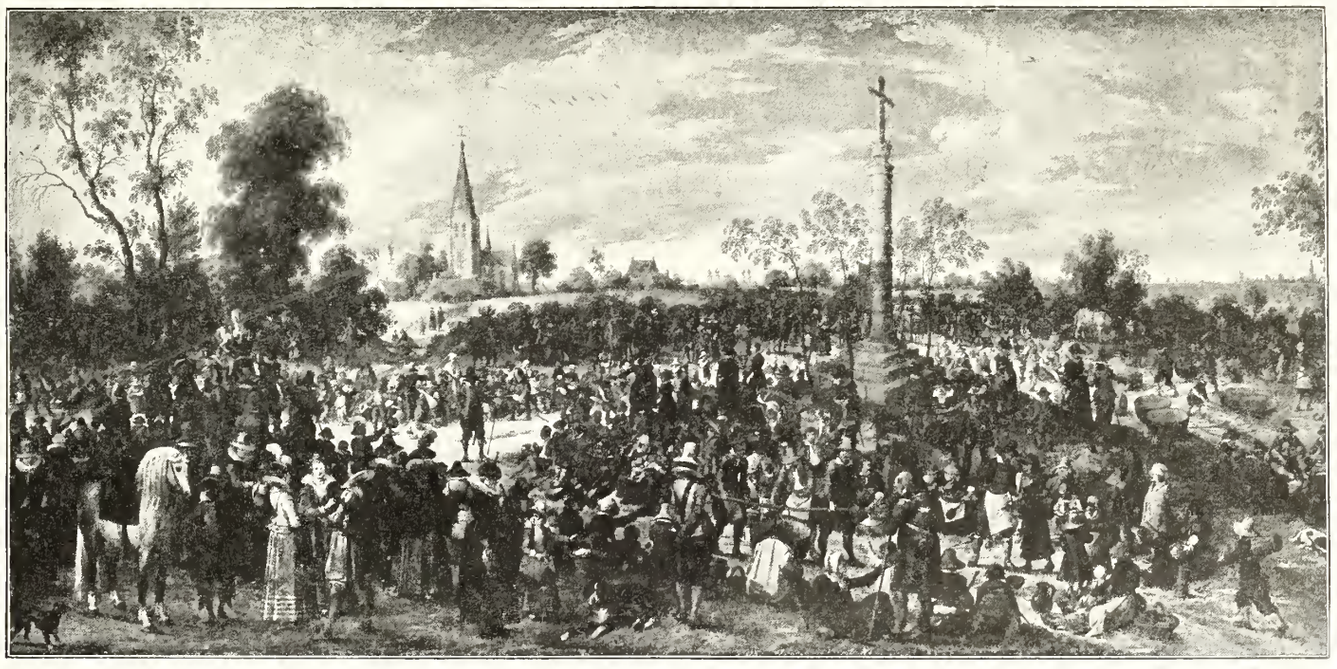
der Heiligen empfängt reichen Zuwachs, die Heiligenverehrung gewinnt an Umfang, die Heiligenfeste werden vermehrt. Alle Heiligen überragt „die Gottesmutter" Maria, die den Heiligen Geist in der Trinität ersetzt oder als die vierte göttliche Person hinzutritt. Erhob man aber Maria zur Göttin, so mußte man sie sich auch als von der Erbsünde befreit vorstellen, also aus dem natürlichen Zusammenhang mit der Menschheit herausreißen. Die Franziskaner sind hierfür eingetreten, die Dominikaner haben die neue Lehre bekämpft. Für den Volksglauben lag in der Behauptung kaum etwas Neues. Eine Anerkennung der unbefleckten Empfängnis Mariä erhob aber auch die Mutter der Maria, Anna, zu göttlicher Ehre. Schon in frühen Jahrhunderten war von ihr gesagt worden: „Aus ihr sollte das Heil der Menschheit erblühen, aus ihr die Blume ersprießen, deren Wohlgeruch die ganze Welt erfüllt". Zu einer allgemeinen Verehrung der „Mutter der Himmelskönigin" kam es aber erst in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts. Jetzt fleht man die Großmutter um Fürsprache bei dem Enkel an. In Kirchen und an Häusern grüßt die „Anna selbdritt", eine Darstellung der heiligen Anna mit Maria und dem Christkinde. Der heiligen Anna werden Kirchen geweiht, auf ihren Namen Glocken getauft mit Inschriften wie:

Anna, du kannst den höchsten Gott
Erwegen, hilf uns aus der Not.
Vertreib Krankheit und Unglück groß,
Dazu die harten Donnerstoß!

Man stiftet Annenaltäre und Annenmessen, Annenbruderschaften schließen sich zur Verehrung dieser Heiligen zusammen; Stätten, die eine Reliquie derselben besitzen, werden vielbesuchte Wallfahrtsorte, die es nicht an Wundern fehlen lassen. So weiß der Lobredner der Stadt Annaberg zu berichten:

Von Kindern, die seint gewesen tot,
Den half Sant Anna aus aller Not,
Krüppel an Füßen und von Armen,
Des sich Sant Anna tat sehr erbarmen.

Neben Maria und Anna und deren gesamter Sippe steht aber ein großes Heer von Heiligen. Jeder vermag in besonderer Not zu helfen: „Apollonia hilft gegen Zahnweh, Blasius gegen Halsweh, Rochus bei der Pest, Antonius schafft gestohlene Sachen wieder, Ulrich vertreibt die Ratten, Leonhard steht dem kranken Vieh bei, Crispin ist der Patron der Schuster, Martin der Säufer, Urban der Winzer, Barbara der Artillerie, Florian ruft man an bei Feuersbrünsten, nicht selten unchristlich: Heiliger Florian, wahr' unser Haus, zünd andere an!" Damit das Volk ohne Mühe einen Heiligen vom anderen unterscheiden kann, werden jedem bestimmte Attribute beigegeben. Die vier Evangelisten erhalten die vier Bestandteile des alttestamentlichen Cherubs, Matthäus einen Menschen oder Engel, Markus einen Löwen, Lukas einen Stier, Johannes einen Adler (Offenb. Joh. 4, 7), Petrus die Schlüssel, Johannes der Täufer ein Lamm, Georg den Lindwurm, Florian den Löschkübel, Paulus das Schwert, Bartholomäus das Messer, Katharina das Rad usw. Zu den alten bewährten Heiligen treten neue. In einem umfänglichen, zu Rom geführten und mit erheblichen Geldkosten verbundenen Prozeß wird festgestellt, ob der Heiligzusprechende allen Anforderungen genügt, insbesondere, ob er Wunder getan hat. Wird ihm die hohe Ehre trotz der Einsprüche des Advocatus Diaboli zuerkannt, so hat ihn die ganze Kirche als Heiligen zu verehren.



Wallfahrer zum Mittagsmahl gelagert (Gemälde von Sebastian Vranck in der Münchener Pinakothek.)

An Wundern fehlt es unserer Zeit nicht. Der nach Wundern hungernde Aberglaube findet reichliche Nahrung. Das Haus der heiligen Jungfrau zu Loreto, d. h. das eigentliche Wohnzimmer ihres Hauses, das bereits die Apostel in eine Kapelle umgewandelt und der Evangelist Lukas mit einer Holzstatue der Madonna versehen haben soll, retten die Engel vor den Türken und tragen es durch die Luft nach Dalmatien und von da nach Mittelitalien. Als zu Wilsnack die Kirche niederbrannte, blieben die konsekrierten Hostien unversehrt, in der Mitte aber einer jeden war ein Blutstropfen sichtbar. Auf dem Altar, dahin man

die wunderbaren Brotstücke brachte, entzündeten sich die Kerzen von selbst und verzehrten sich nicht im Brennen. In Altötting rief die wundertätige Maria im Jahre 1489 drei Kinder ins Leben zurück, davon eines ertrunken, das andere überfahren war, während das dritte im Sterben lag. Man sah Kreuze vom Himmel fallen. Das Kreuz zeigte sich auf den Kleidern und Leibern der Menschen in mancherlei Farben. Die gehorsame Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien fand ihren Ausdruck in besonderer Weise in den Wallfahrten. Meist war es ein heiliger Leichnam, der einem Wallfahrtsort zu seiner Zugkraft und Berühmtheit verhalf. Roms Katakomben bildeten für solche Zwecke ein unerschöpfliches Lager. Die Kreuzzüge und Palästinapilger hatten eine ungeheure Menge heiliger Knochen und dergleichen nach dem Abendlande gebracht. Die wunderbarsten Reliquien wurden gezeigt und behufs Erlangung großen Ablasses verehrt. Selbst ein Friedrich der Weise scheute keine Kosten, um sein Wittenberger Allerheiligenstift mit Reliquien auszustatten. Im Jahre 1509 belief sich der Schatz auf 5005 Partikel, deren jede einen reichen Ablaß gewährte. Lukas Cranach hat in seinem Wittenberger Heiligtumsbuch denselben beschrieben und illustriert. „Neben den Schädeln, Haaren und Gebeinen der Heiligen und den zahlreichen Gegenständen, mit denen der Heiland zumal während der Passion in Berührung gekommen war, finden sich Kuriosa, wie die Stücke vom Plattenharnisch des heiligen Mauritius, die ganze Gesichtshaut des Bartholomäus, mehrere Überreste von der Rute Aarons und der Rute Mosis, sogar vom brennenden Busch, von der Krippe und Wiege des Herrn, zwei Partikel von dem Heu und eine von dem Stroh, worauf der Neugeborne lag. Ganz besonders reichhaltig sind die Reminiszenzen an die Jungfrau Maria, Überreste von etlichen Fäden, die sie gesponnen, von dem Haus, worin sie als Vierzehnjährige gewohnt, von ihrer Kammer, von Hemd, Rock, Gürtel und anderen Kleidungsstücken, vom Wachs der Kerze, die ihr beim Sterben in die Hand gegeben wurde usw." Mehr als 500 000 Tage Ablaß brachten diese „Heiligtümer" dem frommen Verehrer ein. In Massen von unerhörten Zahlen pilgerte man zu blutenden Hostien, zu wundertätigen Marienbildern, zu ölschwitzenden Knochen — im Jahre 1496 zogen an einem einzigen Tage in Aachen, wo die alten „Heiligtümer" zur Verehrung ausgestellt waren, 142 000 Pilger ein und innerhalb der vierzehn Tage, während deren die Ausstellung stattfand, floß der Marienkirche die für damalige Zeit ungeheure Summe von 85 000 Gulden zu.

Holzschnitt in: Traktatus von den bösen weibern die man nennet die Hexen. Durch Doktor vlrichen molitor. Augsburg 1508. (Henne am Rhyn). Das eine Bild zeigt die Hexen beim Kochen ihrer Hexensuppe, das andere den reitenden Teufel, der eine Hexe mitnimmt.

Unerhörte Ausdehnung gewinnt der Ablaß. Rom verkauft schließlich geradezu das Heil der Seelen um Geld. Vergessen waren alle Bedenken, die ernste Männer einst über den Ablaß geäußert hatten, so Thomas von Aquino: „Einige sagen, daß solcher Ablaß nicht soviel wert sei, als er gepriesen wird, sondern jedem nur soviel, als sein Glaube und seine Andacht erfordert; aber die Kirche lasse jenes so predigen, damit sie durch einen gewissen frommen Betrug die Menschen anlocke Gutes zu tun, wie eine Mutter, welche ihrem Kinde einen Apfel verspricht, um es zum Gehen zu locken. Andere sagen, das Maß der Vergebung sei nicht zu messen allein nach der Frömmigkeit des Empfangenden, noch nach dem Maße dessen, was dargeboten wird, sondern in Bezug auf die Sache, für welche der Ablaß erteilt werde. Aber auch dadurch wird das Herkommen der Kirche nicht gerettet, welche für dieselbe Sache bald einen größeren bald einen geringeren Ablaß aussetzt." Der Ablaß der römischen Kirche hat seine Geschichte. Schon in alter Zeit hatte man dem Sünder Buße und Genugtuung auferlegt, den Bischöfen aber das Recht zugestanden, besonders eifrigen Büßern die Bußzeit abzukürzen. Seit dem elften Jahrhundert war solches allgemeiner Brauch. Gegen Übernahme eines bestimmten Werkes gewährte die Kirche einen Nachlaß der von ihr auferlegten Strafen. Solchen Nachlaß nannte man Ablaß. Man konnte Teilablaß oder vollkommenen Ablaß erwerben, d. h. teilweisen oder völligen Erlaß der zu leistenden Genugtuung. Auf den Ablaß erst folgte die Absolution. Etwa ein Jahrhundert später hatte man aus der Buße ein Sakrament gemacht. Dieses bestand aus Reue, Beichte mit

Absolution und Genugtuung. Diese Genugtuung war mithin nach empfangener Absolution zu leisten. Man lehrte, daß in der Absolution wohl die ewigen Strafen vergeben würden, daß aber die zeitlichen Strafen blieben und noch abgebüßt werden müßten, ehe der Seele sich der Himmel öffne. Diese zeitlichen Strafen verlegte man ins Fegefeuer. Und wie wußte man die Qualen des Fegefeuers auszumalen! Nunmehr galt der Ablaß als das Mittel, die Pein des Fegefeuers zu verkürzen oder gänzlich zu beseitigen. „Als ein Ausfluß rücksichtsvoller Milde der Mutter Kirche gegen ihre bußfertigen und doch nicht allzuschwer zu belastenden Kinder stellte er sich dar. Und auch so sollten die Ansprüche eines strengen göttlichen Rechts, das die Forderungen Gottes und die Leistungen der Menschen gegeneinander abmißt und abrechnet, doch nicht zu kurz kommen. Denn noch eine weitere Lehre der Kirche tritt hier ein. Wohl leistet nun der Einzelne nicht so viel, als er nach jenem Recht eigentlich hätte leisten sollen. Aber, so wird gelehrt, der Erlöser selbst habe einst noch mehr geleistet, als zur Tilgung aller Sündenschulden der Menschheit erforderlich war, und hierzu kommen die verdienstlichen Werke der Heiligen, in denen sie mehr getan, als Gottes Gesetz von ihnen forderte. Der Überschuß dieses Verdienstes Christi und seiner Heiligen ist für die Kirche nicht verloren. Er verbleibt ihr als ein reicher Schatz. Sie kann daraus, was ihr angemessen scheint, entnehmen und es ihren ärmeren, schwächeren Gliedern zulegen. Eben dieser Zulagen wird der Ablaßkäufer teilhaftig; hiermit wird auch, was er noch leistet, genügend."

Aber auch diese Lehre, daß der Ablaß des Fegefeuers Pein abkürze oder aufhebe, änderte sich. Papst Bonifaz VIII. lud für das „Jubeljahr" 1300 die Gläubigen nach Rom ein und verhieß den bußfertigen Pilgern — nicht mehr Erlaß von zeitlichen Sündenstrafen, sondern — vollständige Vergebung der Sünden. Eigentlich war nur alle hundert Jahre ein Jubeljahr zu feiern. Aber wie viele starben dann, ohne sich solchen Segens teilhaftig machen zu können! Darum wurde die Frist gekürzt, erst auf 50, dann auf 33, schließlich auf 25 Jahre, und zwar stets unter Ausdehnung mit auf das folgende Jahr.

Die üblichste Leistung, die die Kirche von den Ablaßempfängern forderte, wurde allmählich eine Geldspende zu irgend einem kirchlichen Werke. Auch ersparte man den Christen die weite Reise nach Rom. Die Jubiläumsablaßprediger reisten mit ihren Händlern umher und boten des Papstes Gnade an. Ferner war Ablaß auch für die bereits im Fegefeuer leidenden armen Seelen zu erlangen. Bequemer konnte also die Erwerbung des Ablasses nicht gemacht werden und wer sollte so grausam sein, daß er nicht Geld opferte, um Vater, Mutter oder Verwandte aus den Qualen des Fegefeuers zu erlösen?

Unklar war nur noch, was unter der „allervollkommensten Vergebung aller Sünden" zu verstehen sei. Es ist jetzt erwiesen, daß damit „Ablaß von Pein und Schuld" gemeint war. Ja, der große Ablaß zugunsten des Baus der Peterskirche in Rom verhieß „die volle Verzeihung und Versöhnung mit Gott." Die Heilige Schrift lehrt, daß Jesus Christus unser Versöhner ist. Jetzt also war an seine Stelle der Ablaß, der nach bestimmter Taxe käufliche Zettel getreten. Die Heilige Schrift lehrt, daß, wer der Erlösung und Versöhnung durch Jesum Christum teilhaftig werden will, ihn im Glauben als seinen Heiland ergreifen muß. Jetzt war an Stelle des Glaubens eine Geldzahlung getreten. Unnötig also alle Predigt von Jesus Christus, unnötig alle ernste Selbstprüfung, unnötig alle bußfertige Beugung, unnötig aller Glaube, unnötig alle Lebensheiligung und alle Liebe! Jetzt hieß es: Bringt nur euer Geld! Kauft Ablaß! Die Frage, was mit dem geopferten Geld geschah — und wie wurde Deutschland jahraus jahrein gebrandschatzt! — brauchte niemand zu bekümmern: „Falle es doch niemand ein zu forschen, was mit dem Geld gemacht würde, wofür er Waren gekauft habe. Da sei die Hauptsache, daß man die Ware habe!"

Mußte nicht jedes tiefere Gemüt, das noch eine Ahnung davon hatte, daß Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten sei und daß das ewige Gut der Seligkeit mit klingender Münze nichts zu schaffen habe, sich gegen solche Lehren auflehnen? Wehe dem, der es tat! Er galt als Ketzer und verfiel der Inquisition. Wohl hat der entschiedene Widerwille des deutschen Volkes und seiner Fürsten es verhindert, daß die furchtbaren Grausamkeiten gegen die „Ketzer" auf deutschem Boden eine solche Ausdehnung wie in Spanien, Portugal und den Niederlanden gewannen, trotzdem daß Gregor XI. im Jahre 1372 fünf Inquisitoren für Deutschland bestellte und Bonifaz IX. im Jahre 1399 deren Zahl für Norddeutschland auf sechs erhöhte. Die Inquisition hatte es aber auch mit den Hexen zu tun. In der Bulle, kraft deren Papst Innocenz VIII. im Jahre 1484 dem Hexenprozeß die kirchliche Sanktion erteilte, erklärte er, Deutschland sei mit Hexen und Zauberern erfüllt, die mit dem Teufel gottlose Bündnisse eingingen. Im Jahre 1487 erschien der berüch-

Ein sich geißelnder Büßer.
Holzschnitt von Albrecht Dürer.

tigte „Hexenhammer", der Malleus maleficarum, verfaßt von den beiden in Deutschland als Inquisitoren tätigen Dominikanern Jakob Sprenger und Heinrich Institor. Hier wird das Vorkommen des Verbrechens nachgewiesen, dessen Art geschildert und die Anleitung zum Hexenprozeß gegeben. Bald griff der Hexenwahn „wie eine Epidemie um sich und viele Tausende von meist alten, jedoch auch nicht selten ganz jungen Frauen und Mädchen wurden den entsetzlichsten Martern der Folter und nach erzieltem Geständnisse den Qualen des Feuertodes überantwortet und mancher einzelne Prozeß rief infolge der erzwungenen Angabe Mitschuldiger massenhafte neue hervor."

Die Empfindung, daß keine äußere Leistung die Vergebung der Sünden verdienen könne, sondern daß tiefgehende Buße die erste Bedingung für den Frieden mit Gott sei, ist es wohl gewesen, die die Geißlerbuße entstehen ließ. Hatten früher schon fromme Laien der Klostersitte folgend sich gegeißelt, so finden wir im 13. Jahrhundert in Italien ganze Züge von Büßenden, die sich öffentlich geißeln. Als der Schrecken des schwarzen Todes im 14. Jahrhundert Europa heimsuchte und ein Drittel der Bevölkerung als Opfer forderte, glaubte man Gottes Zorn durch besondere Mittel besänftigen zu müssen. Es bildeten sich allerorten Flagellantenzüge. Über die Art ihres Auftretens berichtet uns eine Straßburger Chronik vom Jahre 1349: Auf öffentlichem Platze stellen sich die Geißler im Kreise auf und singen:

Jesus ward gelabet mit Gallen,
Des sollen wir an ein Kreuze fallen.

Dann fallen sie zur Erde und strecken Arme und Füße kreuzweis aus. Nach einer Weile stimmt der Vorsänger an:

Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende!
Nun hebet auf eure Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme.
Jesus, durch deine Namen drei
Mach uns, Herr, von Sünden frei,
Jesus, durch deine Wunden rot
Behüt uns vor dem jähen Tod!

Hierauf geißelt jeder sich selbst, sodann der Meister den Nächsten und dieser seinen Nachbar und so fort mit den Worten:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr
Und hüte dich vor Sünden mehr!

Noch kennen wir eine ganze Reihe Flagellantenlieder. Eins derselben sei hier mitgeteilt:

Jesus Christ, der ward gefangen
An ein Kreuz ward er erhangen,
Das Kreuz ward von Blute rot.
Wir klagen Gottes Marter und seinen Tod,
Durch Gott vergießen wir unser Blut,
Das sei uns für die Sünde gut.
Das hilf uns, lieber Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod.

Maria stand in großen Nöten,
Da sie ihr liebes Kind sah töten,
Ein Schwert ihr durch die Seele schneidt,
Das laß dir, Sünder, werden leid.
Das hilf uns, lieber Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod.

Jesus rief im Himmelreich
Seinen Engeln allen gleich,
Er sprach zu ihnen sehr schmerzlich:
Die Christenheit will mir entweichen.
Des will ich lassen die Welt zergehn,
Das wisset sicher ohne Wahn!
Davor behüt uns, Herre Gott,
Des bitten wir dich durch deinen Tod.

Maria bat ihren Sohn den süßen:
Liebes Kind, laß sie dir büßen,
So will ich schicken, daß sie müssen
Bekehren sich, des bitt ich dich,
Viel liebes Kind, des gewähr du mich!
Des bitten wir Sünder auch alle gleich.

Auch das Geißeln ward zu einer Epidemie. An Wahnsinn grenzte aber das Tänzerunwesen, das sich an die Geißlerzüge anschloß. Männer und Frauen tanzten paarweise in der Kirche oder auf den Straßen, bis sie in Zuckungen hinstürzten.

Die Kirche konnte den Geißlern gegenüber grundsätzlich keine freundliche Stellung einnehmen. Die „Meister" der Flagellanten maßten sich ohne weiteres das priesterliche Recht Beichte zu hören und Absolution zu erteilen an. Das Auftreten der Geißler an sich schon war ein verwerfendes Urteil über die kirchliche Beichte- und Bußpraxis. Als aber die Inquisition gegen einen Geißlerverein vorging, erklärte dieser „den Klerus für den Antichrist, verwarf allen Kreuz-, Bilder- und Heiligendienst und setzte die Bluttaufe der Geißel an die Stelle aller Sakramente".

Seit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt eine große Veränderung in der Stellung der Kirche zum Volke. Bisher hatte die Kirche mit ihrer einheitlichen Organisation, mit ihren einheitlichen Gesetzen und mit ihrer einheitlichen (lateinischen) Sprache über den einzelnen Nationen gestanden. Man hätte es für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten, die höchsten Dinge in einer anderen Sprache darzustellen als in der lateinischen. Das beginnt jetzt anders zu werden. Das Nationalitätsbewußtsein erwacht. Es besinnt sich auf seine Sprache. Die Volkssprache entwickelt sich und wird für fähig und würdig gehalten auch als Gefäß des höchsten Heiligtums zu dienen. So verschiebt sich allmählich der Schwerpunkt der mittelalterlichen Welt. Von der Kirche und ihren Vertretern wird er in die Richtung auf den Staat und auf das Volk gerückt. Im Volke beginnt das Interesse an kirchlichen Fragen lebendig zu werden und es wächst in demselben Maße, als kirchliche Dinge in seiner Sprache behandelt und ihm verständlich werden. Das Volk fängt an, über die Kirche zu urteilen und zu ahnen, daß es über römischem Kirchentum noch ein wahres Christentum gibt. Auch hierin liegt eine Vorbereitung der Reformation. Des weiteren wird davon in dem Abschnitt über die deutsche Mystik und die kirchliche Literatur unserer Periode zu handeln sein. Hier beschäftigen uns die Prediger, die in deutschem Geiste und in deutscher Zunge zu ihrem Volke redeten.

Es sind vornehmlich zwei: der Dominikaner Johann Tauler und Johann Geiler von Kaisersberg Der erstere, Johann Tauler (1290—1361), war eine durchaus praktische Natur, ein echter Seelsorger, der aus Mitleid mit dem armen Volke auch trotz des päpstlichen Interdikts predigte und die Sakramente spendete, ein inniger

gemütstiefer Christ, der in der Betrachtung des Lebens und Leidens Jesu die allgenugsame Quelle aller wahren Erkenntnis und Heiligung fand. Das Ziel seiner Predigt war, seine Zuhörer zur Umkehr und zu echter Frömmigkeit zu veranlassen, die ihm nicht in Andacht und beschaulichem Leben, sondern in opferwilliger Nächstenliebe bestand. Nicht als habe er eine Verdienstlichkeit der Werke gelehrt. „Ach, barmherziger Gott," ruft er aus, „wie ist unsere Gerechtigkeit so gar ein arm' schnöd' Ding vor den Augen Gottes!" Alle, auch die besten Werke der Menschen sind wurmstichig. Darum ist das ganze Vertrauen auf die Gnade Gottes zu setzen. Auf Engel und auf Heilige sich verlassen ist unsicher und hinderlich.

Christus und die Seele sind ihm Bräutigam und Braut: „Wenn die Braut alles ausgibt, um dem Bräutigam zu gefallen, heißt er sie ihm ein Kleinod schenken, d. h. daß sie inwendig und auswendig mit allerlei Anfechtung begossen wird. Um ihm ähnlich zu werden, muß sie immer mehr leiden; sie ergibt sich darein mit vollkommenem Gehorsam. Er schenkt ihr darauf einen Trunk, daß sie alle ihre Gedanken abtue und ihr selber abschmecke. Ist sie also durch vielfache Leiden ganz rein geworden, so sieht sie der Bräutigam mit unendlicher göttlicher Freundschaft an, sein Vater führt sie beide in die Kammer und bindet sie mit göttlicher Liebe so fest, daß sie in Ewigkeit nicht geschieden werden können. Der Schenke bei der Hochzeit ist der Heilige Geist, der gießt in die Braut so gar überflüssige göttliche Liebe, daß die Liebe fließt in den Bräutigam, also daß die Braut gar von ihr selber kommt und trunken vor Liebe ihrer selber vergißt und aller Kreatur und Zeit und Ewigkeit mit ihr. Bei solcher Hochzeit ist auf eine Stunde mehr Friede und Freude, als alle Geschöpfe begreifen mögen."

Geiler von Kaisersberg (geb. 1445, seit 1478 bis zu seinem im Jahre 1510 erfolgten Tode Prediger am Münster zu Straßburg) hat eine ungemein reiche Predigttätigkeit entfaltet. Er ist ohne Zweifel der volkstümlichste deutsche Prediger vor der Reformation. Mit seinem praktischen Blick und seiner scharfen Beobachtungsgabe umfaßt er das gesamte Leben aller Stände. Freimütig beurteilt er alles, auch die Schäden des Klerus und der Kirche. Seine kurz gehaltenen, nicht immer auf Gottes Wort sich gründenden Predigten zeichnen sich aus durch plastische Darstellung. Er steigt zum Volke hernieder, um das Volk zu sich emporzuziehen. Seine bilderreiche Sprache, sein allerdings mitunter derber Witz, seine Bekanntschaft mit allerlei Anekdoten, seine geschickte Verwendung des Sprichworts mag die Spannung der Zuhörer bis zum letzten Wort aufrecht erhalten haben. Unserem Geschmack entspricht freilich nicht alles. Ein Mißbrauch der Kanzel und eine starke Geschmacklosigkeit war es, wenn der Prediger Trommelschlag oder Hundegebell nachahmte oder wenn er in 65 Passionspredigten den Vergleich Christi mit einem Lebkuchen durchführte, der „zusammengesetzt ist aus dem Bohnenmehl der Gottheit, dem alten Fruchtmehl des Leibes und dem Weizenmehl der Seele, dem beigemischt ist der Honig der Barmherzigkeit, der zerstochen in den Ofen der Leiden gelegt, in das überaus schöne schneeweiße Tüchlein der heiligen Gestalten geschlagen, vom Prediger in viele Stücke zerteilt wird" usw. Welch ein Unterschied zwischen solcher Predigt und der Predigt eines Luther!

4. Die deutsche Mystik.

Der Verfall der Kirche, die samt ihren Dienern immer mehr in die Welt versank, eine Theologie, die für Herz und Gemüt nichts übrig hatte, die ununterbrochenen Kämpfe zwischen Staat und Kirche, die letztere nichts weniger denn als eine Botin des Friedens erscheinen ließen, die wachsenden Nöte und Wirren der Zeit weckten in weiten Kreisen das Verlangen nach einem innerlich erfaßten, an den äußeren Zwang kirchlicher Formen nicht gebundenen und dem Herzen Frieden gewährenden Christentum, das Reinigung durch aufrichtige Buße, Erleuchtung durch Gottes Gnade und wahrhafte Einigung mit Gott durch die Kraft der Liebe erstrebte. Dieses Verlangen will die Mystik erfüllen. Sie hat das in der Welt und der verweltlichten Kirche vom Verderben bedrohte Christentum „in das Heiligtum des Herzens gerettet". Die Mystik ist ein so wichtiges Glied in der deutschen Kirchengeschichte, besonders wichtig auch wegen ihrer Bedeutung auf dem Wege zur Reformation, daß wir derselben eingehender gedenken müssen.

Der Charakter der deutschen Mystik des 14. Jahrhunderts ist vor allem Innigkeit. Jene Männer finden kein Genügen in einem bloß äußerlichen Gottesdienst, in leiblicher Tugendübung und Kasteiung, in auswendig gelerntem Formelwesen und dergleichen. Man trachtet vielmehr nach innerlicher Aneignung des von außen Gegebenen, nach persönlicher Beteiligung des inneren Menschen an dem Heiligen, nach tiefsinnigem Gewahrwerden und Verständnis der Offenbarungswahrheit, nach eigenstem Innehaben des höchsten Gutes. Zum Beispiel die apostolische Armut, wie die Waldenser oder Franz von Assisi sie verstanden hatten, genügt unseren Mystikern nicht; sie finden überhaupt, daß „eine Seele, die sich in äußeren Dingen übet, nimmer Gottes satt werden kann, wie sie sollte; — wenn der Mensch große Werke tut und doch sein Herz unstet ist, so hilft es ihm wenig oder nichts." Überhaupt legen sie auf Werke, auf Tugenden nicht denselben Wert wie die herrschende Meinung ihrer Zeitgenossen: „die etwas suchen in ihren Werken oder die um eines Zweckes willen wirken, die sind Knechte und Mietlinge. Willst du leben und willst du, daß deine Werke leben, so mußt du allen Dingen abgestorben und zu nichte geworden sein. — *Der* Mensch ist selig, in dem die *Frucht* des Werkes bleibt, nicht als Zeit noch als Werk, sondern als gute *Tat*, die da ewig ist mit dem Geiste, wie der Geist auch ewig ist an ihm selber". Statt der aszetischen Zurückgezogenheit in ein Einsiedler- oder Mönchsleben wird eine innere sittliche Abgeschiedenheit von allem Eigenen und Kreatürlichen gefordert. Und daß ein Mensch, der auf dem Felde geht und sein Gebet verrichtet, sich nicht minder in der Gottesnähe befindet als einer, der in der Kirche ist, das steht den Mystikern fest; sie sagen, es komme nur von der Gebrechlichkeit, nicht von Gottes wegen, wenn der Mensch in einer ruhigen Stätte Gott mehr erkenne. Das Höchste, wozu es der Mensch bringen kann und soll, ist die Einigung mit Gott. Diese geschieht im Erkennen, welches eins ist mit der Liebe. Und die Minne oder Liebe ist von seiten Gottes ein Mitteilen und Geben, ein Tun, von unserer Seite ein Leiden und ein Empfangen; die göttliche Minne ist eigentlich nicht in uns, sondern wir in ihr. Wenn unser Wille Gottes

Wille wird, so ist das gut; wenn aber Gottes Wille unser Wille wird, so ist das viel besser. Der Weg zu dieser Einigung ist offenbar der einer sittlichen Arbeit an sich selbst, einer gewissen Selbstverleugnung, indem der Mensch sich selbst und alle Dinge, die Gott geschaffen hat, die Gott nicht selber sind, willig läßt, hingegen Gott die Ehre gibt und darnach strebt, nicht bloß eine Gabe von Gott, sondern Gott selbst zu empfangen in sich. Es bedarf dazu keines sonderlichen Tuns, es geht nicht mit Sturm und Drang; nur das Eine tut not, daß der Mensch seinen Willen gänzlich Gott hingebe und alles von Gott gleichmäßig hinnehme. Wenn die Heiligen zu Heiligen werden, dann erst fangen sie an, Tugenden zu wirken; was vorher gewirkt wird, das gilt nur als Schuld. Ist aber dieses Ziel erreicht, ist der Mensch seiner selbst los und ledig durch Gott und lebt er nur durch Gott allein, so ist er wahrlich dasselbe aus Gnaden, was Gott von Natur ist, er ist gut aus Gnaden, weil Gottes Leben und Wesen allzumal in ihm ist. (Lechler.)

Der berühmteste deutsche Mystiker ist Meister Eckart, etwa 1260 zu Straßburg geboren, seit dem Ende des Jahrhunderts Dominikanerprior zu Erfurt, später Lehrer in Paris, dann Ordensprovinzial für Deutschland und an verschiedenen Orten tätig, insbesondere in Straßburg, Frankfurt und Köln. Seit dem Jahre 1320 suchte man ihm wegen angeblicher ketzerischer Meinungen — seine Redeweise hatte mancherlei Ähnlichkeit mit den pantheistischen Lehren der „Brüder des freien Geistes", die vornehmlich unter Begharden und Beghinen Anhänger zählten — den Prozeß zu machen. Als der Erzbischof von Köln ihn vor sein Inquisitionstribunal berief, appellierte Eckart an den Papst in Avignon. Vermutlich auf der Reise dahin ist er gestorben. Erst nach seinem Tode erklärte eine päpstliche Bulle eine Anzahl Sätze Eckarts für „ketzerisch", andere für „verdächtig", andere für „übelklingend". Eckarts beide Grundgedanken sind „die ewige Selbstentäußerung Gottes, welcher, seinem Wesen nach Geist, Denken und Wissen, erst dadurch Gott wird, daß er im Menschen sich denkt", und „der ewige Rückgang alles Erschaffenen in Gott, welcher die Substanz aller Dinge ist, durch Selbstentsagung über das Endliche". Wie er aber diese philosophischen Gedanken in das echt christlich Religiöse und Moralische umgesetzt hat, zeigen Worte wie: „Gott bezwingt den Willen nicht, er setzt ihn in Freiheit, also daß er nicht anders will, denn das Gott selber ist, und das ist nicht seine Unfreiheit, es ist seine eigene Freiheit. Nun sprechen etliche: Hab ich Gott und Gottes Liebe, so mag ich tun alles, was ich will. Dies Wort verstehen sie unrecht. Dieweil du irgend ein Ding vermagst, das wider Gott ist und wider sein Gebot, hast du Gottes Liebe nicht; du vermagst die Welt wohl zu betrügen, als habest du sie." „Der Mensch, der da steht in Gottes Liebe, dem ist lustig alle Dinge zu tun, die Gott lieb sind, und alle Dinge zu lassen, die wider Gott sind."

Verschiedene Arten der Folter, die auch in Hexen- und Ketzerprozessen zur Anwendung kamen. (Holzschnitt von Hans Burgkmair.)

Eckarts Gedanken waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Eine ganze Reihe von Mystikern bringen sie praktisch gefaßt und möglichst biblisch begründet durch deutsche Schrift und Predigt dem Volke nahe. Die „Deutsche Theologie", am Ende des Mittelalters wieder vergessen, dann von Luther in einer Handschrift gefunden und veröffentlicht, erschien dem Reformator mit der eigenen Theologie aufs innigste verwandt. Es „ist mir nächst der Bibel und St. Augustin", bekennt er, „nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt hab und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sind. — Lies dies Büchlein, wer da will, und sage dann, ob die Theologie bei uns neu oder alt sei!"

Johann Tauler, dessen wir bereits als deutschen Predigers gedacht haben, ein Straßburger wie Meister Eckart, um 1300 geboren, trat frühzeitig in den Dominikanerorden ein und wurde Eckarts Schüler, zu dem er auch dann treulich hielt, als man ihn als Ketzer verdächtigte. Nachdem er in Köln studiert hatte, kehrte er nach Straßburg zurück. Eine Zeitlang lebte er in Basel, wo er dem Kreis der „Gottesfreunde" nahe trat. Sie galten ihm als die rechte Kirche, als die „Säulen, auf denen die Christenheit ruht, die auch über das Urteil des Papstes erhaben sind; er sieht in ihnen und ihrem Gebet die Ursache der Verzögerung der schließlichen Gerichte Gottes über die damalige Christenheit; er rät sie aufzusuchen, sich ihnen zu Grunde zu lassen und nach ihrer Weisung nach der höchsten Vollkommenheit zu streben." Seit etwa 1347 bis zu seinem im Jahre 1361 erfolgten Tode hat Tauler in Straßburg gewirkt. Der „Gottesfreund im Oberland" gewinnt auf den 50jährigen einen außerordentlichen Einfluß. Auf dessen Anweisung verzichtet Tauler zwei Jahre auf Predigt und Studium. Es waren zwei Jahre innerer Vertiefung. Als er dann wieder die Kanzel besteigt, ist er ein anderer geworden. Die eigensten, tiefsten Erfahrungen spricht er aus. Jeder Mensch ist durch die Sünde, als deren Wurzel ihm die Selbstsucht oder der Eigenwille gilt,

unter Gottes Zorn beschlossen. Christus hat aber den Frieden hergestellt. Die Gnade sucht den Menschen zu Gott zu ziehen, damit er dieses Friedens teilhaftig werde. Sie zieht ihn durch die Vernunft und das Gewissen, wie durch „das innere Wort", das im tiefsten Seelengrunde ruhende Göttliche; dazu aber kommt das äußere Wort, die Predigt von Christo. Wer Christum ergreifen will, muß in der Buße sich abwenden von allem Ungöttlichen und sich im Glauben zu Gott kehren. Aus dem bußfertigen Glauben ersteht die Liebe: „der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes in Christo entzündet eine Flamme, die kehrt sich mit Dankbarkeit zu Gott und will ihm ewig dienen; dies ist die rechte Liebe." Hier beginnt nun in Wahrheit das christliche Leben und die Entwicklung zur Vollkommenheit. Je reiner, je freier von dem Selbst das Herz wird, um so mehr teilt sich Gott dem Menschen mit. Nicht an die mönchische Lebensweise oder an irgend einen besonderen Stand oder irgend welche äußeren Verhältnisse ist die Möglichkeit zur Vollkommenheit emporzusteigen gebunden: „Wärest du mit Gott innerlich recht daran und hättest du ein Königreich, es schadete dir nicht." — „Wäre ich nicht ein Priester und gehörte zu einem Orden, ich nähme es für ein groß Ding, daß ich könnte Schuhe machen und wollte gern mein Brot mit meinen Händen verdienen." Es ist leicht zu verstehen, daß Luther Tauler als „einen Mann Gottes", einen „erleuchteten Doktor" pries, bei dem sich eine „reine, echte, solide Theologie", mehr als bei „sämtlichen Schultheologen aller Universitäten" finde.

Johann Geiler von Kaiserberg. Nach dem Gemälde von H. Burgkmair 1490 in der Galerie zu Schleißheim.

Fromme Leute aus allen, auch den niedersten Klassen des Volkes, die von den Gedanken der Mystik ergriffen waren, schlossen sich als „Gottesfreunde (so nach Joh. 15, 15) zusammen und bildeten Vereinigungen, engere, auf ernstes Christentum gerichtete Gemeinschaften mit dem besonderen Streben, unter ihren Mitgliedern durch Verbreitung deutscher religiöser Schriften ein frommes Leben zu fördern. Der einflußreichste und berühmteste Mann aus diesem Kreise war der seinem Namen nach uns unbekannte „Gottesfreund im Oberland", von dessen Bedeutung für den Lebensgang Johann Taulers wir bereits hörten. Der Sohn eines reichen Kaufmanns, früh gewöhnt an die Versenkung in das Leiden Christi und die Betrachtung des Lebens der Heiligen, aber dabei frohem Lebensgenusse sich hingebend hatte er am Tage vor seiner Verlobung mit einer adeligen Jungfrau ein Gesicht, das ihm gebot, seiner Braut und der Welt zu entsagen. Er gehorchte und lebte hinfort nur dem Streben nach völliger Selbstentäußerung, wie sie die Mystik forderte. Er kasteite sich und pries das Leiden als Gottesgabe, weil es ihm die Erreichung seines Zieles erleichterte. In allem blieb er den kirchlichen Gebräuchen und dem öffentlichen Kultus treu. Bei aller Neigung zu einer mönchisch-asketischen Frömmigkeit erblickte er die Weltentsagung nicht in einer trägen Weltflucht: „der Freund Gottes soll vielmehr wirken, die Frömmigkeit immer mehr zu verbreiten: die Hüter der Kirche seien blind und nachlässig geworden; jeder, der den Geist Gottes besitzt, Priester oder Laie, solle sich daher der Christenheit annehmen, um durch Erweckung zur Buße ein neues Leben in ihr zu entwickeln." Er hat selbst manchen, der mitten in einem glänzenden, genußreichen Leben stand, für seine Anschauungen gewonnen und zahlreiche Gleichdenkende zu einer „Gesellschaft" zusammengeschlossen.

Zum Kreis der „Gottesfreunde" gehört der eng mit dem „Gottesfreund im Oberland" verbundene Rulman Merswin. Zu Straßburg im Jahre 1307 geboren, einem der angesehensten Patriziergeschlechter entstammend, als Kaufmann und Wechsler zu großem Wohlstand gelangend, in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe lebend, hat der 40jährige den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen. Nach langen inneren Kämpfen fand er die „völlige Gelassenheit in Gott". Von Merswins Schriften sind uns erhalten die „vier Jahre seines anfangenden Lebens", darin er jenes heiße Ringen schildert, das „Bannerbüchlein", das von den falschen Geistern unter Luzifers Banner und von den wahren Gottesfreunden unter dem blutfarbenen Banner Christi handelt, und das Buch „von den neun Felsen". Darin beschreibt er das Elend der Menschenseelen, die auf dem Wege aus der Welt zu Gott verloren gehen, das Verderben der verschiedenen Stände, der Päpste, Kardinäle und Bischöfe, wie der weltlichen Stände, vom Kaiser bis herunter zum Bauern. Dann führt er den Leser „vor einen bis zum Himmel ragenden Berg mit neun ungeheuren, hoch übereinanderliegenden Felsen, an dessen Fuße die Menschheit unter dem Netze ihrer Sünden gefangen liegt. Wenige sind es, die sich aus dem Netze durch ernstliche Reue loswinden, um die Felsen zu erklimmen, wenige, die vom ersten Felsen auf einen höheren kommen: auf dem höchsten sind es kaum drei! Die neun Felsen sind die neun Stufen zur Vollkommenheit. Auf dem ersten hüten sie sich vor Todsünden, sind aber noch ohne Liebe, auf dem zweiten wird die Entschiedenheit noch gelähmt durch Eigendünkel; so geht es fort von Fels zu Fels, bis die letzten Rückstände der Selbstsucht überwunden sind, bis auf dem letzten Felsen den Gottesfreunden Blut und Mark erstorben ist und sie dafür reines Blut und Mark empfangen haben, die lichtreiche Gnade unbewußt aus ihnen leuchtet und sie zuweilen in den Ursprung sehen dürfen. Wohlgefallen an sich selbst kann auch von dieser Höhe stürzen. Auch Merswin durfte einen Blick in den Ursprung tun: er kam darüber von sich selbst und wurde kraftlos in seiner Natur; was er sah, war über Wort und Bild, über

Vernunft und Sinnen. Aber nicht das Genießen ist der Gottesfreunde Aufgabe auf Erden. Hinabblickend sieht Merswin zwei Menschen mit denen beschäftigt, die unter dem Netze sind. Mit dem einen sind die Gottesfreunde gemeint, welche die Verstrickten zu befreien suchen und sie nach oben weisen, mit dem anderen die Brüder des freien Geistes und ihre Verlockungen. Das Gebet der Gottesfreunde hielt schwerere Gerichte bis jetzt zurück; aber nun sollen sie nicht mehr bitten; denn alle Heimsuchungen, auch das letzte große Sterben waren fruchtlos. Mögen alle anhebenden Menschen sich einen Gottesfreund suchen, alle Einfältigen unter das Kreuz Christi fliehen." Einer Weisung des „Gottesfreundes im Oberland" folgend, errichtete Merswin auf den Trümmern eines Klosters und seiner Kirche auf dem grünen Wörth bei Straßburg eine Pflegestätte für das mystische Leben der Gottesfreunde. In der Kirche zum grünen Wörth hat er (1382) seine letzte Ruhestätte gefunden.

Heinrich Suso, im Jahre 1295 zu Überlingen bei Konstanz geboren, im Dominikanerkloster von Konstanz erzogen, dann in Köln studierend, war einer der begeistertsten Schüler Meister Eckarts. Als der „dichterische Mystiker des Mittelalters" preist er die in den salomonischen Büchern gefundene „ewige Wahrheit", der seine „Minne" gilt. Mit eisernem Griffel schreibt er sich den Namen Jesu auf die Brust. Er weiht sein Leben dem Wirken eines „Gottesfreundes", indem er Seelen gewinnt und einem in der Liebe tätigen Leben zuführt. Gleichfalls durch Eckart, wenn auch nicht in persönlichem Verkehr beeinflußt ist Johann Ruysbroek gewesen, 1293 im Dorfe Ruysbroek bei Brüssel geboren, bis zum 60. Lebensjahre als Weltpriester in Brüssel tätig, dann Prior des Augustinerklosters Grönendal, gestorben 1381. Seine zahlreichen mystischen Schriften fanden begeisterte Leser. Dasjenige Werk der mittelalterlichen Mystik, das die weiteste Verbreitung fand und bis in die Gegenwart Ungezählten als Erbauungsbuch dient, ist das „Buch von der Nachfolge Christi", verfaßt von Thomas a Kempis. 1380 zu Kempen im Erzbistum Köln geboren, durch eine fromme Mutter für ein tieferes, geistliches Leben erzogen, in der Schule von Deventer gebildet, wurde Thomas Augustiner auf dem Agnetenberg zu Zwolle, 1414 zum Priester geweiht, dann Subprior seines Klosters und starb im Jahre 1471. „In allen Dingen habe ich Ruhe gesucht, aber nicht gefunden, als in der Einsamkeit und bei den Büchern," so stand unter seinem Bilde. Ama nesciri, d. h. trachte darnach unbekannt zu bleiben! war der Grundsatz des in der tiefsten Seele demütigen Mannes. Sein Buch gehört keiner Konfession an. Es ist eines der wenigen, die Gemeingut der Christenheit geworden sind. Nächst der Bibel ist es unter allen Büchern am häufigsten gedruckt worden. Es sind in der Tat gedankentiefe Sätze, die sich darin finden. Z. B.: „Was nützt das Wissen ohne Furcht Gottes? Besser ein einfacher Bauer, der Gott dient, als ein stolzer Philosoph, der sich selbst vernachlässigend den Lauf des Himmels betrachtet. — Was nützt es dir, hoch über die Trinität zu disputieren, wenn du der Demut ermangelst, um der Dreieinigkeit zu gefallen? — Je mehr jeder sich stirbt, desto mehr fängt er an Gott zu leben. — Gib dich stets in das Niedrigste und es wird dir das Höchste gegeben werden. — Ohne die Liebe Gottes und des Nächsten nützen keine Werke, wenn sie auch von Menschen gelobt werden, sondern sie sind wie leere Gefäße, die kein Öl haben, und wie Lampen, die in der Finsternis nicht leuchten!" Gewiß kommt in jenem Buche die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben nicht zu ihrem Rechte; gewiß ist es mehr der Christus in uns, als der Christus für uns, auf den es hinweist: aber der Christ, der im Glauben seines Heilands gewiß ist und in aufrichtigem Ernste nach Heiligung seines Lebens strebt, wird immer Perlen in diesem Buche finden, durch welches „ein großartiger Geist unermeßlicher Liebe, die Alles verläßt und Christo nachfolgt, geht."

Aus der Mystik ist auch die Genossenschaft der „Brüder des gemeinsamen Lebens" hervorgegangen. „Angeregt durch die in der Zeit verbreitete Pflege einer volkstümlichen Bearbeitung biblischer Erbauungsstoffe, insbesondere der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, vertiefen sich die Brüder in die Heilige Schrift, vor allem in die evangelischen Darstellungen des vorbildlichen Wandels des Heilands, und suchen von diesem Standpunkte aus und mit diesem Mittel auch das Heil des Volkes. Nachfolge des demütigen Lebens Jesu, negativ durch Welt- und Selbstverschmähung, positiv durch völligste, liebevollste Hingabe an den Herrn, ist ihnen der Inbegriff der rechten Lebensweisheit, weil der rechte Weg, um aus der an Versuchungen, Mühsalen und Trübsalen so reichen Fremde dieses Erdendaseins in die selige Heimat des Himmels zu gelangen." Der Begründer der Genossenschaft war Gerhard Groot, 1340 in Deventer geboren. Reicher Eltern einziges Kind erhielt Gerhard eine sorgfältige Erziehung und studierte in Paris Theologie und Philosophie. Eine glänzende Laufbahn schien seiner zu warten, als Gott ihn durch die Frage eines ernsten Mannes: „Was stehst du hier auf eitle Dinge gerichtet? Du mußt ein anderer werden!" aus seinem weltlichen Leben herausriß. Auf seine Präbenden und die Einkünfte des väterlichen Vermögens verzichtend lebte Gerhard nun drei Jahre zurückgezogen der Selbstbetrachtung, dem Gebet und dem Studium der Heiligen Schrift im Karthäuserkloster Monichhusen bei Arnheim. Zum Diakonus geweiht diente er von da ab dem Volke als Reiselehrer und Reiseprediger. Seine Predigten, in der Sprache des Volkes gehalten, zum Herzen dringend, von Buße und Glauben redend, den hungernden Seelen gesunde Speise bietend, fanden außerordentlichen Anklang und wurden Ungezählten zum Segen. Weil aber Gerhards unerschrockenes Wort auch die Sünden des Klerus nicht schonte, wurde ihm vom Bischof von Utrecht die weitere Predigt untersagt. Gerhard gehorchte. Nicht vor der großen Öffentlichkeit, sondern in der Stille kleiner Kreise nach dem Muster des Klosters Grönendal, wo Ruysbroek einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, sollte er hinfort wirken. In seiner Vaterstadt Deventer schloß er sich mit einer Anzahl gleichgesinnter Freunde zusammen. „Sie förderten durch Unterricht, Anleitung und christliche Ermahnung die Knaben und Jünglinge, welche die Schule zu Deventer besuchten. Sie beschäftigten sich eifrig mit dem vor Erfindung der Buchdruckerkunst so wichtigen Abschreiben der Heiligen Schrift und anderer heilsamer Bücher und brachten diese unter das Volk. Sie wirkten auch in kleineren Kreisen durch Vorträge für christliche Belehrung und

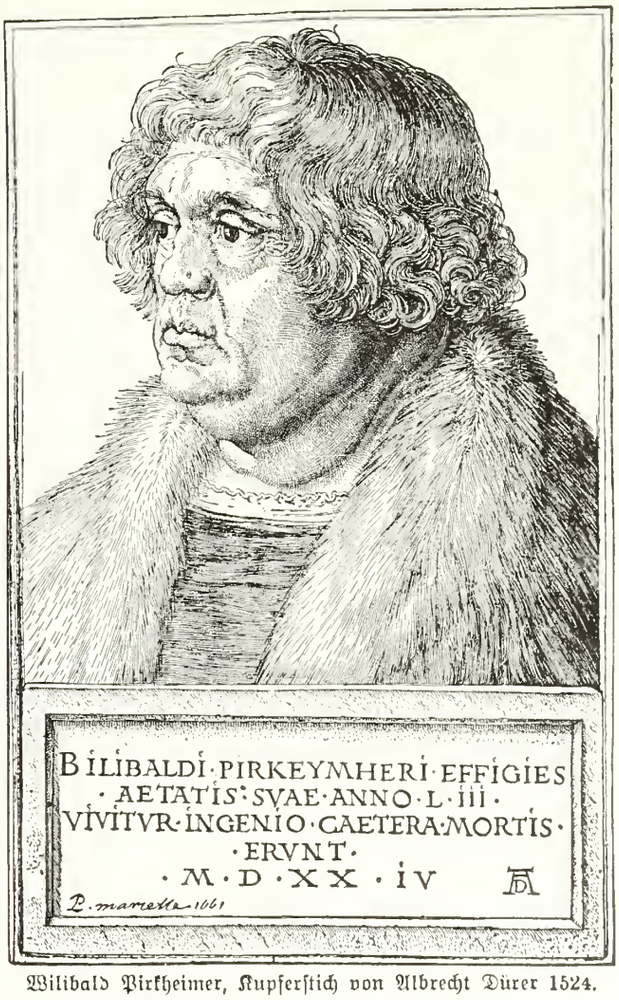
Erbauung." Bald wuchs die Zahl derer, die glücklich im Frieden der Seele und in praktischem Christentum um Gerhard sich sammelten. Dem Rate seines Freundes Florentius Radewins folgend bildete er nunmehr die Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens. Ohne für immer bindende Gelübde lebten die Brüder, Kleriker und Laien nach einer im christlichen Geiste geregelten Lebensordnung in sogenannten Bruderhäusern, die sich hier und da an ein Kloster anschlossen, zusammen. Reicher Segen in der Förderung des Seelenheils des Volkes, besonders der Jugend, ist von dort ausgegangen. Vom Bruderhaus zu Deventer aus haben sich von der Schelde bis zur Weichsel zahlreiche Vereinshäuser gebildet. An Feindschaft des Klerus hat es ihnen nicht gefehlt. Die meisten Häuser der Brüder begrüßten die mit ihnen geistverwandte Reformation, der sie insbesondere durch die Übersetzung der Bibel in die Landessprache vorgearbeitet hatten, mit Freuden und gingen in ihr auf. Wenige haben sich bis ins 17. Jahrhundert behauptet.

Thomas a Kempis hat uns aus dem Munde Gerhards und Radewins' köstliche Worte aufbewahrt, die Zeugnis von dem echt christlichen Geiste beider Männer ablegen. „Es ist etwas Großes, in den Dingen zu gehorchen, die uns zuwider und schwer sind, und das ist der wahre Gehorsam. — Je weiter der Mensch sich von der Vollkommenheit entfernt weiß, desto näher ist er derselben. — Solange der Mensch etwas an sich zu bessern findet, steht es noch gut mit ihm. — Die größte Versuchung ist, nicht versucht zu werden." (Gerhard.) „Die Bücher der Heiligen Schrift sind zu bewahren als der höchste Schatz der Kirche. — Wenn du etwas Gutes tust, so tue es einfach und rein, zur Ehre Gottes, und suche nicht dich selbst darin auf irgend eine Weise. — Besser ist ein geringes Maß des Geistes als große Gelehrsamkeit ohne Frömmigkeit. — Jeder Arbeit schicke ein kurzes Gebet voran! — Sage nie etwas Schlimmes von Jemandem, wenn du damit nicht ihm oder einem anderen nützen kannst. — Wolle keinen beneiden, daß er frömmer ist oder mehr Ruf hat als du, sondern liebe die Gaben Gottes in ihm und du wirst sie dadurch dir selbst zu eigen machen." (Radewins.)

5. Die Kirche und die Wissenschaft.

Während die Kirche sichtbar dem Verfall entgegenging, erwachte im deutschen Volke immer mehr das Bedürfnis nach Wissen, das Verlangen nach Bildung. Die aufblühenden Städte begünstigten die Gründung von Schulen. Neben die im Anschluß an die Klöster oder Kollegiatstifte bestehenden treten neue Schulen, von den Städten im Verein mit dem Stadtpfarrer unter Genehmigung des zuständigen Bischofs ins Leben gerufen. Also auch hier bestand ein enger Zusammenhang mit der Kirche. Die Schüler dienen mit ihrem Gesang bei den Feiern im Gotteshause. Der Schulmeister erhält das Schulgeld und bestimmte Gebühren für seine kirchliche Tätigkeit. Oft verband man sein Amt mit dem des Stadtschreibers oder gewährte ihm die Anwartschaft auf dasselbe. Seine Gehilfen sucht sich der Ludimagister oder Rektor selbst. Entlaufene Mönche, abgesetzte Geistliche, verdorbene Studenten sind unter besseren Elementen je nach der gebotenen Bezahlung seine Kollegen. Von einem festgeordneten Unterricht mag selten die Rede gewesen sein. Die Schöpfung der Schule konnte erst von der Erneuerung des christlichen Volkslebens und der Wissenschaft ausgehen, wie sie die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts anbahnten und die Reformation verwirklichte.

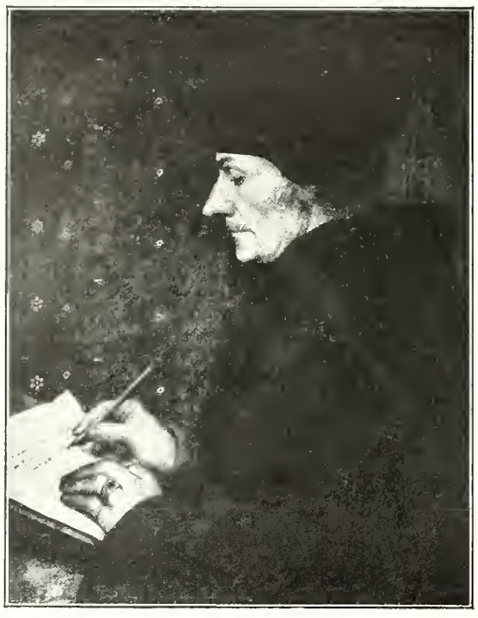
Das Bildungsbedürfnis des deutschen Volkes hat sich vornehmlich auch in der Gründung von Universitäten bekundet. Die Universitäten sind nicht auf deutschem Boden entstanden. Wo ein besonders tüchtiger Lehrer wirkte, sammelte sich ein großer Kreis von Schülern. Weitere Lehrer traten dann hinzu. So bildeten sich Körperschaften von



Wilibald Pirkheimer, Kupferstich von Albrecht Dürer 1524.
„Man lebt durch seinen Geist,
das übrige gehört dem Tode."

Lehrern und Schülern. Die ersten waren die in Paris für Theologie und die zu Bologna für Rechtskunde. Diese wurden in ihren Einrichtungen das Muster für zahlreiche Universitätsgründungen im 14. und 15. Jahrhundert. „Fürsten und Städte des Reichs wetteiferten in der Anlage von Hochschulen; in einem Zeitraum von wenig mehr als hundertfünfzig Jahren folgten sich siebzehn solcher Gründungen, wovon nur zwei, Würzburg (1402) und Trier (1457) sich nicht als lebensfähig bewährt haben. Prag, die älteste unter ihnen (1348), wurde durch die hussitische Bewegung für die deutschen Reichslande und eine Zeitlang selbst für Böhmen so gut wie ganz entwertet, aber Deutschland zählte damals vier wirklich nationale Universitäten, Wien (1365/1384), Heidelberg (1386), Köln (1388)

und Erfurt (1392) und jene tschechische Reaktion gegen das Deutschtum führte bekanntlich zu einer Neugründung in Leipzig (1409). Kurz darauf erhielten auch die deutschen Ostseelande eine Hochschule in Rostock (1419), während der in Böhmen zerrissene Zusammenhang zwischen Deutschen und Slaven auf der polnischen Universität Krakau (1402) eine neue Heimat fand. Nach der Mitte des Jahrhunderts begann eine weitere Folge von Gründungen, Greifswald (1456), Freiburg und Trier (1457), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Tübingen und Mainz (1477), Wittenberg (1502) und Frankfurt an der Oder (1506). Alle diese Universitäten tragen einen kirchlichen Charakter. Sie erhielten sämtlich bei ihrer Stiftung die päpstliche Bestätigung. Wittenberg war die erste Universität, für die erst nachträglich die Bestätigung bei Kaiser und Papst nachgesucht wurde. Der gesamte Wissenschaftsbetrieb wird von der Scholastik beherrscht. Von Wissenschaft im wahren Sinne des Worts kann freilich nicht die Rede sein, auch nicht von theologischer Wissenschaft.



Erasmus von Rotterdam.
Gemälde von Hans Holbein d. J. Nach einem Kohledruck von Ad. Braun in Dornach i. E.

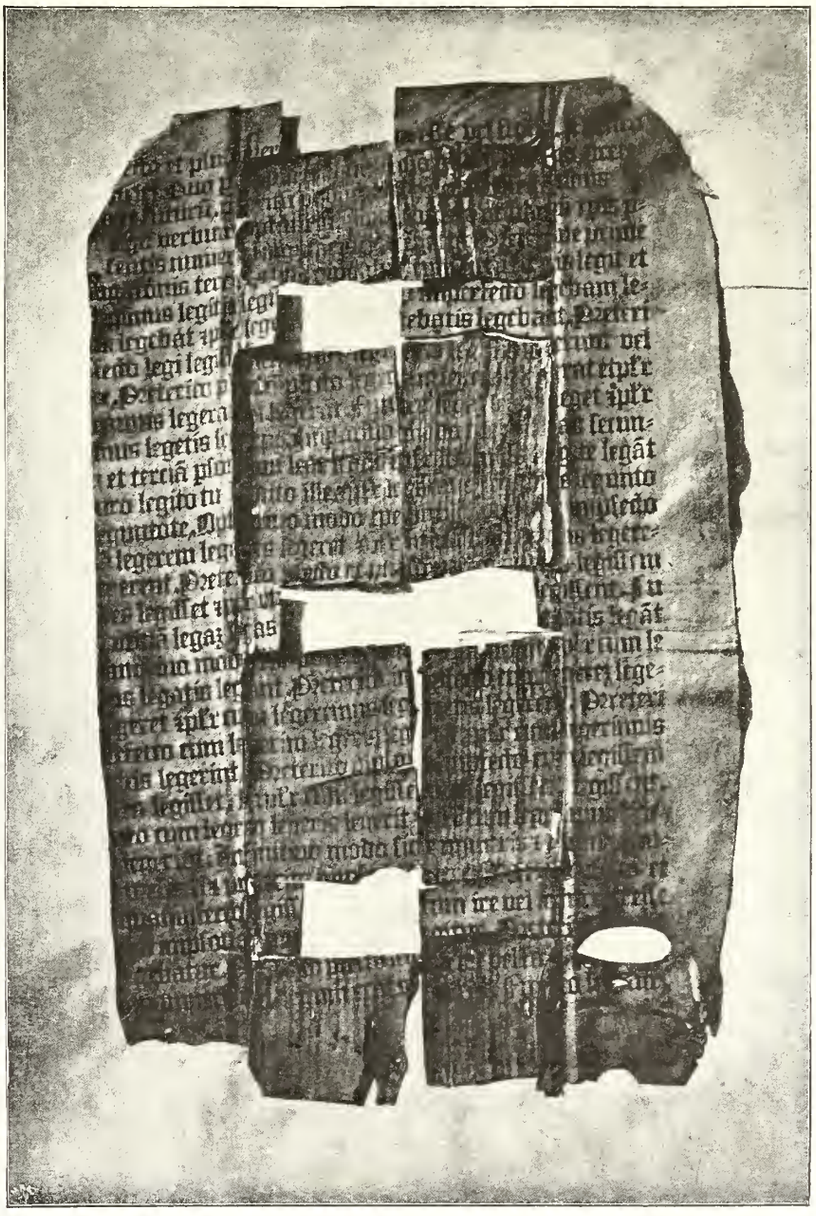
Einst hatte die Scholastik die Lehre der Kirche als von vornherein unumstößlich feststehend angesehen und ihre Aufgabe darin erblickt, durch das Denken ihre Wahrheit zu erhärten. Sie beging dabei den großen, verhängnisvollen Fehler, daß sie als Christentum nicht die evangelische Lehre des Neuen Testaments ansah, sondern das Gebäude der Kirchenlehre, die „sich in der Zeit zwischen dem Urchristentum und dem Mittelalter gebildet hatte und dann durch eine fortschreitende Verbildung des echten Christentums immer mehr vom Urbilde abgewichen war." Kein vernünftiges Denken wird jemals die Wahrheit und Gültigkeit dieses Gebäudes erhärten können. Die Scholastik kam selbst zur Erkenntnis dieser Unmöglichkeit. Wilhelm Okkam (gest. 1347) erklärte, daß Philosophie und Theologie nicht in Einklang zu bringen seien. Aber er forderte die Beugung vor der Lehre der Kirche. Immer mehr artet die Scholastik in Spitzfindigkeiten aus. Die Universitäten werden zu Stätten inhalt- und zwecklosen Schulgezänks unter den verschiedenen Richtungen der Scholastiker, Thomisten und Skotisten, Realisten und Nominalisten. Dabei steht die aristotelische Philosophie im Mittelpunkt des Studiums. In dem Heiden Aristoteles erblickt man einen Vorläufer Christi, „der seines heiligen und kostbaren Todes teilhaftig zum Throne der ewigen Seligkeit befördert wurde."

Während die Scholastik in sich selbst verkam, hielt der Humanismus in Deutschland seinen Einzug. Nie war auf deutschem Boden seit der Zeit Karls des Großen die klassische Literatur des Altertums völlig vergessen. Im 15. Jahrhundert aber sollte die Beschäftigung mit derselben ein ganz neues Leben wecken. Von Italien ging die Bewegung aus. Hier hatte das klassische Studium durch die neuen Beziehungen zu Griechenland lebhafte Förderung erfahren. Seit dem Unionskonzil von Florenz (1439) und seit der Eroberung Konstantinopels (1453) kamen viele Griechen nach Italien und fanden an den glänzenden, Kunst und Wissenschaft pflegenden Fürstenhöfen freundliche Aufnahme und begeisterte Schüler. Eine neue Welt erschloß sich im klassischen Altertum, mit Freuden begrüßt von einer Zeit, der die erstarrte und verkommende Kirche für Geist und Herz nichts mehr gewährte, der froher Lebensgenuß und heitere Lebensweisheit, wie die Schriften der Alten sie boten, als ein Ersatz für ein im Unglauben verlorenes Jenseits hochwillkommen war. Die neue Geistesrichtung, der Humanismus, erkannte den Menschen als Menschen wieder, d. h. als ein Individuum, das nicht nur als ein Glied irgend einer Genossenschaft existiert, sondern auch für sich etwas ist. In stolzem Freiheitsgefühl wirft er manche Schranke nieder, die bisher als eine selbstverständliche galt. Er macht nicht mehr Halt vor dem durch das Herkommen oder die Autorität Feststehenden. Das Auge wird geöffnet für die umgebende Welt und ihre Schönheit. Frei will man das Schöne genießen und seine Umgebung schön gestalten. Von Italien kam der Humanismus über die Alpen. Wir finden ihn zuerst „an den herkömmlichen Stätten des Handelsverkehrs mit Italien: in den Reichsstädten Schwabens, besonders Augsburg, ferner in Nürnberg und in geradezu überraschender Entfaltung auf der großen überländischen Verbindungsstraße Italiens mit den Niederlanden, am Rheine. Eine wahrhafte Fülle der Talente sprießt in diesen rheinischen Landen aus dem Boden. Weithin strahlt der humanistische Ruhm der kurpfälzischen Hochschule zu Heidelberg; zu Basel hat Desiderius Erasmus von Rotterdam seine Wohnung genommen; Straßburg, Worms, Köln stehen gleich jenen in der Gelehrtengeschichte der Zeit voran, und an Mainz haftet das Verdienst der neuerfundenen Buchdruckerkunst, welche ja mit der ganzen Entwicklung des neuen Geistes und der neuen Bildung in engster Wechselwirkung steht. Und hiermit erschöpft sich die Bedeutung des Rheinlandes für den Humanismus noch lange nicht, auch an seine kleineren Städte knüpfte sich vielfach der Ruhm ihrer Söhne, so an Bretten, die Heimat Melanchthons, Pforzheim, die Geburtsstadt Reuchlins, das kleine Ettlingen, ferner Kolmar und ganz vor allen Schlettstadt, von wo neben anderen Wimpheling und Beatus Rhenanus ihren Ausgang nehmen." Der deutsche Humanismus war aber ein anderer als der italienische. Er sucht das Schöne in der Bildung auf wissenschaftlichem, sittlichem und künstlerischem Gebiete. Er greift zurück auf die deutsche Vergangenheit. Deren Schönheit und Größe erfreut ihn; mit ihrer Darstellung will er die Gegenwart erfreuen. Das macht den deutschen Humanismus praktisch und volkstümlich. Mit der Betonung des Nationalen, mit der Weckung des Volksbewußtseins arbeitet er zugleich

der Befreiung von dem keine Nation in ihrer Besonderheit anerkennenden Papsttum vor. Weniger an den Fürstenhöfen, als an Universitäten und Schulen finden sich die Humanisten zusammen. Überhaupt begegnen wir unter ihnen nur wenigen Gestalten aus dem Adel, wie einem Ulrich von Hutten. Bürgerliche Kreise sind es vornehmlich, die vom Humanismus ergriffen werden und ihn pflegen.

Wir müssen uns hier beschränken auf die Darstellung des Humanismus in seiner Bedeutung für die Reformation. Aber weil der Humanismus zweifellos an sich schon der Reformation mit die Bahn bereiten half, soll auch hier wenigstens gedacht werden eines Jakob Wimpheling (1450 bis 1528), der in seiner Germania beweisen will, daß das linke Rheinufer mit zu Gallien gehört hat, eines Konrad Celtes (1459—1508), der Hrotsuithas Dramen (siehe Seite 55) wieder entdeckt und herausgibt, eines Johann Tritheim (1462 bis 1516), der in wissenschaftlich allerdings bedenklicher Art, die Quellen zu benutzen, in seinen Schriften Deutschland verherrlicht und den Grund zu einer allgemeinen Gelehrten- und theologischen Literargeschichte legt, eines Wilibald Pirkheimer, 1470—1530), der über die früheste deutsche Geschichte schreibt, eines Beatus Rhenanus (1485 bis 1547), der Heinrichs IV. Sachsenkriege besingt und Geilers Lebensgang schildert. Und wie viel Namen ließen sich diesen noch hinzufügen! Sie alle aber werden an Bedeutung insbesondere auch für die Reformation überragt durch die beiden: Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam.

Johann Reuchlin, im Jahre 1455 zu Pforzheim geboren, studierte in Basel bei einem griechischen Flüchtling die griechische Sprache, hielt selbst griechische Vorlesungen, wich aber der Feindschaft der geistlichen Lehrer der Universität und wandte sich nach Paris, wo er seine griechischen Kenntnisse vervollkommnete. Nach längerem Aufenthalt in Frankreich kehrte er 1481 nach Deutschland zurück, ließ sich als Advokat in Tübingen nieder und hielt zugleich an der Universität Vorlesungen über die griechische Sprache. Als er im Jahre 1492 den Grafen Eberhard im Bart von Württemberg auf einer Reise nach Linz zu Kaiser Friedrich III. begleitete und dort längere Zeit verweilte, ließ er sich von dem kaiserlichen Leibarzt, einem gelehrten Juden, im Hebräischen unterrichten, um die Kabbala, „die mystische Überlieferung des Judentums, als dem Adam geoffenbarte Urweisheit", zu studieren. Nach Eberhards Tode (1496) wandte sich Reuchlin nach Heidelberg und wurde bald vom Kurfürsten von der Pfalz als Erzieher an den Hof berufen. Stets blieb Reuchlins Hauptinteresse den griechischen und hebräischen Studien gewidmet. Im Jahre 1506 gab er eine hebräische Grammatik heraus. Sein Eifer für die hebräische Sprache hat ihn später in einen erbitterten Streit geführt. Ein zum Christentum übergetretener Jude Pfefferkorn forderte die Verbrennung aller hebräischen Bücher, weil in denselben Lästerungen gegen Christus ständen. Der Inquisitor Hoogstraten in Köln und Johann Reuchlin wurden vom Kaiser um ihr Gutachten in dieser Angelegenheit gebeten. Ersterer stellte sich auf den Standpunkt Pfefferkorns. Reuchlin erklärte: „die Verbrennung, die ja doch nur in Deutschland stattfinden könne, sei jedenfalls vergeblich, auch sei dem Christentum der geistige Kampf allein heilsam, es sei stark genug, die angeblichen Schmähungen

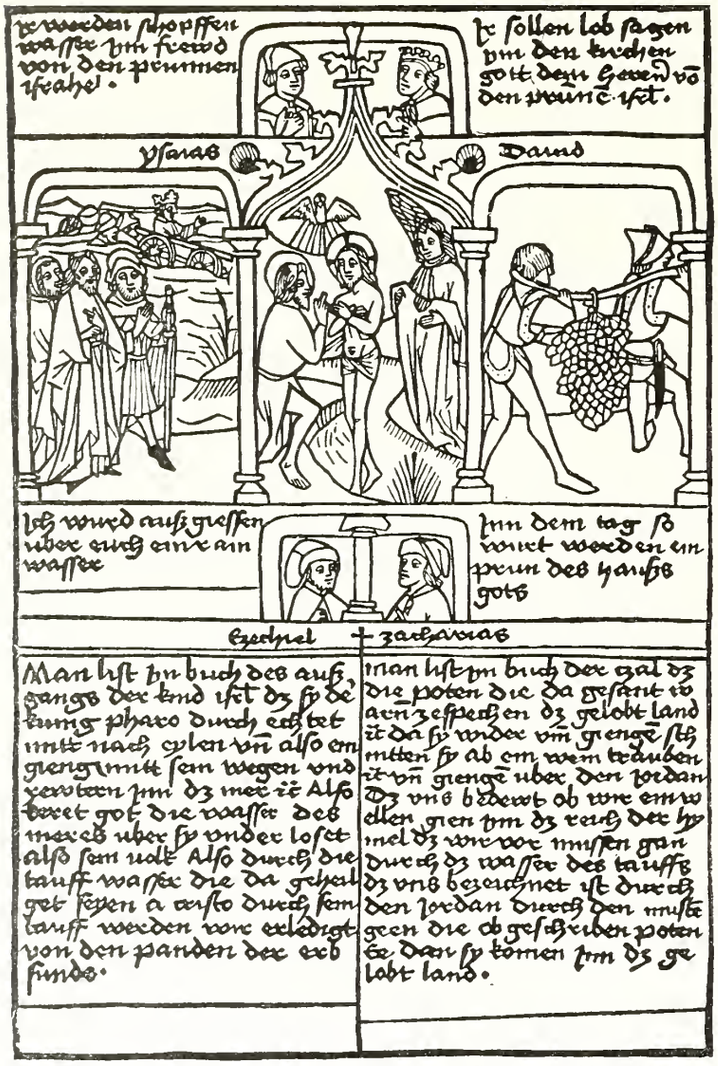


Fragment eines Donat aus der Gutenberg-Presse.

zu widerlegen. Statt zu verbrennen solle man bekehren durch Belehren." Nun entspann sich ein lebhafter literarischer Kampf zwischen Hoogstraten und Pfefferkorn einerseits und Reuchlin andererseits. Das vom Humanismus ergriffene Jungdeutschland aber scharte sich um Reuchlin und richtete in den Briefen der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) gegen Scholastik und Bettelmönchere die Waffe beißenden Spottes. Reuchlin selbst aber wurde in Wort und Bild als Triumphator über die Borniertheit der Mönche und den blinden Fanatismus der Ketzerrichter gefeiert. In Ingolstadt und Tübingen hat Reuchlin die

letzten Jahre seines Lebens akademischer Tätigkeit gewidmet. Er starb im Jahre 1523.

Erasmus, geboren 1465 zu Rotterdam, empfing auf der Schule zu Deventer die erste Anregung für die klassischen Studien. Die Not, in die er nach dem Tode der Eltern geriet, nötigte ihn zum Eintritt in das Kloster zum Steyn bei Gouda. Er hat den Schritt tief beklagt. Aber gerade der Aufenthalt im Kloster öffnete ihm den Blick für die Schäden der Kirche und wurde die Veranlassung, daß er den Humanismus in den Dienst der kirchlichen Refor-



Eine Seite aus einer Armenbibel von 1471. Es waren dies biblische Bilderbücher mit dazu gehörigen Textstellen, die als wohlfeile Hefte große Verbreitung fanden.

mation zog. Wie eine Befreiung erschien es ihm, als ihn der Bischof von Cambray im Jahre 1491 in seine Umgebung berief und zur Vollendung seiner Studien nach Paris sandte. Gegen Ende des Jahrhunderts hielt sich Erasmus längere Zeit in England auf. Im Verkehr mit den Humanisten daselbst gewann er die Überzeugung, daß „das Christentum, in seiner Wahrheit verstanden, mit der neuen Geistesbildung durchaus nicht unverträglich sei," daß „statt der Scholastik die Schrift wieder in den Mittelpunkt der Theologie gestellt, aber nicht als ein Inbegriff von Dogmen, sondern als eine praktische Weisheitslehre aufgefaßt werden müsse;" zugleich aber fand er dort „das Vorbild für jene schonende Rücksicht und jene schmiegsame Unterwürfigkeit unter die bestehenden kirchlichen Ordnungen." Mit größtem Eifer wandte sich nun Erasmus dem Studium des Griechischen zu in der Absicht, das theologische Studium weiter auf das Neue Testament zurückzuführen. Auf diesem Gebiete liegt sein Hauptverdienst. Im Februar 1516 erschien seine Ausgabe und Erklärung des griechischen Neuen Testaments, Papst Leo X. gewidmet, dem Erasmus aufs dringendste empfiehlt, „die Christen wieder aus den evangelischen und apostolischen Schriften selbst mit den Geboten ihres Meisters bekannt zu machen." Zahlreiche Nachdrucke erschienen. Erasmus selbst veranstaltete mehrere neue Ausgaben. Die zweite hat Luther seiner Übersetzung des Neuen Testaments zugrunde gelegt. Die Wertschätzung der Bibel ist ein Punkt, in dem Erasmus sich aufs engste mit den Reformatoren berührt. Und doch ist er weit von diesen entfernt gewesen. Wohl bekämpft auch er die Verweltlichung der Kirche, den Zeremoniendienst, das Mönchtum u. a. Aber es fehlt ihm der Ernst des Gewissens, das Hungern und Dürsten nach Vergebung der Sünden und Frieden mit Gott, darum auch der Mut, für die Wahrheit und für seine Überzeugung unentwegt und opferbereit einzutreten. Darum hat er es auch nicht über sich gebracht, Luther zu folgen, sondern meinte, diesen zur Mäßigung und zur Schonung des Papstes ermahnen zu müssen. Er starb im Jahre 1536 und fand im Münster zu Basel seine letzte Ruhestätte.

Das Verhältnis des Humanismus zur Reformation ist verschieden beurteilt worden. Die einen erklären die Reformation für die folgerichtige Fortsetzung des Humanismus. Die anderen sagen: Der Humanismus war der Geistesfrühling einer neuen Zeit; die Reformation hat ihn vernichtet. Die dritten rechnen den Humanismus zu den vorreformatorischen Elementen. Das letzte Urteil kommt der Wahrheit am nächsten. Der Humanismus schuf durch sein Studium des Griechischen und Hebräischen die wissenschaftliche Grundlage für die Reformation, die Möglichkeit zu den lauteren Quellen zurückzukehren. „Niemand hat gewußt," sagt Luther, „warum Gott die Sprachen herfür ließ kommen, bis daß man nun allererst sieht, daß es um des Evangelii willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren und dadurch des Endchrists Regiment aufdecken und zerstören."

Und doch welch ein weiter Unterschied zwischen Humanismus und Reformation! Der Mann, der zum Reformator werden sollte, mußte wohl auch durch die Wissenschaft des Humanismus hindurchgehen, aber sein Werk mußte getragen sein von dem tiefsten Ernste, von Herz und Gewissen; sein Ziel durfte nicht sein Genießen, sondern Gottfinden, durfte nicht auf ästhetischem, sondern auf religiösem Gebiete liegen; der Mann durfte nicht um des lieben Friedens willen schließlich der herrschenden Kirche sich wieder fügen, sondern mußte treu seinem Gewissen mit Einsetzung selbst des Lebens für die einmal erkannte Wahrheit eintreten; der Mann durfte nicht nur mit den Waffen des Spottes, sondern mußte mit dem Schwerte des Geistes kämpfen; der Mann durfte die Heilige Schrift nicht nur als ein wertvolles Denkmal des Altertums ansehen, sondern mußte in ihr finden das Evangelium von Christo, welches ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.

6. Die kirchliche Literatur.

Die kirchliche Literatur unserer Periode ist im Vorhergehenden bereits mehrfach berührt worden. Dennoch bleibt ein weites Gebiet derselben zu besprechen übrig. An kirchlicher Poesie fehlt es auch unserer Zeit nicht. Das Verlangen nach Betätigung der Gemeinde im Gottesdienst durch deutschen Gesang erwacht immer mehr. Trotzdem mag nur selten, wohl kaum außer an den hohen Festen ein deutsches Lied im Gottesdienst angestimmt worden sein. Bekannte Volkslieder dichtete man in geistliche Lieder um. Lateinische Lieder wurden übersetzt oder man fügte zwischen die lateinischen Zeilen deutsche ein, wie in dem bekannten: „In dulci jubilo, Nun singet und seid froh". Die Kirche nahm dem deutschen Kirchenlied gegenüber eine ablehnende Haltung ein. Erst die Verdeutschung des Gottesdienstes durch die Reformation konnte auch eine Blüte des deutschen Kirchenliedes herbeiführen. An Kräften, die deutsche geistliche Lieder schaffen konnten, fehlte es im fünfzehnten Jahrhundert nicht. Es sei hier nur erinnert an Heinrich von Laufenberg und Johann Tauler. Wie innig des ersteren Lied vom Heimweh der Seele:

Ich wollt, daß ich daheime wär
Und aller Welte Trost entbehr'.
Ich mein, daheim im Himmelreich,
Da ich Gott schaute ewiglich.
Wohlauf, mein' Seel, und richt dich dar!
Da wartet dein der Engel Schar.

Wenn nicht all Welt ist dir zu klein,
Du kommest niemals wieder heim.
Daheim ist Leben ohne Tod
Und volle Freuden ohne Not.
Da ist Gesundheit ohne Weh,
Und währet heut und immermeh.

Da sind doch tausend Jahr als heut
Und ist auch Verdrießen nit.
Wohlauf, mein Herz und all mein Mut
Und such das Gut ob allem Gut!
Was das nit ist, das schätz gar klein
Und jammer allzeit wieder heim!
Du hast doch hie kein Bleiben nit,
Es sei morgen oder es sei heut.
So es denn anders nit mag sein,
So flieh der Welte falschen Schein.
Bereu die Sünd und bessre dich,
Als wollteſt morgen gen Himmelreich.
Ade, Welt, Gott gesegne dich!
Ich fahr dahin gen Himmelreich.

Und echt volkstümlich Taulers Weihnachtslied:

Es kommt ein Schiff gefahren,
Es bringt ein' schöne Last,
Darauf viel Engelscharen
Und hat ein' großen Mast.

Das Schiff kommt uns geladen,
Gott Vater hat's gesandt:
Es bringt uns großen Staden (Hilfe),
Jesum unsern Heiland.

Das Schiff kommt uns geflossen,
Das Schifflein geht an Land,
Hat Himmel aufgeschlossen,
Den Sohn herausgesandt.

Maria hat geboren
Aus ihrem Fleisch und Blut
Das Kindlein auserkoren,
Wahr Mensch und wahren Gott.

Es liegt hier in der Wiegen,
Das liebe Kindelein,
Sein Gesicht leucht wie ein Spiegel,
Gelobet mußt du sein.

Maria, Gottes Mutter,
Gelobet mußt du sein:
Jesus ist unser Bruder,
Das liebe Kindelein.

Möcht ich das Kindlein küssen
An sein' lieblichen Mund,
Und wär ich krank, für gewiß,
Ich würd davon gesund.

Maria, Gottes Mutter,
Dein Lob ist also bereit.
Jesus ist unser Bruder,
Gibt dir groß Würdigkeit.

Die Passionsspiele, von denen wir oben (S. 84) hörten, erfahren in unserer Periode eine bedeutende Erweiterung. Man beschränkt sich nicht mehr auf die Darstellung der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu oder neutestamentlicher Stoffe überhaupt, sondern man greift auf das Alte Testament zurück. Besonders beliebt ist die Vorführung von Legenden aus dem Leben der Maria, Dorothea, Katharina und anderer Heiligen. Der Mühlhausener Meßpriester Theodor Schernbeck behandelt (1480) in seinem Spiel von der Frau Jutte die Sage von der Päpstin Johanna. „In diesem noch mit der dreiteiligen Bühne von Himmel, Erde und Hölle ausgestatteten Spiele verwenden sich Maria und der heilige Nikolaus für die von den Teufeln verhöhnte und in der Hölle empfangene Päpstin beim Heiland, der sie freundlich aufnimmt." Neben dem geistlichen Drama bildet sich immer mehr das weltliche aus. Die

Universitätskolleg im 14. Jahrhundert. Miniaturmalerei von Laurentius da Valtolina.

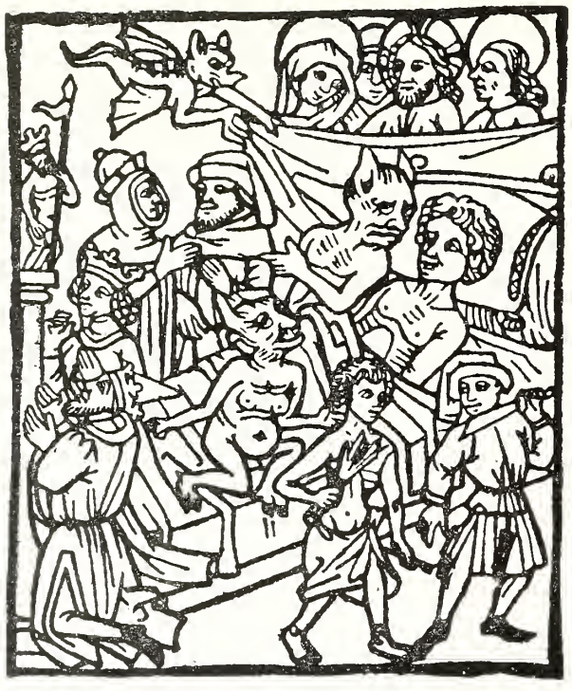
„Fastnachtsspiele" geißeln die sittlichen Gebrechen der menschlichen Gesellschaft, ohne die der Geistlichkeit zu schonen.

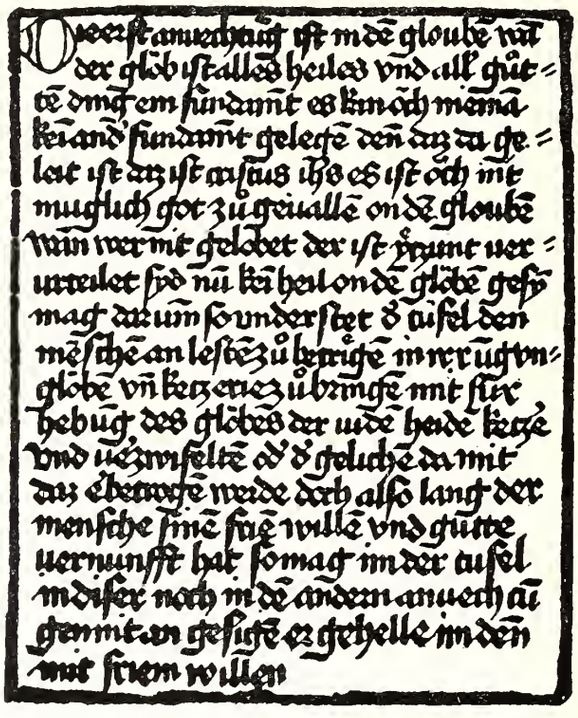
Unter den deutschen Schriftstellern am Ausgang des Mittelalters verdient auch in kirchlicher Beziehung besondere Erwähnung Sebastian Brant, dessen Schrift „Narrenschiff" bezeichnend für die kirchliche Anschauung weiter Kreise am Ende des 15. Jahrhunderts ist. Im Jahre 1457 oder 1458 zu Straßburg geboren, studierte Brant in Basel, wo er ganz von den Gedanken des Humanismus ergriffen wurde, die Rechte und blieb dort bis 1501, akademischer und schriftstellerischer Tätigkeit sich widmend. Von da ab bis zu seinem Tode (1521) hat er seiner Vaterstadt als Syndikus gedient. Im Jahre 1494 erschien sein „Narrenschiff". Darin „rügt er in Wort und Bild ohne Scheu die Gebrechen in dem äußeren Leben der alten Kirche, den Unglauben und die Unsitte, denen sie nicht steuert, die kindisch verehrte Gelehrsamkeit, die ja ihr nur dient: aber er scheut sich, er hält zurück, wo es in diesen

Dingen auf das Innere und auf Höheres geht, ja er steht für das Alte mit streithaftem Eifer ein, und wie er in lateinischer Dichtung die Jungfrau Maria und die Heiligen Roms hat überschwänglich lobpreisen mögen, so beklagt er im Narrenschiff mit Zorn, wie St. Petri Schifflein schwanke, und schilt die Ketzer und sieht von dem vielen Bücherdrucken auch nach dieser Seite hin nur Unheil."

In unsere Periode fällt die Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon vor diesem in seiner Bedeutung kaum zu ermessenden Ereignis war man auf eine leichte Vervielfältigungsart bedacht. Man schnitt den Text einer ganzen Seite auf eine Holzplatte. So entstanden die sogenannten Tafeldrucke und Blockbücher. Sämtliche Erzeugnisse dieser Kunst, bei der auch das Bild als Holzschnitt eine ausgedehnte Verwendung fand, dienen der Erbauung und Belehrung. Manches Heiligenbild wurde so vervielfältigt, mit wenig oder keiner Schrift oder auch mit einem Gebete versehen. Unter den Blockbüchern nennen wir zuerst die lange zuvor bereits handschriftlich verbreitete Armenbibel (Biblia pauperum), so genannt, weil das Bild darin einen Hauptteil einnimmt, sie also für Arme und Ungebildete berechnet war. Noch herrscht darin meist die lateinische Sprache — erst als der bewegliche Letterndruck ins Volk hinunter stieg, begann die Armenbibel deutsch zu reden —, ein Beweis dafür, daß die Armenbibel zunächst „ein Unterrichtsmittel in der Hand des Lesekundigen für die Unkundigen" sein sollte. Andere Blockbücher behandeln nur einzelne Teile der Bibel, so die Bücher der Könige, die Apokalypse oder das Leiden Christi. Der „Heilsspiegel" will das Erlösungswerk von Anfang bis zu Ende in Wort und Bild vorführen. Eine Art Katechismus bieten die „Zehn Bott für die ungelernte leut", das Apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser in Tafeldrucken. Große Verbreitung fanden die 24 Blätter, welche die „Kunst zu sterben" lehren. „Auf den Bildern streiten sich die bösen und die guten Geister um die Seele des Kranken, indem jede Partei ihn zu ihren Ansichten zu bekehren sucht; die Worte derselben sind auf kurzen Spruchzetteln verzeichnet. Die Textseiten enthalten Anweisungen zu einem seligen Tode." Die „Merkekunst" (Ars memorandi) will mit Hilfe von Bildern nebst Zahlen den Inhalt der Evangelien leicht einprägen. Das „geistliche und weltliche Rom", ein in handlichem Oktavformat gedrucktes Blockbuch, war „eine Art Reisehandbuch und Legendenbuch für den nach Rom ziehenden Pilger". In zahlreichen Ausgaben erschien der „Totentanz" (siehe Kunstanhang), eine Reihe von Bildern mit kurzer, gereimter Wechselrede zwischen dem Tod und dem Menschen.

Hatte bereits der Tafeldruck eine weite Verbreitung von Bildern und literarischen Erzeugnissen ermöglicht, so tat das in noch ganz anderem Maße der Druck mit Hilfe beweglicher Lettern, die Erfindung des unsterblichen Mainzer Stadtkindes Gutenberg (Johannes Gensfleisch zum Gutenberg): „die bisher gefesselten Lettern voneinander loszulösen, ihnen eine so sorgsam berechnete Form zu geben, daß sie bei jeder beliebigen Aufeinanderfolge sich harmonisch und lückenlos zusammenfügten, und vor allem sie aus einem Stoffe herzustellen, der ihnen Widerstandskraft genug selbst für vielfache Benutzung gab." Eine Erfindung von ungeheurer Bedeutung! Eine Fügung Gottes, daß sie dreiviertel Jahrhundert vor der Reformation ans Licht kam, als das „höchste und letzte Geschenk", sagt Luther, „durch welches Gott die Sache des Evangelii forttreibt." Die Kunst des Buchdrucks hat die Bildungsverhältnisse aller Länder umgestaltet; ja, es fehlt nicht an Zeichen dafür, daß schon manche Altersgenossen des Erfinders eine Ahnung besaßen, als beginne mit dem sinkenden 15. Jahrhundert ein neues Zeitalter. Rein äußerlich schon mußte man den Umschwung erkennen. Wenn früher nur wohlhabende Leute sich in den Skriptorien der





Eine Seite aus der deutschen Ausgabe der Ars moriendi. (Kunst zu sterben.) Eine Seite zur links stehenden Abbildung.

Klöster einzelne kostbare Handschriften hatten herstellen lassen, so konnte nun in der Halle des Buchhändlers bald auch der gemeine Mann gedruckte Büchlein um geringen Preis zu eigen erwerben. Wenn im Mittelalter das Schriftwesen und die Kunst des Lesens mit verschwindenden Ausnahmen an den geistlichen Stand gebunden gewesen waren, so gab die neue Erfindung, die eine bürgerliche war, mit einem Schlage dem Laien ein gewaltiges Übergewicht der Bildung über den bisher allzu exklusiven Klerus."

Man veranschlagt die Zahl der bis zum Jahre 1500 im Abendland gedruckten Werke auf 25000 und nimmt für jedes eine Auflage von 500 Exemplaren an. Das ergibt $12^1/_2$ Millionen Bücher, die in den ersten fünfzig Jahren der neuen Kunst ausgegangen sind. Sechs Siebentel davon gehören dem religiösen Gebiete an: welch eine ungeheure Beeinflussung desselben durch den Buchdruck! Nachdem die junge Kunst durch den Druck der mittelalterlichen Lateingrammatik, des Donatus (siehe S. 101), und zahlreicher Ablaßbriefe sich bewährt hatte, ging Gutenberg vermutlich im Jahre 1453 an die Herstellung seiner 42zeiligen lateinischen Bibel, die im Jahre 1456 in zwei Foliobänden erschien. „Von dieser Bibel, welche in ihrer typographischen Ausführung eine Kostbarkeit ersten Ranges ist, sind noch 31 Exemplare, und zwar 10 auf Pergament, 21 auf Papier gedruckte, vorhanden. Man nimmt an, daß die ganze Auflage nicht größer als 100, wovon ein Drittel auf Pergament gedruckt ward, gewesen ist. Natürlich haben sich die größten Büchersammlungen bemüht, Exemplare dieses seltenen und prächtigen typographischen Werkes in ihren Besitz zu bekommen und wirklich ist es den meisten gelungen (so Berlin, London, Paris, Rom, Dresden, Leipzig u. a.). Nach dem Druck war das Werk noch nicht vollendet; die leeren Räume zu Anfang eines Abschnittes füllte der Kalligraph mit schönen Initialen aus, dann kam der Rubrikator, oft dieselbe Person mit jenem, welcher die Abschnitte oder bedeutenden Wörter durch rote Farbe hervorhob, und endlich der Ligator, der das Buch einband." Kein Wunder, wenn für ein solches Kunstwerk gegen 100000 Mark bezahlt wurden! Und was würde heute eins kosten! Nach Vollendung der 42zeiligen Bibel ging Gutenberg an den Druck des lateinischen Psalters mit eingedruckten verschiedenfarbigen Initialen, dann an die Ausgabe einer 36zeiligen Bibel. Gutenbergs letztes großes Werk war der Druck des „Katholikon" von 1460, eines im Mittelalter viel benutzten lexikalisch-grammatikalischen Sammelwerkes. Am Ende desselben stehen Gutenbergs allezeit denkwürdige Worte: „Unter dem Schutz des Höchsten, auf dessen Wink die Zungen der Unmündigen beredt werden, und der gar oft den Einfältigen kundgibt, was er den Weisen verhüllt, ist dieses herrliche Buch Katholikon nicht mit Hilfe des Rohres, des Schreibstifts oder der Feder, sondern vermöge der wunderbaren Übereinstimmung, Anpassung und Gleichmäßigkeit der Patronen und der Formen gedruckt und fertiggestellt worden im Jahre 1460 nach der Menschwerdung unseres Herrn in der lieben Stadt Mainz ruhmreicher deutscher Nation, die Gott in seiner Gnade durch eine so hohe Erleuchtung des Geistes und sein freiwilliges Geschenk vor allen Völkern der Erde auszuzeichnen und berühmt zu machen gewürdigt hat."

Von größter Wichtigkeit für die Verbreitung der Buchdruckerkunst war das Jahr 1462. Adolf von Nassau siegte über Diether von Isenburg, der wie er nach dem Mainzer Bistum strebte, hielt in Mainz seinen Einzug und vertrieb eine Anzahl seinem Nebenbuhler geneigter Bürger, darunter einige Gesellen Gutenbergs. Sie haben die Kunst und ihr Geheimnis hinausgetragen. Bald „tun sich in allen wichtigen Städten längs des Rheins, dann in Bayern und in immer weiteren Kreisen Druckereien auf. Hat es doch schon im 15. Jahrhundert allein in Deutschland fast 250 selbständige Meister gegeben". Auch die neuen Druckereien stellen Bibeln her — ein Beweis dafür, wie man nach Gottes Wort hungerte! In Straßburg druckt 1466 Johann Mentell, 1468 Heinrich Eggestein eine deutsche Bibel. Der berühmteste deutsche Buchdrucker des 15. Jahrhunderts war nächst Gutenberg selbst ohne Zweifel Anton Koberger in Nürnberg, der zu seinen 24 eigenen Pressen noch andere in Basel und Lyon beschäftigte und Niederlagen in Augsburg, Basel, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Ulm, Wien, Venedig und anderen Orten hielt. Neben einer ganzen Reihe deutscher, zumeist illustrierter Bibeln lieferten diese Druckereien zahlreiche Erbauungsliteratur ähnlichen Inhalts wie die Blockbücher, dazu „Plenarien", d. h. Postillen mit den evangelischen und epistolischen Perikopen samt Auslegungen, Predigtsammlungen, insbesondere des genannten Geiler von Kaisersberg, Heiligenleben und anderes.

Anfangs hatte die Kirche den Buchdruck mit Freuden gefördert. „Hatte er doch in seiner ersten praktischen Leistung, den zu Anfang der fünfziger Jahren gedruckten Ablaßbriefen, den vollgültigen Beweis seiner Brauchbarkeit geliefert und ließ er sich doch ebensogut zur Uniformierung des Gedankens, zur besseren Beaufsichtigung der kirchlichen Lehrsätze und zur Ausschließung ketzerischer Ansichten, kurz zur Förderung geistlicher Zwecke überhaupt verwenden." Darum preist ein Karthäusermönch die neue Kunst als „die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen bereichert und erleuchtet worden ist." Als freilich die Kirche die Gefahr erkannte, die ihr aus der durch den Buchdruck geförderten Bibelverbreitung erwuchs, fing sie an anders zu urteilen. Jetzt diente die zuvor als „göttlich" gepriesene Kunst zur Verwirrung der Geister, zur falschen Erklärung der heiligen Schrift, zur Verbreitung der Irrlehre. Selbst ein Geiler von Kaisersberg klagt: „Es ist fast ein bös Ding, daß man die Bibel zu deutsch druckt." Und Sebastian Brant ruft:

„Falscher Glaub und falsche Lehr,
Die wachsen von Tag zu Tag mehr,
Wozu die Drucker tüchtig steuern."

Aber die Kirche war der neuen Kunst gegenüber machtlos. Diese führte trotz des Eifers römischer Kleriker die Bibel ins Volk. Bibelfeste Leute begegnen uns in den schlichtesten Kreisen. So wird von einem Bauern in Villingen erzählt: „der kunt lesen und kunt schier die ganze Bibel ußwendig und wo er hinkam, so disputiert er mit den Priestern, wo stot dies in der Bibel und jenes." So mag die heilige Schrift manchem die Augen über die Mißbräuche der Kirche geöffnet und damit in der Stille der Reformation vorgearbeitet haben. Aber wiederum bedurfte

es eines Mannes, der auf den Kern der Schrift hinwies, auf die durch den Glauben zu ergreifende, allein seligmachende Gnade in Jesus Christus, dem einigen Mittler.

7. Die kirchliche Kunst.

In der Zeit, da die Kirche an Haupt und Gliedern tiefer und tiefer sank, rettete sich Glaube und Frömmigkeit in das Herz des deutschen Bürgertums. Die deutschen Städte wurden auch Pflegerinnen der Kunst. Überall begegnet uns die sinnige Freude an ihren Gebilden. Aus dem Bürgerstande gehen die Künstler hervor. Auch jetzt ist es noch wesentlich das religiöse Gebiet, auf dem sich die Kunst betätigt. Das Opfer, einer Gott verherrlichenden Kunst dargebracht, galt auch als ein verdienstliches Werk. Architektur, Plastik und Malerei blühen empor. Ihre Schöpfungen, fern von aller Schablone, vom Hauche der freiwaltenden Poesie überweht, erfreuen und erbauen uns noch heute.

Der Übergangsstil, von dem wir am Ende der vorigen Periode hörten, führte zum völligen Siege der Gotik in Deutschland. Der romanische Kuppelbau und sein Rundbogen an Fenster und Türen hatte gleichsam den Himmel auf die Erde herabgezogen. Die Gotik strebt in allen ihren Gliedern hinauf und weist empor, „in reicher Lebensfreude und Pracht, zugleich unbewußt eine Versteinerung und Verklärung des alten germanischen Naturtempels, des heiligen Haines, des Hochwaldes. Wo hohe Bäume in zwei Reihen nebeneinander emporgewachsen sind, hat man im Frühling die Durchsicht einer solchen Spitzbogenhalle, und eine gotische Kirche erscheint wie ein heiliger Wald, der seine tausend Wipfel und Zweige wie Hände zum Gebet emporhält. Nirgends eine horizontale Fläche, eine leere tote Wand, alles aufstrebend in reichen Verschlingungen, selbst Fenster und Türen nicht als Öffnungen für den Notbehelf, sondern aus den gegliederten Säulenbündeln und Spitzbögen wie notwendig hervorgehend.“ Nicht legt sich schwer und drückend die Decke auf diese Säulen, sondern Säulen und Pfeiler werden selbst zur Decke. Nicht mehr steht der Turm an der Seite, unverbunden mit dem Kirchengebäude, sondern er gehört zum Ganzen, aus dem Ganzen herauswachsend, eine durchbrochene Pyramide, „die gleichsam losgesprochen vom Gesetz der Schwere gen Himmel steigt und in der Kreuzblume ihren Abschluß findet.“

Die Erstlinge des gotischen Stils in Deutschland sind die Liebfrauenkirche in Trier und die Elisabethkirche in Marburg (siehe Kunstanhang). Die erstere, auf dem Grundrisse eines griechischen Kreuzes sich erhebend, ist ein Zentralbau mit einem hohen Hauptraum und niedrigeren Nebenräumen. Das Ganze ist „von so wunderbarer Wirkung, wie sie kaum von irgend einem anderen gegliederten Zentralbau erreicht sein dürfte.“ Die Elisabethkirche in Marburg ist die erste Hallenkirche, die wir kennen: die Schiffe haben gleiche Höhe, die Oberwände der Arkadenpfeiler sind fortgefallen. Im Jahre 1248 wurde der Grundstein zu dem größten gotischen Bauwerk Deutschlands, zum Kölner Dom gelegt (siehe Kunstanhang). Mehrere Jahrhunderte haben daran gebaut, erst das letzte Jahrhundert brachte die Vollendung. Gleichfalls dem 13. Jahrhundert entstammt der herrliche Bau Erwins von Steinbach, das Straßburger Münster mit seiner wunderbar schönen Fassade (siehe Kunstanhang), dessen eigentümlicher Schmuck „in einem zierlichen Gitterwerk aus schlanken Steinstäben und Maßwerkgebilden besteht, das vor die Wände und Fenster gestellt ist, gleichsam ein köstliches durchsichtiges Gewand vor dem Körper des Baues, das mit dem flimmernden Spiel seiner Lichter und Schatten einen wahrhaft zauberischen Eindruck macht, wenn die Sonne den rotbraunen Vogesensandstein, in welchem das ganze Gebäude aufgeführt ist, vergoldet. Weitere Hauptwerke der gotischen Baukunst in Deutschland sind das Münster zu Freiburg im Breisgau (siehe Kunstanhang), ausgezeichnet durch „das vollendetste, herrlichste Turmgebilde“, der Dom zu Regensburg, das Münster zu Ulm, der imposante Backsteinbau der Marienkirche zu Danzig und eine große Zahl kleinerer, aber an Schönheit von den großen Domen nicht übertroffenen Kirchen, wie St. Sebald, St. Lorenz und St. Marien zu Nürnberg und viele andere.

Der Kunst des Bildhauers stellte die Gotik große und viele Aufgaben, nicht nur in der Herstellung reicher Ornamente, sondern auch in der Ausschmückung des Baues mit allerlei plastischen Figuren, in den Bogenfeldern über den Portalen, an den äußeren Längsseiten und an den Pfeilern im Innern. Oft finden wir für die drei Bogenfelder der westlichen Portale, wie auch für die einzelnen Fassaden einen bestimmten einheitlichen Plan. Jene stellen häufig Sündenfall, Erlösung und jüngstes Gericht vor. Der Künstler ist mit Erfolg bemüht, seinen Figuren das Gepräge der Lebenswahrheit zu geben und dem Gesicht den Seelenausdruck zu verleihen. Ein vorzügliches Denkmal dieser blühenden Kunst sind die klugen und törichten Jungfrauen am Straßburger Münster. Mit reichem Schmuck gotischen Stils umgibt die Kunst des Bildhauers das Sakramentshäuschen, die Kanzel und den Altar. Der letztere erhält eine Rückwand in Form eines schließbaren, innen und außen mit gotischem Beiwerk reich verzierten Schreines, dessen Außenseite bemalt wird und dessen Inneres kostbare, vergoldete und bemalte Heiligenfiguren oder Darstellungen aus dem Leben Jesu in Holz geschnitzt zeigt. Ein weites Feld ihrer Betätigung findet die Holzschnitzerei auch im Chorgestühl, den Plätzen für die Geistlichkeit. Als das berühmteste gilt dasjenige des Ulmer Münsters. Auch die Grabdenkmäler werden im Stile der Gotik hergestellt. Ein spitzbogiger Baldachin überwölbt die Figur des in möglichster Lebenswahrheit dargestellten Entschlafenen. Gotische Architektonik zeigen auch die Werke des Goldschmieds. Der Wandmalerei ließ die gotische Kirche mit ihren geringen und bereits mit allerlei Figurenwerk geschmückten Flächen wenig Raum übrig. Dafür findet die Farbe im Fenster Platz, das einem leuchtenden Teppich gleichen soll. Vor der Stadt liegt der „Calvarienberg“, zu dessen Höhe die einzelnen „Stationen“ mit der Darstellung des Passionsweges Jesu führen.

Aus ihrer der Plastik untergeordneten Stellung wurde die Malerei durch die Tafelmalerei geführt. Der kunstliebende Kaiser Karl IV. ließ die Kapelle seiner Burg Karlstein mit Wandbildern schmücken, die auf Holztafeln gemalt und dann zusammengesetzt sind. Von Kölner Malern besitzen wir noch eine Reihe von Tafelbildern, meist kleinere Arbeiten, für die häusliche Erbauung bestimmt, ge-

wöhnlich Maria mit dem Jesusknaben darstellend. „Hier begann die Malerei zu dichten, sie setzte gleichsam den geistlichen Minnesang des vorhergehenden Jahrhunderts fort und huldigte in ihrer Sprache der himmlischen Frau. Ein großes Hauptwerk jener Kunst bewahrt der Kölner Dom in dem berühmten „Dombild" (siehe Kunstanhang) Meister Stephans, einem Altargemälde, das ursprünglich für die Rathauskapelle bestimmt war, jetzt aber in einer der Chorkapellen des Domes aufgestellt ist. „Das große Mittelbild zeigt die heiligen drei Könige, die Schutzheiligen Kölns, die dem Jesuskinde ihre Geschenke darbringen. Die Darstellung ist nicht als Veranschaulichung eines geschichtlichen Vorganges aufgefaßt, sondern als ein den irdischen Beziehungen entrücktes Himmelsbild.

Den Anbruch einer neuen Zeit für die Malerei bedeutet das berühmte Werk des niederländischen Brüderpaares Hubert und Jan van Eyck, der Altar für die Kirche zu Gent (siehe Kunstanhang). „Das Werk bezeichnet in Wahrheit den Anfang der modernen Malerei. Im Besitze der durch die Ölfarbe gewonnenen Fähigkeit, die Natur mit voller Treue nachzubilden, schwelgten die Maler in der Wonne dieser neuen Schaffensart. Sie konnten sich gar nicht genug tun im Verfolgen der natürlichen Erscheinungen bis in die kleinsten Einzelheiten. Jeder Blick in die Wirklichkeit war ja eine Entdeckung, zeigte etwas Malbares, das vordem noch nie gemalt worden war. Die vollendete Naturtreue erschien als das höchste Ziel der Kunst, somit auch als das Mittel zur Verbildlichung des Erhabensten. An die Stelle eines Suchens nach idealen Schönheitsformen trat das Streben nach Wahrheit, nach denkbar vollkommenster Glaubhaftigkeit der Erscheinung." Einer der berühmtesten Meister aus der van Eyckschen Schule ist Hans Memling. Von ihm stammt das Altarbild des Jüngsten Gerichts in der Marienkirche zu Danzig (siehe Kunstanhang). Die Außenseite der geschlossenen Flügel zeigt das Stifterpaar im Gebet vor der Madonna und dem Erzengel Michael. Das Innere enthält im großen Mittelfelde eine Darstellung des Jüngsten Gerichts, auf dem rechten Seitenflügel ist die Aufnahme ins Paradies, auf dem linken die Ankunft in der Hölle sichtbar. „Niemals wieder hat ein Künstler den Tag der Schrecken mit einer solchen Gewalt und schauererregenden Großartigkeit zu schildern vermocht. Schrecklich und prächtig erscheint der Menschensohn, mit dem scharlachroten Richtermantel bekleidet, in schwarzen Wetterwolken auf dem Regenbogen, oben von goldenem Lichtglanz umstrahlt; die Apostel umgeben ihn als Beisitzer des Gerichts, zu seinen Füßen knien bittend die barmherzige Maria und der strenge Täufer, und aus der Höhe herab halten Engel die Werkzeuge seines Leidens der Welt vor Augen. Der nachtdunkle Himmel, der sich zwischen den glühend durchleuchteten Rändern der schwarzen Wolkenmasse ausspannt, geht am Saum der Erde in einen fahlen Lichtstreifen über. Die Erde, auf der kein Grashalm mehr grünt, ist ein einziges Grabfeld geworden, das die Toten in unabsehbarer Menge wiedergibt. Nackt und bloß müssen die durch den Posaunenschall Erweckten vor dem Richter erscheinen, selbst die Leichentücher sinken herab. In dem Gewoge der Menschenleiber steht, riesengroß an Gestalt und in eherner Ruhe, der Erzengel Michael, der die Seelen wiegt; in seinem glatten goldenen Panzer spiegelt sich ein endloses Meer von weiteren Auferstehenden. Die rechts Gestellten schreiten in feierlicher seliger Ruhe der Schwelle des Paradieses zu; unter ihren Füßen sprossen wieder Kräuter und Blumen aus der Erde. Der Himmelspförtner Petrus empfängt sie an der Schwelle, dann werden sie von Engeln mit Festgewändern bekleidet und treten durch das glänzende Prachtportal, auf dessen Zinnen die Engel Lobgesänge anstimmen, in die Lichtwelt ein, die ein schmaler Türdurchblick den Beschauer nur ahnen läßt. Links vom Richter schließt sich an die finstere Wolke nachtschwarze Finsternis an, in deren Tiefe ein einzeln schwebender Engel von oben schaudernd hinabblickt. In wildem, schrillen Durcheinander, in zerrissenen Knäueln stürzen die Verdammten hinab in Finsternis und rot züngelnde Glut; man glaubt einen vieltausendfältigen entsetzlichen Aufschrei der Verzweiflung zu hören." Von den Niederlanden aus erfuhr nun auch die deutsche Kunst reiche, neue Anregung. Ihr Ziel wird, in allem eine lebenswahre Darstellung zu geben, muß es sein, selbst auf Kosten der Schönheit. Die Maler sind meist zugleich Kupferstecher oder Holzschneider. So wird die Kunst zum Gemeingut des Volkes, auch dem schlichtesten Hause bleibt künstlerischer Schmuck nicht vorenthalten. Einer der bekanntesten unter diesen Meistern ist der einer Augsburger Familie entstammende, in Kolmar geborene Martin Schongauer, eines Goldschmieds Sohn, der einem längeren Aufenthalt in den Niederlanden seine künstlerische Weiterbildung verdankte. Von ihm besitzen wir außer einer Reihe von Ölbildern über hundert vorzügliche Kupferstiche, unter denen die Passionsbilder zu den besten gehören. Von Schongauer und wie dieser von der niederländischen Kunst angeregt arbeitete Hans Holbein der Ältere in Augsburg. Ein eifriges künstlerisches Leben und Streben, intensiv deutsch, entwickelte sich im 15. Jahrhundert in Nürnberg, gleichfalls in Anlehnung an die niederländische Kunst. Genannt seien Hans Pleydenwurff (gest. 1457) und dessen Schüler und Gehilfe, sowie Geschäftsnachfolger Michael Wohlgemuth (1434 bis 1519). Letzterer kam allerdings „zu einem gänzlich handwerksmäßigen Betriebe. Er hielt eine große Werkstatt, in welcher jedenfalls die ganzen, ihm in Auftrag gegebenen Altarwerke einschließlich der in Holz geschnitzten Figuren des Mittelschreines und der architektonischen Umrahmung hergestellt wurden. Seine persönliche Beteiligung ist die denkbar verschiedenste. Es gibt Werke, an welchen er den größten Teil der Tafeln selbst gemalt, andere, an denen er einige Bilder selbst ausführte, für einige die Zeichnungen lieferte, einige ganz den Gehilfen überließ, und schließlich Werke, die er von vornherein ganz oder fast ganz einem oder mehreren Werkstattinsassen übergab, selbst vielleicht nur einen allgemeinen Plan entwerfend oder, wenn die Besteller seine Mitarbeit verlangten, nur einen ganz untergeordneten Teil selbst ausführend." Eine der bekanntesten Schöpfungen aus der Werkstätte Wohlgemuths ist der Altar der Marienkirche zu Zwickau in Sachsen.

In Nürnberg erreichte besonders auch die Plastik gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine hohe Blüte. Einen berühmten Namen hat sich als Holzschnitzer Veit Stoß (1438—1533), als Steinbildner Adam Kraft (gestorben 1508 oder 1509) erworben. Von Stoß stammt der große

Englische Gruß, der in Freifiguren innerhalb eines mit sieben Rundreliefs verzierten Rosenkranzes von der Decke der Lorenzkirche in Nürnberg herabhängt, von Kraft die Stationen auf dem Leidenswege Christi, nach dem Johannesfriedhof führend, und die große Kreuzigungsgruppe daselbst, sowie das bekannte Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche. Gleichberühmt sind die Kunstwerke des Nürnberger Erzgießers Peter Vischer (gest. 1529), insbesondere das Sebaldusgrab im Osttor der Sebalduskirche. In Würzburg wirkte fast gleichzeitig mit jenen Männern Tilmann Riemenschneider, von dessen Steinbildnerei zahlreiche Werke in Würzburg zeugen. Nürnbergs größter Name, Albrecht Dürer, führt bereits über das Mittelalter hinaus. Es sind die Gedanken der Reformation, die er in sich aufnimmt und künstlerisch darstellt. Darum ist von ihm in der nächsten Periode die Rede.

8. Reformatorische Bestrebungen.

Von Reformbestrebungen ist bereits im Vorhergehenden mehrfach die Rede gewesen. Mit Reformen befaßten sich die großen „Reformkonzilien". Aber ihr Ergebnis war nur die gesteigerte Erkenntnis der Reformbedürftigkeit der Kirche. Weite Kreise des Volkes empfanden tief die Mißstände der bestehenden Kirche, ohne sich weit über eine Klage um dieselben zu erheben. Viele wurden durch die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift auf den Gedanken geführt, daß eine Neubildung der Kirche in der Kirche der apostolischen Zeit ihr Vorbild zu suchen habe, und wiesen in Wort und Bild auf den klaffenden Unterschied zwischen der Kirche der Gegenwart und der Kirche des Neuen Testaments hin. Es fehlte auch nicht an solchen, die eine Reformation weissagten. Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts sagte ein Pfarrer von Chur in seiner Predigt: „Ihr habt Paulum unter die Bank gesteckt, es kommt eine Zeit, da er herfürkriechen und euch hinunterstecken wird", und der Böhme Matthias von Janow schrieb fast zu gleicher Zeit: „Es wird geschehen, daß Gott fromme Lehrer erwecken wird, an heiligem Eifer dem Elias zu vergleichen. Die werden die Irrtümer des Antichrists und diesen Antichrist selber der Welt offen dartun und widerlegen." Andreas Proles (siehe Seite 91) soll oft gesagt haben: „Ihr Brüder, das Christentum bedarf einer großen und starken Reformation und ich sehe, daß sie nahe bevorsteht." Geiler von Kaisersberg (siehe Seite 97) aber hat in seiner letzten Predigt vor Kaiser Maximilian die Worte gesprochen: „Weil Päpste, Kaiser, Könige und Bischöfe nicht reformieren unsere geistlose Vernunft und gottloses Leben, so wird Gott einen senden, der es tun muß und die gefallene Religion wieder aufrichten." Und während der Knabe Luther in Eisenach weilte, schmachtete dort im Gefängnis der Franziskaner Johann Hilten, weil er mancherlei Mißbräuche der Kirche angegriffen hatte. Damals hat Luther von Hiltens Weissagung gehört, es werde einer kommen, „der des Papstes Reich bestreiten, die Mönche scharf reformieren werde, und den ihr mit Bann und Gefängnis nicht bezwingen könnt."

Gregor von Heimburg (gest. 1472), aus einer Würzburger Familie stammend, „ein Vorläufer der nationalen Seite der Reformation als Erhebung des germanischen Volksgeistes gegen das romanische Wesen" genannt, hat in seiner „Ermahnung von den ungerechten Anmaßungen der römischen Päpste gegenüber dem Kaiser, den christlichen Königen und Fürsten oder Widerlegung des päpstlichen Primats" „eine flammende Brandschrift gegen die Kurie, diktiert von deutscher Vaterlandsliebe und Frömmigkeit" veröffentlicht. Der Papst, das sind seine Gedanken, reicht überall den Becher der Schande dar. Christus hat ihm nur geistliche Macht hinterlassen. Die Apostel sprachen: Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Sind aber die Päpste durch geschichtliche Verhältnisse Stellvertreter Christi geworden, so doch im schärfsten Widerspruch mit dem, dessen Stelle sie vertreten: Christus hat das Reich von der Erde von sich gewiesen, sein Vertreter strebt darnach. Christus hat geleugnet, weltliches Gericht zu besitzen, sein Stellvertreter nimmt das Recht den Kaiser zu urteilen in Anspruch. Christus hat die uneinigen Juden und Heiden in ein Reich versammelt, sein Stellvertreter hat die einst einigen Deutschen oft in Aufruhr und Verwirrung versetzt. Schließlich hat freilich Gregor, der deutsche Mann, der einst in rücksichtsloser Derbheit bedeckten Hauptes vor dem Papste gestanden, der einst des Papstes Bann mit einer schneidigen Appellation an ein allgemeines Konzil beantwortet, doch den Frieden mit Rom gesucht und ist, vom Banne befreit, in solchem Frieden gestorben.

Reformatorische Ideen beseelten auch Nikolaus von Cusa, den Sohn eines Schiffers aus Cues an der Mosel, im Jahre 1401 geboren. Für das Baseler Konzil verfaßte er sein merkwürdiges Buch „Von der katholischen Übereinstimmung", in dem er, „auf die Geschichte gestützt und als einzige Basis einer Reformation der tief zerrütteten Kirche den kühnen Grundsatz aufstellte, die päpstliche Würde sei nicht an den römischen Stuhl gebunden, sondern nur der sei als Nachfolger Petri anzusehen, der regelmäßig von den versammelten Vertretern der Kirche dazu erwählt würde." Freilich auch diesem Manne fehlte es an Charakterstärke. Er ist jenen Gedanken nicht treu geblieben, wenn er auch bis zuletzt über die Verderbtheit der Kirche klagte, ihren Untergang weissagte und für fernere Jahrhunderte eine Auferstehung derselben erhoffte.

Zwei Männer aber sind es, die in nationalem Kreise der großen Reformation des 16. Jahrhunderts nahe stehen, beide außerhalb Deutschlands wirkend, aber von bedeutendem Einflusse auch auf die Kirche Deutschlands: der Engländer Johann Wiclif und der Böhme Johann Hus.

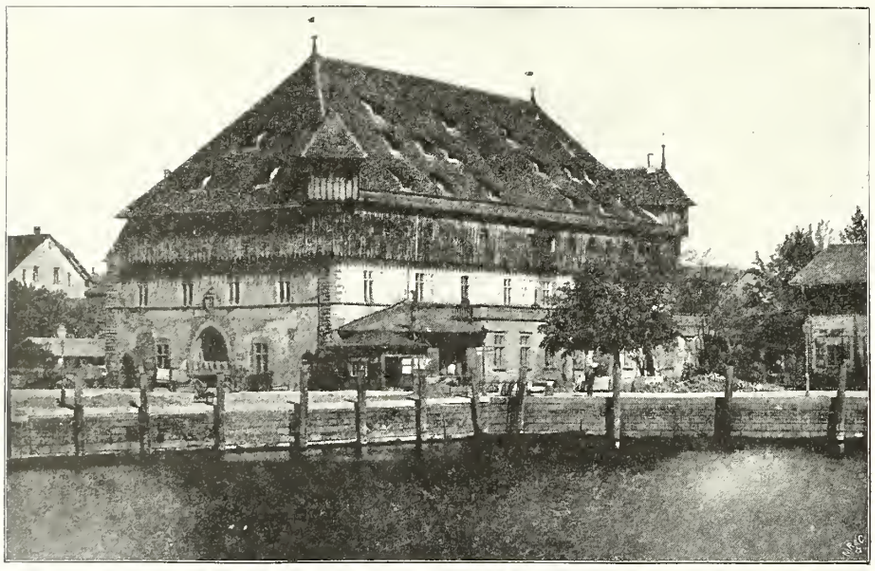
Frühzeitig regte sich in England das nationale Bewußtsein und Selbständigkeitsgefühl gegenüber den Anmaßungen Roms und das Auge wurde gegenüber den inneren Mißständen der Kirche klar. Beeinflußt von Männern dieses Bewußtseins und dieser Erkenntnis wuchs Wiclif (geboren etwa 1320 zu Spreswell in der Grafschaft York) heran und stellte sich mit aller Entschiedenheit auf denselben Standpunkt. Unbekümmert darum, daß Gregor XI. 19 Sätze aus seinen kühnen Schriften verdammte, blieb Wiclif seiner Überzeugung und seinem Wirken treu und zog sich, als eine Synode zu London im Jahre 1382 ihn zum Ketzer stempelte und die Universität Oxford ihn ausstieß, auf seine Pfarrei Lutterworth zurück, wo er im Jahre 1384 starb. Das Bedeutende an Wiclif, was ihn weit über andere, eine Reform fordernde Männer

seiner Zeit erhob, war die Klarheit und Bestimmtheit, mit der er die Heilige Schrift als den endgültigen und alleinigen Maßstab für die Wahrheit hinstellte. „Wenn es hundert Päpste gäbe und alle Bettelmönche Kardinäle würden", so lauten seine Worte, „dürfte man ihrer Meinung in Glaubenssachen nicht anders einen Wert beilegen, als sofern sie sich auf die Heilige Schrift gründen". Diesen Grundsatz praktisch verfolgend, hat er, ebenso ein entschiedener und fester Charakter, wie ein auf das Leben gerichteter Mann, durch biblische Reisepredigten, durch Übersetzung der Bibel in die Landessprache, sowie durch Schriftauslegungen auf das Volk gewirkt. Von der Schrift aus bekämpft er einzelne Lehren der römischen Kirche, z. B. die Verwandlungslehre im heiligen Abendmahl, die Heiligen-, Reliquien- und Bilderverehrung, ferner die lateinische Sprache im Gottesdienst, die Überzahl der Feste, den Ablaß, den Bann, das Fegefeuer u. a. Im Papsttum sah er das Antichristentum. Einem will er dienen, für einen will er kämpfen. „Gott sei mein Zeuge," ruft er aus, „ich habe vor allem Gottes Ehre im Auge und den Nutzen der Kirche, der aus Verehrung der heiligen Schrift und Befolgung des Gesetzes Christi erwächst!" Dieses Bewußtsein, sagt Wiclifs bedeutendster Biograph, daß er in der Tat nicht für sich, sondern für Gottes Ehre und Christi Sache kämpfe, war auch die Quelle des freudigen Mutes und der zuversichtlichen Hoffnung auf schließlichen Sieg, die ihn erfüllt, selbst bei der Aussicht auf drohende Verfolgung und vorerst vielleicht bevorstehendes Unterliegen seiner eigenen Person und seiner Kampfgenossen. Er spricht die Hoffnung aus, „daß einige Brüder, welche Gott der Gabe der Lehre würdigen wird, zur ursprünglichen Lehre Christi fromm zurückkehren und dann die Kirche erbauen werden, wie es Paulus getan hat." Christus als der alleinige Mittler steht für Wiclif im Mittelpunkt. Nur wer ihm angehört, gehört zur wahren Kirche, zum Leibe Christi. Wiclif hat die mancherlei Reformgedanken, die nötige Entweltlichung der Kirche und ihrer Glieder und die Befreiung des Staates aus der Bevormundung der Kirche, mit dem Gedanken vereint, daß die Schrift der Prüfstein der Wahrheit und das apostolische Vorbild für die Erneuerung der Kirche in Leben und Lehre maßgebend sei. Wiclif fand zahlreiche Anhänger. Dennoch ist sein Unternehmen untergegangen. Viele haben als überzeugungstreue Vertreter seiner Anschauungen den Märtyrertod erlitten. „Zu Konstanz wurde beschlossen, Wiclifs Leichnam ausgraben zu lassen und zu verbrennen, und auf Befehl Martins V. ist dieser Beschluß 1427 vollzogen worden. Einen verfaulten Leichnam hat man gefunden, aber sein Geist hat als drohende Macht bereits ein Volk in die Geisterschlacht geführt, die Böhmen."

Hus vor dem Konzil.
Nach dem Gemälde von Friedrich Lessing.

Schon Mitte des 14. Jahrhunderts wurden in Böhmen reformatorische Gedanken rege. Der treffliche Prager Erzbischof Ernst von Pardubitz war auf die sittliche Hebung des Klerus und die religiöse Förderung der Gemeinden bedacht. Das Streben des kirchlichen Oberhauptes gab anderen Männern, die gleiche oder höhere Ziele verfolgten, Mut und Freudigkeit zu offenem Vorgehen. So finden wir in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehrere tüchtige Geistliche in Böhmen, alle beseelt von der Erkenntnis der Übelstände der Kirche und von dem Wunsche, dieselben abzustellen. Konrad von Waldhausen (gestorben 1369), ein Deutscher, ein bedeutender und erfolgreicher Bußprediger, um den sich eine so zahlreiche Gemeinde sammelte, daß er im Freien predigen mußte, wandte sich nicht nur gegen die Sittenlosigkeit des Klerus, sondern auch gegen die Habsucht der Bettelmönche. Die von ihm erstrebte Reform war eine Reform der Sitte. Ein tüchtiger Prediger, ebenso in böhmischer, wie in lateinischer und deutscher Sprache, war auch der durchaus asketisch gerichtete Militsch aus Kremsier in Mähren (gestorben 1374). Sorgfältig studierte er die Bibel. Besonders in der Offenbarung Johannis glaubte er das Licht über die Gegenwart und Zukunft der Kirche zu finden. Er sah bereits den Antichrist in die Kirche eingedrungen und forderte den Papst auf, mit Hilfe eines allgemeinen Konzils „die Kirche auf den Weg des Heils zurückzuführen und den Antichrist zu überwinden durch das Blut des Lammes und durch siegreiche Verbreitung des Wortes Gottes." Der bedeutendste unter allen sogenannten „Vorläufern Hus'", der Mann, von dem man sagt, daß Hus selbst über ihn nicht hinausgekommen sei, ist Matthias von Janow, (gestorben 1394), nicht vor der großen Öffentlichkeit, sondern in der Stille, durch Seelsorge und religiöse Schriften wirkend. In der Spaltung des Papsttums erblickt er die offene, auf innere Schäden der Kirche weisende Wunde der Kirche. Diese haben ihren Grund in der Selbstsucht und der Weltliebe. Von dieser äußeren Spaltung ist nur betroffen der Leib des Antichrists, aber nicht der Leib Christi, die Eine Kirche, aus den Heiligen und Erwählten bestehend. Die Reform hat sich zu vollziehen in der Beseitigung aller menschlichen Er-

findungen, wodurch die Seelen von dem Kerne christlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit abgelenkt werden. Zu jenen menschlichen Erfindungen gehört „die Empfehlung gewisser Heiligenbilder, die Erhebung neuer Reliquien, die glänzende Ausstattung der Kirchen und des Kultus." Deren Ausrottung erfolgt vornehmlich durch die Verbreitung echt christlicher Frömmigkeit, die in der Verehrung und Liebe zu Jesus Christus und in der Nachfolge Jesu des Gekreuzigten besteht und die durchaus nicht an den Priesterstand gebunden ist. Darum ist die Bibel „eines treuen Hirten liebster Umgang, süßester Trost und sicherstes Licht". Es sind köstliche, ergreifende Worte, in denen Janow aus seiner eigenen Erfahrung über die Bibel redet: „Sie ist es, die ich von meiner Jugend an lieb gehabt und meine Freundin und Braut genannt habe. — Ich gestehe, sie ist von meiner Jugend an bis an mein Alter nicht von mir gekommen, weder auf dem Wege noch im Hause, weder bei der Arbeit noch in der Ruhe, und bei jeder Ungewißheit in



Das Konziliumsgebäude zu Konstanz

irgend einer Frage habe ich stets in der Bibel und durch sie einen befriedigenden und hellen Aufschluß und Trost für meine Seele gefunden; in jeder Unruhe, Verfolgung und Traurigkeit nahm ich allenthalben meine Zuflucht zur Bibel, — und sie begegnete mir stets wie eine geehrte Mutter, ihre Tröstungen erfreuten meine Seele. — Deshalb habe ich, während die meisten, wie ich bemerkte, immer und allenthalben Reliquien und Gebeine verschiedener Heiligen bei sich trugen zu ihrem Schutz und besonderer Andacht halber, meinesteils vorgezogen, die Bibel als meine Erwählte, als Reisegenossin immer mit mir zu führen und allenthalben zur Seite zu haben zu meiner Verteidigung und bleibendem Trost auch in Widerwärtigkeit." Das sicherste Mittel, inniger mit Jesus zusammenzuwachsen und immer fester zur „Familie Jesu" zu gehören, ist der Genuß des heiligen Abendmahles. Mit Luther berührt sich Janow in dem Gedanken, daß diejenigen des Genusses dieses Sakramentes am unwürdigsten sind, die sich selbst für würdig halten, die aber am würdigsten, die ihre Unwürdigkeit aufrichtig fühlen.

Nach dem allen kann es nicht Wunder nehmen, daß die Anschauungen Wiclifs, nach Böhmen getragen hier einen äußerst empfänglichen Boden fanden. England und Böhmen traten seit der Vermählung König Richard II. von England mit der Tochter Karl IV. (1382) in Beziehungen. Studenten von Prag kamen nach Oxford und brachten Wiclifs Gedanken und Abschriften Wiclifscher Bücher mit in die böhmische Heimat, so unter anderen der bekannte Hieronymus von Prag. Derjenige aber, der in sich die reformatorischen Kräfte und die evangelischen Gedanken, wie sie seit Jahrzehnten in Böhmen hervorgetreten, mit den Lehren Wiclifs vereinte und die Kirchenreform zu einer Nationalsache der Tschechen machte, war Johann Hus. Im Jahre 1369 zu Husinetz am Fuße des Böhmerwaldes geboren, an der Universität Prag seine philosophische und theologische Bildung erlangend, hielt er seit dem Jahre 1398 daselbst Vorlesungen. Seine akademische Tätigkeit veranlaßte ihn, sich in die Schriften Wiclifs zu vertiefen. Ursprünglich war Hus von aufrichtigster Verehrung und gläubigster Hingabe der römischen Kirche gegenüber erfüllt. Seit er aber als Prediger an der Bethlehemskapelle, zur Verkündigung des Evangeliums in der Volkssprache verpflichtet, veranlaßt war, sich an das Herz des Volkes zu wenden und die Bibel sorgfältig zu studieren, fanden die reformatorischen Gedanken Wiclifs in ihm einen fruchtbaren Boden. Die Frage der Stellung zum päpstlichen Schisma spaltete die vier Nationen der Universität in zwei Lager. Auf der einen Seite standen die Böhmen, eine neutrale Stellung einnehmend, auf der anderen, die an Gregor XII. festhielt, die Bayern, Sachsen und Polen. Mit einem Gewaltstreich, der auf den Einfluß Hus' zurückzuführen ist, wurden jene drei Nationen ihres Übergewichts über die böhmische beraubt. Seit dem Jahre 1409 sollten die drei außerböhmischen Nationen zusammen nur eine, die böhmische aber allein drei Stimmen haben. Damit entschied sich die Stellung der Universität zum Schisma nach dem Wunsche der Böhmen. Es ist bekannt, daß jener Gewaltakt die Veranlassung zur Auswanderung vieler Hunderte von Studenten mit ihren Lehrern, zur Gründung der Universität Leipzig und zur Tschechisierung der Universität Prag geworden ist. Seitdem hatte die hussitische Partei völlig die Oberhand, zugleich aber verfolgten die römischen Gegner Hus', an ihrer Spitze der Prager Erzbischof Sbynjek, planmäßig die Beseitigung des „ketzerischen" Feindes. Man verbot Hus die Predigt und ließ Wiclifs Bücher verbrennen. Das Volk, der König, der Adel, der Magistrat trat für Hus ein. Nach einer nicht aus Überzeugung entsprungenen, darum haltlosen Versöhnung zwischen Hus und dem Erzbischof kam es wieder zum offenen Kampfe, als der Papst Johann XXIII. in Böhmen Ablaß zugunsten eines Kreuzzugs gegen einen Anhänger seines Gegenpapstes predigen ließ. Hus und Hieronymus traten öffentlich scharf dagegen auf. Des Papstes Ablaßbulle wurde verbrannt. Es kam zum offenen Aufruhr des Volkes gegen die Kirche. Bereits floß Märtyrerblut. Der Papst antwortete mit dem Bann über Hus und seine Anhänger. Manche der letzteren traten jetzt wider ihre Überzeugung auf die Seite der Gegner. Die Absicht, Hus beim Gottes-

dienst in der Bethlehemskapelle festzunehmen, wurde vereitelt. Aber der König hielt es angesichts der wachsenden Erregung für geraten, Hus aufzufordern, die Stadt zu verlassen. Der „Ketzer" fand bei adeligen Gönnern Zuflucht und hörte nicht auf, durch Predigt und Schrift seine Anschauungen zu verbreiten.

Kein Wunder, daß Böhmen allgemein in den Verdacht der Ketzerei kam und daß Studenten von Prag auf fremden Universitäten als von der Ketzerei angesteckt angesehen wurden. Der Hussitismus schien europäische Bedeutung erlangen zu sollen. So entschloß man sich, die Angelegenheit auf dem Konzil zu Konstanz zu verhandeln. Hus erklärte sich sofort bereit zu erscheinen, „indem er sich nur den königlichen Schutz zur Reise und dazu ausbat, daß er vor dem Konzil selbst seinen Glauben in öffentlichem Verhör bekennen und verteidigen dürfe." Mit bestimmten Todesahnungen hat Hus im Oktober 1414 die Reise nach Konstanz angetreten. Wenige Wochen nach seinem Eintreffen in der Konzilsstadt benutzte man das fälschliche Gerücht, er habe einen Fluchtversuch gemacht, dazu, ihn hinterlistig zu verhaften. Man setzte ihn in einem dumpfen, völlig ungesunden Gelaß des Dominikanerklosters gefangen. König Sigismund besaß nicht die Charakterfestigkeit und Entschlossenheit, für den Mann, dem die Feinde die Treue gebrochen, die Freiheit zu erwirken. Weder Drohungen noch freundliches Zureden vermochten Hus zum Widerruf zu bewegen. Er forderte Widerlegung seiner Lehre durch bessere Schriftbeweise als seine eigenen. Am 6. Juli 1415 sprach man im Dom zu Konstanz über ihn das Urteil. Nochmals forderte man ihn zum Widerruf auf. Er antwortete „mit einer herzbewegenden Ansprache an die versammelte Gemeinde, des Inhalts, er könne Gewissens halber nicht widerrufen, um nicht angesichts Gottes ein Lügner zu werden, gegen Gottes Wahrheit zu verstoßen, endlich allen, denen er gepredigt, und anderen treuen Predigern des Wortes Gottes ein Ärgernis zu geben." In der üblichen Weise wurde Hus aller priesterlichen Würden entkleidet und sodann dem weltlichen Arm überliefert. Als man dabei zu ihm sprach: „Deine Seele geben wir dem Teufel anheim!" blickte Hus gen Himmel empor und sprach: „Und ich gebe sie dem frommen Herrn Jesu Christo anheim!" Nun setzten sie ihm — wir folgen der Darstellung Lechlers — eine ellenhohe Papiermütze auf, mit der Umschrift: Hie est haeresiarcha (das ist ein Ketzeroberster), und einem Bild, worauf drei Teufel um eine Seele streiten und an ihr zerren. Hus sagte darauf: „Mein Herr Jesus hat eine viel härtere Dornenkrone um meinetwillen zum schmählichsten Tode getragen, da will ich armer Sünder diese viel leichtere, aber fluchvolle demütig tragen um seines Namens und seiner Wahrheit willen." Auf des Königs Befehl nahm Pfalzgraf Ludwig den Verurteilten an sich und übergab ihn dem Magistrate der Stadt zur Hinrichtung durchs Feuer. Das Konzil fuhr ruhig in seiner Tagesordnung fort. Hus aber wurde aus der Kirche geführt. Auf dem Kirchhof vor dem Dome war man eben daran, seine Bücher zu verbrennen. Er lächelte nur, sagte aber den Umstehenden, sie möchten nur nicht glauben, daß er wirklich wegen Irrlehren sterben müsse! diese seien ihm mit Unrecht Schuld gegeben worden von persönlichen Feinden und falschen Zeugen. Der Richtplatz befand sich zwischen Stadtmauer und Graben, auf dem „Brühl", einer Wiese, nach dem Schlosse Gottlieben zu gelegen. Dort angekommen, kniete Hus nieder und betete laut mit heiterer Miene: „Erbarme dich mein, o Gott! auf dich hab ich gehofft, Herr! In deine Hände befehle ich meinen Geist!" Als ihm zugerufen wurde, er solle aufstehen, erhob er sich und sprach laut und vernehmlich: „Herr Jesu Christe, diesen grauenhaften schmachvollen Tod will ich von wegen deines Evangeliums und der Predigt deines Wortes demütig und geduldig ausstehen!" Hierauf entkleideten ihn die Henker und banden seine Hände rückwärts mit Stricken und seinen Hals mit einer Kette an eine starke, in den Grund gespießte Diele; seine Füße standen

Na Obraz Mistra Jana Husy/
Mučedlnyka Božjho.

Hus auf dem Scheiterhaufen.
Nach einem alten Holzschnitt.

auf einem Holzbündel und rings um ihn her wurde Holz mit Stroh untermischt bis zur Kinnhöhe aufgeschichtet.

Die Vorbereitungen waren beendigt. Ehe nun das Feuer angezündet wurde, richtete der Reichsmarschall von Pappenheim nebst dem Pfalzgrafen Ludwig noch einmal die Ermahnung an Hus, er möge doch sein Leben retten durch Widerruf dessen, was er einst gepredigt und behauptet habe. Da antwortete er, den Blick zum Himmel gerichtet, mit lauter Stimme: „Gott ist mein Zeuge, daß ich dasjenige, was mir falsche Zeugen Schuld geben, niemals gelehrt und gepredigt habe; vielmehr war meine Hauptabsicht bei meiner Predigt und allen anderen Handlungen und Schriften nur darauf gerichtet, die Menschen von der Sünde zu bekehren. Und in der Wahrheit des Evangeliums, welche ich geschrieben, gelehrt und gepredigt habe, will ich heute mit Freuden

sterben!“ Da schlugen die Herren die Hände zusammen und traten zurück. Nun zündeten die Henker den Holzstoß an. Der Magister aber fing an mit heller Stimme zu singen: „Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!“ Als er aber weiter sang: „der du geboren bist aus Maria der Jungfrauen,“ da schlug ihm die Flamme ins Gesicht, so daß man nur noch die Lippen und sein Haupt sich bewegen sah; nach kurzer Qual war er lautlos verschieden. — Die Henkersknechte taten das Ihrige, damit der entseelte Leib völlig eingeäschert würde und auch nichts von seinen Gebeinen übrig bliebe. Selbst die Kleidungsstücke, welche man ihm vor der Hinrichtung abgenommen hatte, wurden auf Befehl des Reichsmarschalls, der den Henkern eine Entschädigung dafür versprach, ins Feuer geworfen; nur damit die Böhmen nichts von ihm mehr finden und mitnehmen könnten, was sie vielleicht später als die Reliquie eines Märtyrers verehren möchten. Eben deshalb wurde schließlich alle zurückgebliebene Asche sorgfältig gesammelt, selbst die Erde von der Richtstätte ziemlich tief ausgehoben, auf einen Karren geladen, nach dem unweit des Platzes vorbeifließenden Rhein gefahren und ins Wasser geschüttet.

Hus' Freund, Hieronymus von Prag, den man gleichfalls ins Gefängnis warf, leistete gebeugt durch lange, harte Haft, durch Entbehrung und Krankheit, in Sehnsucht nach Freiheit und aus Angst vor dem Tode, den geforderten Widerruf. Bald aber bereute er seine Schwäche und bestieg am 30. Mai 1416 mit voller Freudigkeit den Scheiterhaufen.

Gottes Wort und die wahre Kirche sind die beiden Brennpunkte der Lehre Hus'. Gottes Wort ist die alleinige Quelle und die höchste, unbedingte Autorität für die Glaubenswahrheit. Aussprüchen der Heiligen und Erlassen der Päpste ist man nur dann Glauben schuldig, wenn sie in Einklang mit der Schrift stehen. Während die Schrift nie irren kann, kann der Papst und seine Kurie irren und irre leiten. Die wahre Kirche ist die Gemeinschaft der Erwählten unter dem alleinigen Haupte Jesus Christus. „Die Gnadenwahl ist das Band, wodurch die Kirche als der Leib mit Christo als dem Haupt verknüpft ist. Die streitende Kirche auf Erden ist mit Christo als dem Haupte verbunden; eines anderen Hauptes neben ihm bedarf die Kirche nicht, er ist ihr alleiniges und allgenugsames Haupt.“ Die zur Verdammnis Bestimmten sind Glieder des Leibes des Teufels. Wie der Leib Christi, so hat auch der widerchristliche Leib seine Geistlichkeit. Nur in Christi Fußstapfen wandelnd, apostolisch lebend und lehrend ist der römische Bischof Christi Stellvertreter. Ein anders lebender und lehrender Papst ist ein Widerchrist, ein Stellvertreter des Judas Ischarioth. Eine Verpflichtung zu unbedingtem Gehorsam gegen den Papst gibt es nicht. Die Spaltung des Papsttums fordert die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit aller Bischöfe. „Kleriker sollen durch Aufdecken der Sünden und Schäden und durch unerschrockene Predigt des Wortes und Gesetzes Christi zur Besserung helfen. Fürsten und Herren, als die das Schwert von Gott haben, sollen die Feinde Gottes strafen, auch die Bosheit des Klerus züchtigen, die Kirche reinigen, böse Priester, welche den Tempel entweihen, austreiben, wie Christus Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben hat. Insbesondere mögen sie gewissenlosen Klerikern die Kirchengüter entziehen und sie dadurch züchtigen und bessern.“ Die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die zuerst von Hus' Freunde Jakob von Mies in Prag geübt wurde, erklärte Hus nur für erlaubt und betonte erst, als das Konzil zu Konstanz die Spendung sub utraque bei Strafe des Bannes verbot, daß solches gegen die Schrift sei. Wohl zeigen sich viele Unterschiede zwischen Wiclif und Hus, aber, „was den Charakter anbetrifft, um seiner reinen, edlen Persönlichkeit willen, seiner gewissenhaften Frömmigkeit und seiner im Leiden und Erliegen sieghaften unverbrüchlichen Treue wegen ist Hus ein durchaus würdiger Nachfolger Wiclifs, ein würdiger Vertreter des evangelischen Schriftprinzips und der die Ehre Christi hochhaltenden, furchtlosen und treuen Reformgesinnung Wiclifs auf dem Kontinent.“

Schon die Verhaftung Hus' hatte in Böhmen große Erregung hervorgerufen. Ungeheuer aber war der Eindruck, den die Nachricht von seinem Märtyrertod in der Heimat machte. Damit war die gesamte reformfreundliche und nationalgesinnte Partei getroffen. Kein Wunder, wenn die sich hieran anschließenden Kriege „mit dem Feuer eines Rassenkampfes und den Leidenschaften eines Bürgerkrieges zugleich die Greuel eines Religionskrieges vereinigten.“ Noch sollten bis dahin einige Jahre vergehen. Im September 1415 schlossen 452 Magnaten, Barone und Herren einen „Herrenbund“, in dem sie sich verpflichteten, auf ihren Besitzungen nach hussitischen Grundsätzen zu verfahren und sich gegen Maßregelungen gegenseitig zu schützen. Der Name Hus und mit ihm das evangelische Schriftprinzip wurde zum Panier einer großen Menge. Dem „Herrenbund“ trat bald ein römisch gesinnter Bund gegenüber. Die Verbrennung Hieronymus' verschärfte den Ernst der Lage. Das Konzil drängte, mit Gewalt gegen die Hussiten vorzugehen. Die Furcht, seine Krone zu verlieren, veranlaßte König Wenzel zum Einschreiten. Das ganze Land spaltete sich in zwei Lager. Im Jahre 1420 begann der blutige Bürgerkrieg. Die Hussitenkriege, deren Schauplatz nicht nur Böhmen, sondern auch Deutschland, insbesondere das angrenzende Sachsen war, weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Die Hussiten teilten sich in die gemäßigteren Calixtiner oder Utraquisten unter dem Bischof Rokycana von Prag, deren Forderungen nur in der Reichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, in der Verkündigung des lauteren Evangeliums in der Landessprache, in strenger Kirchenzucht unter dem Klerus und in der Verzichtleistung der Geistlichkeit auf die Kirchengüter bestanden, und in die unversöhnlichen und durchaus radikalen Taboriten unter Ziska, dann unter Prokop, die keine geschichtliche Entwicklung in der Kirche anerkennend nur das dulden wollten, was ausdrücklich in der Bibel bestimmt sei. Das Konzil zu Basel gewährte unter mancherlei Einschränkungen die Forderungen der Calixtiner und diese kehrten auf Grund der „Baseler Kompaktaten“ 1433 in den Schoß der „alleinseligmachenden“ Kirche zurück. Die Taboriten, damit unzufrieden, setzten den Kampf fort, wurden aber bereits 1434 bei Böhmisch-Brod aufs Haupt geschlagen.

Eine dauernde Frucht der hussitischen Bewegung bildete die böhmische und mährische „Brüderunität“, der es an Verfolgungen seitens der kirchlichen und weltlichen Macht nicht fehlte. Anfangs des 16. Jahrhunderts zählte sie gegen 400 Gemeinden in Böhmen und Mähren. Die Reformation

Hus am Scheiterhaufen.

Nach dem Gemälde von Carl Friedrich Lessing (Nationalgalerie Berlin).

begrüßte sie mit Freuden. Während die „Brüder" ihre Sonderstellung sich wahrten, sind die Reste der Utraquisten, soweit sie nicht sich selbst untreu wurden, in der evangelischen Kirche aufgegangen.

Nicht nur in Böhmen und Mähren waren hussitische Ansichten verbreitet. An verschiedenen Orten finden sich deutsche Christen denselben huldigend und mit dem Tode ihre Überzeugung besiegelnd. Auch der bekannte „Pfeifer von Niklashausen", Johann Böhm, ist wohl ohne Zweifel von hussitischer Lehre beeinflußt gewesen. Er verließ seine Herde und verkündigte der Menschheit und besonders den Priestern das drohende Gericht Gottes: Die geistliche und weltliche Herrschaft sei verdorben, die weltlichen Herren seien Dränger des Volks, sie dürften nicht mehr haben als der gemeine Mann; die Fische im Wasser, das Wild auf dem Felde sollten allen gemein sein, Zölle, Frondienste, Steuern müßten aufhören. Aber auch die Zehnten müßten fallen, mit dem Papst sei es nichts, die Geistlichen seien in Geiz, Hochmut und Wohlleben versunken, sie hätten zu viele Pfründen, sie sollten nie mehr denn eine haben. Bessern sie sich nicht bald, so werden sie erschlagen werden. Den Bann achtete er für nichts; und ein Fegefeuer, sagte er, gebe es nicht. Selbstverständlich hat der „Pfeifer" solche Rede mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen gebüßt.

Ihrer reformatorischen Richtung wegen seien endlich noch drei Männer genannt, Johann Pupper von Goch, Johann von Wesel und Wessel. Johann Pupper aus Goch im Clevischen (gestorben 1475 als Beichtvater des von ihm gestifteten Nonnenklosters Tabor in Mecheln), ein praktischer Mystiker hat in seinen beiden Hauptschriften „Von der christlichen Freiheit" und „Von den vier Irrtümern anlangend das evangelische Gesetz" seine Anschauungen niedergelegt. Vom Schriftprinzip aus prüft er das Leben und die Sittlichkeit der Kirche. Die Frage aber, wie die Schrift zu verstehen sei, beantwortet er dahin, daß derjenigen Auslegung der Vorzug zu geben sei, „welche von rechtgläubigen Lehrern befürwortet wird und den Entscheidungen der Kirche am meisten entspricht." Entschieden reformatorisch denkt er jedoch über die Gnade Gottes. Sie ist es, die im Menschen das Gute wirkt und Lust zum Guten macht. Der in Liebe tätige Glaube, im letzten Grunde auch ein Gnadengeschenk Gottes, rechtfertigt den Menschen. Darum kann von einem Verdienst des Menschen Gott gegenüber keine Rede sein. Vier sittliche Grundirrtümer der Kirche bekämpft Johann von Goch: die unevangelische Gesetzlichkeit, die Lehre, daß die Vollkommenheit in einem passiven Glauben bestehe, das Vertrauen auf die natürlichen Willenskräfte und die Notwendigkeit der Gelübde.

Johann Ruchrath von Wesel, geboren zu Oberwesel am Rhein, studierte in Erfurt und wurde daselbst Lehrer und Doktor der Theologie. Seit 1460 wirkte er als erzbischöflich Mainzischer Prediger in Worms. Als der Jubelablaß des Jahres 1450 in Erfurt angepriesen wurde, trat Wesel öffentlich gegen denselben auf: Der Ablaß könne nur in Erlaß zeitlicher, von der Kirche verhängter Strafen bestehen. Sünde vergeben könne allein Gott, der Priester vermöge nur durch den sakramentalen Dienst dazu zu verhelfen. Gott vergebe die Sünden allein aus Gnaden, seiner Gerechtigkeit aber bleibe es vorbehalten, auch dann noch zu strafen. Der Ablaß, in der Schrift unbegründet, erscheint ihm nur „als ein frommer Betrug, der die Gläubigen zu Wallfahrten, frommen Stiftungen u. dgl. bewegt." Tiefer in eine wahrhaft evangelische Überzeugung wuchs Wesel während seiner volkstümlichen und feurigen Predigttätigkeit hinein. Die Predigt ist ihm ein hingebender Dienst an den Seelen in der unverkürzten Verkündigung des lauteren Evangeliums, dessen Kern Christus und seine Gerechtigkeit ist. Wesel hat seine Gedanken niedergelegt in der Schrift „Von der Autorität, Pflicht und Vollmacht der geistlichen Hirten". Nur „wer das Wort des Herrn lehrt und mit Einsicht die Herde leitet, ist ein wahrer Hirte nach dem Herzen Gottes. Weiden uns Papst und Priester nicht mit Gottes Wort, so wollen wir nichts von ihnen hören. Aber wo ist der Eifer für die Herde des Herrn, wo die Vorbilder des evangelischen Lebens? Statt dessen führen sie das weltliche Schwert und üben Herrschaft. Der Papst, wiewohl er Papst ist, unterliegt der Zurechtweisung selbst des geringsten Christen, sobald derselbe gesörderter ist. Wer uns mit dem Worte Gottes belehrt, der ist uns Papst, Bischof, Hirte und Herr, sei er auch ein Ungelehrter und der geringste Mann im Volke. Hingegen die dreifache Krone, die glänzenden Bullen sind schuld, daß das Wort Gottes von den Geringen verachtet wird." Die Verfolgung solcher Anschauungen seitens der Kirche blieb nicht aus. Wesel aber war schwach genug, einen Widerruf zu leisten. Trotzdem hat man ihn bis zu seinem Tode (1481) im Augustinerkloster zu Mainz in Haft behalten.

Größeren Mut und höhere sittliche Stärke zeigt der Niederländer Wessel, Hermanns Sohn, genannt Gansfort aus Gröningen, der Reformation geistig am nächsten stehend, die Frömmigkeit der Brüder vom gemeinsamen Leben, die Wissenschaft des Humanismus, das praktische Interesse, die Wärme des Gemüts und fromme biblische Gesinnung vereinend — auch darin der bedeutendste Vorgänger Luthers. Nach langen Wanderjahren, die ihn nach Köln, Löwen, Paris, Italien und Heidelberg führten, kehrte er in die Heimat zurück und starb 1489 im Nonnenkloster zu Gröningen. Wohl erblickte Wessel in der Schrift und Tradition die Richtschnur des Glaubens, aber als zu berücksichtigende Tradition galt ihm nur die uralte Überlieferung der Kirche. Die Verordnungen der Päpste haben für ihn nur insoweit Verbindlichkeit, als sie mit der Schrift übereinstimmen. Kein Mensch kann durch Werke die Seligkeit erlangen. Durch Christi Erlösung allein wird dem Gerechtigkeit und Leben geschenkt, der an das Evangelium von Christo glaubt und Christum lieb hat. Auch Wessel verwirft den Ablaß als Lug und Trug. Luther hat es selbst gefühlt, wie nahe Wessel ihm innerlich stand. „Man sieht," so lautet sein Urteil, „daß er wahrhaftig von Gott gelehrt sei; denn man kann von ihm nicht urteilen, daß er seine Lehre von Menschen habe, gleichwie auch ich nicht. Und wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte alles vom Wessel genommen, also stimmt unser beider Geist zusammen."

Das Zeitalter der Reformation.

Nach dem Gemälde von W. von Kaulbach (F. Bruckmann A.-G. München).

Kaulbachs berühmtes Bild „Das Reformationszeitalter" ist eins der sechs Wandbilder, die der Meister 1847—1863 für das Treppenhaus des Berliner Museums geschaffen hat. Sie sollen die sechs Kulturepochen der Entwicklung der Menschheit vorführen. Im Mittelpunkt unseres Bildes steht Luther mit der hoch emporgehaltenen deutschen Bibel. Links und rechts von ihm wird das Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgespendet. Zur Rechten hält Gustav Adolf Wacht als Schützer des Heiligtums der Reformation. Die einzelnen Gruppen des Bildes stellen die von der Reformation ausgehende Blüte in Kunst und Wissenschaft dar, links Erforschung der Erde und des Himmels, rechts Dichtkunst und Malerei (ganz oben Dürer), in dem Chor über Luther die Musik. Manche Gestalt wird der aufmerksame Beobachter selbst auf dem Bilde erkennen. —

Frau Cotta nimmt den jungen Martin Luther in ihr Haus auf.
Gemälde von Spangenberg. Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg.

Dritter Hauptteil.

Das Jahrhundert der Reformation.

Erster Abschnitt.

Die Reformation und die Geschichte der evangelischen Kirche bis zum Religionsfrieden von Augsburg.

A. Der Reformator.

1. Des Reformators Werdegang bis zum Anschlag der 95 Thesen.

Schon lange vor der Reformation blühte im Thüringer Lande, insbesondere im Westergau, das kräftige, selbstbewußte Bauerngeschlecht der Luther (Luder, Lüder, Luider). Auch in dem Dorfe Möhra, nicht weit von Salzungen, waren mehrere Lutherfamilien angesessen. Nach Landessitte fiel der väterliche Hof immer dem jüngsten Sohne zu. Die älteren mußten sich also um Lohn verdingen oder anderwärts Unterkunft und Brot suchen. Das letztere wählte auch der älteste Sohn des Heine Luther, namens Hans. Er verließ seinen Heimatsort Möhra, wandte sich dem guten Verdienst verheißenden Bergbau zu und zog nach Eisleben. Hier gebar ihm am 10. November 1483 seine Gattin Margarethe, eine geborene Ziegler, einen Sohn, der Tags darauf getauft wurde und den Namen Martinus erhielt. Schon ein halbes Jahr später siedelten die Eltern, lohnendere Arbeit suchend nach Mansfeld über. In strenger Zucht, in drückender Armut wuchs das Kind auf. Luther hat dies, aber auch die zu jedem Opfer für ihre Kinder bereite Liebe der Eltern niemals vergessen. In Mansfeld hat der kleine Martin zuerst die Schule besucht, die volle Barschheit und abstoßende Strenge eines Mannes erfahrend, der weit mehr ein Schlagmeister als ein Schulmeister war. Trotz der Ärmlichkeit ihrer Verhältnisse begnügten sich die Eltern für ihr Kind nicht mit der Schulbildung, die das kleine Mansfeld gewähren konnte. Sie schickten Martin im Jahre 1497 nach Magdeburg, wo die „Nullbrüder" oder Lollharden (siehe oben Seite 92) eine gute Schule unterhielten. Für seinen Lebensunterhalt freilich mußte der junge Martin selbst sorgen, entweder mit dem Schülerchor vor den Häusern singend oder auch ohne Gesang um eine Gabe bittend. Nur ein Jahr ist der Knabe in Magdeburg geblieben. Krankheit nötigte ihn zur Heimkehr. Nachdem er sich im elterlichen Hause gekräftigt, wanderte er nach Eisenach, wo er bei Verwandten der Eltern eine Unterkunft zu finden hoffte. Seine Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht: wie in Magdeburg, so mußte er auch hier als „Partekenhengst" „das Brot vor den Häusern nehmen", bis die fromme Frau Ursula Cotta den von ihr oft beim „Singen und herzlichen Gebet in der Kirche", wie beim Kurrendesingen vor ihrer Tür beobachteten Knaben in ihr Haus aufnahm. Damit war alle Sorge um den Lebensunterhalt gewichen. Jetzt durfte Martin die ganze Kraft der Schule widmen, während die Behaglichkeit, die edle Freude, der künstlerische Sinn jenes Patrizierhauses sein Gemüt erfreuten und seinen Blick erweiterten. Luther besuchte die zur Pfarrkirche gehörende St. Georgsschule. Dem wackeren Rektor Trebonius rühmte er es noch in späten Jahren nach, daß er seine Schüler achtete und ehrte. Drei Jahre hat Luther in Eisenach zugebracht. Es kam die Zeit, daß er die Schule mit der Universität vertauschen mußte, wollte er höheren Zielen zustreben. Inzwischen hatten sich die äußeren Verhältnisse des Vaters so gebessert, daß er seinen Sohn auf die Hochschule schicken konnte. Die Wahl einer solchen konnte nicht zweifelhaft sein. Das benachbarte Erfurt erfreute sich weithin eines hohen Rufes. Hier wurde der junge Luther im Sommersemester 1501 als Martinus Ludher ex Mansfelt in die Matrikel eingetragen. Neben den scholastischen Studien hatte zu Erfurt in tüchtigen Vertretern der Humanismus eine Stätte gefunden. Mit Eifer las Luther jetzt die römischen Klassiker, ohne darüber das Studium der scholastischen Wissenschaft zu vernachlässigen. Mit besonderer Freude erfüllte es ihn, als er in der Universitätsbibliothek zum ersten Male eine vollständige lateinische Bibel zu sehen bekam. Die Wahl des Berufsstudiums konnte erst nach Vollendung der allgemeinen philosophischen Studien erfolgen. Mehr dem Wunsche des Vaters als der eigenen Neigung entsprechend wandte sich Luther der Jurisprudenz zu. Anfang des Jahres 1505 war er Magister geworden. Jetzt sollte das Studium der Rechte beginnen.

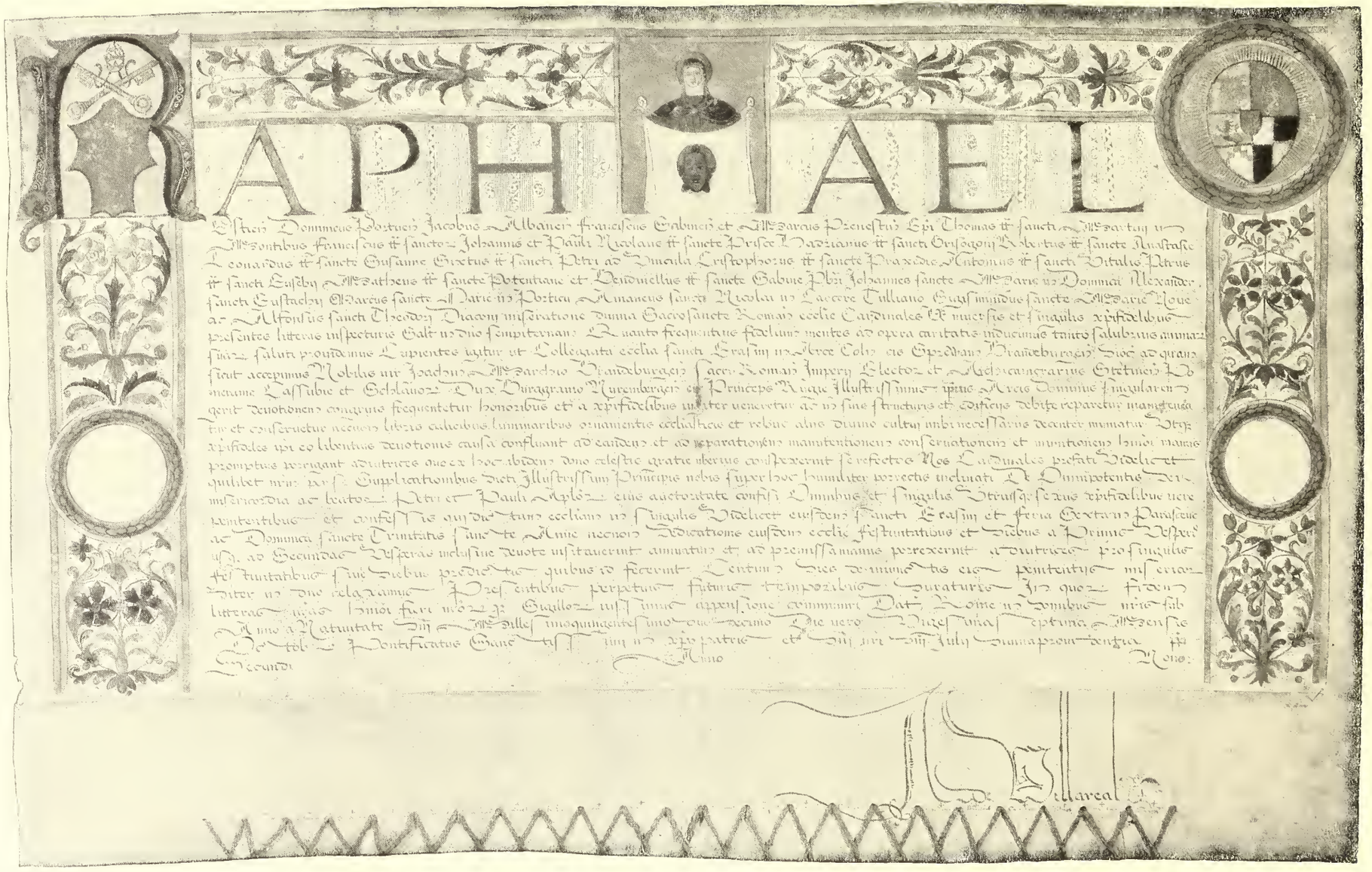
Gottes Rat war aber ein anderer. Von Kindheit auf war Luther das Christentum nicht als die Religion der Erlösung und der Versöhnung in Christo, sondern als die Religion des durch gute Werke zu versöhnenden Gotteszorns und des durch Mariä und anderer Heiligen Fürbitte gnädig zu stimmenden Weltenrichters Jesus Christus entgegengetreten. Der strenge Ernst solcher Anschauungen mußte doppelt bedeutsam sein für einen, der wie Luther von Herzen fromm war, auf das sehnlichste nach der Seligkeit strebte und eifrig sich bemühte, alles, was ihn am Erreichen dieses Zieles

hindern wollte, zu beseitigen. Erwägt man außerdem noch, daß nach der Lehre der römischen Kirche in der „Welt", d. h. in dem Bereich der Laien, ihrer Berufsarbeit und ihrer Freuden die geringste Sicherheit bestand, das Heil zu erwerben, und daß Luthers Studien doch eben diese „Welt" zum Ziele hatte, so ist es wohl begreiflich, daß den durchaus ernst gerichteten jungen Mann mitten in seinen fleißigen Studien und in den frohen Stunden unter seinen Freunden oft das Gefühl der Angst beschlich, ob nicht auf diesem Wege das Heil der Seele verscherzt werde. Es mag ihm gewesen sein, als trüge er zwei Seelen in seiner Brust: die eine zog ihn hinaus in die Freiheit, hinein in die Welt, die so schön war, in deren Herrlichkeit er die erfreuende und beseligende Liebe Gottes ahnte, in der die eigenen Eltern und andere ihm herzlich teure Menschen lebten; die andere zog ihn aus der Freiheit und dem freundlichen Sonnenlicht unter das Joch und in das Düster der Kirche, die das Heil dem Gläubigen, d. h. dem Gehorsamen, dem, der vor keiner Forderung und vor keinem Opfer zurückschreckt, gewährleistet. Und ernster noch wurde Luthers Stimmung, wenn er an die Möglichkeit dachte, plötzlich vor den ewigen Richter gerufen zu werden.

Mehrfach wurde Luther an diese Möglichkeit erinnert, so durch eine länger andauernde Krankheit durch eine schwere, fast den Tod herbeiführende Verwundung und durch den plötzlichen Tod seines Freundes. Zu einer Wende in seinem Lebensgang aber führte ihn ein Ereignis Anfang Juli 1505. Auf der Rückkehr von einem Besuche in Mansfeld wurde er bei dem Dorfe Stotternheim von einem furchtbaren Gewitter überrascht. In seiner Todesangst rief er: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!" Das Gelübde war getan. Es brechen, mußte dem Gewissen als die schwerste Sünde erscheinen. Am Abend des 16. Juli weilte der junge Magister zum letzten Male im Kreise seiner Freunde. Tags darauf schloß sich hinter ihm die Pforte des Augustinereremitenklosters zu Erfurt. Es war ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung! Luthers Vater war bei der Nachricht von diesem Schritte seines Sohnes, der sein Stolz war, aufs tiefste betroffen. Nur „unwillig und traurig", „nicht gerne, von freiem und fröhlichem Herzen" hat er seine Zustimmung gegeben. Nach Ablauf des Noviziats, während dessen Luther die Lasten des Mönchstums bis aufs äußerste zu spüren hatte, aber auch „die heilige Schrift begierig lesen, andächtig hören und eifrig lernen" durfte, legte er die Gelübde ab. Man bestimmte Luther, dessen vorzügliche Geistesgaben auch im Kloster hervortraten, für die priesterliche Laufbahn. In den ersten Monaten des Jahres 1507 empfing er die Priesterweihe, am 2. Mai las er, nicht ohne heiliges Zittern vor dem Geheimnis des Sakraments, seine erste Messe. Zu dieser Feier erschien unter vielen Gästen auch der Vater im Kloster und gab offen und ehrlich seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Erfüllung des vierten Gebotes höher stehe als mönchische Heiligkeit. An schweren Seelenkämpfen hat es Luther im Kloster nicht gefehlt. In rastlosem Eifer gab er sich mönchischen Kasteiungen hin. „Ist je ein Mönch", so bekennt er selbst, „gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein." Und doch fand seine Seele nicht, wonach sie hungerte und dürstete, den Frieden mit Gott. Luther sollte lernen verzweifeln an sich selbst, an der eigenen Kraft, an der Verdienstlichkeit seiner Werke und vertrauen einzig und allein auf die Gnade Gottes. Nachhaltigen Einfluß auf ihn übte der Generalvikar der Augustinerklöster in Sachsen und Thüringen, Johann von Staupitz, aus. Dieser edle Mann, den Gott durch ähnliche Seelenkämpfe geführt hatte, wies Luther von allem äußeren Tun auf das Herz: auf die Buße komme es an, die Buße aber erwachse aus Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott. Als den Felsen, auf den er sich aus den Wogen der Zweifel an seiner Erwählung zum ewigen Heile retten müsse, zeigte ihm Staupitz das Erlösungswerk Christi. Das waren neue Gedanken, die in Luthers Seele fielen.

Luther nach dem Anschlag der Thesen. Nach einer Zeichnung von Alfred Rethel.

Einen weiteren Wendepunkt in Luthers Leben bildete die Berufung nach Wittenberg, die durch die Vermittlung Staupitz' im Jahre 1508 erfolgte. Nicht nur ein Lehrender, vielmehr ein Lernender ist Luther zunächst daselbst gewesen. Vor allem studierte er eifrig Theologie. Er erwarb die Würde eines biblischen Bakkalaureus. Die nächste theologische Würde, die eines Sententiarius, erlangte er in Erfurt, wohin er im Jahre 1509 — das Nähere darüber läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen — zurückversetzt wurde. Im Spätherbste des Jahres 1510 reiste er in Ordensangelegenheiten nach Rom. Auch bei der Romreise waren alle seine Gedanken ganz nach der Art der mittelalterlichen Frömmigkeit auf die Sicherung des Seelenheils gerichtet. „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, dreimal heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ward!" rief er beim Anblick der ewigen Stadt aus. Er lief durch alle Kirchen, wie er selbst erzählt, mußte aber freilich bald erfahren, daß es mit der „Heiligkeit" in Rom viel schlechter als anderwärts bestellt war. So stieg der Gedanke in Luther auf, daß alle von der Kirche angepriesenen und in Rom reichlichst zu findenden Gnadenmittel ihm doch nicht geben könnten, was seine Seele suchte. Auch die achtundzwanzig Stufen der Pilatustreppe klimmte er kniend empor. Er erzählt darüber selbst in einer Predigt: „In Rom wollte ich meinen Ahn aus dem Fegefeuer erlösen, ging die Pilatustreppe hinauf, betete auf jeder Stufe ein Vaterunser. Denn es war die Meinung, wer so betete, würde eine Seele erlösen. Als ich aber oben war, dacht ich: Wer weiß, ob es wahr ist?" Trauernd über so manchen Greuel, den er an heiliger Stätte geschaut, mag Luther zurückgekehrt sein. Im Mai 1512 war er wieder in Wittenberg. Denn dahin und nicht nach Erfurt hatte man ihn gewiesen. Es war auch Gottes Hand, die ihn nach Rom geführt hatte. „Ich wollte nicht hunderttausend Gul-



Ablaßbrief von 23 Kardinälen für das Kollegiatstift St. Erasmi im Schlosse zu Cölln (Berlin) 1512 October 27.

Auf der Urkunde befindet sich oben links das päpstliche, rechts oben das brandenburgische Wappen. Die Siegel der 23 Kardinäle sind angehängt.

Ablaßbrief von 23 Kardinälen für das Kollegiatstift St. Erasmi im Schlosse zu Cölln (Berlin) 1512 October 27.

Auf der Urkunde befindet sich oben links das päpstliche, rechts oben das brandenburgische Wappen. Die Siegel der 23 Kardinäle sind angehängt.

Übersetzung:

Wir Bischöfe Raphael von Ostia, Dominikus von Porto, Jacobus von Albano, Franziskus von Sabina und Markus von Palestrina, desgleichen wir Priester Thomas vom Titel des hl. Martinus in montibus, Franziskus vom Titel des hl. Johannes und Paulus, Nikolaus vom Titel der hl. Priska, Hadrian vom Titel des hl. Grisogonus, Robert vom Titel der hl. Anastasia, Leonard vom Titel der hl. Susanna, Sixtus vom Titel des hl. Petrus ad vincula, Christophorus vom Titel der hl. Praxedes, Antonius vom Titel des hl. Vitalis, Petrus vom Titel des hl. Eusebius, Matthäus vom Titel der hl. Potentiana und Bendinellus vom Titel der hl. Sabina, und wir Diakone Johannes bei Sancta Maria in dominica, Alexander bei St. Eustachius, Markus bei St. Maria in porticu, Amaneus bei St. Nicolaus in carcere Tulliano, Sigismund bei Sancta Maria nova und Alfons bei St. Theodor, durch göttliche Güte Kardinäle der hochheiligen römischen Kirche, entbieten der Allgemeinheit und allen einzelnen treuen Christen, die das gegenwärtige Schreiben zu Gesicht bekommen werden, für immer Gruß im Herrn.

Je häufiger wir den Sinn der Gläubigen auf die Werke der christlichen Liebe richten, desto kräftiger sorgen wir für das Heil ihrer Seelen. Deshalb wünschen wir auch, daß die Kollegiatkirche des hl. Erasmus im Schloß Cölln an der Spree in der Diözese Brandenburg eine Kirche, der, wie wir vernommen haben, der Herzog von Stettin, Pommern, sowie der Kassuben und Slaven, Burggraf von Nürnberg und Fürst von Rügen, der durchlauchtigste Herr eben dieses Schlosses, ganz besonders zugetan ist, mit besonderen Gelübden bedacht und mit geziemender Ehrenbezeugung besucht werde und von den Christgläubigen beständig verehrt, in ihren Anlagen und Gebäuden in schuldiger Weise wiederhergestellt und erhalten wie auch mit Büchern, Kelchen, Leuchtern, kirchlichen Gewändern und anderen für den Gottesdienst daselbst erforderlichen Gegenständen beschenkt werde. Und damit sich die Christgläubigen selbst um so lieber dort zur Andacht zahlreich versammeln und zu dieser Wiederherstellung, Erhaltung, Bewahrung und Ausstattung um so bereitwilliger und rascher ihre hilfreiche Hand auftun, wenn sie sehen, daß ihnen daraufhin dort die Geschenke der himmlischen Gnade in reicherem Maße zuteil wird, so erteilen wir vorgenannten Kardinäle und jeder einzelne von uns für sich auf die Bitte hin, die der durchlauchtigste Fürst uns hierüber demütig vorgetragen hat, im Vertrauen auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und seiner Apostel, des hl. Petrus und Paulus, folgenden Ablaß: Allen und jeglichen Christgläubigen beiderlei Geschlechts, die mit wahrhaft innerlicher Reue nach abgelegter Beichte die genannte Kirche am St. Erasmus-Tage, am Charfreitag, am Dreifaltigkeitssonntag, am St. Anna-Tage und an dem Tage, an dem die genannte Kirche ihr Kirchweihfest begeht, von der ersten Vesper bis zur zweiten Vesper einschließlich alljährlich fromm besuchen und zum genannten Zwecke hilfreich ihre Hand öffnen, erlassen wir für die einzelnen Feste oder Tage, an denen sie das tun, hundert Tage von den ihnen auferlegten Bußwerken in der Barmherzigkeit des Herrn für alle Zukunft. Zum Zeugnis hierfür haben wir dieses Schreiben durch die Anhängung unserer Siegel beglaubigen lassen. Gegeben zu Rom in unseren Palästen, im Jahre 1512 nach Christi Geburt, am 27. October, unter dem Pontifikat unsers in Christo geliebten Vaters und Herrn Julius II. nach Gottes Vorsehung Papst im 9. Jahre .....

den dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte," so bekennt er selbst, „ich müßte mich sonst immer besorgen, ich täte dem Papste Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir."

Im Oktober 1512 erfolgte die feierliche Promotion Luthers zum Doktor der Theologie. Der Kurfürst Friedrich der Weise trug die Kosten. Mit dem Doktorat übernahm Luther die Pflicht, die heilige Schrift zu studieren. Die Erfüllung dieser Pflicht führte von selbst zur Prüfung der Kirche in Lehre und Leben nach Gottes Wort. Und dem ernsten Studium der Heiligen Schrift, getragen und gedrungen von dem heißen Verlangen nach Seelenfrieden galten die nächsten Jahre. Seine Vorlesungen über den Psalter sind des

Luther vor Cajetan. Nach dem Gemälde von W. von Lindenschmit.

Zeugnis. Unter den Kirchenvätern war es besonders Augustin, in dessen Schriften er sich vertiefte. Durch seinen Freund Johann Lange wurde er aufmerksam auf die Predigten Johann Taulers (siehe o. S. 96) und auf die „Deutsche Theologie". „Ohne Titel und Namen" kam ihm ein Bruchstück dieser Schrift in die Hände. Er gab es mit einer kurzen Vorrede heraus als „Ein geistlich edles Büchlein von rechtem Unterschied und Verstand, was der alte und neue Mensch sei, was Adams und was Gottes Kind sei und wie Adam in uns sterben und Christus erstehen soll." Außer dem eigenen Studium und der Universität galt Luthers Tätigkeit dem Augustinerorden und insonderheit dem Wittenberger Augustinerkloster, das er seit seiner Übersiedlung bewohnte. Als Distriktsvikar der Augustinerklöster Sachsens und Thüringens hielt er Visitationen derselben ab. Als Leiter des Studiums des Wittenberger Klosters legte er den Brüdern das Buch der Richter aus. Dazu kam eine weitere praktische Tätigkeit in der ihm durch den Magistrat übertragenen Stelle eines Predigers an der Wittenberger Stadt-Kirche. Sie brachte ihn in lebendigen, fast täglichen Verkehr mit dem Volke. Mit rastlosem Eifer hat Luther der Gemeinde in seinen Auslegungen der zehn Gebote das Gewissen geschärft und in den Betrachtungen über das Vaterunser die rechte Art des Betens gezeigt. Je mehr Luther allmählich selbst seines im Glauben ergriffenen Heiles gewiß wurde, um so klarer wurde sein Blick für die Schäden der Kirche, um so tiefer seine Trauer über so viele Verirrungen in Lehre und Leben, um so glühender sein Eifer, in Verkündigung des lauteren Gotteswortes der Gemeinde den rechten Weg zum Heile zu zeigen.

Es mußte freilich auch ihm wie manchem zuvor ergehen. Der Kampf konnte nicht ausbleiben. Im Jahre 1513 hatte Leo X. einen neuen Ablaß ausgeschrieben, um den von Julius II. begonnenen kostspieligen Neubau der Peterskirche fortzusetzen. Der Vertrieb desselben in Deutschland wurde dem Erzbischof Albrecht von Mainz übertragen. Dieser, im Jahre 1490 geboren, war auf Grund päpstlichen Dispenses zugleich Erzbischof von Magdeburg, Bischof von Halberstadt und Erzbischof von Mainz. Trotz der reichen Einkünfte seiner Pfründen war Albrecht verschuldet, zumal seit er das Pallium dem Papste mit 20000 Goldgulden hatte bezahlen müssen. Die reichen Fuggers in Augsburg schossen ihm 30000 Goldgulden vor. Damit Albrecht seine Schulden

H. B. 72

Entlauffener Ablaßkramer

Vnd

Hellenchtendes Evangelisches Liecht von

Herrn Martino Luthern im 1517. Jahr in der Finsternis des Bapsthums aus Gottes Wort angezündet / vnd in einer Figur im ersten Jubel Jahr vorgebildet / ꝛc.

LUx tenebris eſt orta, ſacem geſtante LUTHERO,
Accenſa eſt ſacris, non aliunde, libris.
Nil agis, ô triplici Draco trux caput aucte coronâ.
Non vis frauſve DEI *tollere verba queunt.*
Exulet à noſtris procul indulgentia *terris;*
Non venit, gratis gratia Dia venit.

LUther ein Liecht an dunckelm Orth
Hat angezündt aus Gottes Wort /
Obs gleich der Bapſt thut fechten an /
Behelt doch Gottes Wort den Plan /
Der Drach ſpeyt Waſſer aus dem Rachn /
Vnd wil dem Liecht das gar auß machn /
Vnd (doch vergeblich) mit ſein Tatzn
Das forſcht die Schrifft / aus dem Buch kratzn /
Der Ablaßkramer muß entlauffn /
Sein Lumpenwahr wil niemand kauffn /
Der Geck iſt worden gar zu Spott /
Weil er gemacht hat Bancorott.

Die Butte druckt jhn auff den Rückn /
Vnd ſtechen jhn Weſpen vnd Mückn /
Er hoffet viel Gelt zu erſchnappn /
Bekam darfür ein Narrenkappn /
Die jhm Herr Luther zugeſchnitn /
Sein Wahr mag er andern anbietn /
Die ſolche kennen / kauffens nicht /
Die Cloſter Heuß ſchewen diß Liecht /
Fürchten / man mög ſie auch ertappn /
Drumb folgen ſie der Narrenkappn:
O Gott erhalt dein Göttlichs Wort /
Hilff vns an Leib / Seel / hie vnd dort.

Im Jahr:

IVbILate anIMIs gratIs, IVbILate Deo.

TYPIS GROSIANIS.

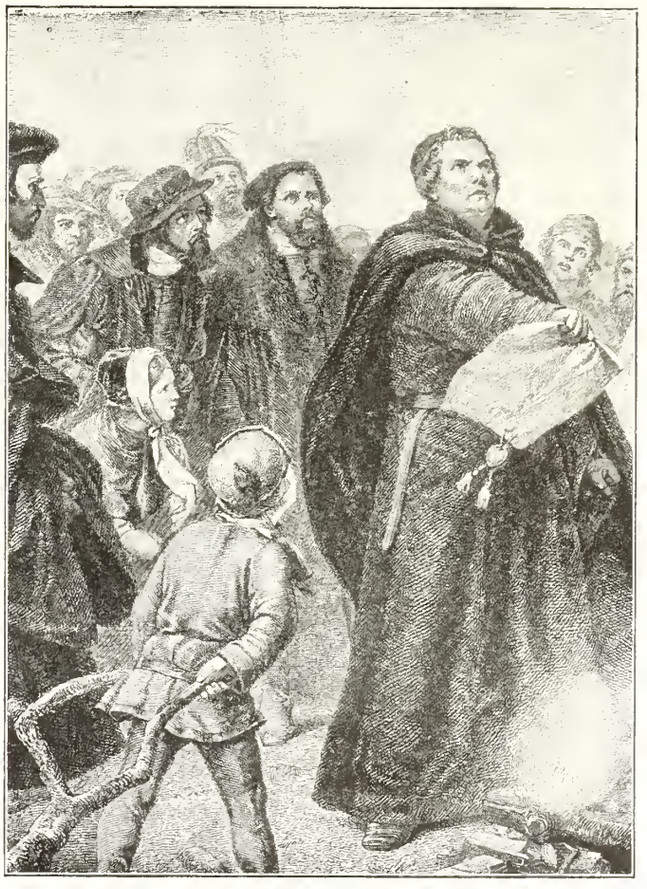
Gedruckt zu Leipzig / Durch Georgium Liger.

Gedenkblatt auf den ersten Jahrestag des Anschlages der Thesen, gleichzeitig Spottbild auf den Ablaßhandel. Kupferstichkabinett Nürnberg.

tilgen könnte, übertrug ihm Leo X. im Jahre 1515 den Vertrieb jenes Ablasses auf acht Jahre. Die Genehmigung kostete 10000 Goldgulden. Zugleich verpflichtete sich Albrecht, die Hälfte sämtlicher Einkünfte des Ablaßhandels nach Rom zu schicken. Die andere Hälfte nahmen die Fuggerschen Kommissare in Empfang. Albrecht arbeitete für die umherziehenden Ablaßprediger eine Instruktion aus, in der besonders ein Punkt die bestehende kirchliche Ordnung durchbrach. Nach alter Bestimmung waren die Parochianen an die eigene Kirche zum Gottesdienst und damit selbstverständlich auch in den Beichtstuhl ihrer Priester gewiesen. Das war eine heilsame Verordnung. Albrecht von Mainz aber ließ jedem Ablaßkäufer die Berechtigung erteilen, sich einen beliebigen Beichtvater zu wählen und bei diesem unter Vorzeigung des Ablaßzettels Absolution zu holen. In Albrechts Dienste trat der Dominikaner Johann Tetzel, von dessen anrüchigem Lebenswandel mancherlei erzählt wurde. Er betrieb das Ablaßgeschäft in wahrhaft marktschreierischer Weise. Seit dem Frühjahr 1516 hörte Luther von Tetzels Treiben durch seine Freunde. Wiederholt belehrte er die Gemeinde von der Kanzel aus über den Ablaß. Im Jahre 1517 näherte sich Tetzel der Stadt Wittenberg und Luther bekam mancherlei im Beichtstuhl von seinem Treiben zu hören. Unbußfertige Beichtkinder verlangten von Luther die Absolution, indem sie sich auf ihre Ablaßzettel beriefen. Jetzt trat Luther durch sein Gewissen gedrängt an die Öffentlichkeit, wenigstens der gelehrten Kreise. Am 31. Oktober, am Tage vor dem Titelfeste (Allerheiligen) der mit der Universität eng verbundenen Schloßkirche schlug Luther an deren Pforte seine in lateinischer Schrift abgefaßten 95 Thesen vom Ablaß an, über die „aus Liebe zur Wahrheit und aus Verlangen, sie an den Tag zu bringen" mündlich oder schriftlich disputiert werden sollte. Nur einige derselben seien hier mitgeteilt:

1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße! hat er gewollt, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sein soll. — 32. Wer durch Ablaßbriefe meint, seiner Seligkeit gewiß zu sein, der wird ewiglich verdammt sein samt seinen Lehrmeistern. — 33. Nimm dich wohl in acht vor denen, die da sagen, der Ablaß des Papstes sei jene unschätzbare Gabe Gottes, durch welche der Mensch Gott versöhnt werde. — 36. Jeglicher Christ hat, wenn er in aufrichtiger Reue steht, vollkommenen Erlaß von Strafe und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt. — 37. Jeder wahre Christ, ob lebend oder tot, hat Anteil an allen geistlichen Gütern Christi und der Kirche. — 43. Man lehre die Christen, daß, wer dem Armen gibt oder dem Bedürftigen leiht, besser tut, als wenn er Ablaß lösen wollte. — 45. Man lehre die Christen, daß, wenn er einen Bedürftigen sieht und desungeachtet sein Geld für Ablaß hingibt, nicht Papstes Ablaß, wohl aber Gottes Zorn damit erwirbt. — 46. Man lehre die Christen, daß, wenn sie nicht überflüssiges Gut reichlich besitzen, sie verpflichtet sind, das, was zur Notdurft gehört, für ihr Haus zu behalten und mit nichten für Ablaß zu verschwenden. — 50. Man lehre die Christen, daß, wenn der Papst den Schacher der Ablaßprediger wüßte, er lieber den Dom St. Petri würde zu Asche verbrennen lassen, als daß derselbe von Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe sollte erbaut werden. — 53. Das sind Feinde Christi und des Papstes, die um der Ablaßpredigt willen das Wort Gottes in anderen Kirchen gänzlich verstummen machen. — 55. Des Papstes Meinung ist selbstverständlich, daß, wenn man den Ablaß, als der nur geringen Wert hat, mit einer Glocke, mit einfachem Gepränge und Feierlichkeit begeht, man das Evangelium, als welches den höchsten Wert hat, mit hundert Glocken, hundertfachem Gepränge und Feierlichkeit rühmen soll. — 62. Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

Man hat von jeher die 95 Thesen, diesen „Notschrei aus der Tiefe des erwachten deutschen Gewissens", als den Anfang der Reformation bezeichnet. Mit Recht! Luther hat



Luther verbrennt die Bannbulle. Nach dem Gemälde von Lessing.

es selbst getan, wie seine Worte bezeugen: „Dieser Hader, der sich zwischen mir und dem Papst hat erhoben, hub sich über dem Pallium an. Solches Pallium konnte der Bischof nicht bezahlen. Da ließ er mit dem Ablaß etliche Beutelbrescher ausgehen, der Leute Geld zu erheben, das nicht sein war. Die machten's so grob, daß ich dawider mußte predigen und schreiben. Also hat sich das Spiel gehoben."

2. Der Bruch mit der Kirche.

Noch am 31. Oktober 1517 schickte Luther seine Thesen an den Erzbischof von Mainz. Durch diesen gelangten sie nach Rom. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden sie bekannt. „In vier Wochen hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Der Eindruck jener Sätze war ein verschiedener. Wohl stimmten ihnen viele zu und freuten sich, daß einer gekommen war, „der der Katze die Schellen anband". Aber

wenige hofften, daß der Wittenberger Mönch etwas erreichen werde. Manche meinten, er werde entweder widerrufen oder brennen müssen. Der Papst selbst soll geurteilt haben: „Ein voller, trunkener Deutscher hat die Thesen geschrieben; wenn er wieder nüchtern wird, wird er anders gesinnt sein.“ Luther aber vertiefte sich in die Lehre vom Ablaß und rüstete sich zu einer wissenschaftlichen Begründung seiner Thesen. Durch eine Reise zum Ordenskapitel der Augustiner in Heidelberg im Frühjahr 1518 wurde die Arbeit unterbrochen. Im Mai war sie vollendet. Luther widmete diese seine „Resolutionen“ dem Papst, dessen Stimme er als die Stimme Christi anerkennen will. Die „Resolutionen“ gehen bereits weit über die Thesen selbst hinaus: „Die Kirche bedarf einer Reformation, die nicht die Sache eines Menschen, des Papstes, noch die Sache der vielen Kardinäle ist, sondern Sache der ganzen Welt, ja die Sache Gottes allein; die Zeit aber für diese Reformation kennt allein der, der die Zeiten schuf. Inzwischen aber vermögen wir solche offenkundige Schäden nicht zu verschweigen.“

In Rom aber plante man den Ketzerprozeß gegen den unbequemen Mann, der jedenfalls zum Schweigen gebracht werden mußte. Zu Richtern in Luthers Sache bestellte der Papst Hieronymus Ghinucci und Silvester Prierias. Letzterer hatte bereits ohne viel Geschick und Glück gegen Luther die Feder ergriffen und ihn schon als Ketzer behandelt. In seiner Gegenschrift erklärte Luther, daß er erst dann, wenn das Urteil gefällt sei und er sich nicht daran halte, als Ketzer angesehen werden könne. Die höchste Autorität ist ihm freilich weder der Papst noch das Konzil, da beide irren können. Am 7. August 1518 erhielt Luther die Aufforderung, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen. Weise und vorsichtig mußte der Kurfürst Friedrich von Sachsen (Abb. S. 143) handeln, dem der Papst, um ihn für seine Pläne willfährig zu machen, die Goldene Rose, das Zeichen der höchsten päpstlichen Gnade, zugedacht hatte. Keinesfalls wollte und durfte er offen für Luther Partei ergreifen. Wohl aber konnte er sich insoweit des Professors seiner Universität annehmen, daß er forderte, Luthers Prozeß solle auf deutschem Boden verhandelt werden. Kaiser Maximilian I., der nicht erkannte, welche ungeheure Tragweite der Streit haben würde, hoffte insgeheim für seine Politik dem Papst gegenüber aus der wachsenden Bewegung einen Vorteil zu ziehen. Der für Rom nicht günstige Verlauf des Augsburger Reichstages bestimmte den Papst, auf Friedrichs Wunsch einzugehen. Luther sollte nach Augsburg kommen, um dort vom Kardinal Kajetan verhört zu werden. Luther ging, fest von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt, mit dem unumstößlichen Vorsatz, nicht zu widerrufen, aber auch mit der Ahnung, daß es ein Weg zum Tode wäre. Kajetan forderte einen unumwundenen Widerruf. Es kam zu einer Auseinandersetzung über einige der Thesen, wobei Luther sich schlagfertiger und wissenschaftlich bewanderter als der Kardinal erwies. Daß Luther in allen seinen Einwendungen sich auf die Schrift berief, war für Kajetan, dem der Papst als die höchste Autorität galt, bedeutungslos. Er blieb bei seiner Forderung. In einer schriftlichen „Verwahrung“ erklärte Luther, von einem Widerrufe könne erst die Rede sein, wenn man ihn verhört und seines Irrtumes überwiesen haben würde, und übergab fernerhin dem Kardinal eine Rechtfertigung seiner von jenem angegriffenen Sätze. Dabei kam es zu einem Wortwechsel, den Kajetan mit den Worten schloß: „Gehe hin, komme mir nicht mehr unter die Augen, du wolleſt denn einen Widerruf tun!“ Als Staupitz das Ansinnen des Kardinals, Luther zu einem Widerruf zu veranlassen, ablehnte, da Kajetan selbst mit dieser Aufgabe betraut sei, erklärte dieser: „Ich mag nicht weiter mit dieser Bestie reden; denn er hat tiefe Augen und wunderliche Spekulationen in seinem Kopfe!“

In einer „Appellation von Kajetan an den Papst“ gab Luther die Gründe an, warum er sich nicht in Rom zu stellen vermöge, und schilderte die Verhandlungen mit dem Kardinal, der ihn nicht von seinen angeblichen Irrtümern überzeugt, sondern nur seinen Widerruf gefordert habe. Als diese Appellation am Dom zu Augsburg angeschlagen wurde, hatte Luther bereits die Stadt verlassen. Am 31. Oktober traf er wieder in Wittenberg ein. Vier Wochen später appellierte er an ein Konzil. Da der Papst irrtumsfähig und schlecht beraten sei — fast gleichzeitig erklärte er, „daß am römischen Hofe der wahrhaftige Antichrist herrsche“ —, fordere er die Entscheidung über seine Angelegenheit auf einem Konzil „an einem sicheren Orte“, zu dem er oder sein von ihm zu bestellender Anwalt freien Zutritt habe. Umsonst forderte Kajetan von Friedrich dem Weisen Luthers Auslieferung, ihn vor dem „Schandfleck“ warnend, den das „lose Brüderlein“ der fürstlichen Ehre mache. Noch wartete Rom mit dem Bannfluch. Was Kajetan nicht gelungen war, erhoffte der auf eigene Faust mit Luther verhandelnde päpstliche Kämmerer Karl von Miltitz. Luther versprach diesem auch tatsächlich zu schweigen, wenn seine Gegner schweigen würden, und willigte in den Vorschlag ein, daß ein deutscher Bischof seine Sache untersuche.

Da war es der streitbare Ingolstädter Professor Dr. Johann Eck, der Luther von neuem auf den Kampfplatz rief. Seine für eine Disputation mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt bestimmten Thesen richteten sich in Wahrheit gegen Luther. Trotz des Widerstrebens der Leipziger Theologen genehmigte Herzog Georg von Sachsen, treu am Glauben der Kirche festhaltend, aber der Erkenntnis der Schäden derselben sich nicht verschließend, die Abhaltung einer Disputation zwischen Eck und Karlstadt und ließ es zu, daß auch Luther zu derselben erschien. Ende Juni bis Anfang Juli 1519 fand der Redestreit statt. Vergebens suchte Eck Luther zu einem „Böhmen“ zu stempeln und die Übereinstimmung seiner Lehre mit Sätzen von Wiclif und Hus, die auf dem Konstanzer Konzil verdammt worden waren, nachzuweisen. Offen erklärte Luther, daß unter jenen Sätzen sich auch gut christliche und evangelische sich befänden. Dazu gehöre die Behauptung, daß die Seligkeit nicht an die Unterordnung unter den Papst, sondern an die Zugehörigkeit zu der Einen heiligen christlichen Kirche, deren Haupt Jesus Christus ist, gebunden sei. Als das Herzog Georg hörte, fuhr er auf und rief laut: „Das walt' die Sucht!“ Auch in den weiteren Verhandlungen blieb Luther bei dem Bekenntnis, zu dem er durch die Disputation mit innerer Notwendigkeit geführt worden war, daß in Sachen des Glaubens die Heilige Schrift die letzte Autorität sei. Hierin ruht der Fortschritt in dem

[illegible]

löbliche/Gottſelige Churfürſt Friederich zu Sachſen/ꝛc. der Weiſe genant/aus ſonderer Offenbarung Gottes/gleich jtzo für hundert Jahren/ nemlich die Nacht für aller Heiligen Abend/1517. zur Schweinitz dreymal nach einander gehabt/Als folgenden Tages D. Martin Luther ſeine Sprüche wider Johann Tetzels Ablaßkrämerey/an der Schloßkirchenthür zu Wittenberg angeſchlagen. Allen jetzo jubilierenden Chriſten nützlich zu wiſſen/in dieſer Figur eigentlich fürgebildet.

GLeICh aM erſten rEChten EVangeliſChen LVtherſChen IVbeLfeſt.

H. B. 51

ICh habe offt in den Ländern/ als ich ein Kind war/ eine Prophecceyung gehöret/ Keyſer Friedrich würde das heilige Grab erlöſen/ vnd/ wie dann der Propheten Art vnd Natur iſt/ daß ſie ehe erfüllet als verſtanden werden/ſehen ſie allezeit anders wohin/ denn die Wort für der Welt lauten: Alſo deucht mich auch/ daß dieſe Prophecceyung in dieſem vnſerm Churfürſten Hertzog Friedrichen zu Sachſen erfüllet ſey. Denn was können wir für ein ander heilig Grab verſtehen/ denn die heilige Schrifft/ darinn die Warheit Chriſti durch die Papiſten getödtet/ iſt begraben gelegen/ welches die Büttel/ das iſt/ die bettel Orden vnd Ketzermeiſter behütet vnd bewahret haben/ daß kein Jünger Chriſti käme vnd ſtele ſie? Nun kan niemand leugnen/ daß vnter Hertzog Friedrich/ dem Churfürſten zu Sachſen/ die lebendige Warheit des Evangelij iſt herfür kommen/ etc.

Somnium Friderici ſapientis Electoris Saxoniæ.

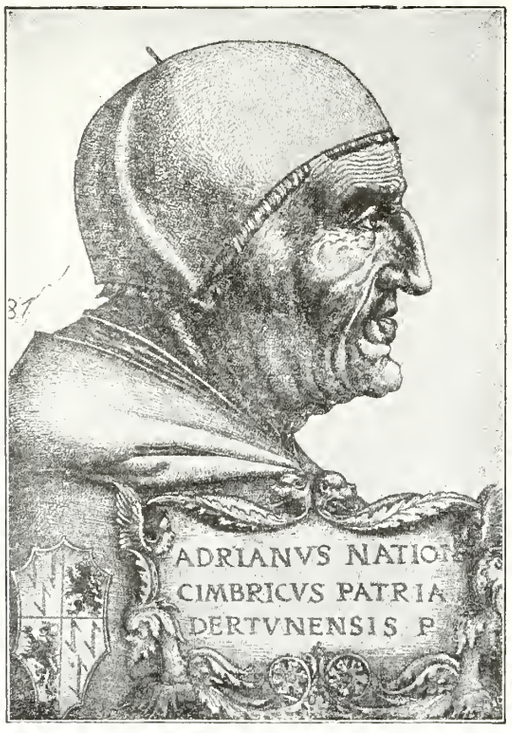
DEr Ehrwürdige Herr Georgius Spalatinus hat mir Antonio Muſæ glaubwürdig erzehlet einen Trawm/ welchen Hertzog Friedrich Churfürſt zu Sachſen gehabt hat zur Schweinitz/die Nacht zuvor/ehe Doctor Martin Luther ſeine erſte propoſitiones wider den Bapſt/ vnd beyde Johan Tetzels Predigten von der Römiſchen Gnade vnd Ablaß/ zu Wittenberg öffentlich zu vertheidigen/ hat angeſchlagen/ welchen Trawm auch ſeine Chur Fürſtl. Gn. bald frühe morgens jhme zum Gedächtniß hat auffgezeichnet/ auch denſelben jhrem Herrn Bruder/ Hertzogen Hanſen zu Sachſen/ in beyſeyn des Cantzlers/ referiret vnd geſaget hat: Herr Bruder/ Ewer Liebe muß ich erzehlen/ was mich dieſe Nacht getrawmet hat/ möchte gerne ſeine Bedeutung wiſſen/ ich habe jhn ſo eigentlich vnd wol gemercket/ vnd iſt mir ſo tieff eingebildet/ daß mich düncket/ ich könte jhn nicht vergeſſen/ wenn ich tauſend Jahr leben ſolte/ denn er mir dreymal nach einander vorkommen/ doch jmmer verbeſſert. Hertzog Johan hat gefraget: War es dann ein guter oder böſer Trawm? Wir wiſſen es nicht/ Gott weis es/ ſaget der Churfürſt. Hertzog Johannes fraget weiter: Herr Bruder/E. L. ſetze nicht viel darauff/ wenn mir etwas träwmet/ ſo bitte ich allwege vnſern HErrn GOtt/ er wolle es zum beſten wenden/ oder ſchlage mir jhn aus dem Sinne/ wiewol ich auch diß bekennen muß/ daß mir viel Träwme/ beyde gut vnd böſe/ ſind vorkommen/ welche ich hernach erſt verſtanden habe/ aber gemeiniglich in ſchlechten ſachen. Es ſage E. L. was war denn der Trawm? Churfürſt Friedrich ſaget: Jch wils E. L. ſagen: Als ich mich auff den Abend zu Bette legte/ ziemlich matt vnd müde/ war ich bald vber dem Gebet eingeſchlaffen/ vnd hatte bey drittehalb Stunden fein ſanffte geruhet/ als ich nun erwachte/ vnd ziemlich munter worden/ lag ich/ vnd hatte allerley Gedancken biß nach 12. in Mitternacht/ gedacht vnter andern/ wie ich allen lieben Heiligen/ vnd neben mir mein Hofgeſinde/ zu Ehren bringen wolte/ betet auch für die liebe Seelen im Fegfewer/ vnd beſchloß bey mir/ jhnen auch zu hülff in jhrer Glut zu kommen/ bat den lieben Gott vmb ſeine Gnade/ daß er doch mich vnd meine Räthe/ vnd Landſchafft/ in rechter Warheit wolte leiten/ vnd zur Seligkeit verhelffen/ auch allen böſen Buben/ die vns vnſer Regiment ſawer machen/ nach ſeiner Allmacht wehren: nach Mitternacht war ich bald nach ſolchen Gedancken wieder eingeſchlaffen/ da träwmet mir/ wie der allmächtige Gott einen Münch eines feinen erbarn Angeſichts zu mir ſchicket/ der war S. Pauli des lieben Apoſtels natürlicher Sohn/ der hatte bey ſich zu Gefehrten aus Gottes Befehl alle liebe Heiligen/ die ſolten dem Münch vor mir Zeugniß geben/ daß es kein Betrug mit jhm were/ ſondern er ſey warhafftig ein Geſandter Gottes/ vnd ließ mir Gott gebieten/ ich ſolte dem Münch geſtatten/ daß er mir etwas an meine Schloß Capell zu Wittenberg ſchreiben dürffte/ es würde mich nicht gerewen/ ich ließ jhm durch den Cantzler ſagen/ weil mich Gott ſolches heiſt/ vnd er auch ſein gewaltig Zeugniß hat/ ſo möchte er ſchreiben/ was jhm geboten wer. Darauff ſehet der Münch an zu ſchreiben/ vnd macht ſo grobe Schrifft/ daß ich ſie hie zur Schweinitz erkennen konte/ er führet auch ſo eine lange Feder/ daß ſie auch biß gen Rom mit dem Hindertheil reichte/ vnd einem Löwen/ der zu Rom lag/ mit dem Sturtz in ein Ohr ſtach/ daß der Sturtz zum andern Ohr wieder heraus gieng/ vnd ſtrackte ſich die Feder ferner/ biß an der Bäpſtlichen Heiligkeit dreyfache Krone/ vnd ſtieß ſo harte daran/ daß ſie begunte zu wackeln/ vnd wolte jhrer Heiligkeit vom Häupte fallen. Wie ſie nun alſo im Fall iſt/ deucht mich/ Jch vnd E. L. ſtunden nicht weit davon/ ſtrackte auch meine Hand aus/ vnd wolte ſie helffen halten/ in demſelben geſchwinden zugreiffen erwachte ich/ vñ hielt meinen Arm in die höhe/ war gantz erſchrocken/ vnd auch zornig mit auff den Münch/ daß er ſeine Feder im ſchreiben nicht beſcheidener führet. Als ich mich aber recht beſann/ da war es ein Trawm/ ich aber war noch voll Schlaffes/ giengen mir die Augen bald wieder zu/ vñ war wieder feſt eingeſchlaffen/ ehe ich es recht gewar worden/ da iſt mir dieſer Trawm wieder vorkommen/ denn ich hatte wieder mit dem Münch zu thun/ vnd ſahe jhm zu/ wie er jmmer fortſchriebe/ vnd mit dem Sturtz der Feder ſtach er jmmer weiter auff den Löwen zu Rom/ vnd durch den Löwen auff den Bapſt/ darüber der Löw ſo grewlich brüllete/ daß die gantze Stadt Rom/ vnd alle Stände des heiligen Reichs zulieffen/ zu erfahren/ was da were/ vnd da begehrte Bäpſtliche Heiligkeit an die Stände/ man ſolte doch dem Münch wehren/ vnd ſonderlich mich dieſes Frevels berichten/ darüber erwachte ich zum andern mal/ verwundert mich/ daß der Trawm wieder kommen war: ließ mich doch ſo gar nichts anfechten/ bat aber/ Gott wolte Bäpſtliche Heiligkeit für allem Vbel behüten/ vnd ſchlieff alſo zum dritten mal wieder ein/ da kam der Münch mir zum dritten mal für/ vnd bemüheten vns ſehr/ dieſes Münchs Feder zu zerbrechen/ vnd den Bapſt hinweg zu leitẽ/ aber je mehr wir vns an der Feder verſuchten/ je mehr ſie ſtarrete vnd knarrete/ daß mir es in den Ohren wehe thet/ werden endlich alle ſo verdroſſen vnd müde darüber/ daß wir ablieſſen/ verlohre ſich einer nach dem andern vnd beſorgten vns/ der Münch möchte mehr können/ als Brodt eſſen/ er möchte vns jrgend einen Schaden zufügen/ Nichts deſto weniger aber ließ ich den Münch fragen/ denn jetzt war ich zu Rom/ bald zu Wittenberg/ wo er doch zu ſolcher Feder kom̃en were? vnd wie es zugehe/ daß ſie ſo zehe vnd feſt ſey? Ließ er mir ſagen/ ſie were von einer alten Böhemiſchen hundertjährigen Ganß/ einer ſeiner alten Schulmeiſter hette jhn damit verehret/ vnd gebeten/ weil ſie ſehr gut were/ er wolte ſie zu ſeinem Gedächtniß behalten/ vnd brauchen/ er hat ſie auch ſelbſt temperiret/ daß ſie aber ſo lange währet/ vnd ſo feſte were/ käme daher/ daß man jhr den Geiſt nicht nemen/ noch die Seele/ wie mit andern Federn geſchiehet/ heraus zihen könte. Darüber er ſich auch ſelbſt nicht gnug verwundern könte. Bald darnach kömpt ein ander Geſchrey aus/ es weren aus der langen Münchs Feder vnzehlich viel andere Schreibfedern hier zu Wittenberg gewachſen/ vnd es ſey mit luſt anzuſehen/ wie ſich viel gelehrte Leute darumb reiſſen/ vnd meynen eins theils/ dieſe newe junge Federn würden mittler zeit auch ſo groß vnd lang werdẽ/ wie dieſes Münchs Feder/ vnd es werde gewißlich etwas ſonderlichs auff dieſen Münch vnd auff ſeine lange Feder erfolgen. Da ich nu gäntzlich im Trawm bey mir beſchloß/ mich je ehe je beſſer mit dem Münch in eigner Perſon zu vnterreden/ da wachte ich endlich zum dritten mal auff/ vnd war jetzo Morgen worden/ wundert mich ſehr vber dem Trawm/ gedacht jhm nach/ vnd bildet mir jhn wol ein/ wie er nach einander mir war vorkom̃en/ vnd zeichnete mir bald die vornembſtẽ ſtück zum Gedechtniß auff/ bin gäntzlicher meynung/ dieſer Trawm ſey nicht ohne Bedeutung/ weil er mir ſo offt iſt vorkommen/ vnd bin bald willens/ ich wil jhn meinem Beichtvater offenbaren/ doch habe ich E. L. vorhin auch etwas wiſſen laſſen/ E. L. vnd Cantzler ſagen mir jhr gutdüncken davon. Hertzog Johan ſaget: Herr Cantzler/ was düncket euch/ von träwmen iſt nicht viel allemal zu halten/ doch ſind ſie auch nit gäntzlich zu verwerffen/ wenn wir hier einen verſtendigen from̃en Joſeph oder Danielem hettẽ/ der könte es treffen. Der Cantzler ſpricht: E. Churf. Gn. wiſſen/ daß man pfleget zu ſagen: Jungfrawen/ gelehrter Leute/ vnd groſſer Herrn Träwme haben gemeiniglich etwas hinder ſich/ allein was es ſey/ wird man allererſt/ wenn ſie nach etlicher Zeit/ wenn ſich etwa Händel zutragen/ daraus man alßdenn vermutung nim̃et/ vnd ſpricht: Sihe/ darauff hat gewißlich jener Trawm gewieſen/ wie E. Churf. Gn. viel ſolcher Exempel werden bekant ſeyn. Sonſt ſpricht Joſeph: Träwme außzulegen/ ſtehet Gott alleine zu: Vnd Daniel ſaget: Gott im Him̃el allein kan verborgene ding offenbaren/ darumb befehlen E. L. vnd E. Churf. Gn. nur dieſen Trawm dem lieben Gott/ die Münche haben offt bey groſſen Herrn viel Vnglück geſtifftet/ an dieſem Trawm vom Münche iſt diß das beſte/ daß er von Gott geſand iſt/ zu ſchreiben Befehl hat/ vnd daß alle Heiligen ſeine Zeugen ſind/ es were dann/ daß der Teuffel vnter einem guten Schein ſein Spiel haben wolte/ E. Churf. Gn. wird am beſten wiſſen den Sachen/ neben andächtigen Gebet/ Chriſtlich nachzudencken. Hertzog Johan ſpricht: Jch halte es mit euch/ Herr Cantzler/ denn daß wir vns lange darüber grämen vnd martern ſollen/ iſt nicht zu achten/ Gott wird alles/ ſo dieſer Trawm von jhm herkömmet/ wiſſen zum beſten zu wenden/ vnd vns zu ſeiner zeit die rechte Bedeutung mitzutheilen/ oder ſo es ein böſes bedeut/ abzuſchaffen. Hertzog Friedrich Churfürſt ſpricht: das thue der getrewe Gott/ allein daß ich des Trawms in deß nicht vergeſſe/ ich habe auch wol bey mir meine Gedancken vnd Außlegung/ aber die behalte ich noch zur zeit bey mir alleine/ doch wil ich ſie auffzeichnen/ es wird vielleicht die Zeit hernach geben/ ob ich es recht werde getroffen haben/ vnd wir wollen vns dieſe Tage wieder miteinander vnterreden/ etc.

HOc Somnium Illuſtriſſimi Electoris Saxoniæ, ego D. K. ex Autographo M. Anthonij Muſæ Superintendentis Rochlicenſis deſcripſi, Anno 91. die omnium Sanctorum Cal. Novembris, cùm in valle Ioachimica exul viverem, quod Autographum tùm temporis peneſſe habebat Reverendus Vir D. M. Bartholomæus Schönbach Rochlicenſis, verbi divini in vallibus miniſter. Aſſignârat autem Dominus Muſa hoc Somnium ex ore vel recitatione D. Georgij Spalatini, &c.

Der Traum der Kurfürſten. Gedenkblatt zur erſten Jahrhundert-Gedenkfeier des Theſen-Anſchlages. Die auf dem Original beſchädigte obere Zeile lautet: Göttlicher Schriftgemäßer wohldenkwürdiger Traum, welchen der hoch uſw. Kupferſtichkabinett Nürnberg.

großen Kampfe und die Bedeutung der Leipziger Disputation.

Ungeheuer wuchs der Anhang Luthers. Immer kühner schwang er, seines Berufes gewisser werdend, gegen die Feinde das Schwert des Geistes. Daneben setzte er fleißig seine Tätigkeit als akademischer Lehrer und Prediger fort. Wie die Streitschriften, so fanden auch seine erbaulichen Schriften einen geradezu unerhörten Absatz. Die wertvollste unter den letzteren aus jener Zeit ist ohne Zweifel der „Sermon von guten Werken", nach dem Maßstabe der Heiligen Schrift die von Gott gebotenen und deshalb wahrhaft guten Werke von den vermeintlich guten der römischen Kirche unterscheidend. Auf Veranlassung des Kurfürsten, der Luther möglichst vom Kampfplatz auf einen friedlichen Wirkungskreis abziehen wollte, fing er jetzt bereits



Papst Hadrian VI. Nach einem Kupferstich von Daniel Hopfer.

an, an einer Kirchenpostille zu schreiben. Die Gegner, unter ihnen Silvester Prierias und Augustin Alveld, sorgten aber dafür, daß Luther auf dem Kampfplatz blieb.

Alle wahrhaft deutsch empfindenden Männer scharten sich jetzt um Luther. Franz von Sickingen vor allem bot ihm seinen Schutz an. Das Schwert von Eisen aber war nicht die Waffe, mit der der Reformator den Kampf führen wollte. Schon war er der populärste Mann Deutschlands, als er an einer Schrift arbeitete, die wie ein „Trompetenstoß zum Angriff" die deutsche Nation, das heißt den Kaiser, „das edle junge Blut" Karl V, und den Adel aufrufen sollte, Rom die Spitze zu bieten. Schon seit längerer Zeit hegte Luther den Gedanken, eine derartige Schrift ausgehen zu lassen und die „Könige, Fürsten und allen Adel" zu ermahnen, daß sie „dazu griffen, daß den Buben von Rom die Straße niedergelegt würde". Im August 1520 erschien sie unter dem Titel: „an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", „ein paar Bogen von welthistorischem, zukünftige Entwickelungen zugleich vorbereitendem und voraussagendem Inhalt" (Leopold von Ranke). Die drei „strohernen und papierenen Mauern" will Luther mit dieser Schrift umstürzen, hinter denen sich die Römlinge verschanzen. Die erste dieser Mauern ist die Behauptung, weltliche Macht stehe unter der geistlichen. Diese Mauer, wie überhaupt den Unterschied von Geistlichen und Laien stürzt das Schriftwort 1. Petri 2, 9. Darnach ist jeder Christ ein Priester. Die zweite Mauer ist die Behauptung, nur der Papst könne die Heilige Schrift richtig auslegen. Sie fällt, weil von der Unfehlbarkeit des Papstes kein Wort in der Bibel steht. Die dritte Mauer ist die Behauptung, nur der Papst könne eine Kirchenversammlung einberufen. Diese Mauer ist eigentlich schon beim ersten Posaunenstoß mit eingefallen. Bricht ein Feuer aus, so löschen alle mit, obgleich nicht alle die Macht des Bürgermeisters haben. „Wo die Not fordert und der Papst ärgerlich der Christenheit ist, soll dazu tun, wer am ersten kann!" Nun sind die Mauern niedergeworfen. Rücksichtslos geht der Held jetzt auf seinen Feind los. Ohne Furcht deckt er die Schäden der Kirche auf. Soll Hilfe gebracht werden können, so muß erst die Krankheit erforscht und festgestellt werden. „Ich achte wohl," heißt's am Schlusse, „daß ich hoch gesungen hab, viel Dings fürgegeben, das für unmöglich werde angesehen, viele Stücke zu scharf gegriffen. Wie soll ich aber tun? Ich bin es schuldig zu sagen. Es ist mir lieber, die Welt zürne mir denn Gott.... Wolan ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen." Dieses „Liedlein", darin Luther die „Noten aufs Höchste stimmen" wollte, fang er in einer herben Streitschrift „Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche", in der er die Siebenzahl der Sakramente bekämpft. Ist das schadhafte Alte beseitigt, so kann der Neubau beginnen. Herrliche Steine zum Neubau des evangelischen Lebens trägt Luther in der dritten seiner großen Reformationshauptschriften herbei. Sie führt den Titel: „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Am Anfang stehen die beiden Sätze, das Thema des Ganzen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan; ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan." Was er in der Schrift auseinandergesetzt, faßt er am Schlusse in die Worte zusammen: „Ein Christenmensch lebt nicht in ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe, das ist die rechte christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten: welche alle Freiheit übertrifft wie der Himmel die Erde."

Am 15. Juni 1520 war in Rom die Bannandrohungsbulle gegen Luther unterzeichnet worden. 41 Sätze Luthers werden darin verdammt. Binnen sechzig Tagen sollte Luther widerrufen. Im September brachte sie Eck nach Deutschland. Zu seinem Schrecken erfuhr er, daß Deutschland weitaus in der Mehrheit auf der Seite des Gebannten stand. Selbst in Leipzig, das ihn vor Jahresfrist hoch gefeiert hatte, mußte er für sein Leben fürchten. Im Oktober kam die Bulle Luther unter die Augen. Er antwortete mit seiner

Schrift: „Wider die Bulle des Endchrists.“ „Wird der Papst“, so lauten seine kühnen Worte, „diese Bulle nicht widerrufen und verdammen, dazu Doktor Eck mit seinen Gesellen, solcher Bullen Folger, strafen, so soll niemand dran zweifeln, der Papst sei Gottes Feind, Christi Verfolger, der Christenheit Verstörer und der rechte Endchrist; denn bisher ist's noch nie erhört, daß jemand den christlichen Glauben öffentlich bekannt, verdammt habe, wie diese höllische, verfluchte Bulle tut.“ Luther erneuerte seine Appellation und verbrannte am 10. Dezember vor dem Elsterthore zu Wittenberg die päpstlichen Rechtsbücher. Dann warf er mit den Worten: „Weil du die Wahrheit Gottes verderbt hast, so verderbe dich heute der Herr in dieses Feuer!“ die Bannbulle ins Feuer.

Staunend stand die Mitwelt vor solchem Manne, die einen bewundernd seine Heldengröße, wohl wenige darunter glaubend an seinen Sieg, die anderen in blindem Haß nach Mitteln suchend, ihn zu beseitigen, der die Welt des Mittelalters aus den Angeln zu heben drohte, manche unter ihnen noch hoffend, mit Gewalt seiner Herr zu werden — er selbst, ablehnend jeden menschlichen Schutz, verzichtend auf jede irdische Hilfe und jeden Genossen im Streite, nicht um sich, sondern nur über sich schauend, einzig und allein bauend auf Jesum Christum, dessen Sache zu verfechten er gewiß war, und auf Gottes Wort, in dem er mehr als Himmel und Erde erblickt, bereit, sein Leben für die Wahrheit zu lassen und doch triumphierend, daß die Wahrheit bleibe, auch wenn er falle — das war des Helden Stärke, das sollte sein Sieg werden.

Friedrich der Weise setzte es trotz allen Widerstandes seitens der Römlinge, insonderheit des Kardinallegaten Aleander bei Karl V. durch, daß Luther auf dem nächsten Reichstag zu Worms verhört werden sollte. Unter dem 6. März 1521 stellte der Kaiser die freundlich gehaltene Citation, die zugleich der Geleitsbrief war, aus. Daraufhin brach Luther am 2. April von Wittenberg auf. Seine Reise glich einem Triumphzug. Den zagenden und furchterfüllten Freunden gegenüber erklärte er: „Christus lebt und ich werde nach Worms kommen, allen Pforten der Hölle und Fürsten der Welt zum Trotz.“ — „Wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, dennoch wollte ich hinein.“ Am 17. April hat Luther zum ersten Male vor dem Reichstag gestanden. In Unterhandlungen wollte man sich nicht mit ihm einlassen. Er sollte nur erklären, ob er widerrufen wollte oder nicht. Luther bat um Bedenkzeit. Am nächsten Tag gab er die Erklärung ab, seine Bücher seien verschiedener Art: die einen handelten von Glauben und Sitte — sie widerrufen, hieße die Wahrheit verdammen; die andern kämpften gegen falsche Lehren des Papstes — sie könne er nicht widerrufen; die dritten richteten sich gegen seine einzelnen Widersacher — wohl könnten diese hier und da zu heftig abgefaßt sein, aber widerrufen könne er auch sie nicht. Als man eine „schlichte Antwort ohne Hörner und ohne Mantel“ forderte, gab Luther zur Antwort: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Eure Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine Antwort ohne Hörner und ohne Zähne geben dieserma ßen: es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, dieweil am Tage liegt, daß sie öfters geirrt und sich selbst widersprochen haben — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist.“ Nochmals fragte man Luther, ob er wirklich glaube, daß Konzilien irren könnten. Er blieb dabei. Da erhob sich ein Tumult im Saal. Mitten in der aufs höchste erregten Versammlung stand Luther. Bei der großen Unruhe werden nur wenige seine letzten Worte verstanden haben: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich, Gott helfe mir! Amen.“ (Jedenfalls hat Luther gesagt: „Gott helfe mir! Amen.“) Noch eine Woche blieb er in Worms. Unterhandlungen mit ihm führten zu

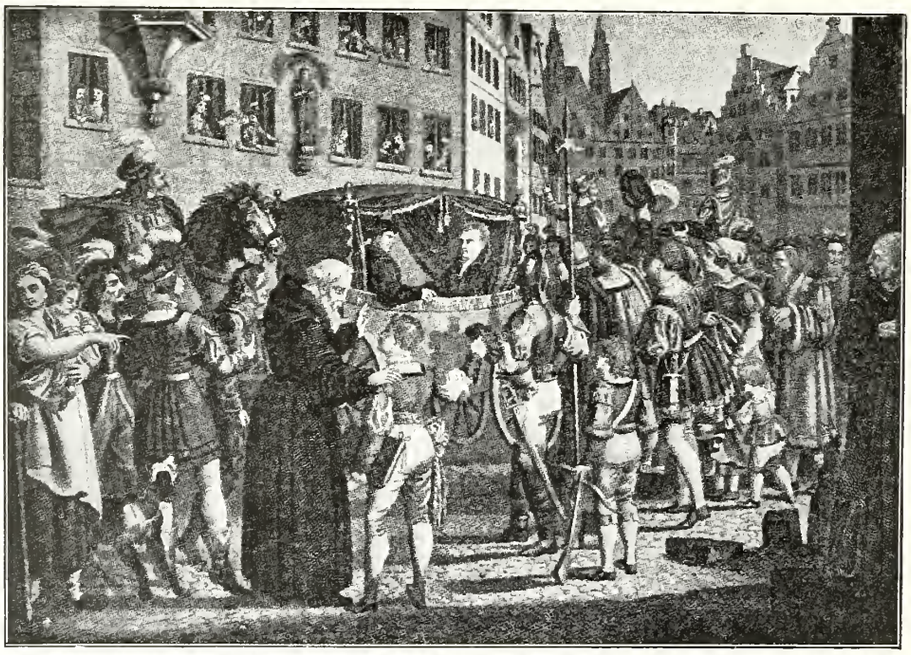
Martin Luther, 1521. Nach einem Kupferstich von Lukas Cranach, vor der Abreise nach Worms fertiggestellt.

keinem Ziele. Am Vormittag des 26. April verließ Luther Worms, ausgerüstet mit freiem Geleit auf 21 Tage nach der Heimat. Er wußte, daß er sie nicht erreichen würde. Am 25. Mai verhängte der Kaiser über den gebannten Luther die Reichsacht. An friedlicher Stätte hatte dieser dank der weisen Fürsorge seines Kurfürsten ein sicheres Gewahrsam gefunden.

3. Das Wartburgjahr.

Friedrich der Weise hatte für Luthers Sicherheit gesorgt. Das einzelne vorzubereiten und zu bestimmen hatte er seinen Räten überlassen. Nicht einmal den Ort ließ er sich nennen, wohin Luther gebracht werden sollte, um mit gutem Gewissen sagen zu können, er kenne dessen Aufenthaltsort nicht. In der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1521 wurde Luther in der Nähe von Altenstein von bewaffneten Reitern überfallen, aus dem Wagen gerissen und auf die Wartburg geführt. Er selbst war darauf vorbereitet. Nur

mit Widerstreben hatte er dem Plane zugestimmt. Die Feinde jubelten über Luthers vermeintlichen Tod. Die Freunde trauerten um den Märtyrer der christlichen Wahrheit. „O Gott, ist Luther tot," so schrieb Albrecht Dürer, damals in den Niederlanden sich aufhaltend, in sein Tagebuch, „wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach Gott, was hätte er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben mögen! O ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen neuen erleuchteten Mann sende!" Inzwischen saß Luther, dem Weltgeräusch entrückt, auf seiner einsamen Bergwarte, zu seinen Füßen die „liebe Stadt", die der Schauplatz seiner freundlichen Jugendtage gewesen war, in der sagenumwobenen „Region der Luft und der Vögel". Aus dem Mönch war jetzt ein Rittersmann geworden; die Tonsur begann zu verwachsen, um Mund und Kinn kräuselte sich ein stattlicher Bart. Der „Junker Jörg" trug jetzt ein höfisches Kleid, ein Schwert an der Seite, eine goldene Kette um den Hals, ein Barett auf dem dichten Haupthaar, ein Edelknabe wartete ihm auf. Sorgsam wußte der wackere Schloßhauptmann von Berlepsch das Geheimnis seiner Person zu wahren. Erst jetzt kam Luther dazu, sich der Tragweite dessen bewußt zu werden, was geschehen war. Manche innere Kämpfe, die in allerlei Anfechtungen ihren Ausdruck fanden, hatte er zu bestehen.



Luthers Einzug in Worms. Nach einer alten Steinzeichnung.

Das „Wormser Edikt", das über Luther die Acht verhängte, wandte sich aber auch gegen Luthers Anhänger. Man soll sie „niederwerfen und fangen und ihre Güter nehmen und sie im eignen Nutzen verwenden und behalten". So meinte man, mit Gewalt die große, ungeheure Bewegung der Geister unterdrücken zu können. Da war es denn von großer Bedeutung, daß der Kaiser nach dem Reichstage von Worms fast ein Jahrzehnt fern von Deutschland weilte, und das Reichsregiment das Edikt als nicht vorhanden behandelte. Erst im Jahre 1523 beschäftigte sich ein Reichstag von Nürnberg wieder mit der religiösen Frage. Papst Hadrian VI. gab dazu die Veranlassung. Er ließ durch seinen Gesandten Chieregati die Deutschen, die bisher vor allen Nationen für christlich gegolten hätten, darauf aufmerksam machen, daß ihnen jetzt Schmach, innere Zwietracht, Aufruhr, Verlust der Güter, Totschlag und Gottverlassenheit drohe, wenn diese fromme und große Nation sich durch Luther und die Lehre dieses einzigen „Brüderleins" verführen lasse, der ähnlich wie Mahomed, ja noch schlimmer, das Volk durch fleischliche Freiheit ködere. Seine Sache sei entschieden und seine Lehre längst von der gesamten Christenheit verdammt. Das hieß also: es sei endlich Zeit, das Wormser Edikt durchzuführen. Zugleich ließ der Papst einräumen, daß ohne Zweifel unter dem Papsttum mancherlei Verabscheuenswertes vorgekommen sei und sich mancherlei in die Kirche eingeschlichen habe, was abzustellen sei und abgestellt werden sollte. Das hätte das Papsttum freilich längst erklären müssen. Jetzt übte eine solche Erklärung auf die deutschen Reichsstände die erhoffte Wirkung nicht mehr aus. Der Reichstag antwortete mit der Gegenforderung eines allgemeinen und freien Konzils — also dessen, was Luther selbst immer wieder verlangt hatte! — und lehnte die Ausführung des Wormser Edikts als untunlich ab. Papst Hadrian VI. starb bereits im September 1523. Auch sein Nachfolger Clemens VII. hatte keinen andern Erfolg, als er die Forderung seines Vorgängers wiederholte. Denn auch der Reichstag forderte im April 1524 erneut ein „gemeines, freies Konzil an gelegener Wahlstatt deutscher Nation." Die deutschen Reichsstände hatten die Macht der evangelischen Bewegung im Volke erkannt.

Das große Werk der Wartburgzeit Luthers ist die Übersetzung des Neuen Testaments. Durch zweierlei zeichnet sich Luthers deutsche Bibel aus: er ging auf den Urtext zurück und er erhob mit seiner durchaus dem Volke verständlichen Übersetzung die sogenannte meißnische Kanzleisprache zur neuhochdeutschen Schriftsprache, damit ein geistiges Einheitsband um die deutschen, verschiedene Mundarten sprechenden Stämme legend. Im September 1522 erschien bei Melchior Lotter in Wittenberg „Das Newe Testament Deutzsch", mit trefflichen Holzschnitten von Cranachs Meisterhand geschmückt. In drei Monaten war die Auflage (5000 Exemplare) vergriffen. Aber auch mit anderen Arbeiten auf friedlichem wie auf streitbarem Gebiete war Luther während seiner Wartburgzeit beschäftigt. Er verfaßte Auslegungen einiger Psalmen, schrieb über die „Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten" und arbeitete an der deutschen Postille. Eine gegen den Erzbischof von Mainz, der seinen Reliquienkram zu Halle wieder auftat, gerichtete Schrift „wider den Abgott zu Halle" erschien nicht im Drucke. Aber schon die Drohung, daß Luther sie erscheinen lassen werde, genügte, um den Kardinal zur schleunigen Schließung seines Krams zu bewegen.

Katharina Luther

Nach dem Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. 1526

Herzog-August-Bibliothek, Wolfenbüttel

Während Luther im Frieden der Wartburg weilte, wurde die junge Saat des Evangeliums aufs bedenklichste bedroht. Die Gefahr wurde insbesondere durch Karlstadt und den Augustiner Gabriel Zwilling heraufbeschworen. Die Reformation, für Luther eine Gewissenssache, von der jede Gewalt fern zu halten, die nur mit Gottes Wort zu treiben sei, drohte fleischlich vermischt zur Revolution zu werden. Heimlich erschien Luther Anfang Dezember 1521 auf wenige Tage in Wittenberg, wo es bereits zum Tumult gekommen war. Lukas Cranachs Bild zeigt uns den Reformator in seiner damaligen Erscheinung. Nach der Wartburg zurückgekehrt, suchte er durch „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung" den aufrührerischen Geist, der sich an mehr als einem Orte zu zeigen begann, zu dämpfen. In völliger Klarheit und Bestimmtheit weist er hier der Reformation als das einzige Mittel sich durchzusetzen, das Wort Gottes zu. Inzwischen ging Karlstadt in Wittenberg immer weiter. Durch Übertragung geistlicher Gedanken des Evangeliums auf das soziale Gebiet brachte er eine gewaltige Erregung in die Massen. In den Kirchen riß man die Bilder herunter und verbrannte die Altäre. Alles Äußere wurde verworfen, auch die Bibel, der Unterricht, das Studium. Die Universität wurde aufs schwerste bedroht. Hierzu kam die von Zwickau ausgehende Bewegung, an deren Spitze erst Thomas Münzer, dann Niklas Storch stand. Die Irrlehre der Zwickauer „Schwarmgeister" gipfelte in dem Vierfachen: Man braucht keine Bibel; denn Gottes Geist redet unmittelbar mit uns — braucht man keine Bibel und keine Predigt, so braucht man auch keinen Geistlichenstand — Kindertaufe ist wertlos — die „Schwärmer" sind die sichtbare Gemeinde der Heiligen. Storch und sein Genosse Marks Thomä kamen Ende Dezember 1521 nach Wittenberg. Melanchthon war zweifelhaft, ob aus ihnen Gottes Geist oder der Satan rede. Luther hatte ein schärferes Auge. Er sah in dem allen ein Satanswerk, das Christus bald zunichte machen werde. Den Feinden Luthers war die Bewegung in Wittenberg willkommen. Es war ja leicht, jene bedenklichen Erscheinungen als die natürliche Folge der Lehre Luthers hinzustellen. War es nicht höchste Zeit, endlich mit Gewalt vorzugehen, ehe diese unklaren, aber fanatischen und sich auf die Menge stützenden Leute das Bestehende umstürzten? Schon befaßte sich das Reichsregiment zu Nürnberg mit der Sache. Insbesondere bemühte sich Herzog Georg, ein ernstes Einschreiten gegen die Ketzerei zu veranlassen. Kurfürst Friedrich von Sachsen ward zu strenger Bestrafung der Neuerer aufgefordert. Wir verstehen es wohl, daß Luther, zumal angesichts des Treiben Karlstadts in Wittenberg selbst, von der größten Sorge erfüllt wurde. Es war Zeit, daß er mitten in die Bewegung sprang. Ein Sendbrief, eine schriftliche Ermahnung genügte nicht mehr. Er arbeitete an einer solchen Ende Februar. Aber statt sie abzusenden, kam er selbst. Umsonst suchte der Kur-

Luther vor Kaiser und Reich. Nach dem Gemälde von Schnorr von Carolsfeld.

fürst ihn auf der Wartburg festzuhalten. Am 1. März 1522 verließ er den sicheren Zufluchtsort, um mitten in den Kampf zu treten. Am 3. März kam er durch Jena. Köstlich ist der Bericht über seine Begegnung mit den beiden Schweizer Studenten im „Schwarzen Bären" daselbst. Von Borna aus schrieb er jenen klassischen Brief an den Kurfürsten, ein „bewunderungswürdiges Denkmal seines hohen Glaubenmutes". „Ich hab Euer Kurfürstlich Gnaden genug getan, daß ich dies Jahr gewichen bin, E. K. G. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ichs aus keinem Zag getan hab. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß soviel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durchs Evangelium hat gemacht zu freudigen Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: Herzliebster Vater, kann E. K. G. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich je von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig also stände wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenns gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wütender denn dieser ist. — Es ist ein anderer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennt mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn E. K. G. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie noch nichts gesehen!" Am Abend des 6. März traf Luther wieder in Wittenberg ein. Am Sonntag darauf betrat er die Kanzel der Stadtkirche. Acht Tage nacheinander hat er täglich von hier aus gepredigt. In dem Mangel an Liebe und Geduld dem Schwachen gegenüber erblickt er die Wurzel des Unkrauts, das während seiner Abwesenheit aufgegangen war. Jede seiner Predigten atmet treue, seelsorgerliche Liebe, die stets beflissen ist, das Gemeinsame hervorzuheben und das Trennende zu überbrücken. Wohl redet er mit tiefem Ernste, aber nicht als harter, strenger Richter, der verdammt und verstößt, sondern als ein freundlicher Vater, der seinem verlorenen, aber nun wiedergefundenen Kinde schon vergeben hat und nun ihm zum Heile noch einmal im Geiste die Irrwege durchwandelt, die es beinahe ins Verderben geführt hätten. Luthers Wort hatte einen ungeheuren Erfolg. Binnen kurzem glätteten sich die Wogen, die eben noch so hoch gegangen waren. Auch anderwärts stellte Luther durch sein persönliches Erscheinen und seine kraftvolle Predigt die Ruhe wieder her. Es gelang ihm, die Führung der reformatorischen Bewegung wieder in seine Hand zu nehmen. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, in besonnener Weise auch den Gottesdienst aus seiner römischen Verzerrung zu befreien und als einen wahrhaft evangelischen neu zu gestalten.

Titelblatt einer Schrift Luthers.

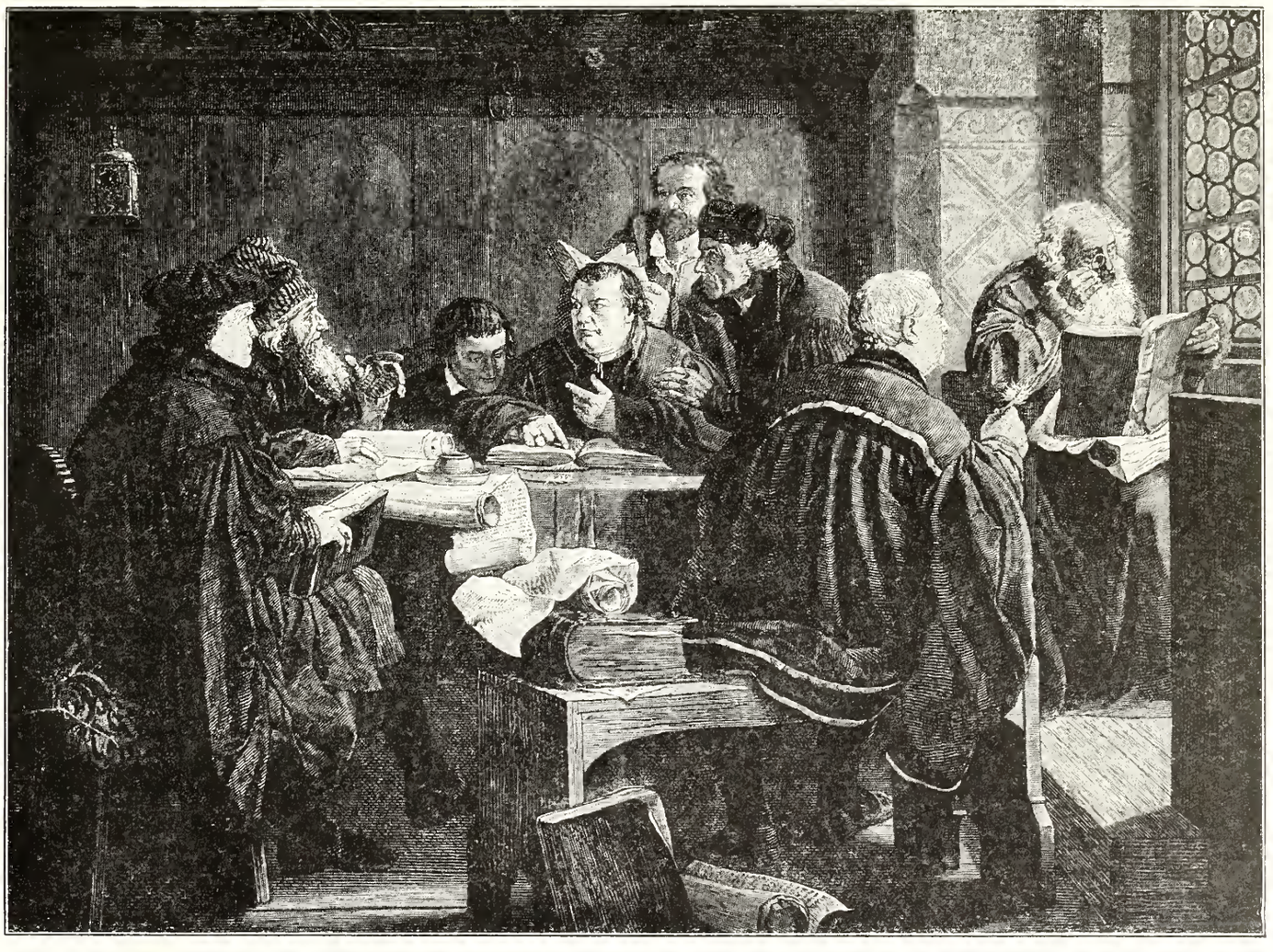
4. Der Aufbau des Neuen.

Es ist Luthers Grundsatz gewesen, das Alte, soweit es nicht gegen Gottes Wort war, bestehen zu lassen. Das zeigt sich auch deutlich bei der Neugestaltung des Gottesdienstes. „Drei große Mißbräuche," sagt er, „sind in den Gottesdienst gefallen. Der erste: daß man Gottes Wort geschwiegen hat und allein gelesen und gesungen in den Kirchen; das ist der ärgste Mißbrauch. Der andere: da Gottes Wort geschwiegen gewesen ist, sind nebeneingekommen so viel unchristlicher Fabeln und Lügen, beides in Legenden, Gesängen und Predigten, daß es greulich zu sehen ist. Der dritte: daß man solchen Gottesdienst als ein Werk getan hat, damit Gottes Gnade und Seligkeit zu erwerben. Da ist der Glaube untergegangen und hat jedermann zur Kirche geben, stiften, Pfaff, Mönch und Nonne werden wollen." Luther beseitigte die Messe, die den Mittelpunkt des römischen Gottesdienstes bildete, machte die Predigt zur Hauptsache und stellte die evangelische Abendmahlsfeier wieder her. Da es sich um die Belehrung des Volkes aus Gottes Wort handelte, so mußte die deutsche Sprache im Gottesdienst die herrschende werden. Die Heiligenfeste sind zu beseitigen. Nur einige Marienfeste und der Johannistag sollen bleiben. Schon im Jahre 1523 hat Luther seine Gedanken über die Reform des Gottesdienstes ausgesprochen in seinen Schriftchen „Von Ordnung Gottesdienstes in der Gemeine" und „Eine Weise christlich Messe zu halten und zum Tische des Herrn zu gehen". Am 29. Oktober 1525 wurde zum ersten Male in Wittenberg der Gottesdienst in der neuen Form als „deutsche Messe" gehalten. Bald danach wurde Luthers „Deutsche Messe und Ordnung Gottesdienstes" gedruckt. Wie den Gottesdienst, so verdeutschte Luther auch die Taufe; auch eine Trauordnung hat er verfaßt.

Zum deutschen Gottesdienst gehörten aber vor allem auch deutsche Lieder. Luther hat nicht nur deren Mangel

beklagt, auch nicht nur andere aufgefordert, demselben abzuhelfen, sondern ist selbst der Vater des deutschen evangelischen Kirchenliedes geworden. Sein erstes Lied sang er, als am 1. Juli 1523 zwei junge Augustinermönche, Heinrich Voes und Johann Esch als die ersten Märtyrer des Evangeliums zu Brüssel verbrannt worden waren. Bald folgten andere Lieder. Auch andere Sänger stimmten mit ein, so Paul Speratus, Nikolaus Decius, Justus Jonas. Bereits im Jahre 1524 erschienen Sammlungen evangelischer geistlicher Lieder; die erste nur acht Lieder enthaltend, in Süddeutschland gedruckt, unter dem Titel „Etlich Christliche Lieder, Lobgesang und Psalm, dem reinen Wort Gottes gemäß aus der heiligen Geschrift, durch mancherlei Hochgelehrter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum Teil bereits zu Wittenberg in Übung ist." In Wittenberg selbst wurde in dem gleichen Jahre das „Geistliche Gesangbüchlein" mit 32 deutschen und 5 lateinischen Gesängen gedruckt. Zahlreiche andere folgten.

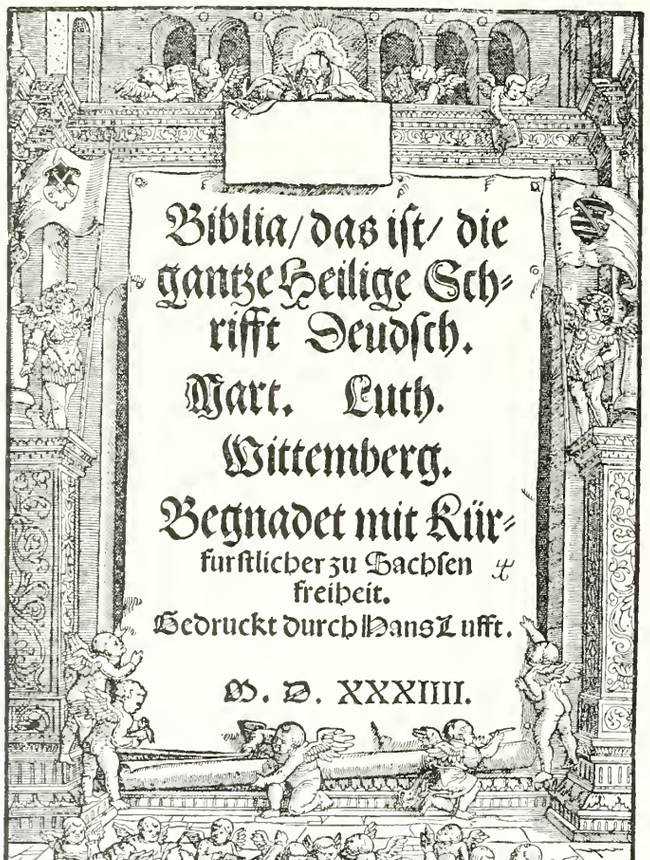
Auf Luthers Veranlassung ließ Kurfürst Johann der Beständige in seinem Lande Kirchen und Schulen visitieren. Melanchthon arbeitete hierzu eine Visitationsordnung aus, die von Luther und Bugenhagen geprüft und, von Luther mit einer Vorrede versehen, Ende März 1528 unter dem Titel „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen" im Druck erschien. Die uns noch erhaltenen Visitationsprotokolle geben uns ein äußerst wertvolles Bild der kirchlichen Verhältnisse, die allerdings zum Teil die denkbar traurigsten waren. Die Visitatoren standen vor einer Riesenaufgabe. Es galt alle Kraft einzusetzen, die Schule zu heben, zum Besuch der Schule Lust zu machen, und ihn armen, aber befähigten Kindern zu ermöglichen. Es mußte Geistlichen und Lehrern, den Erwachsenen und der Jugend ein Buch in die Hand gegeben werden, das über die Grundwahrheiten des Christentums belehrte und deren Predigt erleichterte. Anfang des Jahres 1524 war bereits Luthers Schrift „An die Ratherrn aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" erschienen, eine Schrift, die, wie Leopold von Ranke sagt, „für die Entwicklung der weltlichen Gelehrsamkeit dieselbe Bedeutung hat, wie das Buch an den deutschen Adel für den weltlichen Stand überhaupt." Der Visitatorenunterricht enthält einen besonderen Abschnitt „Von Schulen". Hier wird die Schule in drei „Haufen" geteilt. Die Kinder des untersten Haufens lernen Lesen und Schreiben, prägen sich das Vaterunser, den Glauben und andere Gebete, sowie einige la-



Justus Jonas Rabbiner Bugenhagen Luther Melanchthon Rörer Aurogallus Rabbiner

Luther, die Bibel verdolmetschend. Nach einem Gemälde von Spangenberg.

teinische Worte ein, auch singen sie. Der andere Hause lernt hauptsächlich Latein. Ein Tag der Woche ist der religiösen Unterweisung gewidmet. Der dritte Hause setzt das Lernen des Latein fort. Die Unterrichtssprache ist das Latein. Aus den späteren Jahren war vom größten Einfluß auf die Hebung der Schule Luthers „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle“ (1530). Besonders aber lag es dem Reformator am Herzen, daß die Jugend gründliche Unterweisung in der Religion erhielt. Dessen war aber nicht nur die Jugend, sondern auch das erwachsene Volk dringend bedürftig. Darum hatte Luther schon



Titel mit Cranachscher Einfassung des ersten Drucks der vollständigen Bibelübersetzung Luthers, aus dem Jahre 1534 bei Hans Lufft in Wittenberg. Nach dem Exemplar der Fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode.

seit dem Jahre 1515 auf der Kanzel die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser mehrfach ausgelegt. Die schlimmen Erfahrungen, die man bei den Kirchen- und Schulvisitationen gemacht hatte, veranlaßten ihn, im Jahre 1528 mit erneutem Eifer sich dieser Aufgabe zu widmen. Während der Abwesenheit des Stadtpfarrers Johann Bugenhagen hat Luther im genannten Jahre dreimal je in einer besonderen Predigtreihe über jene Hauptstücke und im Anschluß daran über Taufe und Abendmahl gepredigt. Aus diesen Predigten erwuchsen seine beiden Katechismen. Das, was im Mai 1529 als kleiner Katechismus in Buchform erschien, war zuvor auf Tafeln, an die Wand zu hängen, gedruckt worden. Der große Katechismus, Ende April 1529 ausgegeben, enthält jene Predigten unter Abstreifung des äußeren Predigtgewandes. So sind diese beiden berühmten Schriften aus dem lebendigen Verkehr mit der Gemeinde heraus geboren. Sie stammen aus der innersten Erfahrung eines Christen, der gesucht und gefunden hat. Der geniale Wurf Luthers ist und bleibt der kleine Katechismus. Er wird, so bescheiden er auch von Luther selbst beurteilt wurde, das Kleinod und der Mittelpunkt alles evangelischen Unterrichts bleiben.

An der Bibelübersetzung hat Luther fast bis ans Ende seines Lebens gearbeitet. Die Aufgabe war eine gewaltige und außerordentlich schwierige. „Nun es verdeutscht

Das Erst Buch Mose. I.

I.

IN anfang schuff Gott himel vnd erden/Vnd die erde war wüst vnd leer/vnd es war finster auff der tiefe/vnd der Geist Gottes schwebet auff dem wasser.

Vnd Gott sprach/Es werde liecht/ Vnd es ward liecht/vnd Gott sahe das liecht für gut an/Da scheidet Gott das liecht vom finsternis/ vnd nennet das liecht/Tag/vnd die finsternis/Nacht/ Da ward aus abend vnd morgen der erste tag.

Vnd Gott sprach/Es werde eine feste zwisschen den wassern/vnd die sey ein vnterscheid zwisschen den wassern/Da macht Gott die Feste/vnd scheidet das wasser hunden/von dem wasser droben an der Festen/Vnd es geschach also/Vnd Gott nennet die Festen/Himel/ Da ward aus abend vnd morgen der ander tag.

Vnd Gott sprach/Es samle sich das wasser vnter dem himel/an sondere örter/das man das trocken sehe/ vnd es geschach also/ Vnd Gott nennet das trocken/Erde/vnd die samlung der wasser nennet er/ Meere/Vnd Gott sahe es für gut an.

Vnd Gott sprach/Es lasse die erde auff gehen gras vnd kraut/das sich besame / vnd fruchtbare beume/da ein iglicher nach seiner art frucht trage/vnd habe seinen eigen samen bey jm selbs/auff erden/ Vnd es geschach also/Vnd die erde lies auff gehen/gras vnd kraut/ das sich besamet/ein iglichs nach seiner art/vnd beume die da frucht trugen/vnd jren eigen samen bey sich selbs hatten/ein iglicher nach seiner art/Vnd Gott sahe es für gut an/Da ward aus abend vnd morgen der dritte tag.

Vnd Gott sprach/Es werden liechter an der Feste des Himels/ vnd scheiden tag vnd nacht / vnd geben/zeichen/monden/tage vnd jare/vnd seien liecher an der Festen des himels/das sie scheinen auff erden/Vnd es geschach also/Vnd Gott macht zwey grosse liechter/Ein gros liecht/das den tag regire/vnd ein klein liecht/das die nacht regire/dazu auch sternen/Vnd Gott setzt sie an die Feste des himels / das sie schienen auff die erde/vnd den tag vnd die nacht regirten/vnd scheideten liecht vnd finsternis/Vnd Gott sahe es für gut an/Da ward aus abend vnd morgen der vierde tag.

Vnd Gott sprach/Es errege sich das wasser mit webenden vnd lebendigen thiern/vnd mit gevogel das auff erden vnter der Feste des himels fleuget/Vnd Gott schuff grosse walfische vnd allerley thier/das da lebt vnd webt/vnd vom wasser erregt ward/ein iglichs nach seiner art/vnd allerley gefiderts gevogel/ein iglichs nach seiner art/Vnd Got sahe es für gut an/vnd segnet sie/vnd sprach/Seid fruchtbar vnd mehret euch/vnd erfüllet das wasser im meer/ vnd das gevogel mehre sich auff erden/Da ward aus abend vnd morgen der funffte tag.

Vnd Gott sprach/ Die erde bringe erfür lebendige thier/ein iglichs nach seiner art/viech/gewürm vnd thier auff erden/ein iglichs

Zeichen / als der sonnen/vnd monden finsternis / vnd andere wunder am himel.

Monden/ als die Jar feste/als new monden/vol monden etc.

Tage / als die Ostern / Pfingsten/ etc. Vnd bey vns die Quatember/ vnd andere nam hafftige tage im jar.

A nach

Freunde, insbesondere Melanchthon, haben Luther bei dem Werke wesentliche Hilfe geleistet. Die letzte Feilung und das sprachliche Gepräge stammt aber überall von Luther. Erst Anfang des Jahres 1534 war die Bibel und zwar erst noch in einzelnen Teilen erschienen. In demselben Jahre wurde dann die ganze Bibel als ein Band, mit zahlreichen Holzschnitten versehen, bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckt. Sie trug den Titel: „Biblia, das ist, die gantze Heilige Schrifft Deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. MDXXXIIII.", d. h. 1534. Damit hielt aber Luther seine Arbeit noch lange nicht für erledigt. Wie er bereits an der Übersetzung des Neuen Testaments weiter gefeilt hatte, so tat er es auch fernerhin an der ganzen Bibel. Neue durchgesehene Ausgaben erschienen in den Jahren 1541, 1543 und 1545.

Von Luthers Predigten ist uns eine ungeheure Zahl überliefert. Einzeldrucke derselben erschienen allerdings seit dem Jahre 1525 längst nicht mehr so viele als zuvor. Aber der Sammelfleiß des Wittenberger Diakonus Georg Rörer hat dafür gesorgt, daß uns seit Weihnachten 1522 fast jede Predigt Luthers handschriftlich erhalten ist. Nur Weniges von Rörers Nachschriften ist verloren. Am bekanntesten sind die beiden Sammlungen von Predigten Luthers, die „Kirchenpostille" und die „Hauspostille". Von ersterer ist nur der Winterteil (Advent bis Ostern) durch Luther selbst bearbeitet. Den Sommerteil gab im Jahre 1527 Magister Stephan Roth aus Zwickau nach früher erschienenen Einzeldrucken Luther'scher Predigten und aus zum Teil von ihm selbst gefertigten Nachschriften heraus. Luther war mit Roths Arbeit durchaus nicht zufrieden. Im Jahre 1540 gab er in vielfacher Umgestaltung den Sommerteil neu heraus und drei Jahre später erschien auch der Winterteil in neuer Bearbeitung durch Kaspar Creutziger. Die Hauspostille, zusammengestellt hauptsächlich aus den von Luther in den Jahren 1532 bis 1534 in seinem Hause gehaltenen Predigten — Krankheit verhinderte ihn oft, die Kanzel der Stadtkirche zu betreten — erschien in zwei Ausgaben: 1544 aus Nachschriften Veit Dietrichs und 1559 aus solchen Georg Rörers. Mag vieles uns in Luthers Predigten als gar zu einfach erscheinen, mögen wir vielfache Wiederholungen in denselben finden, für Luthers Zeit war das Dargebotene etwas Neues, dem andächtig und dankbar die Gemeinde lauschte. Für alle Zeiten werden Luthers Predigten ein Muster dafür bleiben, wie in einfachster, schlichtester Weise immer wieder der Kern des Christentums aus Gottes Wort darzulegen ist.

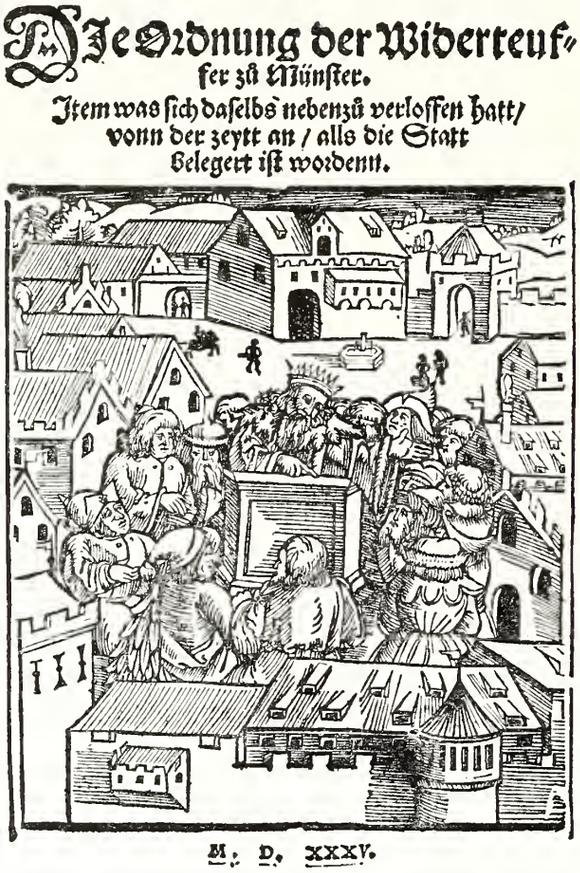
Thomas Münzer. Nach: Grouwelen der vornaemster Hooftketteren. 1607.

5. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer.

Wie die Unruhen in Wittenberg und in anderen Städten, die Luthers Rückkehr von der Wartburg veranlaßten, so brachte der Bauernkrieg dem Evangelium neue schwere Gefahren. Schon seit Langem gärte es im Bauernstand. Dieser hatte ein Recht unzufrieden zu sein und eine Besserung seiner Lage zu fordern. Freie Bauern gab es im deutschen Vaterland nur wenige. Die meisten drückte die Leibeigenschaft, die sie der Menschenwürde beraubte, allerlei Geld- und Naturalleistungen, sowie Frondienste. Die im Mittelalter zahlreich geführten Fehden der Großen vermehrten das Elend der Bauern, die selbst in friedlichen Zeiten nur mit größter Mühe im Schweiße des Angesichts das tägliche Brot zu erringen vermochten. Auch unter der Kapitalwirtschaft jener Zeit hatte der Bauer schwer zu leiden. Gesellschaften, die im Besitze großer Geldsummen waren, kauften Lebensmittel auf und erhöhten dann deren Preis. Das führte zu weiterer Belastung auch des Bauern. Mußte er Geld borgen, so forderte man unerhört hohe Zinsen. Insbesondere zeichneten sich jüdische Wucherer darin aus. Es lag für Prediger, die ein Herz für die Bauern hatten, nahe, auf diese schreienden Übelstände den Finger zu legen. Schon im Jahre 1520 hatte Luther wider den Wucher geschrieben. Im Sommer 1524 ließ er seine Schrift „Von Kaufshandlung und Wucher" ausgehen, „das Interessanteste," sagt ein Kenner der Geschichte der Volkswirtschaft, „was uns in nationalökonomischer Beziehung aus der Reformationsperiode erhalten ist." Schon im 15. Jahrhundert hatten sich mehrfach die Bauern erhoben. Zu einem gemeinsamen Aufstand aber kam es erst, als die falsch verstandenen Freiheitsgedanken des Evangeliums die Bauernschaft erfüllten. Die Schwarmgeister der Reformation und die unzufriedenen Bauern schlossen sich zusammen. Erstere hofften, daß des Bauern Faust und Spieß ihrer Sache zum Siege verhelfen werde; die Bauern meinten, daß jene ihnen ihre Forderungen als auf göttlichem Rechte beruhend verbürgten. Insbesondere war es Thomas Münzer aus Stolberg, seit 1523 Pfarrer in Allstedt in Thüringen, der die Bauern erregte. Offen forderte er auf, Gewalt zu brauchen gegen die Gottlosen und gegen die Obrigkeit, die solches nicht tun wollte. Tausende strömten trotz, vielleicht auch gerade infolge obrigkeitlichen Verbots herbei, „seiner wilden, verworrenen und

Predigender Bauer. Titelholzschnitt einer Flugschrift: „Eyn Sermon, geprediget vom Pawren zu Werdt bei Nürnberg, am Sonntag vor Fastnacht, von dem Freyen Willen der Menschen Im M. D. XXIIII. Jar."

aufreizenden Beredsamkeit zu lauschen". In ganz Thüringen stiftete er geheime Bündnisse gegen die vermeintlichen Bedrücker des Evangeliums. Man versteht es nicht, wie die sächsischen Fürsten geraume Zeit solches dulden konnten. Die Wetterwolken stiegen immer gefahrdrohender herauf. Im April 1524 kam es dann zum offenen Aufruhr. Als man gegen Thomas Münzer vorgehen wollte, entwich er nach Mühlhausen. In seinem „Brief an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geist", gegen Münzer und Karlstadt gerichtet, forderte Luther die Obrigkeit auf, „mit Ernst zu solchem Stürmen und Schwärmen zu tun", nicht mit Gewalt, schreibt er, vielmehr „lasse man die Geister aufeinander platzen"; denn „es ist ein geistlicher Streit, der die Herzen und Seelen dem Teufel abgewinnt". Denjenigen aber, die zum Schwerte greifen wollen, soll das Land verboten werden. Luthers Mahnung kam zu spät. Die Verquickung des Religiösen und Sozialen, des Geistlichen und Fleischlichen finden wir deutlich in den „Zwölf Artikeln", in denen die Bauernschaft ihre Wünsche und Beschwerden zusammenfaßte. Sie forderte freie Predigt des göttlichen Worts und das Recht, sich ihren Prediger selbst zu wählen, Erleichterung ihrer Lasten, sowie freies Holz, freien Fischfang und freie Jagd. Die Bauern erklärten sich bereit, Belehrung anzunehmen, „sollte einer dieser Artikel Gottes Wort nicht gemäß sein". Auch Melanchthon und Luther haben ihre Gutachten darüber abgegeben. Ersterer konnte nicht leugnen, daß manche Forderung berechtigt war. Aber zu den Tugenden der Christen gehören vor allem der Gehorsam gegen die Obrigkeit. Also lasse man die Obrigkeit dafür sorgen, daß allerorten gute evangelische Prediger wirken, damit Glaube und Liebe im Volke gepflanzt und gepflegt werden. Auch Luther empfand sicherlich in der Tiefe der Seele den Druck des Bauern, aber jene Forderungen erschienen ihm unvereinbar mit der von Christus geforderten Selbstverleugnung und ihr gewaltsames Vorgehen widersprach seinem oft ausgesprochenen Grundsatz, daß zuerst die Seelen durch das Wort zu gewinnen, also eine innere Änderung des Einzelnen herbeizuführen sei, der die äußere Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft in christlichem Geiste von selbst folgen werde. In seiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben" steht Luther noch zwischen den streitenden Parteien und hält Fürsten und Obrigkeit wie den Bauern ihr Unrecht vor. Beide Teile sollen „sich vom Evangelium weisen lassen" und christliche Gesinnung annehmen. Aber bereits tobte der Kampf. Aus Süddeutschland brauste der Sturm nach Norden. Verbrannte Burgen und zerstörte Klöster, Mord und Totschlag bezeichneten den Weg des Aufstandes. Es war eine der furchtbarsten Zeiten, die Deutschland je erlebte. Beide Teile, Fürsten und Bauern, müssen der entsetzlichsten Grausamkeit beschuldigt werden. Der Markgraf von Brandenburg-Ansbach hat z. B. in Kitzingen 47 Aufständischen die Augen ausstechen lassen. Sollte nicht alles samt dem Evangelium zugrunde gehen, so mußte allerdings die Obrigkeit ohne Erbarmen das Schwert führen. Dazu rief Luther in seiner von furchtbarem, heiligem Zorn diktierten Schrift „Wider die mörderischen und räubischen Rotten der Bauern" auf. Rasch brach das Gericht über die Bauern herein. Am 15. Mai 1525 kam es bei Frankenhausen zur Schlacht. Münzers Weissagung, er werde alle Büchsensteine der Feinde im Ärmel fassen, erfüllte sich nicht. In wilder Flucht stoben die geschlagenen Bauern auseinander. Münzer wurde zu Mühlhausen hingerichtet.



Die Ordnung der Wiedertäufer zu Münster. 8 Bl. 4°. Nach einem Drucke der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Eine bedeutsame Wende hat der Bauernkrieg dem Werke der Reformation gebracht. Luther galt jetzt vielen nicht mehr als der Volksmann, den einst das Volk jubelnd begrüßt hatte. Das zeigt sich äußerlich auch darin, daß die Flut der erbaulichen kurzen Schriften aufzuhören beginnt. „Die Volksschriftenliteratur erlischt nach dem Bauernkriege. Die Landesfürsten nehmen die Entscheidung der religiösen Frage in die Hand. An eine einheitliche Lösung derselben für das ganze Reich denkt niemand mehr. Katholische Fürsten weisen auf den Bauernkrieg als auf die Früchte des lauteren und klaren Evangeliums hin und leiten daraus ein Recht zu den strengsten, ungerechtesten Maßnahmen gegen ihre evangelischen Untertanen ab, während evangelische Landesherren in ihren Gebieten die Reformation durchführen."

Jeder unbefangene Beurteiler wird zugeben müssen, daß die Reformation nicht die mindeste Schuld an jener unseligen Erhebung trägt. Die Herde der Revolutionen sind bis heute die Länder geblieben, in denen der römische Glaube herrscht. Landgraf Philipp von Hessen gab dem Herzog Georg von Sachsen, der ihn zur Unterdrückung des nach seiner Meinung zum Aufruhr führenden Evangeliums aufforderte, die durchaus treffende Antwort: „Daß der Aufruhr von den Lutherischen sei hergekommen, ist nimmermehr zu beweisen. Ich habe keine Lutherischen mit dem Schwert gestraft, sondern böse, aufrührerische Leute, die sich an Luthers Lehre nicht gehalten haben. Das Evangelium bringt keinen Bauernaufruhr, sondern allein Friede und Gehorsam. So ist auch in den Gebieten, die dem Evan-

gelium, das doch lutherisch genannt wird, anhängen, weniger Aufruhr und an eins Teils Orten gar keiner, denn in denen, die das Evangelium verfolgen."

Nach dem Tode Thomas Münzers und der Unterwerfung der Bauern griff das Wesen der Wiedertäufer und die sozialistische Bewegung im deutschen Bürgerstande trotz blutiger Verfolgung weiter um sich. Melchior Hofmann brachte sie nach Ostfriesland. Von dort vertrieben, wandte sich die Sekte nach Holland. Einen durchaus revolutionären Charakter erhielt das Täufertum durch den Bäcker Jan Matthisson zu Haarlem. „Sein Programm erheischte, die Gottlosen mittels Waffengewalt vom Erdboden zu vertilgen. Er berief sich auf eine ihm gewordene göttliche Offenbarung, wonach er erkoren sei, dieses Werk zu vollenden." Seine Apostel kamen im Jahre 1534 nach Münster. Die Stadt war bereits durch die Predigt Rothmanns evangelisch geworden. Gleichzeitig aber hatten wiedertäuferische Gedanken Eingang gefunden, deren Einfluß sich auch Rothmann auf die Dauer nicht entziehen konnte. Zum Umsturz aller Ordnung kam es durch die Tätigkeit Johann Bockelssons von Leyden in Holland. Dessen Schwiegervater, der Tuchhändler Bernh. Knipperdollinck wurde zum Bürgermeister der Stadt erwählt.

Johann von Leyden, König der Wiedertäufer.
Stich von H. Aldegrever aus dem Jahre 1536.

Jetzt sollten hier die sozialistischen Ideen der Wiedertäufer Wirklichkeit werden. Alles Privateigentum wurde eingezogen. Die „Ärmsten" gingen „so köstlich gekleidet wie die Höchsten und Vornehmsten". Bald sollte der neue Himmel und die neue Erde dem Volke Gottes erscheinen. Münster wurde der Sammelplatz für den Auswurf der Bevölkerung aus aller Herren Ländern, und die noch gebliebenen Einheimischen, welche sich nicht fügen wollten, wurden gewaltsam aus der Stadt vertrieben. Kirchen und Klöster wurden geplündert und verwüstet, eine kostbare Sammlung alter Drucke und Handschriften, sowie die Urkunden der Archive wurden während acht Tagen verbrannt. Sieben „Diakonen" wurden ernannt, welche das bewegliche und unbewegliche Eigentum der vertriebenen Bürger unter die Dürftigen verteilen sollten; jeder erhielt, was er wollte. Die Sonn- und Feiertage wurden abgeschafft und auf dem Marktplatz große Schmausereien abgehalten, welche man als „Abendmahl" bezeichnete. Die Vielweiberei wurde eingeführt und keine Frau und kein Mädchen über zwölf Jahre durfte sich weigern, dem Manne anzugehören, der sie begehrte. Eine Erhebung der diesem entsetzlichen Treiben noch widerstrebenden Bürger wurde unterdrückt. Johann von Leyden wurde als „König über die ganze Welt" proklamiert, Knipperdollinck zu seinem Statthalter, Rothmann zum königlichen Redner, Krechting zum Reichskanzler ernannt. Immer mehr wuchsen die aller Sitte hohnsprechenden Greuel. Wer gegen den „König" sprach, mußte seine Rede mit dem Leben büßen. Schließlich blieb nichts anders übrig, als Reichshilfe in Anspruch zu nehmen. Im Juni 1535 fiel die Stadt. Ein furchtbares Gericht erging über die Rotte. Johann von Leyden, Knipperdollinck und Krechting wurden gefangen und im Januar 1536 auf dem Marktplatz an der Stelle, wo Johanns Thron gestanden, grausam hingerichtet, indem sie erst eine Stunde lang mit glühenden Zangen am ganzen Leibe gezwickt und dann mit einem glühenden Dolche erstochen wurden. Die Leichname wurden in eisernen Körben am Turm der Lambertikirche aufgehangen." Die Stadt Münster wurde wieder dem Katholizismus überliefert. Das Täufertum hat sich, auf die gewaltsame Änderung der bestehenden Verhältnisse verzichtend, in der Sekte der Mennoniten, gegründet von dem ehemaligen Priester zu Wittmarsum, Menno Simons, bis in unsere Tage erhalten.

Bernhard Knipperdollinck
Stich von H. Aldegrever aus dem Jahre 1536.

6. Des Reformators Mitarbeiter.

Schon mehrfach ist der Mitarbeiter Luthers an dem großen Werke der Reformation gedacht worden. Der berühmteste unter ihnen ist sein treuer Freund Philipp Melanchthon, ganz anderen Charakters als Luther selbst, aber gerade in seiner Verschiedenheit den Freund ergänzend. Als das Kind wohlhabender Eltern, des Waffenschmieds und kurfürstlichen Rüstmeisters Georg Schwarzert zu Bretten in der Pfalz am 16. Februar 1497 geboren, wurde Philipp, der seinen väterlichen deutschen Namen Schwarzert in Schwarzerd wandelte und diesen nach Gelehrtensitte in den griechischen Melanchthon übersetzte, unter dem Einflusse seines Großoheims Reuchlin den Wissenschaften zugeführt. Schon seit seinem 13. Lebensjahre besuchte er die Universität Heidelberg, gab, fast noch ein Knabe, eine griechische Grammatik heraus, wurde im 17. Lebensjahre Magister und leistete im Jahre 1518 einem Rufe als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg Folge. Wie er „in kindlich einfältigem Sinne sich der

erkannten evangelischen Wahrheit hingab und sich in Demut unter den gewaltigen, praktischern Geist Luthers beugte", so erkannte Luther bald in dem jungen Kollegen einen ihm von Gott gesandten Mitarbeiter an seinem hohen Werke. „Unser Philipp Melanchthon", bekannte er bald nach dessen Antritt in Wittenberg, „ist ein bewundernswerter Mann, in dem geradezu alles übermenschlich ist, und trotzdem habe ich an ihm meinen vertrautesten Freund." Ja, er meinte, Melanchthon, nicht er selbst, sei berufen, die Reformation hinauszuführen. „Vielleicht bin ich der Vorläufer Philipps, dem ich nach Art des Elias den Weg bahnen soll im Geist und in der Kraft, um Israel und Ahabs Knechte in Bestürzung zu bringen," schrieb er einem Freund, während Melanchthon bekannte: „Ich liebe Luthers Studien, die heilige Wissenschaft und Martinus, wenn irgend etwas auf Erden, auf das innigste und ich umfasse ihn mit meinem ganzen Herzen. — Ich möchte lieber sterben, als von diesem Mann mich trennen müssen." Melanchthon begleitete Luther zur Leipziger Disputation, deren Gang er in ruhiger, sachgemäßer Weise geschildert hat. Bald aber trat er auch öffentlich für den Freund ein. Eins der Hauptverdienste Melanchthons liegt auf dem Gebiete der Reformation der Schule. Mit Recht trägt er den Ehrennamen eines ‚Praeceptor Germaniae'. Von seinem Wirken für die Reformation, freilich auch von seiner selbst über Gegensätze, die Luther als unüberbrückbar galten, immer noch eine Einigung mit dem Gegner hoffenden und suchenden Liebe zur Einigkeit werden noch mancherlei die folgenden Blätter zu erzählen haben. Nach Luthers Tod hat Melanchthon viel Trübes erfahren müssen. Am 19. April 1560 ist er gestorben. Er hat in der Schloßkirche zu Wittenberg neben Luthers Grab seine letzte Ruhestätte gefunden.

Georg Spalatin, im Jahre 1484 zu Spalt im Bistum Eichstädt geboren, hatte zu Erfurt seine gelehrte Bildung empfangen und wurde frühzeitig von Kurfürst Friedrich dem Weisen an den Hof gezogen. Er war es, der den Verkehr zwischen dem Kurfürsten — den Luther übrigens nur ein einziges Mal, auf dem Reichstag zu Worms, gesehen hat — und Luther vermittelte. „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei seiner einzigartigen Vertrauensstellung am kurfürstlichen Hofe das persönliche Verhältnis Spalatins zu Luther von der größten Tragweite für die ersten Jahre der beginnenden Reformation war. Er war es, der den Kurfürsten dafür interessierte, der ihn über die Wittenberger Verhältnisse unterrichtete, Luthers Bücher vorlas, übersetzte, auf das Christliche in ihnen hinwies, die Unchristlichkeit der Feinde Luthers, wie das Lob aller Gebildeten ins rechte Licht setzte; er ist es sicherlich gewesen, der freilich unter stetem Einflusse Luthers den Kurfürsten nach und nach in jene Stellungnahme hinüberleitete, die es ihm möglich machte, bei aller Betonung der Unverletzlichkeit der kirchlichen Autorität doch seinen hochverehrten Professor als einen unrechtmäßig Verurteilten in seinen Schutz zu nehmen. Die Aufgabe, vor die sich der friedfertige Beamte des friedliebendsten, bedächtigsten Fürsten gestellt sah, war riesengroß. Und das Ungestüm des Freundes, dem das Leisetreten, das höfische Abwägen jeden Wortes, die so wohlgemeinten Warnungen, die ihm Spalatin zukommen lassen mußte, zuweilen unerträglich waren, machte ihm die Sache nicht leicht. Er war doch schon zu lange am Hofe, um sich nicht immer wieder die Frage vorzulegen, die für Luther gar nicht existierte: was soll daraus werden? Er tat sein möglichstes, den Freund zu besänftigen, zurückzuhalten, ihn immer wieder durch praktische Aufgaben, zu denen er die Anregung gab, vom Kampfe abzulenken." Im Jahre 1525 übernahm Spalatin die Pfarrei Altenburg. Von dort aus hat er seine Landesherren auf die Reichstage begleitet. Von dort aus hat er insbesondere als Visitator eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit entwickelt. Er starb am 16. Januar 1545 zu Altenburg.

Johann Bugenhagen, im Jahre 1485 zu Wollin in Pommern geboren (daher sein Beiname „der Pommer", Dr. Pomeranus), studierte zu Greifswald und wurde im Jahre 1504 Rektor der Schule zu Treptow. Bald erlangte sein Unterricht, in dem es auch nicht an der Einführung in die Heilige Schrift fehlte, weithin Berühmtheit. „Fromme Bürger, Priester, Mönche kamen, um den Lektionen des schriftkundigen Rektors zuzuhören, und immer mehr erwuchs derselbe zu einem Lehrer und Leiter der religiös Angeregten." Im Jahre 1509 empfing Bugenhagen die Priesterweihe und trat in die Genossenschaft der ein gemeinsames Leben führenden Kleriker Treptows ein. Später berief ihn der Abt des Klosters Belbuk, Boldewan, in das Amt eines Lektors, dessen Aufgabe die geistliche Förderung und wissenschaftliche Hebung der Mönche war. Dem Wunsche des Herzogs Bogislav X. von Pommern entsprechend, bereiste Bugenhagen die pommerschen Städte, Schlösser und Klöster, um Urkunden für die Geschichte Pommerns zu sammeln. Im Jahre 1518 überreichte er das vollendete Werk seinem Landesherrn. Für Luther wurde Bugenhagen, gleichfalls von reformatorischem, aber fast allein der sittlichen Besserung geltendem Eifer erfüllt, durch dessen Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" gewonnen. Bald schloß sich um ihn ein Kreis gleichgesinnter Freunde. Bugenhagen trat in Briefwechsel mit Luther und ging im Frühjahr 1521 selbst nach Wittenberg, um die evangelische Wahrheit an der Quelle schöpfen zu können. Bald hielt er, insbesondere vor seinen jungen Landsleuten private biblische Vorträge. Sie fanden jedoch so viel Zuhörer, daß er auf Wunsch der Universität diese Vorträge in öffentliche, akademische Vorlesungen verwandelte. Für immer wurde Bugenhagen an Wittenberg gefesselt durch die Berufung in das Wittenberger Pfarramt (1522). Treu hat er, der Mann des praktischen kirchlichen Amtes, Luther zur Seite gestanden, mit ihm an der Reform des Gottesdienstes gearbeitet und nicht nur an Luthers Kämpfen und Arbeiten, sondern auch als hingebender, oft bewährter Freund an dessen persönlichen Leiden und Freuden teilgenommen. Mehrfach hat Bugenhagen auf längere Zeit auswärts, so in Braunschweig, Hamburg, Lübeck, in Pommern und in Dänemark geweilt, um das evangelische Kirchen- und Schulwesen zu ordnen, dessen Organisator er durch seine trefflichen Kirchenordnungen geworden ist. Während seiner langen Abwesenheit von Wittenberg ist er stets in allen pfarramtlichen Geschäften, insbesondere in der Predigt durch Luther vertreten worden. Seit 1536 war Bugenhagen Generalsuperintendent des Kurkreises. Auch während der Belagerung Wittenbergs im Jahre 1547 hielt er in der

Stadt aus und blieb ihr treu auch nach dem Schmalkaldischen Kriege. Am 19. April 1558 ist er zu Wittenberg gestorben.

Nikolaus von Amsdorf, einen Monat jünger als Luther, wahrscheinlich in Torgau geboren, studierte seit 1502 in Wittenberg, wo er bald akademischer Lehrer und Kanonikus am Allerheiligenstift (Schloßkirche) wurde. Von Anfang an schloß er sich an Luther an, bei dem er stets treu ausgehalten hat. Mit ihm ist er in Leipzig und in Worms gewesen. Bei ihm steigt Luther ab, als er von der Wartburg aus heimlich nach Wittenberg kommt. Amsdorf hat die Reformation in Magdeburg, in Goslar und an anderen Orten eingeführt. Im Januar 1542 wurde er von Luther zum Bischof von Naumburg-Zeitz geweiht. Im Schmalkaldischen Krieg verlor er sein Bistum. Seitdem lebte er in Weimar, dann in Eisenach. Eifrigst hat er die Gründung der Universität Jena, sowie die Jenaer Ausgabe der Werke Luthers betrieben. Er starb im Jahre 1565. Vor dem Altar der Hauptkirche zu Eisenach liegt er begraben.

Die Wiedertäufer in Münster. Im Vordergrund Johann von Leyden, rechts mit dem Richtschwert Knipperdollinck. Nach J. C. Baehr.

Zu den hervorragendsten Mitarbeitern und einflußreichsten Förderern der Reformation gehört auch Justus Jonas, im Jahre 1493 zu Nordhausen geboren; er studierte seit 1506 zu Erfurt die Rechte, wo er sich eng an den Kreis der Humanisten anschloß. Durch Erasmus veranlaßt, wandte er sich im Jahre 1519 dem Studium der Theologie zu. Seit dem Thesenanschlag bereits gehörte er zu Luthers Getreuen. 1521 kam er als Lehrer des Kirchenrechts und Propst des Allerheiligenstifts nach Wittenberg. Bald hielt er nur noch theologische Vorlesungen. Regelmäßig predigte er in der Schloßkirche. Auch an den Visitationen hat Jonas teilgenommen. Mit Luther und Melanchthon finden wir ihn bei der Einführung der Reformation in Leipzig. Im Jahre 1541 folgte er einer Einladung der Bürgerschaft von Halle, wo er das Kirchenwesen in evangelischem Sinne umgestaltete. Schwere Zeiten kamen für ihn mit dem Schmalkaldischen Kriege. Als Oberpfarrer zu Eisfeld an der Werra ist er 1555 gestorben.

Friedrich Mykonius, 1490 zu Lichtenfels am Main geboren, war das Kind frommer Bürgersleute, die sich durch einen aufrichtigen, gesunden religiösen Sinn auszeichneten. „Der Vater prägte dem Sohne frühzeitig die Worte des Dekalogs, das Gebet des Herrn und das apostolische Symbolum ein und hielt ihn zu fleißigem Gebet an. Er belehrte ihn, das Blut Christi sei das Lösegeld für die Sünde der Welt, und jeder Christ müsse glauben, daß, wenn nur drei Menschen hofften durch Christum selig zu werden, er einer von diesen dreien sei. Die päpstlichen Ablaßbriefe erklärte er für Netze, um damit das Geld der Einfältigen zu fangen; sicherlich könne die Vergebung der Sünden und das ewige Leben nicht mit Geld erkauft werden.“ Als Schüler der Lateinschule zu Annaberg suchte der Knabe bei Tetzel vergebens einen unentgeltlichen Ablaßbrief zu erlangen. Seine heißen Seelenkämpfe führten ihn in das Franziskanerkloster zu Annaberg. Wie Luther hat er eifrig alle mönchischen Pflichten erfüllt und fleißig studiert, aber erst in Luthers Schriften ging ihm das Licht der evangelischen Wahrheit auf. Bald schöpfte man gegen den für Lutherische Gedanken begeisterten Mönch Verdacht. Er entging glücklich der drohenden Gefangennahme. Nach kurzer Tätigkeit in Zwickau und in Buchholz wurde er 1524 als Pfarrer nach Gotha berufen. Er hat das Kirchen- und Schulwesen dieser Stadt reformiert. Mehrfach begleitete er den Kurfürsten Johann Friedrich auf dessen Reisen und predigte unterwegs. An den Visitationen nahm er lebhaften Anteil. Auch fast an allen wichtigen Reformationshandlungen wirkte er mit. Er ist mit in Marburg, bei der Wittenberger Concordie, in Schmalkalden, sowie bei der Einführung der Reformation in Annaberg, Dresden und Leipzig. Mit inniger Liebe hing er an Melanchthon und an Luther, nach dessen Tode er an den Kurfürsten schrieb: „Dieser Doktor Luther ist gar nicht gestorben, wird und kann nicht sterben, sondern wird nun allererst recht leben; denn seine Schriften sind des lebendigen Geistes Gottes Schriften.“ Mykonius starb am 7. April 1546 zu Gotha.

Wenzeslaus Link, 1483 zu Colditz geboren, studierte als Augustinermönch seit 1503 in Wittenberg. Mit Luther trat er im Jahre 1508 in die Lehrtätigkeit an der Universität ein. Seit Anfang des Jahres 1517 begleitete er Staupitz auf dessen Visitationsreisen. Längere Zeit hielt er sich in Nürnberg auf, dessen Augustinerkloster durch ihn „zu einer der frühesten Pflegestätten des Luthertums“ wurde. Im Jahre 1523 wurde er Pfarrer in Altenburg. Es gelang ihm, dem Evangelium in der Stadt zum Siege zu verhelfen. Im Jahre 1525 folgte er einem Rufe als Prediger nach Nürnberg. Hier hatte das Jahr zuvor das Evangelium gesiegt. Links Aufgabe war es, das Neue aufzubauen. Dabei hat er eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Er starb im Jahre 1547 und liegt auf dem Johannisfriedhof zu Nürnberg begraben.

Nikolaus Hausmann, etwa 1479 in Freiberg geboren, studierte in Leipzig, wo er 1503 Magister wurde. „Die Wege Gottes, durch die er zur Erkenntnis des Heils und zum Glauben an das Evangelium geführt worden ist, sind für uns gänzlich in Dunkel gehüllt. Gewiß ist nur, daß er unter den ersten war, die Luthers Auftreten mit Jubel begrüßten und, von der Macht seines evangelischen Geistes angezogen und gefesselt, frühzeitig in ein inniges Freundschaftsverhältnis zu ihm traten." Seit 1519 war Hausmann evangelischer Prediger in Schneeberg. Noch war nicht die Zeit gekommen, die papistischen Mißbräuche abzuschaffen. „Für jetzt kam es nur darauf an, das verschüttete Gotteswort wieder zu Tage zu fördern und dadurch einer besseren Gottesanbetung allmählich Bahn zu brechen." Im Mai 1521 trat Hausmann das Amt eines Predigers zu St. Marien und des obersten Geistlichen der Stadt Zwickau an, nicht ohne vorher Luthers Rat eingeholt zu haben. Hier hatte er die unruhige Zeit der Schwarmgeisterei zu durchleben. Von hier aus gab er die Anregung zu den Kirchen- und Schulvisitationen. Bis an sein Ende ist er mit Luther im regsten brieflichen und persönlichen Verkehr geblieben. Seit dem Jahre 1532 wirkte er als Pfarrer in Dessau, von Luther den Fürsten zu Anhalt mit den Worten empfohlen: „Es kommt hier der fromme Mann Magister Nikolaus Hausmann, bei Euer Fürstlich Gnaden das Predigtamt zu versehen. Er ist ein treu Herz und fittiger Mann, der Gottes Wort fein still und züchtig lehrt und lieb hat." Im Jahre 1538 folgte Hausmann einem Rufe seiner Vaterstadt in das Amt eines Superintendenten. Bei seiner Antrittspredigt traf ihn ein Schlaganfall. An demselben Tage noch starb er. Im Dom zu Freiberg liegt er begraben. Unter heißen Tränen hat Luther die Trauerkunde empfangen. „Das ist mir wahrlich gar ein lieber Freund gewesen," sprach er.

Melanchthon
Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer (1526).

Zu Luthers jüngeren Mitarbeitern gehört Kaspar Cruciger, im Jahre 1504 in Leipzig geboren, der bereits als Zeuge der Leipziger Disputation still für das Evangelium gewonnen wurde. Von 1521 bis 1524 studierte er in Wittenberg, wirkte dann bis 1528 als Rektor und Prediger in Magdeburg und kehrte darauf wieder nach Wittenberg zurück. Als Prediger an der Schloßkirche und als Professor an der Universität, als Gehilfe Luthers bei der Bibelübersetzung hat er sich hohe Verdienste erworben. 1539 finden wir ihn mit den Reformatoren in Leipzig. Dem Wunsche der Leipziger, ihn als ersten Superintendenten bei sich zu behalten, trat Luther entgegen, der diesen „Fürbund in der Theologie, auf den er es nach seinem Tode gesetzt", für Wittenberg nötiger als für Leipzig hielt. Durch die Drangsale des Schmalkaldischen Krieges geschwächt, starb Cruciger bereits im Jahre 1548.

Noch ließe sich eine lange Reihe von Freunden und Mitarbeitern Luthers aufzählen. Sein Briefwechsel gibt darüber die beste Auskunft. Freilich sind nicht alle, die anfangs ihm zustimmten, mit ihm auch weitergegangen, als er mit heroischer Gewalt die Autorität des Papstes und der Kirche zertrümmerte. Zu denen, die also von Luthers Gefolgschaft sich lossagten, gehörte der ehrwürdige, von ihm so hoch geschätzte und kindlich geliebte Johann Staupitz. Seit dem Jahre 1522 war dieser Abt des Benediktinerklosters zu Salzburg, ohne je in diesem neuen Amte Frieden zu finden. Seine Seele blieb zwiespältig. Wohl predigte er die Rechtfertigung aus dem Glauben, aber er verhehlte sich nicht, daß innerhalb des römischen Kirchen- und Lehrgefüges, das er geschont wissen wollte, kein Raum für solche Predigt sei und daß sein Mönchsstand selbst ihr widerspreche. Ende des Jahres 1524 ist Staupitz gestorben. Förmlich losgesagt hat sich von Luther Erasmus, der ängstlich alles mied, wodurch er in den Handel Luthers hätte hereingezogen werden oder den Ruhm seiner Rechtgläubigkeit verlieren können. Zwischen beiden Männern sind sogar Streitschriften gewechselt worden. Luther machte das Heil jedes Menschen einzig und allein von der Gnade Gottes abhängig. Spitzfindige Köpfe konnten daraus folgern, daß dann des Menschen Wille überhaupt nicht in Betracht komme, daß vielmehr Gott alles im Menschen wirke, somit auch das Böse von ihm stamme und jeder Kampf des Menschen gegen das Böse umsonst sei. Auf diesem schwierigen Gebiete bewegte sich der Streit zwischen Luther und Erasmus, dessen im September 1524 erschienene Schrift den Titel „Vom freien Willen" trug, worauf Luther mit der Gegenschrift „Vom geknechteten Willen" antwortete. Mit diesem Schriftwechsel schieden sich klar und offen, freilich auch tief Humanismus und Reformation. Die Trennung, die sich zwischen Luther und Erasmus vollzog, übertrug sich auch auf den beiderseitigen Freundeskreis und wurde eine bleibende. „Die beiden Männer blieben geschieden, von denen einst scheinen konnte, sie seien gemeinsam zur Reformation der Theologie und Kirche berufen, die aber freilich mit ihrer Geistesart einander so entgegengesetzt waren,

wie kaum andere unter den damaligen Vorkämpfern einer neuen Zeit."

7. Literarische Gegner Luthers.

Ebensowenig wie der weite Kreis der Mitarbeiter Luthers kann die große Zahl derjenigen hier ausführlich besprochen werden, die mit der Feder in der Hand gegen Luther kämpften. Es sei hier nur der drei bekanntesten gedacht: Thomas Murners, Hieronymus Emsers und Johann Cochläus'!

Thomas Murner, im Jahre 1475 zu Straßburg geboren, seit 1490 im Barfüßerkloster, neunzehnjährig bereits zum Priester geweiht, studierte auf mehreren Universitäten. In Paris erlangte er die Magisterwürde, in Freiburg wurde er Doktor der Theologie. Am bekanntesten ist er als Verfasser der beiden Satiren „Schelmenzunft" und „Narrenbeschwörung", in denen er Geistlichen und Laien einen Spiegel vorhalten will, um sie zu bessern. Von einer Reformation im Sinne Luthers mochte er nichts wissen. Von seinen 32 Schriften gegen Luther ist nur ein kleiner Teil gedruckt. Seine Hauptschrift gegen die Reformation ist betitelt „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat".

D Martin Luther.
Nach einem Gemälde von Lukas Cranach

Zwischen Hieronymus Emser, dem Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen, zu dessen Füßen Luther in Erfurt gesessen hatte und der bis zur Leipziger Disputation nicht eine ausgesprochen feindliche Stellung Luther gegenüber einnahm, und Luther erhob sich seit jener Zeit ein äußerst lebhafter und erbitterter Kampf, der von neuem ausbrach, als auf Grund eines durch Emser herausgegebenen Heiligenlebens Bischof Benno von Meißen zum Heiligen erhoben wurde. Obgleich Luther seinen Feind bald keiner Antwort mehr würdigte, setzte dieser doch die Bekämpfung Luthers bis an seinen Tod (1527) fort.

Auch Emsers Nachfolger am Hofe des sächsischen Herzogs, Johann Cochläus, ist als literarischer Gegner Luthers bekannt, berüchtigt als derjenige unter den Feinden des Reformators, der nicht mehr sachlich, sondern persönlich kämpft, der die Reformation als ein aus den gemeinsten Beweggründen entsprungenes Werk hinstellt und deren Helden mit dem Schmutze der Verleumdung befleckt. Ende Dezember 1528 ließ Cochläus eine Schrift „Der siebenköpfige Luther" erscheinen, in der er Luthers vermeintliche Widersprüche in Lehre, Auftreten und Entwicklung darlegen wollte. „Er ließ seinen Helden sieben Stufen der Entwicklung zurückgelegt haben; ebensoviele Köpfe dichtete er ihm an, denen er sich widersprechende Aussagen über die einzelnen Punkte der kirchlichen Lehre in den Mund legte, welche ausnahmslos Luthers Schriften wirklich entnommen worden waren. Der Doktor und der Martinus hatten ihm zufolge noch sanft und glaubwürdig geredet, viel schlimmer hatte es schon der Luther, der Wormser Luther getrieben. Aber erst der Ekklesiast hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, der Schwärmer dann gewütet und endlich der Barabbas zum Brennen und Morden aufgereizt. Jetzt war der Reformator zum Visitator geworden: als solcher übte er selbst die schneidendste Kritik an der sechsfachen Weise, in der er sich früher nacheinander versucht hatte."

Bis über seinen Tod hinaus, ja bis hinein in die Gegenwart erfährt der Name und das Werk Luthers die niedrigsten Schmähungen. Man kann auf sie alle das Wort Luthers anwenden, mit dem er jene Flugschrift, die ihn hatte vom Teufel geholt werden lassen, begleitete: „Gott gebe, daß sie nichts anders denn solche Büchlein zu ihrem Trost und Freuden schreiben!"

8. Luthers häusliches Leben.

Große Männer treten uns näher, wenn wir sie in ihrem Hause besuchen. Auch in ihrem häuslichen Leben pflegt sich ihre Größe und ihre Eigenart widerzuspiegeln. Luthers Haus ist in seiner reformatorischen Vorbildlichkeit so wichtig, daß wir auch dort den Helden der Reformation kennen lernen müssen. „Das Herzen, Küssen und Segnen der Kinder, welches der Heiland getan, findet sich hier ins Deutsch eines Vaters übersetzt, dem die Liebe zu den Kindern durchs innerste Gemüt geht, ob er eins emporhebt und in der Kindesart etwas von Paradiesesherrlichkeit wittert, ob er aus den Anfechtungen der Feste Koburg seinem Söhnlein Hänschen den unvergleichlichen Brief vom Paradiesesgarten schreibt, ob er in vollem Ernst der Sorge für das Geraten der Kinder das mächtige Wort spricht: „Lieber ein toter Sohn denn ein ungeratener", ob er endlich am Sterbebett und Sarge Magdalenchens jenes Wunderding spürt: das Kind bei Gott wissen und doch traurig sein! Luther am Weihnachtsfest, Luther in der Gartenfreude, das Weib an der Seite, die Laute in der Hand, die Kinder jubelnd umher, Melanchthon in der Nähe und die anderen Freunde, Muhme Lene ja nicht zu vergessen, den sorgsamen demütigen stillen Hausgeist, Luther auf der Hauskanzel und in der Hauskantorei, Luther mit den

Freunden über der Bibel und dann im Tischgespräch — welch eine Fülle warmen, kernhaften deutschen christlichen Lebens!"

Im Juni 1525 schloß Luther mit Katharina von Bora die Ehe, einer jener Nonnen, die Ostern 1523 aus dem Kloster zu Nimbschen bei Grimma entwichen waren. Das verlassene Wittenberger Augustinerkloster wurde ihr Wohnhaus, auf Grund einer Schenkung des Kurfürsten Johann ihr Eigentum. Noch heute ist es zum Teil in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Dort treten wir im Geiste zu Luthers Zeit ein.

Über den weiten Hofraum, auf dessen linker Seite noch das alte Augustinerkirchlein stand und dessen rechte Seite die Stallungen und das Brauhaus abschlossen, lenken wir unsere Schritte nach dem Wohnhaus. Durch eine schöne Sandsteinpforte, die Käthe im Jahre 1540 anbringen ließ, treten wir in das Haus ein. Links von der Hausflur sehen wir in das geräumige, schön gewölbte Refektorium; auf Käthes Wunsch ist es in die Küche, Vorratskammern und Dienstboteuräume umgewandelt und mit dem oberen Stockwerk durch eine Stiege verbunden worden. Eine steinerne Wendeltreppe führt durch einen Turm nach oben zu Luthers Wohnräumen. Durch ein Vorzimmer treten wir in die große, nach dem Hofe blickende Familienstube ein. Ein Schlafzimmer und eine Kammer schließen sich an. Auf der anderen, der Elbe zugewandten Seite des ersten Stockes befinden sich zwei große Räume, in denen Luther Vorlesungen zu halten pflegte, wohl auch zu Zeiten vor seinen Hausgenossen predigte. Gleichfalls auf den Strom blickt das Studierzimmer, in einem viereckigen, später beseitigten Turm gelegen. Das oberste Stockwerk mit seinen zahlreichen Zimmern bietet der Menge von Gästen, die Luthers Haus zum Teil auf recht lange Zeit sah, Raum genug zur freundlichen Herberge. Auch der Garten, Luther stets ein lieber Aufenthalt, fehlt dem Hause nicht. Ein Torweg zwischen dem Wohnhaus und dem Braugebäude bildet den Eingang. Wo er nicht an das Haus grenzt, schließt ihn eine leichte Mauer ab. Durch eine kleine Tür kann Luther von hier aus am Stadtwall hin zu Melanchthons Garten, hinter dessen Wohnhaus gelegen, unbemerkt gelangen.

Das Lutherhaus zu Wittenberg.

Luther hat seiner Gattin manches schöne Zeugnis dankbarer, treuer Liebe ausgestellt. Ihrer Ehe hat der Kindersegen, damit die edelste Freude, nicht gefehlt. Die Kinderstube ist Luther oft zur Studierstube und zur liebsten Erholungsstätte geworden. Freilich hat Luther auch mehr denn einmal am Sterbebett eines Kindes gestanden. Auch sonst hat es nicht an allerlei Trübsal, insbesondere an Krankheit gefehlt. Zudem mag die Armut zu Zeiten eine drückende gewesen sein. Trotz alledem liegt über Luthers häuslichem Leben die Weihe echter christlicher Freude ausgebreitet.

Als einmal der Fürst von Anhalt in Luthers Hause Wohnung nehmen wollte, riet ihm ein Bekannter dringend davon ab: „Im Hause des Doktor Luther wohnt eine wunderbar gemischte Schar, aus jungen Leuten, Studenten, jungen Mädchen, Witwen, alten Frauen und Kindern bestehend, weshalb große Unruhe in dem Hause ist, deretwegen viele Luther bedauern." Da hauste also nicht nur neben der fröhlichen Kinderschar, dem Hans und der Magdalene, dem Martin und Paulus und der Margarethe die würdige Muhme Lene, die einst Siechenmeisterin im Kloster zu Nimbschen gewesen: da finden wir Luthers Famulus, den gutmütigen, aber wenig beanlagten Wolf Sieberger, ferner Luthers Neffen Fabian und Andreas Kaufmann, Andreas Polner und sonst eine ganze Anzahl von Studenten, die sich insbesondere zur Essenszeit einzustellen pflegen, Luthers Nichten Else und Lene Kaufmann und Anna Strauß, dazu entwichene Mönche, entflohene Nonnen, darunter die Herzogin Ursula von Münsterberg, vertriebene evangelische Prediger, die auf längere oder kürzere Zeit die Gastzimmer besetzten, und außerdem noch so manchen Tagesgast und die Wittenberger Freunde! Und der pietätvolle Luther hätte dazu auch noch gar zu gern die Eltern in sein Haus genommen, um sie im Alter zu pflegen! Aber gerade dieses Kommen und Gehen, der lebendige Verkehr in seinem Hause hat Luther Anregung und Erquickung bereitet. Wenn er im Jahre 1528 fast täglich predigt, Kirche und Schule visitiert, seine Vorlesungen hält, das Pfarramt verwaltet, mehrere Druckerpressen beschäftigt, an der Bibelübersetzung und am Katechismus arbeitet — woher schöpft er die Kraft zu solcher geradezu unerhörten Arbeitsleistung? Nicht nur aus der Vertiefung in Gottes Wort und in das Gebet, sondern auch aus der Fröhlichkeit an der Seite der Gattin, die ihm teurer ist denn „das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft", aus der Fröhlichkeit im Verkehr mit seinen Kindern, Freunden und Gästen.

Ungezwungene Fröhlichkeit herrschte an Luthers Tische. Die „Tischreden" Luthers, reich an köstlichem Humor, von den „Tischgesellen" aufgezeichnet, füllen ganze Bände. Die Sorge für den Tisch hatte die Gattin zu tragen. Sie verstand die Wirtschaft. Drei Gärten nannte sie ihr eigen. Der Klosterhof zeigte trefflich besetzte Ställe. Außerdem bewirtschaftete sie das Gut Zülsdorf bei Borna. Mitunter

kam auch Wildpret, von einem fürstlichen Gönner verehrt oder von Luther ausdrücklich erbeten, auf den Tisch. Aus besonderen Leckerbissen hat sich Luther nicht viel gemacht, wenn er auch dankbar bekannte: „Darf unser Herr Gott gute, große Hechte, auch guten Rheinwein schaffen, so darf ich sie wohl auch essen und trinken." „Ich lobe mir eine gute gemeine Hausspeise", war seine Rede.

Luther war ein großer Gartenfreund. Inmitten seiner Blumen und der wohlgedeihenden, selbstgepflanzten Bäume, lauschend dem Gesang der Vögel, sie in ihrem Nestbauen beobachtend, an ihnen sorglose Fröhlichkeit lernend hat er gern Erholung gesucht. Auf einem Kegelschub in seinem Garten hat er mit seinen Tischgesellen manche Kugel hinausgeschoben. Die liebste Erholung in seinem Hause ist ihm aber ohne Zweifel die Musik gewesen.

D. Martin Luthers Hauspredigt
Nach einem Gemälde von Professor Grünewald.

Überall ist es ein fröhliches Herz, das uns begegnet. Die Freude gehörte zu Luthers „Theologie". Das hat er am köstlichsten in jener bekannten nachfolgenden Beschreibung seines Petschafts geschildert: „Das erste sollt ein Kreuz sein, schwarz, im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht (Röm. 10, 10). Obs nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifizieret (tötet) und soll auch wehe tun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verdirbt die Natur nicht, das ist: es tötet nicht, sondern behält lebendig. Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben (Röm. 1, 17), aber nur des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt, und kurz: in eine weiße, fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude gibt. Darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist."

B. Der äußere Gang der evangelischen Kirche.

1. Die Reichstage von Speyer.

Der Reichstag von Worms hatte, nachdem mehrere evangelische Fürsten abgereist waren, beschlossen, mit allen Mitteln der Gewalt die Lutherische Bewegung zunichte zu machen. Jahre hindurch hatte dieses Edikt auf dem Papiere gestanden, dank der Eifersucht zwischen Kaiser und Papst und dank verschiedener Kriege, die des Kaisers Kräfte beanspruchten und die Rücksichtnahme auf die Deutschen forderten. Auf dem Reichstag zu Speyer im Jahre 1526 sollte endlich die Glaubenseinheit im Reiche wieder hergestellt werden. Die Erhebung der Bauern war niedergeworfen. König Franz I. war in der Schlacht bei Pavia besiegt und gefangen genommen worden und hatte im Jahre 1526 den Frieden zu Madrid beschworen. Endlich hatte der Kaiser freie Hand gegen die Ketzer. Schon jubelten die Römischen über den nunmehr gewissen Untergang der verhaßten Lutheraner. Besonders eifrig betrieb man vom Mainzer Sprengel aus ein gewaltsames Vorgehen und „nahm", wie Luther sagt, „die zwei Bubenstücke vor, erstlich das Evangelium zu lästern als eine aufrührerische Lehre, zum andern die Fürsten deutschen Landes ineinander zu hetzen und ganz Deutschland in Blut zu ersäufen." Trotzdem verloren die Evangelischen den Mut nicht. Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen waren entschlossen, keinen Schritt breit zu weichen. Sie schlossen mit mehreren anderen evangelischen Fürsten zu Torgau ein Schutz- und Trutzbündnis. Da fügte es gerade zur Zeit der drohendsten Gefahr Gott selbst, daß der Papst dem ihm zu mächtig werdenden Kaiser Karl V. in den Arm fiel und damit wider Willen der Schutzherr des bedrohten Evangeliums wurde. Papst Clemens VII. sprach ohne Gewissensskrupel Franz I., König von Frankreich, von seinem Eide los und schloß mit ihm ein Bündnis gegen den Kaiser. So standen sich von neuem die Heere gegenüber. Zudem war der Sultan Soliman gegen Ungarn gezogen und hatte König Ludwig, Karls Schwager, in der Schlacht bei Mohacz geschlagen. Unter solchen Verhältnissen mußte von jeder Gewaltmaßregel gegen die Evangelischen abgesehen werden; der Reichstag von Speyer (1526) verschob die Erledigung der kirchlichen Fragen auf

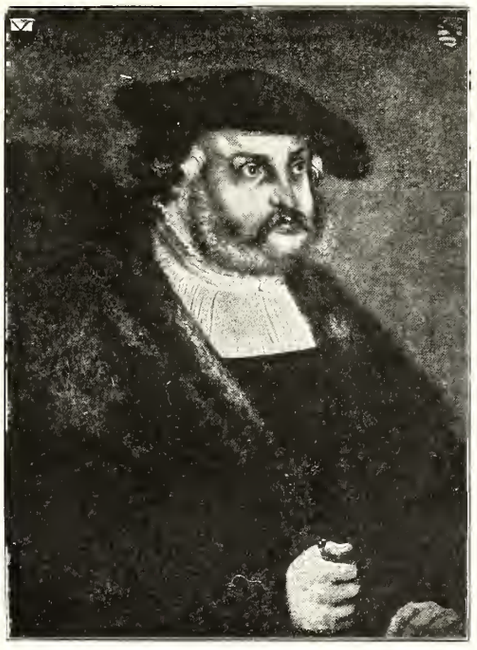
gelegenere Zeit. Bis auf weiteres, so beschloß man, sollte jeder Reichsstand in betreff des Wormser Edikts „für sich also leben, regieren und es halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertraut zu verantworten". Das war für die Förderung und Festigung des Evangeliums von außerordentlicher Wichtigkeit. Die evangelischen Stände gewannen Zeit, das Kirchenwesen in ihrem Lande zu ordnen. Inzwischen fiel Rom in die Hände der Kaiserlichen. Deutsche Landsknechte, von glühendem Haß gegen den Papst erfüllt, stürmten am 6. Mai 1527, von Georg von Frundsberg geführt, die heilige Stadt.

Erst das Jahr 1529 brachte Frieden zwischen Kaiser Karl und seinen Feinden, König Franz und Papst Clemens VII. Jetzt galt es Ernst zu machen mit der Durchführung des Wormser Edikts. Das sollte auf dem Reichstag zu Speyer im Jahre 1529 geschehen. Kaiser Karl erschien nicht in eigener Person. Sein Bruder Ferdinand, zwei Jahre zuvor zum König von Böhmen, wie zum König von Ungarn gekrönt, vertrat ihn. Seine Gesinnung gegen die Evangelischen war bekannt. Er, wie sein kaiserlicher Bruder, verpflichtete sich, „alle mögliche Mühe aufzuwenden, um der verpestenden Krankheit des Luthertums entgegenzuwirken und die Irrenden zur wahren christlichen Kirche zurückzuführen." Die Vorlage des Kaisers an den Reichstag, der am 15. März eröffnet wurde, ging dahin, daß der einstimmig gefaßte Beschluß vom Jahre 1526, der „großen Unrat und Mißverstand wider unseren allerheiligsten Glauben" verschuldet haben sollte, aufgehoben und daß bei Strafe der Acht verboten würde, „irgend jemand mit der Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu vergewaltigen oder zu unrechtem Glauben und Sekten zu verleiten." Es war voraus zu sehen, daß die Mehrheit des Reichstages diese Vorlage annehmen würde. In der Tat beschloß dieselbe am 19. April, daß „diejenigen, so bei obgedachtem kaiserlichen Edikte (vom Jahre 1526) bis anher blieben, nun hierfür auch bei demselben Edikt bis zu dem künftigen Konzil verharren und ihre Untertanen dazu halten sollen und wollen. Aber bei den anderen Ständen, bei denen die anderen Lehren entstanden und zum Teil ohne merklichen Aufruhr, Beschwerde und Gefährde nicht abgewendet werden mögen, soll hinfüro alle Neuerung bis zum Konzil, soviel möglich und menschlich, verhütet werden". Man hielt also eine gewaltsame Beseitigung der Lutherischen Lehre dort, wo sie völlig ge-

Religionsgespräche in Marburg 1529.
Nach dem Gemälde von Noak.

siegt hatte, für unmöglich. Aber eine weitere Ausbreitung sollte verhindert werden. Dahingegen forderten die Römlinge in evangelischen Gebieten volle Freiheit für ihre Religionsübung. Also Duldung für Rom, aber keine Duldung für die anderen! Gegen einen solchen Beschluß, wie überhaupt dagegen, daß in Glaubens- und Gewissenssachen eine für andere bindende Abstimmung erfolgen dürfe, mußten sich die Evangelischen wehren. Da vorauszusehen war, wie die Dinge laufen würden, beriet man schon zeitig die Einlegung einer Rechtsverwahrung oder Protestation. Sofort nach jener Reichstagssitzung ließen die evangelischen Fürsten: Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg eine solche Protestation einreichen. König Ferdinand lehnte sie ab, verweigerte auch ihre Aufnahme in den Reichstagsabschied. In den

nächsten Tagen brachten die evangelischen Stände ihre Protestation in rechtliche Form. Vierzehn Städte haben sie außer jenen Fürsten unterzeichnet. In dieser Protestation, die den Evangelischen den Namen „Protestanten" gab, erklärten diese, daß „in den Sachen Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit belangend ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben muß, also daß sich des Orts keiner auf anderer minderes oder mehreres Machen oder Beschließen entschuldigen kann". Hier entscheide allein Gottes Wort. „Daran, als an der einigen Wahrheit und dem rechten Richtscheit aller christlichen Lehre und Lebens kann niemand irren und fehlen. Und wer darauf baut und bleibt, der besteht wider alle Pforten der Hölle, so doch dagegen aller menschlicher Zusatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht bestehen kann." Sollte aber der Reichstag den Beschwerden der Evangelischen auf Grund dieser Sätze nicht Rechnung tragen, „so protestieren und bezeugen wir hiermit öffentlich vor Gott, unserem einigen Erschaffer, Erlöser und Seligmacher, der allein unser aller Herzen erforscht, auch demnach recht richten wird, auch vor allen Menschen und Kreaturen, daß wir für uns, die Unseren und aller männiglichs halben, in alle Handlung und vermeinten Abschied nicht gehelen (d. h. zustimmen) noch willigen, sondern aus vorgesetzten und anderen redlichen, gegründeten Ursachen für nichtig und unbündig halten."



Friedrich der Weise in den letzten Lebensjahren. Gemälde von Lukas Cranach. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und Neuyork.

2. Das Religionsgespräch zu Marburg.

Nicht nur gegen die Lutheraner, sondern auch gegen die Zwinglianer richtete sich der Beschluß von Speyer. Sie waren gemeint mit den Worten: „Und sonderlich soll etlicher Lehre und Sekten, soviel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unseres Herrn Jesu Christi entgegen, bei den Ständen des heiligen Reiches deutscher Nation nicht angenommen noch hinfüro zu predigen gestattet oder zugelassen werden."

Ein tiefer und verhängnisvoller Unterschied zwischen Zwingli (vergleiche den Anhang) und Luther trat in der Abendmahlslehre beider zutage. Luther lehrte die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in Brot und Wein beim Genusse des heiligen Abendmahls. Zwingli verstand unter Brot und Wein nur Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi und lehrte nicht eine leibliche, sondern nur eine geistige Gegenwart des Herrn im Sakrament. Es brach darüber ein heftiger, nicht ohne Leidenschaft geführter Streit zwischen beiden Männern und ihren Anhängern aus. Im Jahre 1527 richtete Luther gegen Zwingli die Schrift „daß diese Worte Christi (das ist mein Leib) noch fest stehen wider die Schwarmgeister". Sein letztes Wort in der Streitfrage wollte er das Jahr darauf gesprochen haben in seiner Schrift „Vom Abendmahl Christi Bekenntnis".

Dem Beschlusse des Reichstags von Speyer gegenüber erschien nun ein Zusammenschluß aller Evangelischen, der Lutheraner sowohl wie der Zwinglianer, gegenüber dem gemeinsamen Feind als dringend wünschenswert und nötig. Nach dem Vorstehenden ist es erklärlich, daß Luther darin nicht nur einen Mangel an Gottvertrauen, sondern in dem Zusammengehen mit den Zwinglianern eine „Schändung und Dämpfung des Evangeliums" erblickte. Sollte trotzdem ein Zusammenschluß möglich werden, so mußte zunächst eine Einigung über die Abendmahlsfrage erzielt werden. Landgraf Philipp von Hessen verfolgte diesen Plan aufs eifrigste. Bei Zwingli fand er begeisterte Zustimmung, bei Luther zunächst eine entschiedene Ablehnung. Nur gezwungen, in der stillen Hoffnung, daß das Unternehmen scheitere, willigte er mit Melanchthon endlich ein, im Herbst 1529 zu einem Religionsgespräch in Marburg zu erscheinen. Mit Luther und Melanchthon erschienen eine Anzahl Freunde, unter ihnen Justus Jonas, Friedrich Mykonius u. a. Zwingli war von Johann Ökolampadius, Martin Butzer, Johann Brenz u. a. begleitet. In einem Zimmer des Schlosses fanden die Verhandlungen statt, die am 2. Oktober ihren Anfang nahmen. Den Vorwurf Luthers, daß sie auch in anderen Stücken als in der Abendmahlslehre von ihm abwichen, wiesen die Schweizer zurück. Auf ihren Wunsch trat man sofort in die Erörterung dieser Lehre ein. Was man hüben und drüben als Beweis vorbrachte, war bereits in den früher gewechselten Schriften ausgesprochen worden. Als Ausdruck seiner unwandelbaren Überzeugung hatte Luther auf den Tisch geschrieben: „Dies ist mein Leib." Eine Einigung konnte nicht erzielt werden. „Ihr habt einen anderen Geist," sagte Luther und lehnte es ab, bezüglich der übrigen Lehren die Rechtgläubigkeit der Gegenpartei anzuerkennen. Damit das Gespräch aber

Kaiser Karl V. in jüngeren Jahren. Nach dem Gemälde von Amberger mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft Berlin.

nicht gänzlich ohne Ergebnis blieb, wurden fünfzehn Sätze, die sogenannten „Marburger Artikel", zusammengestellt. Bezüglich der ersten vierzehn bestand volle Einigkeit. Der fünfzehnte, vom Abendmahl handelnd, erklärte, „daß man beide Gestalt nach der Einsetzung brauchen soll, daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit einer dem anderen, tot und lebendig, Gnade erlange, daß auch das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi und die geistliche Nießung desselbigen Leibes und Blutes einem jeglichen Christen vornehmlich vonnöten". Diese Artikel, die von beiden Parteien unterschrieben wurden, schließen: „Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi im Brot und Wein sei, diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den anderen christliche Liebe, so ferne jedes Gewissen immermehr leiden kann, erzeigen und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen."

3. Die Augsburgische Konfession.

Am 24. Februar 1530 war Karl V. durch den Papst zu Bologna zum Kaiser gekrönt worden. Kein deutscher Kurfürst war dabei gewesen. Italiener und Spanier hatten deren Stelle vertreten. Der freundschaftliche Verkehr zwischen Kaiser und Papst mußte die Evangelischen mit Sorge erfüllen. Mancher fürchtete, der Kaiser werde nun doch zum Schwerte greifen und die Evangelischen mit Gewalt unterdrücken. Luther freilich riet, auch jetzt alle menschliche Hilfe verschmähend, unerschütterlich auf Gottes Hilfe bauend, von jedem bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser ab. Sorgloser wurde man, wenigstens in Kursachsen, als man in dem kaiserlichen Ausschreiben, das für den April zu einem Reichstag nach Augsburg einlud, las, daß dieser dazu dienen sollte, „die kirchliche Zwietracht hinzulegen, vergangene Irrsal unserem Heiland zu ergeben und ferner eines jedes Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit zu hören und zu erwägen, zu einer christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, so zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt ist, abzutun." Jedenfalls wollte der Kurfürst von Sachsen persönlich auf dem Reichstag, der nach des Kaisers Worten ein Nationalkonzil zu werden versprach, erscheinen und zur Verteidigung der evangelischen Lehre auch seine Theologen mitnehmen. Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon wurden beauftragt, schleunigst die Artikel aufzuzeichnen, in denen man von Lehre und Gottesdienst nach dem Herkommen der römischen Kirche abwich, und die Richtigkeit des evangelischen Standpunktes aus der Schrift zu bewähren. Das war keine geringe Arbeit; kam es doch darauf an, eine Schrift zu bieten, welche die Zustimmung womöglich aller Evangelischen fände. Sie berieten, auf die Marburger Artikel zurückgreifend, lange, zuerst in Wittenberg, dann in Torgau, bis sie schließlich auf Melanchthons Vorschlag eingingen, nur das in die Schrift aufzunehmen, was im Einklang mit der Kirche der ersten Jahrhunderte stände. Denn dann mußte jeder sehen, daß nicht die Evangelischen, sondern die Römischen die „Neuerer" waren. In einzelnen Artikeln übergaben die Männer ihrem Kurfürsten das Ergebnis ihrer Beratungen. Dieser war wohl damit zufrieden; nur war es nötig, die „Artikel" noch in eine zweckentsprechende Form zu bringen. Damit beauftragte der Kurfürst Melanchthon.

Anfang April verließ Johann der Beständige mit seinem Gefolge Torgau. In Koburg nahm man noch längeren Aufenthalt, so daß Melanchthon ausgiebig Zeit hatte, sich mit Luther über die „Verteidigungsschrift" zu besprechen, die nötigenfalls als „Bekenntnis und Rechtfertigung der Evangelischen" in Augsburg vorgetragen werden könnte. Denn Luther selbst, der Gebannte und Geächtete, sollte in Koburg zurückbleiben.

Erst am 20. Juni wurde der Reichstag eröffnet. Fleißig hatte Melanchthon an seiner Schrift gearbeitet, die immer mehr den Charakter einer Bekenntnisschrift annahm. Luther wurde um sein Gutachten über dieselbe ersucht. „Ich hab Magister Philippsen Apologie überlesen, die gefällt mir fast wohl, und weiß nichts dran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann." Trotz dieses Urteils hörte Melanchthon nicht auf, an seiner Schrift zu feilen; auch Kanzler Brück und andere Räte und Gelehrte waren ihm dabei behilflich. Schließlich berieten die evangelischen Stände die Schrift, die, trotzdem sie durch viele Hände gegangen war, dennoch überall das Gepräge Melanchthonschen Geistes trägt. Unterschrieben wurde sie zunächst vom Kurfürsten Johann von Sachsen samt seinem Sohne Johann Friedrich, von den Herzögen Ernst und Franz von Lüneburg, vom Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen. Später, aber noch während des Reichstages, gaben auch die Städte Kempten, Windsheim, Heilbronn und Weißenburg ihre Unterschrift. Am 25. Juni wurde in der Kapitelstube des bischöflichen Palastes das Bekenntnis in deutscher Sprache vor Kaiser und Reich durch den sächsischen Kanzler Beyer verlesen. Dasselbe machte nicht nur auf die Protestanten den tiefsten Eindruck. „So hör ich nun wohl," bekannte Herzog Wilhelm von Bayern, „die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir Päpstlichen daneben." Der Bischof von Augsburg aber, Christoph von Stadion mußte zugeben: „Was vorgelesen worden, ist reine Wahrheit, wir können es nicht leugnen."

Das Augsburgische Bekenntnis, die Confessio Augustana, enthält 28 Artikel. Die ersten 21 stellen die Glaubenslehre der Protestanten dar, die letzten sieben geben an, welche Änderungen in kirchlichen Gebräuchen sich als notwendig erwiesen.

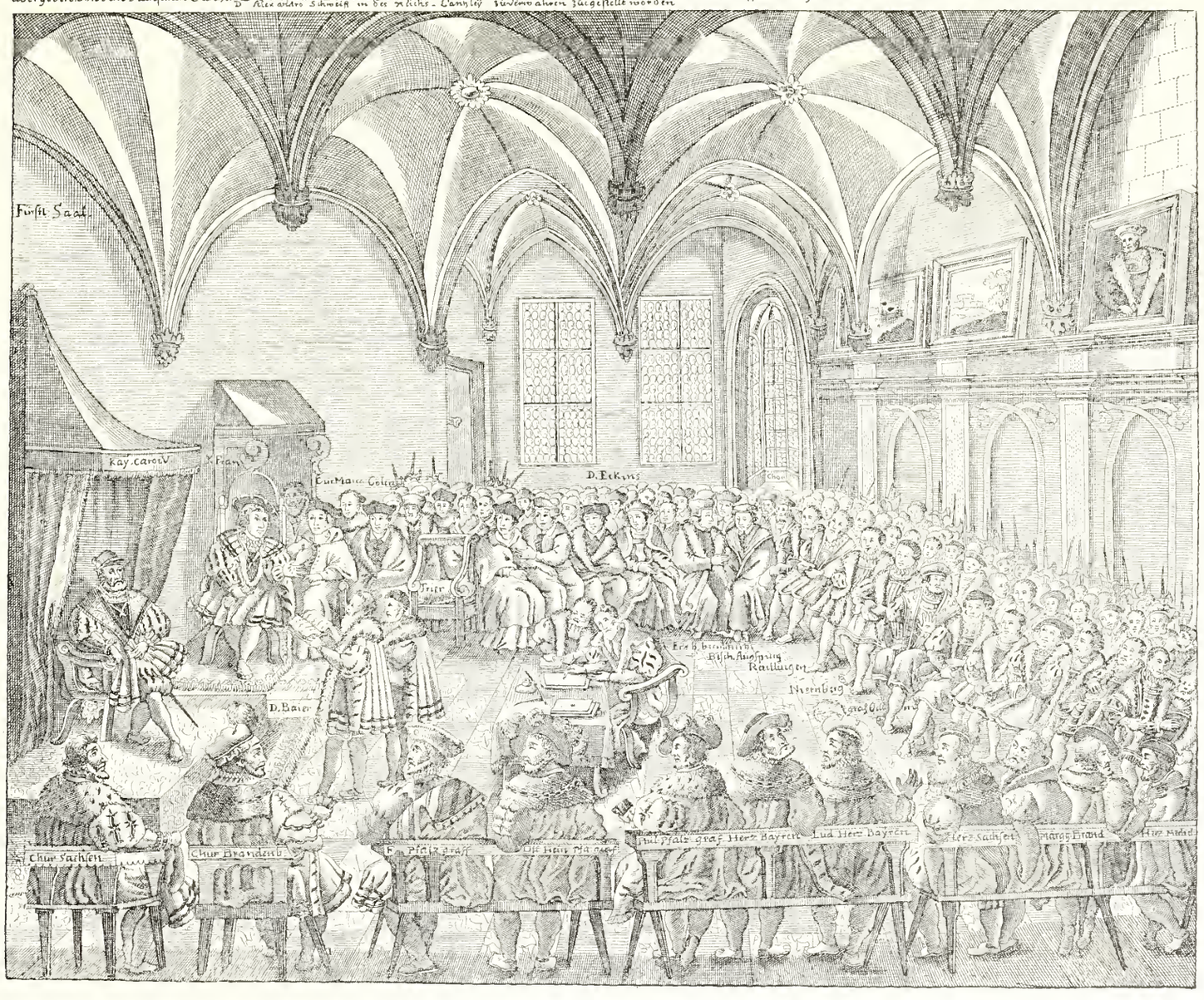
Die römisch gesinnten Stände beschlossen das Bekenntnis der Evangelischen nicht ohne Antwort zu lassen. Unter den zwanzig Gelehrten, die mit dem schwierigen Werke beauftragt wurden, befanden sich Luthers bewährte Feinde Eck, Cochläus und andere. Nicht eine Widerlegung der Konfession, sondern eine Schmähschrift gegen die Evangelischen wurde unter ihren Händen fertig, so daß der Kaiser und die katholischen Stände das Werk zur Umarbeitung zurückgaben. Erst am 3. August wurde die „Widerlegung" (Confutatio) verlesen. Das Ansinnen an die Evangelischen, sich durch jenes Machwerk für überwunden zu erklären, wiesen diese selbstverständlich zurück, lehnten es aber nicht ab, in betreff verschiedener Fragen mit den Gegnern in Unterhandlungen zu treten. Wie zu erwarten, blieben diese er-

folglos. Eine Gegenschrift, die Melanchthon gegen jene „Widerlegung" verfaßt hatte (die später sogenannte Apologie der Augsburgischen Konfession), nahm der Kaiser nicht an.

4. Bis zum Tode Luthers.

Der Augsburgische Reichstagsabschied bedeutete die Durchführung des Wormser Edikts, also die Kriegserklärung

meint kaiserlich Edikt" weist er die Lüge der Römlinge, das evangelische Bekenntnis sei zu Augsburg widerlegt worden, entschieden und eingehend zurück. Gegen die Rede der Feinde, man möchte wohl eine Reformation leiden, aber Luther sei dazu nicht berufen, gibt er die kraftvolle Erklärung ab: „Ich Doktor Martinus bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohn meinen



Übergabe der Augsburger Konfession am 25. Juni 1530.
Nach einem Kupferstich im Kupferstichkabinett zu Nürnberg.

an die protestantischen Stände. Bis zum 15. April 1531 gewährte man diesen Bedenkzeit. Hatte die häufige Abwesenheit des Kaisers mehrfach Schwankungen in der Behandlung der großen kirchlichen Frage zur Folge gehabt, so sollte für die Zukunft dies durch die Wahl Ferdinands, des Bruders Karls V., zum römischen König verhindert werden. Die Wahl fand trotz des Widerspruchs Kurfürst Johanns von Sachsen im Januar 1541 statt. In zwei kernigen Schriften beleuchtete Luther den Augsburger Reichstagsabschied und seine Folgen. In der „Glosse auf das ver-

Dank, aus lauter Gehorsam. Da hab ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten Heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und lehren. Über solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren; darüber ist's ihm auch gegangen wie vor Augen und soll ihm noch immer ärger gehn und sollen sich meiner nicht erwehren. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf dem Löwen und Ottern gehn und den jungen Löwen und Drachen mit Füßen treten, und das soll bei meinem Leben angefangen

und nach meinem Tod ausgerichtet sein. St. Johannes Hus hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängnis nach Böhmerland schrieb: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Hus heißt eine Gans), aber über hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden. Da soll's auch bei bleiben, ob Gott will!" In seiner andern Schrift, der „Warnung an seine lieben Deutschen", erörtert Luther die Möglichkeit eines Krieges zwischen dem Kaiser und den Protestanten. Ein Krieg kann nicht der Evangelischen Lehre, sondern nur der Papisten Lehre Frucht sein. Wer im Kriegsfall gegen die Papisten das Schwert ergreift, ist kein Aufrührer, da er sich nur in der Notwehr befindet. Würde der Kaiser aber zum Kampfe aufrufen, so soll niemand ihm folgen, da er sonst wider das Evangelium streiten würde.

Der jetzt unbedingt nötige feste Zusammenschluß der Evangelischen war im Dezember 1530 zu Schmalkalden vollzogen worden. Wiederum war es hauptsächlich die drohende Türkengefahr, die den Zusammenstoß der Waffen verhütete. Dem gemeinsamen Feinde gegenüber war Einigkeit geboten. Im Sommer 1531 begann man die Vergleichsverhandlungen. Am 25. Juli 1532 kam es zum Nürnberger Religionsfrieden. Bis zu einem „gemeinen, freien, christlichen Konzil", das im nächsten Jahr einzuberufen war, sollte in der kirchlichen Frage Ruhe und Frieden herrschen. Die Schmalkaldener Verbündeten sagten dem Kaiser ihre Hilfe gegen die Türken zu. Bald nach diesem Friedensschluß erlitt der Schmalkaldische Bund einen schmerzlichen Verlust. Am 15. August starb Kurfürst Johann der Beständige. Sein Sohn Johann Friedrich folgte ihm im Regiment.

Georg von Frundsberg. Nach dem Gemälde von Christoph Amberger im Kgl. Museum zu Berlin.
Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.

Die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß die Bestrebungen, eine Einigung unter den insbesondere über das Abendmahl verschieden denkenden und lehrenden Evangelischen herbeizuführen, jetzt von neuem ernstlich und eifrig verfolgt wurden. Der Straßburger Martin Butzer, der bereits an dem Marburger Religionsgespräch teilgenommen hatte, hatte nicht aufgehört, an der Herstellung dieser Einigkeit zu arbeiten. Seinen Bemühungen war es gelungen, den oberdeutschen Städten Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund zu verschaffen. Umsonst aber war er bestrebt, die Schweizer nach dem Tode Zwinglis, der am 11. Oktober 1531 in der Schlacht bei Kappel gefallen war, zu einem Zusammenschluß zu veranlassen. Butzers Absichten fanden in Wittenberg insbesondere durch Melanchthon Unterstützung. Beide besprachen sich über die geplante Einigung Ende des Jahres 1534 in Kassel. Auch Luther war jetzt dem Plane geneigter als früher. Im Mai 1536 fanden Verhandlungen in Wittenberg statt, zu denen Martin Butzer und Wolfgang Capito aus Straßburg, Wolfgang Musculus aus Augsburg, Matthäus Alber aus Reutlingen, Justus Menius aus Eisenach, Friedrich Mykonius aus Gotha und andere erschienen waren. Butzer und die Seinen erklärten, daß Christi Gegenwart im Abendmahl „auf keines Menschen Glauben oder Unglauben stehe, sondern auf ihr selbst als Gottes Wort und Ordnung". In tiefer Bewegung — es war ein feierlicher Augenblick — sprach darauf Luther: „Weil es denn also bei euch steht, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn, so viel diesen Artikel belanget."

Der Nürnberger Religionsfriede hatte den Evangelischen ein „gemein, frei, christlich Konzil" in Aussicht gestellt. Manche lebten auch der Hoffnung, daß ein solches auf deutschem Boden zustande kommen werde. Auf römischer Seite war man freilich nicht im mindesten geneigt, diese Hoffnung zu erfüllen. Papst Clemens VII. dachte nicht daran, vielmehr verlangte er, daß die Protestanten von vornherein sich den Beschlüssen des Konzils unterwürfen. Da sagte Luther mit Recht, das hieße nichts anders als: „Wir sollen verdammt und verbrannt werden." Clemens starb im September 1534. Seinem Nachfolger Paul III. lag vor allem daran, zu verhindern, daß eine deutsche Versammlung auf deutschem Boden die kirchlichen Angelegenheiten beriet. Er schrieb ein Konzil nach Mantua aus. Am 13. Mai 1537 sollte es zusammentreten. Seine Aufgabe war, die „pestilenzialische Lutherische Ketzerei" auszurotten. Wie sollten sich die Evangelischen dazu stellen? Sie konnten sich einfinden, sie konnten jede Beteiligung ablehnen, sie konnten eine Art Gegenkonzil der protestantischen Stände und Theologen halten. Zunächst, Ende August 1536, beauftragte der Kurfürst durch Kanzler Brück Luther, anzusetzen, welche Artikel als unverbrüchlich vor dem Konzil behauptet werden müßten und in welchen Stücken ohne Verletzung des Gewissens gegebenenfalls gewichen werden könnte. Die Wittenberger und andere Theologen sollten dann über Luthers Vorlage sich beraten, die der Kurfürst bis gegen Ende Januar des nächsten Jahres erwartete. Bereits Anfang Januar war dieselbe vollendet. Als die „Schmalkaldischen Artikel", als Luthers „Testament" gegenüber der Papstkirche hat sie Aufnahme unter die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche gefunden.

Die „Schmalkaldischen Artikel" zerfallen in drei Teile. Im ersten handelt Luther „von den hohen Artikeln der göttlichen Majestät". Über dieselbe bestand keine Meinungsverschiedenheit. Desto mehr aber über das, was der zweite Teil besagt. Hier stellt Luther den Satz von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben in den Vordergrund. „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will. Und auf diesem Artikel steht alles, das wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben." Im zweiten Artikel wird die Schriftwidrigkeit der Messe nachgewiesen. Im dritten fordert Luther, die Klöster sollen dazu ver-

wendet werden, „daß man Pfarrer, Prediger und andere Kirchendiener haben möge, auch sonst nötige Personen zu weltlichem Regiment in Städten und Ländern, auch wohlerzogene Jungfrauen zu Hausmüttern und Haushälterinnen". Der vierte Artikel weist nach, daß der Papst nicht aus Gottes Wort und nach göttlicher Einsetzung das Haupt der Christenheit ist. „An diesen vier Artikeln", meint Luther, „werden sie genugsam zu verdammen haben im Konzil." Er fügt endlich noch einen dritten Teil hinzu mit einer Reihe von nicht gerade grundsätzlichen Artikeln, über die vielleicht eine Verständigung erzielt werden könnte.

Düsteres Gewölk stand Anfang des Jahres 1539 am Himmel. Wie die protestantischen, so hatten sich die katholischen Fürsten miteinander verbunden. Es sah aus, als sollte es demnächst zum Bruderkriege kommen. Da war es wiederum die Türkengefahr, die den Kaiser auf die Erhaltung des Friedens mit den Evangelischen bedacht sein lassen mußte. Im Frühjahr 1539 fanden in Frankfurt Verhandlungen der protestantischen Verbündeten statt, an denen auch Gesandte Karls V. und Ferdinands teilnahmen. Das Ergebnis war der sogenannte „Frankfurter Anstand". Auf einundeinhalb Jahr sollten sämtliche Prozesse des Kammergerichts gegen die Evangelischen ruhen. Nicht auf einem vom Papste einzuberufenden Konzil, sondern auf einem deutschen Reichstag, und zwar durch gelehrte Theologen und einsichtige Laien sollte über die kirchliche Frage verhandelt werden. Dieser dem Papste höchst unwillkommene Beschluß bildete einen großen Fortschritt zur Lösung der wichtigen Angelegenheit. Es war ein Sieg des Protestantismus und ein Beweis der Macht der evangelischen Fürsten Deutschlands. Mehrfach fanden nun Vergleichsverhandlungen zwischen den Protestanten und den Römlingen statt, so im Jahre 1540 zu Hagenau und Worms, das nächste Jahr zu Regensburg. Diese langwierigen „Religionsgespräche" verliefen resultatlos und zeigten nur von neuem, daß die Grundunterschiede zwischen Rom und Wittenberg auf die beiden Sätze von der Geltung der Heiligen Schrift als der alleinigen Glaubensnorm und von der Rechtfertigung allein durch den Glauben hinausliefen. Der Regensburger Reichstag konnte schließlich um des Friedens willen nur das eine tun: den Religionsfrieden von Nürnberg bis zu einem Konzil verlängern.

Die politische Lage des Kaisers erfuhr in den nächsten Jahren keine Besserung, sondern verschleppte sich. So blieb er auf die Hilfe der Protestanten angewiesen. Auch der Reichstag zu Speyer im Jahre 1544 stellte den Evangelischen ein „gemein, frei, christlich Konzil" in Aussicht „und falls dies nicht zustande zu bringen sei, sollte im nächsten Herbst eine Nationalversammlung ohne Papst und Konzil die Sache zu einer einhelligen definitiven Entscheidung bringen Der Kaiser versprach, einen Reformationsentwurf dazu mitzubringen und gestattete auch den übrigen Ständen Entwürfe einzureichen." Auf Wunsch des Kurfürsten von Sachsen verfaßte Melanchthon für die zu erwartenden Beratungen die sehr sanfte und gelinde „Wittenbergische Reformation", ein auf die Augsburger Konfession sich gründendes Gutachten, „daran Doktors Martini rumorender Geist nicht zu spüren" war. Protestantischen Waffen hatte der Kaiser seinen Sieg über Frankreich zu verdanken. Und was war sein Dank? Nunmehr verlangte er deren Unterwerfung unter das Konzil, das Papst Paul III. nach Trient einberufen hatte. Ihre entschiedene Weigerung beantwortete der Kaiser mit heimlichen Kriegsrüstungen. Er schloß einen Bund mit dem Papst, der ihm die Unterstützung durch ein stattliches Kriegsheer zusagte. Aus den Reihen der protestantischen Fürsten selbst war einer in Karls Lager übergetreten, Herzog Moritz von Sachsen, dessen Ehrgeiz, unzufrieden mit dem sächsischen Herzogtum, nach dem Besitze des ernestinischen Sachsenlands strebte. „Er sah in dem bevorstehenden Kriege keine Gefährdung der evangelischen Sache, sondern überlegte nur, daß dieser, wenn für den Kaiser erfolgreich, zur Demütigung Kursachsens führen werde." Beharrten die evangelischen Fürsten auf ihrer Weigerung, sich dem Konzil zu unterwerfen, so war der Ausbruch des Krieges unausbleiblich.

Luthers Totenmaske.

Ehe es aber zum Kampfe kam, ging der Held der Reformation, Doktor Martin Luther, zum ewigen Frieden ein. Bis in die letzten Jahre seines Lebens hatte er wacker mit dem Schwerte des Geistes gekämpft. In seiner im Frühjahr 1545 erschienenen Schrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet", zeigte er, was unter einem „freien, christlichen, deutschen Konzil" zu verstehen sei, und behandelte die drei Stücke: Ob's wahr sei, daß der Papst zu Rom sei das Haupt der Christenheit, über Konzilia, Kaiser, Engel und alles, was er sich rühmt; ob's wahr sei, daß er habe das römische Reich von den Griechen auf uns Deutsche gebracht, wie er über alle Maß davon stolziert und pocht." Aber Luthers letztes Werk ist doch ein Werk des Friedens gewesen: die Versöhnung der untereinander entzweiten Grafen von Mansfeld. In der Stadt, da er geboren, ist er am 18. Februar 1546 selig entschlafen. Sein letztes Wort war ein freudig bekennendes Ja auf die Frage der Freunde: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr gepredigt, beständig bleiben?" Auf Wunsch des Kurfürsten wurde die Leiche nach Wittenberg gebracht. Am 22. Februar langte der Trauerzug dort an. Am Elstertor hatte sich die Universität, der Rat und die Bürgerschaft versammelt. Gegen neun Uhr fingen die Glocken an zu läuten. Sie grüßten den ernsten Zug, der die Leiche des Unsterblichen und Unvergeßlichen geleitete. Dem Sarge folgte die Witwe, hinter deren Wagen schritten die drei Söhne. An Luthers und Melanchthons Wohnhaus vorbei bewegte sich der Zug nach der Schloßkirche. Dort sprachen Bugenhagen und Melanchthon. Es war ihnen schwer, den Schmerz, der die Stimme erzittern machte, zu beherrschen. Nahe der Kanzel senkte man

den Sarg ins Grab. Durch die ganze evangelische Welt ging ein tiefes Trauern und in die Trauer mischte sich die bange Sorge um die Zukunft. Viel Trübes und Schmerzliches sollte sie bringen.

5. Das evangelische Deutschland.

Als Luther die Augen schloß, war Deutschland in der Hauptsache evangelisch geworden. Mit unwiderstehlicher Gewalt hielt das Evangelium seinen Siegeszug weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Hier war es ein gewaltiger Prediger, dort die Übersetzung der Bibel, dort ein evangelisches Lied, das die Herzen der reinen Lehre gewann.

Der Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Brandenburg, erwog bereits seit dem Jahre 1521 eine Reform seines Ordens durch Luther. Im folgenden Jahre trat er mit dem Reformator in persönlichen Verkehr. Als ihm da der weitblickende, auch hier sich als Deutschlands Prophet bewährende Luther den Rat gab, die Ordensregel nicht zu reformieren, sondern überhaupt fallen zu lassen, das Ordensland in einen weltlichen Staat zu verwandeln und in den Ehestand zu treten, hat Albrecht wohl über so kühne Gedanken gelächelt. Ohne etwas von seinen Verhandlungen mit dem Hochmeister zu verraten, ließ Luther im Jahre 1523 ein Büchlein ausgehen unter dem Titel: „An die Herren Deutschen Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechtlichen ehelichen Keuschheit greifen, Ermahnung." In frischer Rede ruft es Luther den Ordensherren zu: „Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der selige Tag. Gottes Wort leuchtet und ruft; Ursach und Raum habt ihr genug zu folgen, auch zeitlichen Gutes halber; so dringt die Not der Gewissen und täglicher Sünde im kranken Fleisch. — — Nur frisch und getrost hinan, Gott vor Augen gesetzt im rechten Glauben, und der Welt, ihrem Rumpeln, Scharren und Poltern den Rücken gekehrt, nicht hören noch sehen, wie Sodom und Gomorra hinter uns versinken und wo sie bleiben!" Luthers Schrift fand im Ordenslande ein lautes, freudiges Echo. Die Reformation, begünstigt von dem Bischof zu Samland, Georg von Polenz, und dem Bischof von Pomesanien, Erhard von Queiß, ins Volk getragen durch tüchtige Prediger, Johann Briesmann, Paul Speratus, Johann Poliander, machte rasche Fortschritte auch unter den Ordensherren. So wurden Luthers kühne Gedanken bald Wirklichkeit. Im April 1525 erklärte Albrecht sein Ordensland für ein erbliches Herzogtum. Im März des folgenden Jahres trat er in den Ehestand. Luther aber soll es unvergessen sein, daß er die Gründung des Fürstentums veranlaßt hat, aus dem und „unter dessen Namen sich hernach die größte protestantische Macht des europäischen Kontinents erheben sollte."

Ebenso ruhig wie im Kurfürstentum Sachsen vollzog sich die Reformation in Hessen. Eine Synode zu Homburg im Oktober 1526 erklärte sich für dieselbe. In Brandenburg-Ansbach beriet man schon im Jahre 1525 über die Einführung der Reformation, die nach dem Tode Kasimirs (1527) unter der Regierung des Markgrafen Georg im Einvernehmen mit Luther erfolgte. In Anhalt-Köthen hatte Fürst Wolfgang die Reformation eingeführt. Anhalt-Dessau war zunächst noch der römischen Kirche treu geblieben, bis sich nach dem Tode der Fürstin Margarethe (1530) deren drei Söhne Johann, Joachim und Georg, unbekümmert um die Feindschaft ihrer päpstisch gesinnten, fürstlichen Verwandten einmütig dem Evangelium zuwandten. Pommern wurde dem Evangelium zugeführt durch die beiden Herzöge Barnim und Philipp. Beide sind mit Luther wohl bekannt gewesen. Barnim begleitete Luther auf die Leipziger Disputation. Philipp ist von ihm getraut worden. In Braunschweig-Lüneburg wurde die Reformation durch Herzog Ernst den Bekenner durchgeführt.

Nicht auf so friedlichem Wege wie in diesen Ländern fand die Reformation Eingang in Württemberg. Herzog Ulrich war 1519 durch den schwäbischen Bund vertrieben und sein Land für den Ersatz der Kriegskosten an Karl V. verkauft worden. Dieser belehnte 1530 seinen Bruder Ferdinand damit. Am Hofe Philipps von Hessen lernte der vertriebene Herzog Ulrich die Reformation kennen und wurde für sie gewonnen. Philipp von Hessen besetzte nun 1534 Württemberg und gab es dem rechtmäßigen Herrn zurück. Herzog Ulrich hat dann der Reformation die Wege geebnet. In der Oberpfalz hatte schon frühzeitig das Evangelium den Sieg davongetragen. 1543 trat Ottheinrich von Pfalz-Neuburg dem schmalkaldischen Bunde bei. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz führte 1546 die Reformation in seinem Lande ein.

Eine lange Leidenszeit mußten die Evangelischen im Herzogtum Sachsen, im Lande des unversöhnlichen Feindes Luthers, Herzog Georg des Bärtigen, über sich ergehen lassen. Aber selbst oder vielmehr gerade unter dem Drucke der Verfolgung machte das Evangelium stete Fortschritte. Auf eigene Faust veranstaltete Georg Religionsgespräche, 1534 und 1539, beide in Leipzig. Keines führte zur Verständigung zwischen Evangelischen und Katholiken. Herzog Georg sah ein, daß er bei Lebzeiten der verhaßten Lutheraner nicht Herr werden könne. So wollte er wenigstens dafür Sorge tragen, daß sein Land nach seinem Tode der Papstkirche erhalten bliebe. Er setzte nämlich ein Testament auf, in dem sein Bruder Heinrich nur unter der Bedingung zum Erben des Landes eingesetzt wurde, daß er in Religionssachen nichts ändere. Könnte er nicht auf diese Bedingung eingehen, so sollte das Herzogtum Sachsen an König Ferdinand fallen. Herzog Heinrich hat diese Bedingung abgelehnt und Georg starb, ehe sein Testament rechtsgültig wurde, am 17. April 1539. Sein Tod bedeutete das Ende der Verfolgung des Evangeliums und den Einzug der Reformation in seinem Lande.

Lange hatte auch das Kurfürstentum Brandenburg dem Eindringen des Evangeliums Widerstand geleistet. Joachim I. war nicht von der römischen Lehre gewichen. Seine Gemahlin Elisabeth, eine treue Anhängerin der Reformation hatte in Kursachsen Zuflucht gesucht und gefunden. Nach Joachims Tode (1535) öffnete sich auch Kurbrandenburg der Reformation. Durch Joachim II. wurde im Jahre 1539 das römische Kirchentum beseitigt und die Reformation eingeführt. Ein Jahr später folgte Joachims II. Schwester, die Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Kalenberg dem Beispiele des Bruders. In Mecklenburg versuchte der Bischof von Schwerin, Fürst Magnus, der Sohn des Herzogs Heinrich, im Einverständnis mit seinem Vater die Reformation durchzusetzen. Sein Plan begegnete aber dem Widerspruch des Mitregenten, seines

Oheims Albrecht. So erlangte die evangelische Kirchenordnung, die die beiden der Reformation geneigten Herzöge erließen, nur für einen Teil des Landes Geltung.

Einst schien es, als sollte auch in dem Kurfürstentum Köln das Evangelium durchdringen. Unter Mitwirkung Melanchthons verfaßte der greise Erzbischof Hermann von Wied, von der Wahrheit der Lehre Luthers überzeugt, eine evangelische Kirchenordnung und blieb zur Freude Luthers standhaft trotz des Widerstrebens seiner Domherren, der Universität und des Rates der Bischofsstadt. Im Schmalkaldischen Kriege mußte freilich Hermann auf sein Erzbistum verzichten, ohne damit demselben freie Religionsübung erkaufen zu können. Damit war endgültig das Verbleiben dieses Landesteiles beim Katholizismus besiegelt. Denn auch der Versuch, den der Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg machte, das Kurfürstentum in ein weltliches zu verwandeln und die Reformation einzuführen (1582) mißglückte. In Münster, wo der Bischof Franz von Waldeck im Jahre 1533 volle Religionsfreiheit hatte einräumen müssen, wurde nach Überwindung der wiedertäuferischen Unruhen der Katholizismus wiederhergestellt.

Zum offenen Kriege um des Evangeliums willen kam es in Braunschweig-Wolfenbüttel. Herzog Heinrich war ein erklärter Feind der Reformation, in seinem persönlichem Leben vielfach unruhig, in seiner Feindschaft gegen die evangelischen Fürsten und Städte durchaus rücksichtslos. Als im Jahre 1540 auf protestantischem Gebiete Mordbrenner ihr Unwesen trieben, behauptete man, Herzog Heinrich habe dieselben gedungen, und als mehrere jener Gesellen unter den Qualen der Folter das erwünschte Geständnis ablegten, glaubte man den vollgültigen Beweis für die Wahrheit jener Behauptung zu besitzen. Zwischen Herzog Heinrich und den protestantischen Fürsten wurden Streitschriften gewechselt, von denen mit Recht gesagt wird, daß sie alle Fürsten- und Menschenwürde verletzten. Als nun Herzog Heinrich in einer öffentlichen Schrift den Kurfürsten von Sachsen mit Schmähungen überschüttete, den Protestanten vorwarf, daß sie als Affen sich die Gestalt der Kirche zueigneten, sie Kirchenräuber und Aufrührer nannte, auch erklärte, er habe „dem von Sachsen, welchen Martinus Luther, sein lieber Andächtiger, Hans Wurst nennt, zu seinen Schriften keine Ursach gegeben", griff Luther zur Feder. Seine Schrift gegen Herzog Heinrich, die gröbste seiner Streitschriften, im März 1541 im Druck vollendet, trägt den Titel „Wider Hans Worst". Herzog Heinrich hat sich selbst die Grube gegraben. Er hatte es beim Kaiser durchgesetzt, daß über die Stadt Goslar im Jahre 1540 die Reichsacht verhängt wurde, weil dieselbe das im Kriegsfalle dem Gegner leicht einen festen Stützpunkt bietende benachbarte Kloster Georgenberg niedergerissen hatte. Als im Jahre 1542 Herzog Heinrich diese Acht vollziehen wollte, obgleich der Kaiser sie bereits im Jahre zuvor suspendiert hatte, griffen Kursachsen und Hessen zum Schwert, nahmen die Stadt Wolfenbüttel ein und vertrieben den Herzog. Die evangelischen Fürsten führten darauf in seinem Lande die Reformation ein. Noch einmal kam es zu blutigem Kampfe. Im Jahre 1545 versuchte Heinrich durch Waffengewalt das Herzogtum wieder in seinen Besitz zu bringen. Er wurde jedoch von Kurfürst Johann Friedrich, Herzog Moritz von Sachsen und Landgraf Philipp geschlagen und gefangen. Erst nach dem Schmalkaldischen Kriege erlangte Heinrich die Freiheit und sein Land wieder.

Auch Bayern wäre der Kirche des Evangeliums zugefallen, wenn nicht seine Herzöge infolge ihrer Verbindung mit den Habsburgern der Ausbreitung der Reformation nach Kräften entgegengetreten wären. Es gelang ihnen äußerlich die Herrschaft der römischen Kirche aufrecht zu erhalten. Aber die Reichsstädte des Landes bekannten sich zu dem Evangelium und wurden und blieben für weite Kreise Mittelpunkte der reformatorischen Bewegung. Selbst in den Bistümern Würzburg, Bamberg und Augsburg waren die Protestanten in der Mehrzahl.

Landgraf Philipp von Hessen. Nach einem Holzschnitt von H. Brosamer im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin.

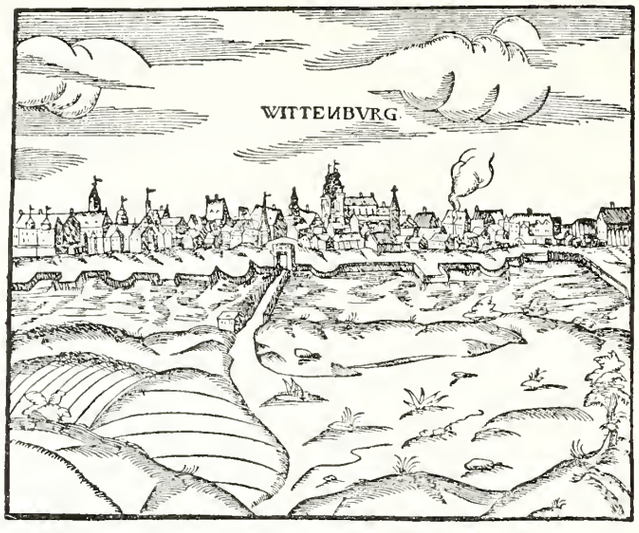
6. Der Schmalkaldische Krieg.

Hätte in jenen Jahren ein deutscher Mann an der Spitze des Reiches gestanden, so hätte es ein evangelisches Deutschland und eine große evangelische deutsche Kirche gegeben. Aber Karl V. kannte kein deutsches und kein evangelisches Empfinden. Wenn es zum Waffengang zwischen ihm und dem evangelischen Deutschland kam, so stand für beide Teile viel auf dem Spiele: jener konnte um seine kaiserliche Macht, Deutschland um das Evangelium oder zum mindesten die evangelischen deutschen Fürsten um ihre Herr-

schaft kommen. Am Anfang des Krieges schien freilich Karl keine Aussicht auf Erfolg zu haben. Gern hätte er, um sich besser für den Kampf vorbereiten zu können, noch länger die Maske des Harmlosen den Protestanten gegenüber gewahrt, wenn nicht der Papst Paul III. vorzeitig die Pläne des Kaisers verraten hätte. „Seit den ersten Zeiten der Reformation hatte sich die öffentliche Meinung in Deutschland nicht mehr so laut und stürmisch geäußert, wie dies jetzt unter dem Eindruck der kommenden großen Entscheidung geschah.“ Mächtig erwacht der Haß gegen die Fremdherrschaft, die den Deutschen das Evangelium rauben will. So heißt es in einem Liede:

„Der kaiser der wil zwingen
die freien Deutschen gut
unter sein joche bringen,
wie er den seinen thut. —
Er ist meineidig worden
an gott und deutschem land,
er will die Deutschen morden,
ist im ein ewig schand.“

Noch weilte der Kaiser in Regensburg, also inmitten einer protestantischen Bevölkerung, nur durch ein Häuflein von Reitern beschützt. Seine Truppen lagen noch zerstreut in Italien, in den Niederlanden und in Ungarn. Wohl erkannten die Führer der Bundestruppen, insbesondere Sebastian Schärtlein von Burtenbach, daß es die erste Aufgabe sein mußte, die Vereinigung der kaiserlichen Truppen zu verhindern, den Italienern den Zug nach Deutschland zu verlegen und sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Aber die ängstliche, zagende Politik und die Vielköpfigkeit des Bundeskriegsrats, sowie der Mangel an einheitlichem Vorgehen seitens der evangelischen Fürsten und der Eigensinn des Kurfürsten Johann Friedrich ließen es nicht dazu kommen, sondern gaben dem Kaiser Zeit, seine Streitkräfte zu sammeln. Auch die Gelegenheit, bei Ingolstadt Karl eine Schlacht zu liefern, ließ man vorübergehen und ermöglichte dem Kaiser nun auch die Vereinigung mit dem 20000 Mann starken niederländischen Heer. Damit ließen sich die Verbündeten aus der ihnen sicher günstig gewesenen Offensive in die Defensive drängen. Auch blieb die von Frankreich, England und Dänemark erwartete Hilfe aus. Die Entscheidung aber wurde durch Herzog Moritz von Sachsen herbeigeführt. Lange hatte dieser äußerlich geschwankt und einen Angriff auf die Schmalkaldener, an denen er die Acht vollziehen sollte, hinausgeschoben. Im Oktober 1546 übertrug ihm der Kaiser die sächsische Kurwürde, worauf Moritz sofort mit leichter Mühe die von Truppen entblößten ernestinischen Lande bis auf Wittenberg und Gotha besetzte. Das nötigte den Kurfürsten Johann Friedrich zur Rückkehr aus dem Süden. Das Volk jubelte ihm zu. Auch in Herzog Moritz' Land begrüßte man ihn mit Freuden, wie auch die utraquistischen Böhmen sich für ihn erklärten. Rasch nahm er einen großen Teil seines Landes, wie auch des albertinischen Sachsens in Besitz. Noch einmal schien ihm das Kriegsglück günstig sein zu wollen. Aber wiederum fehlte es ihm an militärischem und politischem Geschick. Der Kaiser rückte heran. Bei Mühlberg kam es zur Entscheidung. Der Kurfürst war auf das rechte Elbufer gegangen, um stromabwärts nach Wittenberg zu ziehen. Zu einer eigentlichen Schlacht ist es gar nicht gekommen. „Denn nachdem der Kurfürst durch die ersten Nachrichten vom Auftauchen feindlicher Geschwader jenseits des Stromes sich weder im Anhören der Sonntagspredigt noch in seiner Mahlzeit hatte stören lassen, verlor er völlig den Kopf, als um Mittag der Nebel sich verzog und kein Zweifel mehr bestehen konnte, daß man wirklich den Kaiser mit seiner gesamten weit überlegenen Macht sich gegenüber habe. Sofort wurde, statt um jeden Preis das rechte Ufer zu halten und die dort liegende Schiffbrücke zu verteidigen, in aller Eile der Rückzug angetreten; die wenigen an den Strom beorderten Mannschaften und Geschütze wichen nach kurzem Feuergefecht und während die Kaiserlichen mit den eigenen und den erbeuteten sächsischen Barken die Brücke zu schlagen anfingen, wies ihnen ein zufällig aufgegriffener Bürgerssohn aus Mühlberg überdies eine bequeme Furt, welche nun die ganze kaiserliche Reiterei, zuletzt Karl V. selbst mit seinem Gefolge passierte. Herzog Moritz hatte seinem fliehenden Vetter den Rat nachgeschickt, er möge sich ergeben und auf seine Vermittelung zählen; das Anerbieten war zurückgewiesen worden. Jetzt setzten sich Moritz und Alba an die Spitze der Verfolgung, denn immer mehr wurde der erst langsame Rückzug des Kurfürsten zur Flucht. Vor der sogenannten Lochauer Haide, einem sumpfigen Wald, sollte der Kampf noch einmal zum Stehen kommen, aber schon waren die kurfürstlichen Reiter nicht mehr zu halten; sie jagten nach der ersten Salve davon, ohne sich weiter um das Fußvolk und um ihren Herrn zu kümmern. Während Moritz mit seinem Bruder August sich der wilden Hetzjagd hinter den Reitern her anschloß und mehr als einmal sein Leben aufs Spiel setzte, war der dicke Johann Friedrich hinter den Seinigen zurückgeblieben und fast allein vom Feind ereilt worden. Er hieb sich eben mit einem Husaren herum, als mit verschiedenen wälschen Reitern ein Edelmann des Herzogs Moritz herbeiritt und ihn deutsch anrief; dem ergab er sich als einem Deutschen von Adel. Seinem Beispiel folgte Herzog Ernst von Braunschweig, der bis zuletzt bei ihm geblieben war.“ Über Johann Friedrich sprach der Kaiser „wegen Rebellion und Ketzerei“ das Todesurteil. Gleichgültig nahm der unglückliche Fürst dasselbe entgegen.



Wittenberg um 1550.
Links Schloß und Schloßkirche, in der Mitte die Stadtkirche, rechts ist das Augustinerkloster zu suchen.

Aber er rettete sein Leben, indem er auf die Kurwürde und die Kurlande verzichtete, seine Festungen dem Kaiser auslieferte und sich dem Kaiser als Gefangenen überließ. Moritz von Sachsen erhielt allerdings nicht alles, was er erhofft hatte. Karl V. hütete sich, ihm eine mächtige Stellung einzuräumen, sondern enthielt ihm mancherlei vor, um ihn von sich abhängig bleiben zu lassen, und sorgte durch Gunstbezeugung gegen die Ernestiner dafür, daß die Rivalität zwischen beiden Fürstenhäusern bestehen blieb. Die Zukunft freilich sollte zeigen, daß sich der Kaiser doch verrechnet hatte. In der Erkenntnis, daß jeder weitere Widerstand zwecklos sei, ergab sich Philipp von Hessen dem Kaiser, der den vermittelnden Fürsten versprochen hatte, ihn nicht „am Leib oder ewigem Gefängnis" (jene behaupteten freilich, es sei von „einigem" Gefängnis die Rede gewesen) strafen zu wollen, allerdings mit der besonderen Erklärung, daß Philipp hiervon nichts erfahren dürfe. Der Landgraf erschien in Halle vor Karl, um die, wie er meinte, lediglich eine Form darstellende Abbitte zu leisten. Nach einer Mahlzeit bei dem Herzog von Alba wurde er in treuloser Weise verhaftet. So führte der Kaiser die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes als Gefangene mit sich.

Gleichzeitiges Spottbild auf das Interim. „Des Interims vnd Interimisten warhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus yederman sonderlich bei dem Bretspiel, vnd der großen Kannen mit Bier, yhr andacht und meßig leben erkennen kann." — Auf den Notentafeln sind die Anfangsworte des 1. Psalms: „Beatus vir" etc. übersetzt in: „Selig ist der Mann, der Gott vertrauen kann, und willigt nicht ins Interim, denn es hat den Schalk hinter ihm, Hinterim."

7. Das Interim.

Karls V. Ziel war die volle Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und die Einigung der Kirche durch Abstellung der Mißbräuche mittels einer allgemeinen Kirchenversammlung. Darin lag die doppelte, wenn überhaupt, dann nur gleichzeitig zu lösende Aufgabe, mit dem evangelischen Deutschland *und* mit Rom fertig zu werden. Der Papst tat alles, um seinem kaiserlichen Verbündeten die Erreichung seines Zieles unmöglich zu machen. Argwöhnisch verfolgte er das Steigen der Macht des Kaisers, mit unverhohlener Freude das Vordringen Kurfürst Johann Friedrichs in dessen Erblanden. Das im Dezember 1545 eröffnete Konzil zu Trient faßte Beschlüsse, die die Teilnahme der Protestanten als unmöglich erscheinen lassen mußten. So wurde z. B. statt des Urtextes der Heiligen Schrift die lateinische Übersetzung derselben, die sogenannte Vulgata für die ausschlaggebende Bibel erklärt und neben die Bibel die Tradition als gleichwertig gestellt. Damit wurden des Kaisers Einigungspläne vereitelt. Umsonst bat er, daß man mit der Veröffentlichung jener Beschlüsse zögere. Anfang des Jahres 1547 verlegte sogar der Papst das Konzil nach Bologna. Das bedeutete dessen Aufhebung. In Bologna kam es überhaupt nicht zu weiteren Verhandlungen.

Nunmehr war Karl entschlossen, das zu tun, wozu ihm sein Bruder Ferdinand bereits früher geraten hatte, einen Ausgleich zwischen protestantischer und katholischer Lehre ohne des Papstes Mitwirkung zu versuchen. Das geschah auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1548. Durch den Naumburger Bischof Julius von Pflugk, den Mainzer Weihbischof Michael Sidonius und den Hofprediger Kurfürst Joachims II. von Brandenburg, Johann Agrikola, kam daselbst das sogenannte „Augsburger Interim" (d. h. Inzwischen) zustande. Durch dieses wurde der Laienkelch und die Priesterehe zugestanden; man verwarf den Glauben ohne Werke, aber auch das falsche Vertrauen auf die Werke ohne Glauben, räumte jedoch auch die Verdienstlichkeit guter, über die göttlichen Gebote hinausgehender Werke ein. Die Messe wurde für ein Gedenk- oder Dankopfer, nicht als „Erneuerung des Opfertodes Christi, sondern zur Aneignung der Frucht desselben" erklärt. Im Papste, der als „erster unter den gleichberechtigten" Bischöfen zu gelten habe, stelle sich die Einheit der Kirche dar. Das Recht der Schriftauslegung stehe der Kirche zu. „Die Siebenzahl der Sakramente wurde bestätigt und mit besonderem Eifer die Transsubstantiation (Verwandlungslehre) behauptet. Die Verpflichtung zum Fasten und die Anrufung der Mutter Gottes und der Heiligen um ihre Fürbitte, ferner alle Zeremonien des katholischen Gottesdienstes, der Pomp der Prozessionen, die Heiligen- und Marienfeste und insonderheit noch das Fronleichnamsfest blieben in voller uneingeschränkter Gültigkeit."

Es ist wohl zu beachten, daß das Interim nach des Kaisers Absicht nur für die Protestanten Geltung haben sollte, in der Tat „eine Zwangsjacke des deutschen Protestantismus". Obgleich der Papst es „für einen Skandal erklärte, daß der Kaiser ein Religionsgesetz" — das Interim wurde am 15. Mai 1548 als Reichsgesetz publiziert — „erlasse", hat er doch im August 1549 die Bischöfe ermächtigt, es *für die Protestanten* anzuerkennen. Unter den protestantischen Fürsten stimmten die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz ihm zu. Kurfürst Moritz befand sich in einer schwierigen Lage. Stimmte er zu, so verdarb er es völlig mit seinen Untertanen. Lehnte er das Interim ab, so machte er sich den Kaiser zum Feind. Die gründliche Abneigung des Volkes gab sich in einer Flut von Flug-

blättern und Karrikaturen zu erkennen. Und „als der Kurfürst Moritz erklärte, er müsse sich erst mit seinen Ständen und Theologen ins Benehmen setzen, als der Markgraf Hans von Küstrin die Annahme des Interims standhaft verweigerte und Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken eine rasche Durchführung mit Rücksicht auf die Untertanen als unmöglich bezeichnete, als der gefangene Johann Friedrich allen Lockungen und Drohungen gegenüber fest dabei blieb, daß er um diese Sache, die der Seelen Seligkeit betreffe, leiden wolle, was Gott über ihn verhänge: da mochte der Kaiser ahnen, daß auch die glänzendsten Erfolge seiner Waffen den unsichtbaren Feind noch immer nicht überwunden hatten." Daß Kurfürst Moritz sich dem Kaiser mit der Einführung des Interims nicht willfährig zeigte, glaubte sich dieser nur aus dem Einflusse Melanchthons erklären zu können. Er forderte dessen Auslieferung. Ruhig, aber entschieden lehnte das der Kurfürst ab. „Eure Majestät," sagte er, „möge sich besser erkundigen, sie wird sehen, daß sie unrecht über Magister Philipp berichtet ist, der, ein gottesfürchtiger, friedliebender und gelehrter Mann, zu Wittenberg und in den Landen umher etliche gute Kirchenbräuche erhalten und viel Sekten und Uneinigkeit verhütet hat." Melanchthon prüfte das Augsburger Interim und kam zu dem Entschluß: „Ich will überhaupt mein Gewissen nicht beladen mit diesem Buch, denn so die Regenten uns dringen würden, es also zu halten laut des Buchstabens, so würde eine große Verfolgung und viel Betrübnis und Ärgernis daraus kommen." Die kurfürstlichen Räte taten alles, Melanchthon zu bewegen, in einigen Dingen, die zunächst die evangelische Lehre nicht betrafen, nachzugeben. Wohl zu keiner Zeit fehlte ihm Luther mit seiner nie wankenden Festigkeit so als jetzt. Einen Brief, den er damals in trüber Stunde, zum Nachgeben bereit, an einen der sächsischen Räte schrieb, hat man ihm oft zum Vorwurf gemacht. Melanchthon hatte die Verhandlungen gründlich satt. Wiederholt erklärte er, man möge ihn überhaupt nicht mehr in der Sache fragen. Am liebsten wäre er gewichen. Aber er fühlte sich doch an Wittenberg und Sachsen gebunden und lehnte gerade in jenen Tagen einen Ruf nach England ab. Das Ergebnis langwieriger Beratungen Melanchthons und anderer sächsischer Theologen, eine Bearbeitung des Augsburger Interims im Sinne Melanchthons, legte Moritz im Dezember 1548 dem Leipziger Landtag vor. Trotz mancherlei Widerspruchs nahm derselbe den Entwurf an. Man hatte zwar die evangelischen Grundsätze festgehalten, duldete aber die katholischen Kirchengebräuche. Man nannte, zuerst im Spott, den Leipziger Beschluß das „Leipziger Interim". Einen dauernden Frieden konnte es unmöglich bringen, wohl aber enthielt es Stoff genug zu neuen Zwistigkeiten. Katholische Kirchengebräuche konnten auch leicht gedankenlose Leute dem Papsttum wieder zuführen.

Anderwärts führte das Augsburger Interim zu häßlichen Vorkommnissen. In Süddeutschland wurden an 400 evangelische Prediger, gewiß die besten und charaktervollsten, verjagt, weil sie sich weigerten, das Interim anzuerkennen. Besonders war Johann Brenz in Schwäbisch-Hall seines Widerstandes wegen bekannt. Seine Flucht vor den Spaniern, die der Kaiser nach Schwäbisch-Hall sandte, um ihn gefangen zu nehmen, und seine Rettung in Stuttgart hat die Sage umwoben.

Eine Änderung in der Haltung des Papsttums den Einigungsplänen Karls gegenüber trat ein, als Julius III. (1550—55) den Stuhl Petri bestieg. Dem kaiserlichen Wunsche entsprechend, eröffnete dieser im Mai 1551 von neuem das Konzil zu Trient. Es schien, als sollte es jetzt zur Verwirklichung des vom Kaiser schon seit langem Angestrebten kommen. Die Protestanten erklärten sich unter gewissen Bedingungen zur Teilnahme am Konzil bereit. Mehrere protestantische Abgeordnete waren bereits in Trient eingetroffen, Melanchthon war auf dem Wege. Da trat zum Heile des deutschen Protestantismus eine plötzliche Wendung der Dinge ein. Kurfürst Moritz von Sachsen war sie zu danken.

8. Der Religionsfriede von Augsburg.

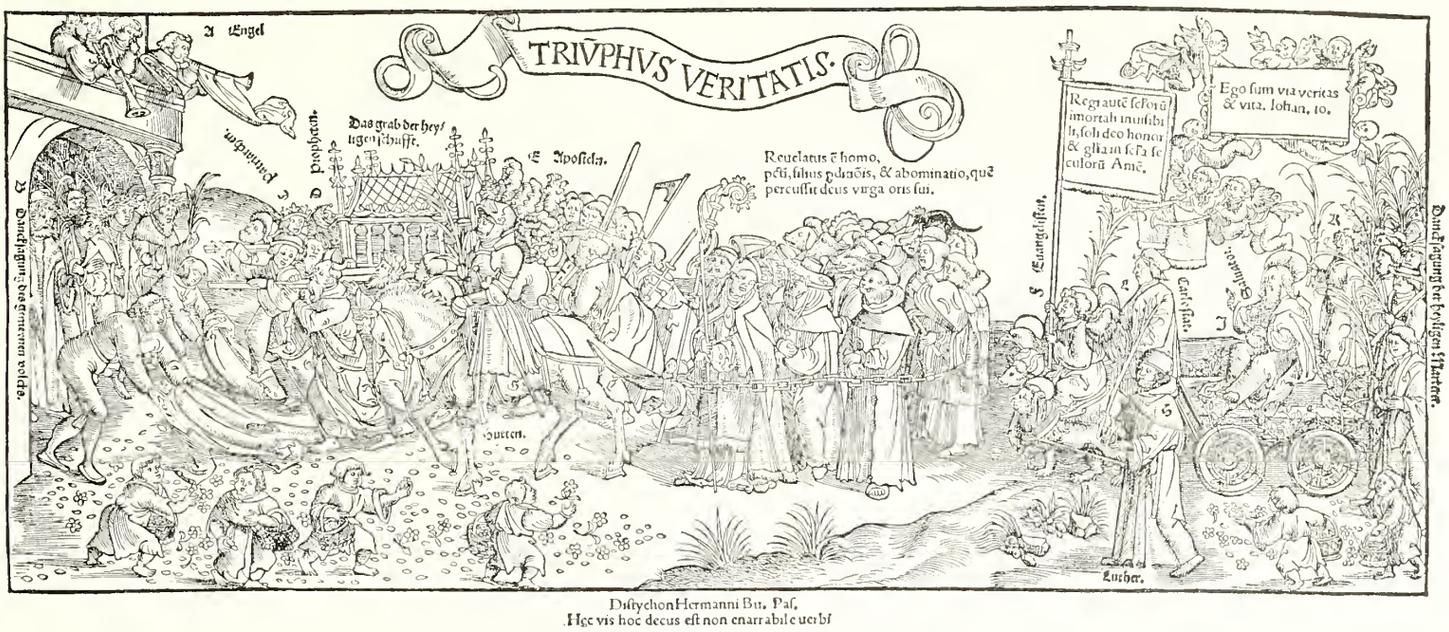
Mit der jede Regung deutscher Freiheit unterdrückenden Macht des Kaisers wuchs auch der Groll Deutschlands gegen den fremden Selbstherrscher. Man war empört über das freche Gebahren des spanischen Kriegsvolkes, wie über die Behandlung, die Karl dem gefangenen Landgrafen von Hessen zuteil werden ließ. Der Haß, der dem Kaiser galt, richtete sich auch gegen seinen Bundesgenossen, Kurfürst Moritz von Sachsen. Dieser befand sich in einer gefährlichen Lage. Dem Kaiser unbedingt zu trauen, davon war er infolge der bisherigen Erfahrungen weit entfernt. Seinem eigenen Volke aber und dem evangelischen Deutschland galt er als ein Verräter der evangelischen Sache. Es konnte die Zeit kommen, da der Kaiser ihn fallen ließ. Dann war auch das Land, um deswillen er treulos gehandelt hatte, für ihn verloren. Andererseits war es bei kluger Politik und bei geschicktem Erfassen der rechten Zeit und der günstigen Verhältnisse möglich, sich zum Retter der evangelischen Sache aufzuwerfen, mit den evangelischen Fürsten sich zu verbinden und die Macht des Kaisers zu brechen. Schon im Sommer 1550 hat Moritz derartige Pläne erwogen und ihre Ausführung vorbereitet. Gegen Ende des Jahres betraute ihn Karl mit der Ausführung der Reichsacht gegen die dem Kaiser standhaft trotzende Stadt Magdeburg. Moritz belagerte Magdeburg und suchte sich inzwischen seine Verbündeten. Anfang November 1551 ergab sich die Stadt, nachdem ihr eine günstige Kapitulation zugesagt worden war. Bald warf nun Moritz die Maske ab und eilte nach dem Süden, um den alles bewaffneten Beistandes baren Kaiser in Innsbruck zu fassen. Leider vereitelten seine, ihren rückständigen Sold fordernden, widersetzlichen Truppen den Plan. Der Kaiser entkam nach Villach. Unmittelbar vor der Flucht hatte er Johann Friedrich die Freiheit geschenkt, unter der Bedingung, daß er noch eine Zeitlang ihm folgen sollte. Bis zum 1. September ist er treulich Karl nachgezogen. Am genannten Tage wurde er endgültig entlassen. Jubelnd hat ihn sein Sachsenvolk in dem ihm gebliebenen thüringischen Landesteile aufgenommen.

Am 29. Juli 1552 wurde der Passauer Vertrag geschlossen, dahingehend, „daß ein beständiger Friedensstand bis zur endlichen Ausgleichung der zwiespältigen Religionen aufgerichtet werde, dergestalt, daß Kaiserliche Majestät, auch Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reiches

keinen Stand, der Augsburgischen Konfession verwandt, oder die sonst keiner anderen öffentlich verworfenen und durch Reichstagsabschiede verdammten Sekte angehörig, gewaltsamer Weise oder in anderem Wege wider seine Conscienz und Willen von seiner Religion dringen oder beschweren, sondern bei solcher seiner Religion ruhiglich und friedlich bleiben lassen". So erlangten denn die Evangelischen Duldung bis zu einem Konzil, über welches der nächste Reichstag weiteres bestimmen sollte. Gleichzeitig erlangte Landgraf Philipp von Hessen die Freiheit. Am 10. September hielt er in Marburg seinen Einzug.

Die kriegerischen Verwicklungen hörten in den nächsten Jahren nicht auf. Deutschland selbst war der Schauplatz des Kampfes. Der „wilde" Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach war in die Dienste des Kaisers getreten, nachdem dieser versprochen hatte, ihm den an den Bistümern Bamberg und Würzburg geübten Raub als rechtmäßiges Besitztum zu bestätigen. Moritz, im Bund mit jenen beiden Bischöfen, dem König Ferdinand und Herzog Heinrich von Braunschweig — also auch auf dieser Seite Evangelische und Katholische miteinander verbündet! — nahm den Kampf gegen ihn auf, bezahlte aber den Sieg bei Sievershausen (9. Juli 1553) mit dem Leben.

Erst im Februar 1555 wurde der Reichstag zu Augsburg eröffnet, der gemäß dem Passauer Vertrag sich mit der Religionsangelegenheit befassen sollte. Der Kaiser selbst wollte mit der Sache nichts mehr zu tun haben. Er hatte seinem Bruder Ferdinand kaiserliche Vollmacht gegeben. Eine Versammlung der hervorragendsten protestantischen Reichsstände zu Naumburg vereinbarte die auf dem Reichstage einzunehmende Stellung. Man beschloß, „bei der Augsburgischen Konfession von 1530 zu bleiben und jede Entscheidung religiöser Fragen durch Stimmenmehrheit abzulehnen." Die Verhandlungen führten zu dem einmütigen Wunsche, einen „beständigen, beharrlichen, unbedingten, für und für ewig währenden" Frieden herzustellen. „Auch die für die Protestanten ganz unerläßlichen Bedingungen eines solchen Friedens gingen ohne Schwierigkeiten durch, nachdem man die Hauptsache zugestanden hatte: Sicherung des evangelischen Besitzstandes und Kirchenregiments. Die bischöfliche Jurisdiktion wurde für protestantische Gebiete suspendiert, die Einziehung der geistlichen Güter sanktioniert, soweit sie nicht Reichsunmittelbaren zustanden, und zur Zeit des Passauer Vertrags in den Händen der Protestanten waren." Es wurde also Religionsfreiheit im Reiche zugestanden, allerdings beschränkt auf die Römisch-Katholischen und die Bekenner der Augustana. Die Untertanen hatten nach dem Grundsatz Cujus regio, eius religio — d. h. die Religion des Landes bestimmt sich nach der des Landesherrn — in ihrem Glauben der Obrigkeit zu folgen, durften allerdings, wenn sie dem widerstrebten, freien und friedlichen Abzug in ein anderes Gebiet beanspruchen. Große Schwierigkeiten brachte aber die Erwägung, wie es in Zukunft bei Konfessionsveränderungen werden sollte. Die Evangelischen, von der Wahrheit ihres Glaubens überzeugt, darum auch gewiß, daß demselben neue Gebiete zufallen würden, waren bemüht, einer künftigen Ausdehnung des evangelischen Bekenntnisses bereits jetzt alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. So forderte man denn „volle Freiheit und Entwicklung, also unbedingtes Reformationsrecht und freie Religionsübung für die evangelischen Untertanen katholischer Stände, während umgekehrt den katholischen Untertanen der Protestanten nur Gewissensfreiheit gewährt werden sollte". Es war selbstverständlich, daß die katholischen Stände in einer Zustimmung zu dieser Forderung eine Selbstvernichtung erblickten. Als eine Einigung über diese Frage nicht zu erzielen war, waren die Protestanten schwach genug, zuzugeben, daß in den Religionsfrieden — allerdings lehnten sie eine Verbindlichkeit für sich ab — der sogenannte „Geistliche Vorbehalt" (Reservatum ecclesiasticum) aufgenommen wurde, dieses Wortlauts: „Wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein



Distychon Hermanni Bu. Pas.
Hæc vis hoc decus est non enarrabile uerbi

Flugblatt: Triumphzug der lutherischen Lehre.
Kupferstichkabinett Nürnberg.

anderer geistlichen Standes von unserer alten Religion abtreten würde, daß derselbige sein Erzbistum, Bistum, Prälatur und andere Benefizien, auch damit alle Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohn einige Widerung und Verzug, jedoch seinen Ehren unnachteilig verlassen; auch den Kapiteln und denen es von gemeinen Rechten oder der Kirchen und Stift Gewohnheiten zugehört, eine Person der alten Religion verwandt, zu wählen und zu ordnen, zugelassen sein; welche auch samt den geistlichen Kapiteln und anderen Kirchen bei der Kirchen und Stift Fundationen, Elektionen, Präsentationen, Konfirmationen, alten Herkommen, Gerechtigkeiten und Gütern, liegend und fahrend, unverhindert und friedlich gelassen werden sollen." Dieses reservatum ecclesiasticum ist die Quelle neuer Streitigkeiten geworden, „die Aussaat, die im 30jährigen Kriege aufgegangen ist".

Der Augsburger Religionsfriede war für Karl V. der Beweis, daß seine Pläne gescheitert waren. Er legte seine gesamte weltliche Macht nieder und ging ins Kloster San Juste in Estremadura. Ohne den Frieden, den er suchte, zu finden, starb er am 21. September 1558. Die Kaiserwürde war auf seinen Bruder Ferdinand übergegangen. Der Einspruch des Papstes, der die Rückgabe derselben in seine Hand und den Verzicht Ferdinands forderte, fand bei den deutschen Fürsten keine tatsächliche Beachtung.

Zweiter Abschnitt.

Aus dem inneren Leben der evangelischen Kirche in Deutschland.

1. Die Feststellung des lutherischen Lehrbegriffs.

Auf den Grenzgebieten zwischen evangelischer und römischer Lehre gab es Punkte, über die man auf evangelischer Seite verschiedener Meinung sein konnte. Auf evangelischer Seite selbst trat allmählich eine streng lutherische und eine mehr dem milderen, versöhnlicheren, freilich auch schwächeren Geiste Melanchthons folgende Richtung hervor: Anlaß genug zu mancherlei Zwiespalt und Streit über die „rechte" Lehre.

Noch zu Luthers Lebzeiten hatte Johann Agrikola behauptet, in der Christenheit sei nur das Evangelium, das auch die Buße wecke, zu predigen, das Gesetz aber gehöre nicht mehr in die Kirche. Dem widersprachen Luther und Melanchthon, die als segensreiche Frucht der Gesetzespredigt die innere Erschütterung und den Schrecken über die Sünde ansahen. Agrikola ließ sich von seinem Irrtum bekehren. Bald nach Luthers Tod lehrte Andreas Osiander, vom Herzog Albrecht von Preußen an die im Jahre 1544 gegründete Universität Königsberg berufen, daß die Rechtfertigung nicht eine Gerechterklärung des Menschen durch Gott auf Grund des Erlösungswerkes sei, sondern eine stete Einströmung der Gerechtigkeit Christi in den Menschen. Er vermengte also jene Tat der Gnade Gottes am Menschen mit dem neuen nach jener Tat auf Heiligung gerichteten Leben. Diese Lehre näherte sich, abgesehen davon, daß Osiander unbedingt den Glauben als das alleinige Aneignungsmittel der Rechtfertigung festhielt, der römischen Lehre. Es entspann sich ein außerordentlich lebhafter, mit nicht geringer Gehässigkeit geführter Streit, der erst geraume Zeit nach Osianders Tod (1552) ein Ende nahm.

Die Spaltung zwischen Lutheranern und Philippisten (Anhänger Melanchthons) vertiefte sich, seit man darauf aufmerksam wurde, daß Melanchthon im 10. Artikel der Augsburger Konfession, der die Abendmahlslehre behandelte, eine eigenmächtige Änderung vorgenommen hatte, die der Lehre Calvins näher kam, und seit im Leipziger Interim (siehe oben S. 152) den Katholiken mancherlei Zugeständnisse gemacht worden waren. Während Wittenberg die philippistische Richtung vertrat, bekannte sich die junge Universität Jena zum strengen Luthertum, das zugleich in Magdeburg eine feste Burg fand. Von dort aus wurde ein leidenschaftlicher Kampf gegen die Adiaphoristen geführt, die im Leipziger Interim katholische Zeremonien für gleichgültige Dinge (Adiaphora) erklärt hatten. Erst mit der Aufhebung des Interims durch den Religionsfrieden von Augsburg nahm dieser Streit ein Ende.

Zu welchen Verkehrtheiten und Übertreibungen diese Lehrstreitigkeiten führten, erkennt man aus dem sogenannten Majoristischen Streit. Der dem Interim entsprechenden Behauptung Georg Majors in Eisleben, daß gute Werke zur Seligkeit notwendig seien, stellte Amsdorf den Satz entgegen, gute Werke seien zur Seligkeit schädlich. Es dauerte lange, bis man sich über die in der Mitte liegende Wahrheit verständigte, daß nämlich die guten Werke mit Notwendigkeit aus dem Glauben folgten, während das Vertrauen auf die guten Werke zur Seligkeit schädlich sei.

Luther hat den Standpunkt eingenommen, daß die Bekehrung einzig und allein das Werk der göttlichen Gnade sei. Melanchthon hatte allmählich immer offener gelehrt, daß der Mensch bei seiner Bekehrung insofern mitwirke (daher der Name Synergismus), als er die Fähigkeit besitze, das ihm von der Gnade Gottes dargebotene Heil zu ergreifen. Daß Melanchthon seine Anschauung später auch in die Augsburgische Konfession hineingetragen hatte, war bereits von Luther getadelt worden. Auch hierüber entstand nach dem Leipziger Interim ein lebhafter Streit. Auf Seite Melanchthons kämpfte der Leipziger Superintendent Johann Pfeffinger, den gegnerischen Standpunkt nahmen Amsdorf, Matthias Flacius und Simon Musäus ein. Im Verlaufe dieses Streites erklärte Flacius sogar, daß die Erbsünde zum Wesen des Menschen gehöre, eine Behauptung, von der er selbst dann nicht ließ, als man ihn verjagte. Erst kurz vor seinem Tode hat er sie zurückgenommen. Nach Melanchthons Tode trat das Interesse an der synergistischen Frage gegenüber dem im Vordergrunde stehenden Abendmahlsstreit zurück.

War eine Einigung zwischen Lutheranern und Zwinglianern infolge der Unterschiede in der Abendmahlslehre nicht möglich gewesen, so lebte Melanchthon der Hoffnung, daß Lutheraner und Calvinianer über jener Lehre sich die Hand reichen könnten.

Johann Calvin, der Sohn eines französischen Vaters und einer deutschen Mutter, am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Pikardie geboren, offenbarte schon frühzeitig den zukünftigen Gottesgelehrten. Aber auf mancherlei Umwegen führte Gott das erwählte Rüstzeug in die Arbeit in seinem Weinberge. Nach dem Wunsche des Vaters, dem die Laufbahn eines Rechtsgelehrten glänzender und vorteilhafter als die eines Dieners der Kirche erschien, widmete sich Calvin dem Studium der Rechtswissenschaft. Aber sein Geist fand in der juristischen Gelehrsamkeit keine Befriedigung und sein Herz in der Religion der Väter keinen Frieden. Calvin wandte sich nach dem Tode des Vaters nach Paris und studierte dort mit rastlosem Fleiße die Heilige Schrift. Heiße Kämpfe hatte er zu bestehen. In diese Zeit fiel seine innere Umwandlung. Sie erschien ihm selbst wie ein Wunder Gottes an seiner Seele. Rasch und gewaltig, wie Calvin selbst erzählt, vollzog sie sich. Seitdem stand er oft lehrend im Kreise seiner evangelischen Freunde zu Paris. Er pflegte seine Predigten zu schließen mit dem Spruche: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? (Röm. 8, 31.) Bald sollte Calvin den Trost dieses Spruches selbst recht nötig brauchen. Blutige Verfolgungen brachen über die Evangelischen Frankreichs herein. In Paris haben deren sechs die Treue zum Evangelium mit dem Feuertode besiegelt. Calvin fand in Basel eine Zuflucht. Dort hat er sein berühmtestes Werk, eine Verteidigung seiner Lehre, geschrieben. Gern hätte Calvin die Stille aufgesucht und sich für immer gelehrten Arbeiten gewidmet. Gott aber hatte mit ihm andres vor. Im Jahre 1536 kam Calvin nach Genf. Hier hatte vor kurzem die Reformation ihren Einzug gehalten. Aber Volkssache war sie noch nicht. Die äußerlich angenommene Reformation nun auch in die Herzen zu pflanzen, das war die große Aufgabe, vor der Wilhelm Farel, Genfs Reformator, stand. In der Hoffnung, unerkannt zu bleiben, hatte Calvin nur eine Nacht in Genf zubringen wollen. Aber Farel erfuhr doch von seiner Ankunft. Es war ihm, als riefe eine Stimme von oben her: Dieser soll dein Gehilfe werden! Aber Calvin lehnte seine Bitte, in Genf zu bleiben, beharrlich ab, bis Farel ihn bedrohte: „Nun so verkündige ich dir im Namen des Allmächtigen, daß Gottes Fluch auf dir ruhen wird, da du nicht Christi, sondern deine eigene Ehre suchst!“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf Calvin, daß er seinen Widerstand aufgab und in Genf blieb. Er hat treulich gearbeitet, fleißig im Dom zu St. Peter die Bibel ausgelegt, aber auch Farel in Predigt und Seelsorge, wie in dem Werke der Befestigung der Reformation wacker unterstützt. Es sollte aber noch zu einem bitteren Kampfe kommen. Die Genfer wünschten nicht die Herrschaft der Kirche, während die Prediger die volle Unabhängigkeit von der Staatsgewalt forderten. Zu Ostern 1538 erklärten die Prediger, unter ihnen auch Calvin, sie würden hinfort den Genfern nicht mehr das Abendmahl reichen. Die Ausweisung der Prediger war die Antwort der Bürgerschaft. Calvin wandte sich nach Straßburg, wo ihn Martin Butzer festzuhalten wußte. Von hier aus trat Calvin in enge Beziehungen zu den deutschen Evangelischen, insbesondere auch zu Melanchthon. Auf inständiges Bitten der Genfer kehrte Calvin im Jahre 1541 zurück. Sofort ging er daran, die Kirche in feste Ordnungen zu kleiden. Sein Streben, strengste Sittenzucht zu üben, fand freilich bei allen denen lebhaften Widerstand, die weder von dem Ernst des christlichen Glaubens noch der Strenge des christlichen Lebens etwas wissen wollten. Mit strengsten Strafen ging man gegen offenbare Sünder vor. So wurde z. B. ein Kind enthauptet, weil es Vater und Mutter geschlagen hatte. Da zeigt sich freilich mehr der Geist alttestamentlicher, verurteilender Gesetzesstrenge, als neutestamentlicher, erziehender Liebe. Das tritt insbesondere in dem Verfahren gegen Servede hervor, der seinen Frevel auf dem Scheiterhaufen büßen mußte. Die Stadt Genf wurde weithin gerühmt als eine Musterstätte christlichen Lebens. Tausende die um ihres evangelischen Glaubens willen vertrieben worden waren, fanden in Genf eine neue Heimat, Engländer, Italiener, Spanier, insbesondere Franzosen. Calvin starb am 27. Mai 1564. Kein Grabstein zeigt die Stätte an, da man ihn begrub. Er hatte es ausdrücklich so gewünscht. Sein Name aber steht auf alle Zeiten im Buch der Geschichte als der eines selbstlosen und treuen Bekenners Christi und eines rastlosen, rührigen Arbeiters in seinem Weinberge.

IOANNES CALVINVS
DE VITVLO FINGIT FRVSTRA ADVERSARIA NOMEN
SECTA MIHI: SVNT QVI DEDVCANT NOMINIS ORTVM
EX INDEFESSO DICTANDI SCRIPTA CALORE:
IN MEDIVM REVOCANT ALII DIRO OMINE CAVSSAM
CALVCTIFEAT LVDANT DVM INNOXIA SPICVLA SPARGVNT;
DVM FAVET ET FRVITVR NOSTRIS MEA GALLIA CHARTIS.

Johann Calvin. Gleichzeitiger Stich.

Calvins Abendmahlslehre steht in der Mitte zwischen der Zwinglis und Luthers. Er lehrte: Der gläubige Kommunikant empfängt eine Kraftmitteilung von dem im

Himmel befindlichen erhöhten Leibe Christi. Melanchthon fand darin nichts, wodurch sein Gewissen verletzt würde, Anders dachten die echten Lutheraner. Der Streit über die Abendmahlslehre mußte zur Erörterung der Frage führen, ob der erhöhte Gottmensch auch seinem Leibe nach allgegenwärtig sei. Mit der Bejahung dieser Frage bekannte man sich zur Lutherischen, sie verneinend zur Calvinschen. Es war besonders der Württembergische Reformator Johann Brenz, der sich auf den lutherischen Standpunkt stellte. Weithin entbrannte nun der Kampf, besonders in Hamburg und Bremen. Im Kurfürstentum Sachsen machte der „Kryptokalvinismus" immer größere Fortschritte. Melanchthon, der am 19. April 1560 starb, hat die traurigen Verirrungen, die hierdurch angerichtet wurden, nicht mehr erlebt. Im Jahre 1574 verjagte Kurfürst August von Sachsen, lange über das Verhältnis der in seinem Lande gepredigten Lehre zum Luthertum getäuscht, die Philippisten, warf ihre Häupter, darunter den Schwiegersohn Melanchthons, Caspar Peucer, ins Gefängnis und ließ in einem Dankgebet in allen Kirchen die Ausrottung des Calvinismus und die Wiederherstellung des reinen Luthertums in seinem Lande feiern. Eine Denkmünze stellte den Sieg Christi über den Teufel und die Vernunft dar.

Das waren Anzeichen genug, die laut von der bedrohten Einheit der evangelischen Kirche Deutschlands redeten. Die protestantischen Fürsten berieten, wie der Gefahr zu begegnen sei. Aber auch unter ihnen kam es zu keiner vollen Verständigung über die Frage, welche Schriften als grundlegende Norm gelten sollten, und als die Einigung fast herbeigeführt war, trat eine neue Trennung ein, da Herzog Johann Friedrich von Sachsen, die, welche in calvinischem Sinne über das Abendmahl lehrten, ausdrücklich verdammt wissen wollte. Trotzdem hörte man nicht auf, an der Herstellung des Friedens zu arbeiten. Unter den Theologen waren insbesondere der gelehrte Jakob Andreä in Tübingen dafür tätig. Die Frucht gemeinsamer Arbeit, zu der durch die beteiligten Fürsten Andreä für Württemberg, Christoph Körner und Andreas Muskulus für Brandenburg, Nikolaus Selnecker für Sachsen, Martin Chemnitz für Braunschweig und David Chyträus für Mecklenburg bestimmt wurden, war die sogenannte Konkordien- oder Eintrachtsformel (1577), die alle Lehrstreitigkeiten innerhalb der Lutherischen Kirche zu schlichten suchte. Kursachsen, Brandenburg, die Pfalz und über achtzig Städte stimmten ihr zu. An 8000 Männer, Geistliche und Lehrer, haben sie unterschrieben und anerkannt. Wer sich des weigerte, wurde seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen.

Kurfürst August von Sachsen ließ die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche samt der Konkordienformel in ein Buch zusammenfassen. Das nannte man das Konkordien- oder Eintrachtsbuch. Am Jubeltage der Augsburgischen Konfession, am 25. Juni 1580 wurde es feierlich veröffentlicht. Zum Zeichen dafür, daß auch die Lutherische Kirche ein Glied der großen Einen Kirche Jesu Christi auf Erden ist, sind die drei alten Glaubensbekenntnisse (das apostolische, das Nicänische und das Athanasianische) vorangestellt. Dann folgen die Augsburgische Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, die beiden Katechismen und die Konkordienformel. 51 Fürsten und 35 Städte haben das „Eintrachtsbuch" unterzeichnet.

2. Die reformierte Kirche Deutschlands.

Das rücksichtslose Vorgehen gegen die melanchthonisch-calvinische Richtung im evangelischen Deutschland hatte statt der erstrebten Einheit eine offene Trennung zur Folge. Eine Anzahl Landeskirchen, abgestoßen durch die Schroffheit der strengen Lutheraner, wandte sich nunmehr offen dem reformierten Bekenntnis zu. Der in Heidelberg auf der Kanzel und am Altar mit aller Erbitterung geführte Kampf zwischen dem lutherischen Tilemann Heßhusius und dem calvinisch gerichteten Kebbitz endete mit der Vertreibung beider. Darauf führte Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz (1559—1576) in allen Kirchen des Landes den reformierten Gottesdienst ein. Auch beauftragte er die Heidelberger Professoren Zacharias Ursinus, einen Schüler Melanchthons, und Kaspar Olevianus, der in der calvinischen Geistesrichtung erzogen war, mit der Abfassung eines Katechismus. Beide Männer, sich glücklich ergänzend und in edler Einmütigkeit miteinander arbeitend, schufen den „Heidelberger Katechismus", der, „lutherische Innigkeit, melanchthonische Klarheit, zwinglische Einfachheit und calvinisches Feuer in Eins verschmelzend", von des Menschen Elend, Erlösung und Dankbarkeit handelt, ein Buch, von dem man gesagt hat: „Ein Kind versteht ihn und ein Theolog hat an ihm zu denken". Aus der Calvinschen Prädestinations- (d. h. Vorherbestimmungs-)lehre nimmt er das Tröstliche der sicheren Erlösung, vom heiligen Abendmahl hebt er die Wirklichkeit der Gemeinschaft mit Christus hervor. Der Heidelberger Katechismus nahm bald weit über die Pfalz hinaus seinen Siegeslauf: nach Ostfriesland, dem Niederrhein, nach Hessen, Anhalt, Brandenburg und Bremen.

Ein dem Heidelberger ähnlicher Streit wurde in Bremen geführt. Albert von Hardenberg vertrat den calvinisierenden, Johann Timann und nach dessen Tode Heßhusius den strenglutherischen Standpunkt. Nach langen Kämpfen wurde auch in Bremen das reformierte Bekenntnis eingeführt. Nur der Dom erhielt im Jahre 1638 die lutherische Predigt wieder. In Anhalt wurde durch den Einfluß Kaspar Peucers Ende des Jahrhunderts die lutherische Kirchenordnung durch die reformierte und bald darauf der Lutherische Katechismus durch den Heidelberger ersetzt. Im Jahre 1644 ist das lutherische Bekenntnis wieder eingeführt worden. Im 17. Jahrhundert hat das reformierte Bekenntnis auch in anderen deutschen Landeskirchen Eingang gefunden.

Man darf fragen, warum so große Teile der evangelischen Kirche Deutschlands sich von dem Lutherischen, auf seinem Boden erwachsenen, zu dem reformierten Bekenntnis gewandt haben. Die Antwort liegt wohl darin, daß die reformierte Kirche mit der größeren Einfachheit des Kultus „der apostolischen Kirche näher getreten zu sein, entschiedener das gemeinsame Prinzip der Rückkehr zur Heiligen Schrift ausgeführt zu haben scheint", sowie darin, daß „die ganze Richtung Melanchthons durch den schroffen Gegensatz des Luthertums zur reformierten Kirche hinübergedrängt wurde".

3. Die Kirchenverfassung.

Die römische Kirche hatte im Laufe der Jahrhunderte eine feste, streng geordnete Verfassung gewonnen. Das Regiment über die internationale Kirche wird durch die Bischöfe ausgeübt und findet seine höchste Spitze im Papst. Diese Kirchengewalt soll an und für sich eine seelsorgerische sein.. Aber die Seelsorge umfaßt nach römischer Anschauung alle Lebensgebiete, auch die äußerliche Lebensordnung, insofern von derselben die Ersprießlichkeit der Seelsorge abhängig ist. Ja das Regiment des Papstes umfaßt grundsätzlich, wie uns die mittelalterliche Kirchengeschichte gezeigt hat, da die Welt doch nur der Kirche zu dienen hat, die ganze Welt. Das Absehen der Reformation ging gar nicht auf eine Trennung von der Kirche, insofern diese eine äußere Ordnung darstellte, aus. Sie forderte nur die Freiheit evangelischer Predigt und einsetzungsgemäßer Sakramentsverwaltung. Es zeigte sich bald, daß deren Duldung durch römische Bischöfe ein Ding der Unmöglichkeit war. So erklärten denn bereits die „Schmalkaldischen Artikel" (siehe oben S. 146): „Weil denn nun die Bischöfe, so dem Papst sind zugetan, gottlose Lehre und falschen Gottesdienst mit Gewalt verteidigen und fromme Prediger nicht ordinieren wollen, sondern helfen dem Papst dieselben ermorden, — haben die Kirchen große und notwendige Ursach genug, daß sie solche nicht als Bischöfe erkennen sollen." Damit ergab sich die Notwendigkeit einer neuen Verfassung für die evangelische Kirche. Schon die Augsburgische Konfession scheidet zwischen dem geistlichen Regiment, das der Kirche, und dem weltlichen Regiment, das dem Staate zukommt. Diese beiden sind nicht miteinander zu verquicken. Das geistliche Regiment der Kirche, das „allein durch die Predigt geübt und getrieben" wird, besteht darin, „das Evangelium zu predigen, die Sünden zu vergeben und zu behalten und das Sakrament zu reichen und zu handeln". Äußere Zwangsmittel kennt nur das weltliche Regiment, das der Kirche zur Entfaltung ihrer geistlichen Gewalt zu verhelfen hat. „Fürnehmlich aber sollen Könige und Fürsten, als fürnehmste Glieder der Kirche, helfen und schauen, daß allerlei Irrtum weggetan und die Gewissen recht unterrichtet werden, wie denn Gott zu solchem Amt die Könige und Fürsten sonderlich ermahnt." „Denn dies soll bei Königen und großen Herren die fürnehmste Sorge sein, daß sie Gottes Ehre fleißig fördern." Nicht soll das Kirchenregiment vom Landesherrn gehandhabt werden, wohl aber kommt diesem „die Aufsicht über die Verkündigung rechter Lehre und die Verteidigung der rechten Lehre" zu. Diese Rechtsüberzeugung, in der das Reformationsrecht des Landesherrn lag, entwickelt sich bereits im 15. Jahrhundert. „Im Sinne dieser Rechtsüberzeugung hatte sich Luther (1520) an den „christlichen Adel deutscher Nation" gewandt, um ihn zu solchem Reformationswerk aufzufordern, und die Reformationsgewalt der Landesherren, welche im Augsburgischen Religionsfrieden und sodann im Westfälischen Frieden endgültig reichsgesetzliche Anerkennung fand, ist die weltliche Gewalt, mit welcher die Landesherren, wie oben gezeigt ist, der Kirche dienen sollen. — Aus diesen Grundlagen ist tatsächlich das Kirchenregiment der Landesherren erwachsen. Der Landesherr übte seine Aufsichtsgewalt (sein Reformationsrecht) zuerst durch von Fall zu Fall entsandte Kommissarien, dann durch ständige Kollegien (Konsistorien), denen die Superintendenten (gleichfalls als landesherrliche Beamte) untergeordnet wurden, und dieser vom Landesherrn erzeugte Aufsichtsorganismus ist zum Regierungsorganismus der protestantischen Kirche geworden, welcher auch das Stellenbesetzungsrecht und auch den Kirchenbann (beides nach reformatorischer Lehre zur geistlichen Gewalt gehörig) an sich gezogen hat, so daß dem Predigtamte die *Handhabung* des Wortes (in Ordination und Exkommunikation) genommen und nur die *Verkündigung* des Wortes (das Predigtamt im engeren Sinne des Wortes) mit der Sakramentsverwaltung gelassen wurde. Warum? Weil die Gemeinde hinter dem Ideal der Reformatoren zurückblieb. Weil die bloß geistliche Gewalt (in dem oben entwickelten reformatorischen Sinne) tatsächlich nicht ausreicht, um in den Gemeinden christliche Ordnung aufrecht zu erhalten, weil die Sünde, Lauheit, Zuchtlosigkeit *äußeren* Zwang herausfordert, darum ist die *weltliche* Gewalt die in der evangelischen Kirche *allein herrschende* geworden und ihr Aufsichtsrecht in Regierungsrecht verwandelt. Denn äußere, rechtliche, zwingende Gewalt ist nach der reformatorischen Lehre *nur dem Staat* zuständig. Weil die Kirche des geistlichen Selbstregiments allein durch das Wort Gottes unfähig war, darum ist dem *Landesherrn* als dem Nothelfer das *Kirchenregiment* zuteil geworden." (Sohm.)

Die *Ordination* der in ein kirchliches Amt berufenen evangelischen Geistlichen erfolgte seit dem Jahre 1535 in Wittenberg. In den Kirchenvisitationen mußte mancher infolge seiner unevangelischen Gesinnung, seines anstößigen Lebenswandels oder seiner Unfähigkeit zu predigen aus dem Amte entfernt werden. Es trat ein empfindlicher Mangel an evangelischen Predigern ein. Man durfte bei der Berufung neuer Kräfte nicht zu wählerisch sein. Das brachte freilich neue Gefahren mit sich. Es mußte jemand bestellt werden, der die in das Predigtamt Berufenen prüfte und für tauglich oder untauglich erklärte. Der Kurfürst von Sachsen ordnete im Jahre 1535 solche Prüfung vor den Wittenberger Theologen an. Wittenberg galt als der Mittelpunkt der evangelischen Welt. So kam es, daß man auch von auswärts die Leute, denen ein evangelisches Predigtamt übertragen werden sollte, zur Prüfung nach Wittenberg sandte. Nach der bestandenen Prüfung wurde ihnen dafelbst auch das Amt feierlich übergeben. Bugenhagens Meinung war allerdings, daß die Übertragung des Amtes in und vor der Gemeinde zu erfolgen habe, der der Betreffende dienen sollte. Luther setzte aber durch, daß zunächst, bis die Neuerung sich eingebürgert hätte, auch diese in Wittenberg stattfände. Als sich dann in Sachsen und in anderen Landeskirchen Konsistorien bildeten, wurde durch diese die Ordination der in ihr Gebiet berufenen Geistlichen vollzogen.

4. Die Kirche und das Volk.

Luther hatte in den Mittelpunkt des Gottesdienstes die Predigt gestellt. Er ist selbst seinen Zeitgenossen und späteren Geschlechtern das beste Vorbild eines volkstümlichen evangelischen Predigers geworden. Luthers Meister aber in der Predigt war Christus selbst. Von ihm lernte er so predigen, daß „es die Leute verstehen, fassen und behalten

können". Mit dem Lichte göttlichen Wortes beleuchtet Luthers Predigt das ganze Leben, Zeitliches und Ewiges, Irdisches und Himmlisches. Gern teilt er seine Predigten in zwei Teile — der eine handelt vom Glauben, der andere von der Liebe. Da zeigt er erst, wie der Mensch durch den Glauben an Jesum Christum Gottes Gerechtigkeit erlangt. Dann predigt er, wie der Glaube sich in der Liebe betätigen soll: im Familienleben, im Hausstand, im Gehorsam gegen die Obrigkeit, im Beruf, im Handel und Wandel. Luther begnügte sich nicht mit der Predigt über die gegebenen Sonntagsperikopen. Er wählte sich auch freie Texte oder predigte im Zusammenhange über ganze biblische Bücher. Von seinen Katechismuspredigten ist bereits oben (S. 132) die Rede gewesen. „Festen persönlichen Glauben an das frei machende Evangelium, im schwersten Kampfe errungene Heilsgewißheit und daraus erlangte Zeugnisfreudigkeit, originale Kraft frischer, echt volkstümlicher Darstellung und Veranschaulichung, die nicht mehr bei menschlicher Kunst und Weisheit, sondern vor allem bei Gottes Wort in die Schule geht und mit offenem Blick das Leben und seine Bedürfnisse beobachtet, ja jetzt endlich wieder durch eigene Erfahrung des Familienlebens ganz im Volke steht, und darum so geisterfüllt und zugleich volksmäßig redet, — rechtes Ebenmaß der dialektischen und rednerischen Kraft, der dabei eine hinreichend universelle Bildung, ein freies Verfügenkönnen über die Schätze der Klassiker und Profangeschichte zur Seite steht, und Einheit des Lebens mit der Lehre, diese Grunderfordernisse einer durchschlagenden Volkspredigt hat Luther in einer seit den Aposteln unerreichten Weise in sich vereinigt."

Es ist hier nicht möglich, alle die anderen großen Prediger der Reformationszeit zu nennen! Johann Bugenhagen, Justus Jonas, Kaspar Cruciger, Paul Eber, Sebastian Fröschel in Wittenberg, Georg Spalatin in Altenburg, Johann Pfeffinger in Leipzig, Friedrich Mykonius in Gotha, Johann Spangenberg in Eisleben, Veit Dietrich und Wenzeslaus Link in Nürnberg, Johann Brenz in Stuttgart seien erwähnt! Besonders aber sei gedacht des wackeren Joachimsthaler Pfarrers Johann Mathesius, der in siebzehn Predigten „die Historie von Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben" behandelt hat. Mathesius (gestorben 1565), ein begeisterter Schüler Luthers, der oft am Tische des Reformators gesessen und sorgfältig dessen Tischreden aufgezeichnet hat, gibt in jenen Predigten ein anschauliches Bild des Lebens und Wirkens Luthers. Die zahlreichen bergmännischen Fachausdrücke und Bilder, vielfache fremdsprachlichen Brocken und anderes lassen leider heutzutage dieses treffliche Buch nicht mehr als ein rechtes Volksbuch erscheinen. Seinerzeit ist es aber ein solches gewesen und hat sich einer außerordentlichen Verbreitung erfreut. In demselben Jahre wie Mathesius (1562) hat auch Cyriakus Spangenberg vor seinen Mansfelder Bergleuten das Leben Luthers in Predigten zu behandeln begonnen. Sie sind leider in Vergessenheit geraten, obgleich sie „eine volkstümliche Frische und Unmittelbarkeit der Rede, ein Wurzeln in heimischer Art, eine Kenntnis des Volkslebens und eine Liebe zum Volke zeigen, die sich als echtes Luthererbe erweisen".

Einen Ehrenplatz unter den Predigern und — wie wir unten sehen werden — auch unter den Liederdichtern des Reformationsjahrhunderts, schon hineinreichend in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, nimmt Valerius Herberger ein. 1562 zu Fraustadt in Großpolen geboren, hat er seiner Vaterstadt erst als Lehrer, dann als Diakonus, endlich als Pastor gedient, hat viel Trübsal mit seiner Gemeinde getragen, viel Haß seitens der in Fraustadt wieder einziehenden Katholiken erduldet und ist auch in Fraustadt gestorben (1627). Er hat zu einer Reihe von biblischen Büchern erbauliche Betrachtungen geschrieben. Besonders lieb war ihm der Psalter, sein „erkorener Kompan und Gefährte". Auch heute noch wird besonders Herbergers „Herzpostille" gelesen.

Zum evangelischen Gottesdienst gehört aber auch das evangelische Kirchenlied. Darin bringt die Gemeinde ihr Loben und Danken, ihr Bitten und Flehen vor Gottes Thron. Darin legt sie das Bekenntnis ihres Glaubens ab. Luther hat zuerst das evangelische Kirchenlied angestimmt, auch das evangelische Gesangbuch geschaffen. Davon ist auch bereits oben die Rede gewesen. Luther war eine durchaus poetische Natur. Sein tiefes Gemüt, sein offenes Auge, sein gläubiges Herz, die sein ganzes Wesen ergreifende Erfahrung, der Gottesfriede aus Gottes Wort und im Gebet errungen, die Freude, die sein Leben trotz aller Stürme des Hasses der Welt ein „Halleluja" und „Singen und Springen" werden läßt, die glühende Begeisterung für das Höchste und Erhabenste, die gottgegebene innere Notwendigkeit, sich zu erschließen und mitzuteilen, machte ihn zum Dichter. Eine Reihe evangelischer Lieder hat Luther geschaffen, indem er Psalmen des Alten Testaments umdichtete, z. B. „Ach Gott vom Himmel sieh darein" (Ps. 12), „Es wollt' uns Gott genädig sein" (Ps. 67) und vor allem „Ein feste Burg ist unser Gott" (Ps. 46). Wann dieses gewaltige, unerreichte Triumphlied der evangelischen Kirche entstanden ist, läßt sich mit voller Bestimmtheit nicht angeben. Im Drucke erschien es, soweit sich bis jetzt nachweisen läßt, zum ersten Male im Jahre 1529. Auch auf Grund anderer Bibelstellen hat Luther deutsche Lieder gedichtet. So wandelte er z. B. Simeons Lobgesang (Luk. 2, 29—32) um in sein „Mit Fried und Freud ich fahr dahin". Andere Lieder entstanden durch Übertragung und z. T. evangelische Gestaltung mittelalterlicher lateinischer Gesänge. Ferner hat er jedes Hauptstück des Katechismus singbar gemacht und fast für alle Zeiten des Kirchenjahrs ein Gemeindelied geschaffen. Besonders gedacht sei seines echt kindlichen „Kinderlieds auf die Weihnacht Christi": „Vom Himmel hoch da komm ich her". Die Melodien zu seinen Liedern komponierte Luther z. T. selbst. Treffliche Dienste hat ihm auch der kurfürstliche Kapellmeister Johann Walther geleistet.

Bald weckte Luthers Stimme eine ganze fröhliche Sängerschar. „Wohl waren nicht alle Nachtigallen, aber Lerche, Fink und Drossel sind auch liebliche Sänger. Der reiche Gott hat einer jeden Stimme ihren eigentümlichen Wohllaut, Schmelz und Klang gegeben." Zu den ersten Liederdichtern der evangelischen Kirche gehört Paul Speratus aus Rottweil in Schwaben. Frühzeitig war er dem Evangelium zugetan und verbreitete die Reformation. An Verfolgung hat es ihm nie gefehlt, bis er in Wittenberg eine Zuflucht fand (Näheres über ihn unten S. 163). Er ist dann der Reformator Preußens geworden. Sein

Lied „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte" ist ein herrliches Bekenntnis des evangelischen Glaubens gegen römische Menschenlehre. Speratus' Mitarbeiter in Preußen war Johann Graumann oder, wie er sich nennt, Poliander, aus Neustadt in Bayern gebürtig. Von ihm haben wir das Lied: „Nun lob, mein Seel, den Herren". Das festliche „Allein Gott in der Höh sei Ehr" und das ergreifende Passionslied „O Lamm Gottes unschuldig" hat der Stettiner Pastor Nikolaus Decius gesungen. Schlicht und herzlich sind die Lieder Paul Ebers aus Kitzingen, des treuen Freundes und Schülers Luthers und Melanchthons, des Nachfolgers Johann Bugenhagens im Wittenberger Pfarramt. Von ihm stammt das einfache, kindliche Neujahrslied: „Helft Gottes Güte preisen", sowie der köstliche Trostpsalm: „Wenn wir in höchsten Nöten sein" und das in der ganzen Christenheit bekannte Gebet:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Von dem bereits erwähnten Joachimsthaler Pfarrer Johann Mathesius besitzen wir das Abendlied: „Nun schlaf, mein liebes Kindelein", von dem Joachimsthaler Kantor Niklas Hermann den Weihnachtsgesang: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich", das Reiselied: „In Gottes Namen fahren wir" und das Sterbelied: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist". Dem Leipziger Superintendenten Nikolaus Selnecker (gest. 1592) verdanken wir die Lieder „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" und „Laß mich dein sein und bleiben". Bartholomäus Ringwaldt (gest. 1598 zu Langfeld in der Neumark) dichtete „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut", Ludwig Helmbold (gest. 1598 als Superintendent zu Mühlhausen in Thüringen) „Von Gott will ich nicht lassen", Martin Schalling (gest. 1608 in Nürnberg) „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr", Valerius Herberger (s. o. S. 158) „Valet will ich dir geben" und Philipp Nikolai (gest. 1608 in Hamburg) „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme".

5. Das Evangelium in Österreich.

In den österreichischen Landen (Cisleithanien) war die Reformation seit langem vorbereitet. Wir erinnern an das oben Erzählte, insbesondere an Hus. Auch hier fand der Humanismus Eingang, trat für freie Forschung ein und kämpfte gegen das mittelalterliche Kirchen- und Lehrgebäude. Erbarmungslos übte er Kritik an den kirchlichen Übelständen der Gegenwart, insbesondere an den schweren Gebrechen des katholischen Klerus. In dieser Kritik hallt die alte Klage eines Dichters des 13. Jahrhunderts wieder: „Es gebe hier Pfarrer, die es gar nicht wagen dürfen, ihre Pfarrkinder zu tadeln, weil man sie sonst ihrer eigenen Unzucht, des Spieles und Wuchers wegen verklagen würde. Nicht selten berufen sich die Pfarrkinder auf das von den Bischöfen, Äbten und Pfarrern gegebene schlechte Beispiel. Niemals habe die Geistlichkeit leichtsinniger gelebt: Unzucht, Völlerei, ausgelassene Reden, Raufen und Stechen in allen Wirtshäusern sei jetzt ihr Leben. Auf alten Gemälden sehe man oft den Priester abgebildet mit einem Buche in der Hand; jetzt thäte man besser, ihn darzustellen mit einem Weib an der Seite, ein Spielbret in der Hand, ein Schwert und ein langes Messer um die Lenden. Ehe möge einer im Fegefeuer ohne Aufregung leben als in einem Kloster."

Mit Freuden hörte man auch hier die Stimme der „Wittenbergischen Nachtigall". Allerdings erblickten die Utraquisten zunächst nur im Laienkelch das Reformatorische. In den übrigen Stücken hielten sie es mit der katholischen Kirche. Als aber seit dem Jahre 1519 einflußreiche Männer aus jenen Kreisen in nähere Verbindung mit Luther traten, begann man zu erkennen, daß eine „Reformation" sich auf das gesamte Kirchenwesen und die gesamte Lehre ausdehnen müßte. Da berief der eben großjährig gewordene König Ludwig für Juni 1522 einen Landtag nach Prag. Es sollten scharfe Beschlüsse, die eine Synode des Vorjahres gegen die Reformation gefaßt hatte, durchgeführt und schließlich die volle Wiedervereinigung mit Rom ins Werk gesetzt werden. Luther sah klar voraus, daß ein Erfolg dieser Bestrebungen einen Rückschlag auf die Lage in Deutschland üben mußte. Das nötigte ihn, sich jetzt mit einem Schreiben an die Landstände Böhmens zu wenden. „Das Gerücht ist bei uns erschollen," heißt es in dem denkwürdigen Schriftstück, „als sollten etliche unter euch sich unterstehen, darob zu sein, daß die Böhmen wiederum zum schädlichen Stuhl der römischen Tyrannei fallen sollen, und geben dafür als Grund vor: sonst hätten die Böhmen zu ewigen Zeiten keinen beständigen Frieden. Allerdings bin ich vor dieser Zeit den Böhmen sehr ungeneigt gewesen, ehe ich wußte, daß der Papst der wahre Antichrist ist. Nun aber mittlerzeit Christus, unser lieber Herr, sein seliges Wort zu dieser greulichen letzten Zeit uns gnädig und reichlich wiederum scheinen läßt, glaube ich wol, daß Euer Gnaden, Hochwürden und Achtbarkeit vernommen haben, daß ich euern Ungehorsam wider die Päpstlichen also gelobt habe, daß den Haß eures Namens von euch keiner mit so großer Beschwerung getragen hat als eben ich. Denn wie oft werde ich gescholten auch noch heutigen Tages, als sei ich ein geborner Böhme oder hätte mich unterstanden nach Böhmen zu fliehen. Und gewiß ich wäre einst nach Böhmen gekommen, nicht um zu fliehen, sondern aus Begier, euch zu sehen und euern Glauben kennen zu lernen. Aber diese Ehre habe ich meinen Feinden, den Päpsten, wider das göttliche Wort nicht tun wollen, daß sie sollten rühmen und schreien, sie hätten mich überwunden, und ich wäre deshalb fahnflüchtig geworden. Zu dem, weil nun euer Name bei den vornehmsten Herren deutscher Nation nicht getadelt wird, auch bei dem gemeinen Mann ehrlicher und rühmlicher ist denn mein eigner Name, bin ich guter Hoffnung, es werde in Kürze dahin kommen, daß beide, Deutsche und Böhmen, durch das Evangelium und göttliche Wort Einen Sinn und Namen überkommen werden, wenn wir nur indes mit Geduld Gottes Barmherzigkeit erwarten und, so einem Teil etwas mangelt, inzwischen dasselbe dulden. Denn es können nicht alle Dinge in einem Hui noch mit Gewalt verändert werden. Allein laßt uns mit dem Volk säuberlich fahren, durch gottesfürchtige, fromme Prediger ihnen treulich vorstehen, allein zu dem Herrn Christo führen und uns untereinander von

Herzen verzeihen und vergeben und, wie man spricht, nicht alles schnurgleich fordern und aufs genaueste suchen."

Luthers Hoffnungen erfüllten sich freilich nicht. Die Utraquisten, die eine Einigung mit Rom erstrebten, sammelten ihre Kräfte, protestierten in tschechischem Selbstbewußtsein gegen die fremdländischen deutschen Einflüsse und trugen den Sieg davon.

Wie aber gerade in deutschen Gegenden Böhmens das lautere Evangelium vordrang, dafür bietet ein leuchtendes Beispiel die Tatsache, daß Graf Sebastian Schlick schon 1521 den ersten lutherischen Prediger nach Elbogen berief und im folgenden Jahre eine evangelische Kirchenordnung erließ. Die Predigt, heißt es daselbst, und das Wort des Evangeliums soll die Hauptstelle des ganzen Gottesdienstes einnehmen, auf die Predigt folge die „Hochmesse". An den Werktagen soll der Prediger das Evangelium lesen und es bleibt in sein Belieben gestellt, die Messe allsogleich oder später folgen zu lassen oder ganz von ihr abzusehen. Alle Prozessionen, die Weihe des Wassers und Salzes werden abgetan. Den Gläubigen ist das Abendmahl auf deren Begehr entweder unter einer oder unter beiden Gestalten zu reichen; niemand darf zur Ohrenbeichte gezwungen werden. An den Sonntagen soll der Prediger dem Volke die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser und das Ave Maria vorsprechen. Es steht den Elbogern frei, einen Prediger, jedoch ohne Beschwerung des Pfarrers aufzunehmen, und soll derselbe die Wohnung im Pfarrhaus haben. Der Prediger soll dem Volk „das klare, helle und lautere Evangelium" verkündigen; die „Begängnis der Toten" und das „Gedächtnis der Seelen" (die Zeremonien am Allerseelentag) ist abgeschafft; die Beerdigungen können wie bisher mit Glockengeläut gehalten werden, aber, da der Friedhof der Gemeinde und nicht dem Pfarrer gehört, so ist dem letzteren für das „Erdreich" (Grabstelle) hinfort nichts mehr zu zahlen. Weil die Gemeinde das Gotteshaus erhält, so soll der Pfarrer kein Recht über das Kirchengebäude haben. Die Taufe hat künftighin in deutscher Sprache zu geschehen; Vespern, Metten, Complet usw. zu halten, bleibt dem Pfarrer freigestellt; für die Einsegnung der Ehe hat er seinen Lohn zu beanspruchen. Die Zehnten empfängt er zu Weihnacht, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt. Er ist schuldig, einen „tauglichen, verständigen und ehrlichen Kaplan" zu halten und dem Schulmeister wie vormals den Tisch zu geben.

Ein weiteres Beispiel bildet die Bergstadt Joachimsthal, eingehend von dem Wiener Kirchenhistoriker Lösche in seiner sorgfältigen Biographie des berühmten Joachimsthaler Pfarrers Johann Mathesius geschildert. Hier wirkte seit 1521 der durchaus humanistisch angehauchte, aus Eger gebürtige Magister Johann Wildenauer. Jahrelang war er in der geistig außerordentlich regen, mit Joachimsthal durch viele Fäden verbundenen Stadt Zwickau tätig gewesen. Einen großen Teil seiner in Joachimsthal gehaltenen Predigten besitzen wir noch. Darin kämpft er in energischer Weise gegen die Schäden der Kirche. Als Probe sei eine Stelle aus einer Predigt gegen den Ablaß mitgeteilt, den er als einen sechsfachen Betrug darstellt: „Der erste Betrug ist, daß sie das Verdienst des Leidens Christi und aller Heiligen mit eingezogen haben und vermischt mit des Papstes Ablaß. Ich will hier von dem Verdienst der Heiligen nichts sagen, aber das ist es: Kein Heiliger hat etwas übriges, das er dir mitteilen möchte, er sei so heilig, als er immer mehr wolle. Für dich kann er wol bitten, aber sein Verdienst und gute Werke kann er dir nicht mitteilen, er bedarf ihrer aller wol selbst. — Es ist allein einer, der ist der allerheiligste Christus Jesus, der hat übrig, der und kein andrer mag sein Verdienst dir mitteilen. Derhalben haben unsre Gnadenprediger, damit sie den Ablaß desto teurer verkaufen, des Papstes Gewalt mit dem Kreuz und Verdienst Christi vermäntelt, wie wir gesehen haben, wenn sie den Ablaß aufrichteten, da mußte das Kreuz Christi ein Schanddeckel ihres Herzens sein. Aber das reimt sich lauter nichts. Denn sein Verdienst müssen und können wir allein durch den Glauben erlangen. Denn wenn wir an Christum glauben, so haben wir Christum. Wenn wir Christum haben, so haben wir alles, was in Christo ist. — — Der andre Betrug ist, daß der Ablaß ins Fegefeuer gefahren ist. — So hat der Papst nicht allein aus den Lebendigen Geld wollen lösen, sondern auch aus den Toten. Aber es ist ein Betrug; denn kein Mensch in Ewigkeit, es sei Papst oder Bischof, auch St. Petrus selbst nicht, hat Gewalt ins Fegefeuer. — Darumb ist es eine Betrügerei. Aber was thut und erdenkt der Geiz nicht, was richtet man Geldes halben nicht an? Wer wollte doch nicht Geld einlegen, wenn er wüßte damit seine Eltern, Ureltern und gute Freunde aus der Hölle oder aus dem Fegefeuer zu erlösen? Ei ein unbarmherzig, ungütig Kind müßte das sein. Der dritte Betrug ist die Kauferei. Es steht dem Papst und den Bischöfen nicht zu, daß sie Krämer werden. Aber sie haben den Kram aufgerichtet, daß sie zu prassen und zu schlemmen hätten. Was sie von den Türken und von St. Peters Kirchen zu Rom gesagt, ist alles erlogen Ding. — Der vierte Betrug: daß sie vorgegeben haben, jedermann bedürfe des Ablasses, so doch den allein die Totsünder bedürfen. — Der fünfte Betrug und schier der größte ist, daß der Laie betrogen worden ist, hat wollen wähnen, er hab auch bei Gott erlangt Vergebung seiner Sünde, wenn er Ablaß gelöst habe, so der Ablaß allein hinwegnimmt die Strafe und Buße, die der Papst, der Offizial oder der Priester dem Sünder auflegt. Damit hängt endlich der letzte Betrug zusammen; denn mit der Verhängung dieser Strafen ist auch der letzte Grund für den Ablaß gefallen.

Die Einführung der Reformation und die Durchführung derselben in Joachimsthal knüpft sich aber an den Namen des trefflichen Schülers und Freundes Luthers, Johann Mathesius. Derselbe stammte aus Rochlitz in Sachsen (geb. 24. Juni 1504). Ähnlich wie Luther hatte er, da der Vater verarmte, als „Partekenhengst" sein Brot vor den Türen ersingen müssen. Von Luthers Gedanken in dessen „Sermon von guten Werken" aufs Tiefste ergriffen, begab er sich 1529 nach Wittenberg. „In dieser Kirche, Schule und Stadt," bekennt er selbst, „unter dem gnädigsten Schutz und auf Unkost des löblichen Kurfürstentums ist mir so viel Gutes und Wolfart wiederfahren, daß ich die Tage meines Lebens solches nicht zuverschulden muß." Im Jahre 1532 finden wir Mathesius als Rektor der Lateinschule in Joachimsthal. Acht Jahre später aber kehrte er nochmals nach Wittenberg zurück, um zu den Füßen Luthers und Melanchthons Theologie zu studieren. Nachdem er von Luther selbst ordiniert worden

war, übernahm er erst das Prediger-, dann das Pfarramt zu Joachimsthal (1542). Fast fünfundzwanzig Jahre hat er in seinem geistlichen Amte, ein beredter Prediger, ein kluger Organisator, ein treuer Seelsorger, ein Mann nach dem Herzen Gottes gewirkt.

Wie Mathesius, so lebt auch sein Kantor Nickel Hermann in der evangelischen Kirche fort, als „das Vorbild eines evangelischen Kantors und Organisten", von dessen Liedern wir oben (S. 159) hörten.

Einen ganz anderen religiösen Eifer und viel tieferen Ernst als die Utraquisten zeigten die böhmischen Brüder, gewöhnlich mit dem Ketzernamen Pikarden belegt. „Diese hatten in ihrer vereinsamten und vielbedrängten Lage, verfolgt von Päpsten und Königen, preisgegeben und angefeindet durch die utraquistischen Hussiten, immer ihre Sehnsucht darnach kund gegeben, bei der auswärtigen Christenheit irgendwo Genossen eines reineren Christentums und Anhänger eines neuen Lichtes zu finden; sie hatten deshalb wiederholt Sendboten ausgehen lassen. Aber sie hingen auch mit aller Festigkeit einer durch Leiden bewährten Überzeugung an der eigentümlichen Form, in welcher sie dieses Christentum auffaßten. Sie hatten sich brüderlich verbunden zu einem Leben im Glauben an Christus, in der Liebe zu einander, im Gehorsam gegen Gott, ganz nur gemäß den Lehren und Weisungen der heiligen Schrift. Ihr Leben aber war hierbei ein ganz überwiegend praktisches, mit sorgfältiger, strenger, gemeindlicher Zucht und Erziehung, und zwar gehörte für sie zum Gehorsam gegen Gott eine ängstliche Zurückhaltung vom Treiben der Welt, von weltlichen Gütern und Ehren, auch von weltlicher Wissenschaft, und eine möglichst buchstäbliche Befolgung der Gebote der Bergpredigt Jesu; in solcher Gesinnung behielten sie auch für ihre Geistlichen den Zölibat bei" (Köstlin). Seit dem Jahre 1522 traten sie mit Luther in engere Beziehungen. Dieser hatte Gelegenheit, ihre Lehre näher kennen zu lernen und nahm daraus den Anlaß zu seiner Schrift: „Vom Anbeten des Sakraments des heiligen Leichnams Christi" (1523). Offen spricht er sich darin über die Mängel aus, die er in der Lehre der böhmischen Brüder zu beanstanden hatte, gibt ihnen den Rat, die Sprachen nicht zu verachten, sondern ihre Prediger und geschickte Knaben gut Latein, Griechisch und Hebräisch lernen zu lassen, erkennt aber auch freudig alles Gute und echt Evangelische bei ihnen an.

Die Brüderältesten lehnten aber Luthers Kritik freundschaftlich, jedoch bestimmt ab. Luther schwieg bis auf weiteres und hütete sich, die zur Zeit noch bestehende Kluft zu vertiefen. Einige Jahre später suchten die böhmischen Brüder selbst Annäherung an Luther. Im Jahre 1532 verfaßten sie eine „Rechenschaft des Glaubens" und baten Luther, den Druck derselben mit einem Vorwort zu begleiten. Er erfüllte ihren Wunsch und schrieb in seiner herzlichen, versöhnlichen Weise: „Weil ich nun gern sehen wollte, daß alle Welt mit uns und wir mit aller Welt einträchtig würden in einerlei Glauben Christi, zum wenigsten, wo es mit den Sprachen nicht geschehen könnte, doch mit dem Herzen und Sinn, habe ich dies Büchlein lassen ausgehen, auf daß alle frommen Christen lesen und sehen, wie nahe oder fern wir von einander sind, ob Gott, der Vater aller Barmherzigkeit, durch seinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, seine reiche Gnade dazu geben wollte, daß doch der Rotten und Spaltungen weniger würden und zum Teil einträchtig in einerlei Meinung und Geist zusammenkommen könnten, bis wir zuletzt mit einerlei Wort und Weise des Mundes gleich und einhelliglich Christum preisen möchten."

Die Veröffentlichung der „Rechenschaft des Glaubens" mit Luthers Vorwort lenkte vieler Blicke auf die böhmischen Brüder. König Ferdinand entschloß sich jetzt, nachdrücklicher gegen sie vorzugehen und sie aus den königlichen Städten auszuweisen. In der Gewißheit, daß ihre rein christliche Lehre im Herzen des Königs eine mildere Gesinnung erwecken würde, überreichten sie diesem im November 1535 ihr Glaubensbekenntnis. In der Tat wurde der König für einige Zeit milder gestimmt.

Da kam der Schmalkaldische Krieg. „Auf Grund eines alten Erbvertrags zwischen dem sächsischen Fürstenhause und Böhmen forderte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen die böhmischen Stände auf, sich nicht gegen ihn gebrauchen zu lassen; der Kaiser überziehe ihn und seine Verbündeten mit Krieg, um den freien Gebrauch des Wortes und des Kelches sammt den Freiheiten des deutschen Reiches zu vernichten. Die Stände waren gespalten; eine bedeutende Minderheit, die Neuutraquisten und der Brüderadel, wollten zwar gegen ihren König nicht die Waffen ergreifen, aber ihm auch keine Hilfe gegen Glaubensbrüder leisten. Schließlich kam es doch zu offenem Widerstande. Schwer fiel der rächende Arm des Königs nieder mit Geldstrafen, Ausweisungen, Auspeitschen, Einkerkern und Hinrichten" (Löfche). Schließlich rief König Ferdinand gegen alle „Ketzer" im Lande, Utraquisten, Brüder und Lutheraner die Jesuiten zu Hilfe.

Andere Zeiten kamen mit der Thronbesteigung Maximilians II. (1564). Sein Vorgänger Ferdinand hatte über ihn in einem Kodizill zu seinem Testament geschrieben: „Ich hab allerlei gesehen und gemerkt, das mir einen großen Argwohn bringt, als wolltest du, Maximilian, von unsrer Religion fallen und zu der neuen Sekte übergehen; es wäre mir ein groß Leid und Betrübnis, und so groß, daß ich wollt viel lieber euch tot sehen, als daß ihr in die neue Sekte und Religion fallen solltet." Diese Befürchtung erwies sich als grundlos. Aber auch die Hoffnungen der Evangelischen, Maximilian werde nun mit dem offenen Bekenntnis zur evangelischen Kirche nicht mehr zurückhalten, erfüllten sich nicht. Der hervorragende Zug in Maximilians Charakter war Toleranz bei den Bekenntnissen, dem katholischen wie dem evangelischen, gegenüber. Und der Gedanke allgemeiner Duldung beseelte den Prager Landtag vom Jahre 1567, der einstimmig beschloß, die Prager Kompaktaten von 1433 für ungültig zu erklären, keine ketzerischen Sekten in Böhmen zu dulden, dagegen allen Christen die Freiheit des Bekenntnisses zu gewährleisten, die sich auf die Bibel gründeten. Dem Jahre 1575 entstammt das letzte auf böhmischem Boden entstandene evangelische Bekenntnis, die Confessio Bohemica, zu der Lutheraner, Reformierte und böhmische Brüder sich die Hand reichten. Nach vielen Verhandlungen erklärte Maximilian den evangelischen Ständen (25. August 1575): „Ich verspreche bei meiner Treue und bekräftige es mit meinem Kaiserlichen Worte: daß ich euch in eurem Glauben weder

bedrücken noch hindern, auch nicht gestatten will, daß euch jemand zu nahe trete. Ich will dafür sorgen, daß auch mein Nachfolger euch nicht behindern soll, hoffe aber auch, daß ihr die Katholiken nicht drücken werdet." Zugleich bewilligte der Kaiser den Evangelischen die Wahl einiger „Defensoren", die etwa nötig werdende Beschwerden ihm unmittelbar vorlegen sollten. Auf die Bitte, ihnen schriftliche Garantien in einem Landtagsabschied oder in einem Majestätsbrief zu geben, erklärte Maximilian den Ständen: Traue man seinen Worten nicht, so wisse er nicht, wie eine schriftliche Erklärung mehr Glauben verdienen sollte; er wolle lieber den Tod erleiden als seinem gegebenen Worte untreu werden; er gebe ihnen hiermit „die rückhaltlose Versicherung für die freie Ausübung ihrer Religion". Nun ging man frohen Mutes an die Einrichtung des evangelischen Kirchenwesens. Eine großartige Umwälzung vollzog sich im Lande. Der gesamte evangelische Adel berief evangelische Prediger, wo solche noch nicht waren; die Städte, welche dem Adel gehörten, folgten ihren Herren; die königlichen Städte, die nach kurzer Opposition treu zu den Herren und Rittern gehalten hatten, reorganisierten ihr Kirchenwesen in evangelischem Geiste.

Aber es sollte verhängnisvoll werden, daß Maximilian den Protestanten keine schriftlichen Garantien gegeben hatte. Noch im Jahre 1575 erschienen Mandate gegen die freie Religionsübung der Evangelischen. Unter Maximilians Nachfolger Rudolf II. „bereitete sich Schritt für Schritt jene verhängnisvolle Katastrophe vor, deren Endresultat die Vernichtung des Protestantismus in Böhmen war, zugleich aber auch ein furchtbarer Krieg, welcher das Deutsche Reich bis auf den Grund aufwühlte und Schrecknisse hervorrief, wie sie kaum je ein anderer Krieg gesehen". Zwar schien es anfänglich, als wollte Rudolf in toleranter Gesinnung seinem Vater nachfolgen. Aber er sollte seine durch und durch jesuitische Erziehung und Beeinflussung nicht verleugnen können, wenn er auch jahrelang sich gar nicht um die verwirrten religiösen Verhältnisse in Böhmen bekümmerte und die Jesuiten und ihre Freunde nach ihrem Belieben dort wirtschaften ließ. Fast schien es, als herrsche voller Friede. Wo der Katholizismus noch bestand, bestand er in Frieden und Nachgiebigkeit dem Protestantismus gegenüber. Das war ein Dorn im Auge der Jesuiten, deren Unmut in dem Maße wuchs, als die innere Einigkeit der verschiedenen protestantischen Parteien sich

Verschiedene Strafen für „Ketzer". (Layenspiegel, Augsburg 1512.)

stärkte. Ihre fortgesetzten Bemühungen hatten den Erfolg, daß Rudolf im Jahre 1602 ein Mandat erließ, das, obgleich darin vielfach von „Pikarden" die Rede war, in Wahrheit doch allen galt, die sich nicht mehr zur katholischen Kirche bekannten — und das waren drei Viertel der Bevölkerung. Das Mandat forderte, daß die Versammlungshäuser geschlossen und die Kirchen den katholischen oder utraquistischen Priestern ausgeliefert würden. Indes die Zeit war noch nicht gekommen, mit dem großen Vernichtungswerk des Protestantismus in Böhmen zu beginnen. „Nach vielen Irrungen, dank Mitteln, die schon an Aufruhr streiften, aber aus den geschichtlichen Verhältnissen nur zu erklärlich waren", unterfertigte endlich Rudolf am 9. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief.

Darin stehen die denkwürdigen Worte: „Weil denn unser gänzlicher Wille, daß in diesem Königreich unter allen drei

Ständen, sowol denen sub una, als den oft besagten sub utraque allen unsern getreuen und lieben Untertanen jetzo und in künftige Zeit allerseits Lieb, Einigkeit und gut Vernehmen zu Erweiterung und Erhaltung des gemeinen guten Friedens erhalten werde, und jedes Teil seine Religion, darinnen es seine Seligkeit verhofft, frei und ohne alle Bedrängnis eines von den andern üben mögen, — — als haben wir — — beschlossen und die Stände sub utraque mit diesem unsern Majestätsbrief versorgt — —, daß sie einander nicht bedrängen, sondern für Einen Mann als gute Freunde bei einander stehen, auch kein Teil das andere schmähen soll. — — Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreien Ständen dieses Königsreichs sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereits im Besitz sind und die ihnen zuvor zuständig (dabei sie friedlich gelassen und geschützt werden sollen), es sei in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder aber auch Schulen zu Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte oder wollten, werden sie solches — — jederzeit geraum und frei tun können ohne allermännigliches Verhindern." Der Majestätsbrief wurde im Jahre 1611 durch Rudolfs Nachfolger, Matthias, bestätigt.

Wir wenden uns nach den übrigen österreichischen Ländern, zunächst nach Niederösterreich; hier sind es drei Glaubenszeugen, in deren Wirken, Dulden und Sterben sich das Eindringen des Evangeliums widerspiegelt, Paul Speratus, Kaspar Tauber und Balthasar Hubmaier.

Paul Speratus, von Geburt ein Schwabe (geb. 13. Dezember 1484 in Rötlen bei Ellwangen, einer vermögenden Familie entstammend, studierte in Deutschland, Paris und Italien, erwarb sich in der philosophischen, juristischen und theologischen Fakultät den Doktorhut, letzteren in Wien, und wandte sich dann der geistlichen Laufbahn zu. Erst guter Katholik, wird er als Domprediger in Würzburg von Luthers Geist berührt und predigte bald in evangelischem Sinne. Ja, damals und vor allem in diesen Kreisen ein Unerhörtes, der Würzburger Domprediger schloß mit einer Verwandten eines Domherrn die Ehe, die Folge war Amtsentsetzung. Speratus wandte sich im Vertrauen auf die vermeintliche reformfreundliche Gesinnung des Erzbischofs Matthias Lang nach Salzburg und erhielt auch hier die Stelle eines Dompredigers, wurde aber, sowie er gegen den Geiz des Erzbischofs auftrat, vertrieben. Er war im Begriff, einem Ruf als Prediger nach Ofen zu folgen und kam durch Wien. Hier, wo er in theologischen Kreisen von seiner Doktorpromotion her wohl bekannt war, bot sich ihm Gelegenheit, am Sonntag nach dem Epiphaniasfeste 1522 im Stephansdom zu predigen. Diese Predigt war eine reformatorische Tat. Rücksichtslos bekämpfte sie Mönchtum und Zölibat: „Tausendmal besser ist es, frisch und unverzagt (aus dem Mönchtum) ausgesprungen und mehr Gott fürchten denn der Menschen Gebot und alsdann göttlich nach der Ehe greifen denn teuflisch sündigen im Kloster." Sofort leitete die theologische Fakultät die Untersuchung gegen den kühnen Prediger ein und erklärte ihn für exkommuniziert. Speratus antwortete, als ihm ein Auszug aus seiner Predigt, den die Wiener Theologen veranstaltet hatten, bekannt wurde, mit einer geharnischten evangelischen Streitschrift: „Der Wiener Artikel wider Paulum Speratum sammt seiner Antwort." Zunächst aber blieb ihm nichts anderes übrig, als auf Sicherung seines Lebens bedacht zu sein. Wir werden ihn weiter in der mährischen Stadt Iglau finden.

Sein Auftreten in Wien und die an dasselbe sich schließende evangelische Bewegung veranlaßten Ferdinand I. das erste Edikt gegen die Reformation zu erlassen und zu kräftiger Vollziehung des Wormser Edikts (vgl. oben S. 141) gegen Luther und seine Genossen vorzugehen. Das erste Opfer war Kaspar Tauber. „Jener angesehene Bürger hatte mündlich und in einer auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzten und auch glücklich verschwundenen Schrift gegen Ohrenbeichte, Wandlung in der Messe, Fegefeuer, Heiligenfürbitte, Schlüsselgewalt der Kirche und für das allgemeine Priestertum der Gläubigen gezeugt. Er wurde verurteilt, vor St. Stephans Hauptthor an drei Sonntagen barhäuptig und barfuß, in zerlumpten Kleidern, einen Strick um den Hals, eine brennende Kerze in der Hand, zu widerrufen, ferner ein Jahr im Gefängnis zu sitzen, eine Geldstrafe zu zahlen und endlich lebenslang ein schwarzes Kreuz an seinen Kleidern zu tragen. Am ersten Verleugnungstage erklärte er auf dem vor dem Dom errichteten Schaugerüst, nicht überwiesen zu sein und nicht widerrufen zu können. Infolgedessen wurde er als hartnäckiger Ketzer verurteilt und in Erdberg enthauptet und verbrannt" (Lösche).

Der Bauernkrieg und das rührige Auftreten der Täufer riefen den Erlaß eines schärferen Mandats (1527) hervor, das bald neue Opfer forderte. Balthasar Hubmaier, der erfolgreich das Täufertum vertrat und großes Ansehen genoß, war das erste. Unter der Anklage auf Beteiligung am Bauernkrieg wurde ihm der Prozeß gemacht. „Sein Versuch, durch seine Nachgiebigkeit und durch bewegliche Bitten den König umzustimmen, war vergeblich. Seine politische Vergangenheit konnte nicht vergessen werden und die Kraft der täuferischen Agitation war in Österreich noch nicht gebrochen. Auch unter der Folter hat er den Widerruf seiner Tauflehre verweigert. Am 10. März 1528 ist er in Wien verbrannt worden. Heldenmütig und gefaßt ging er zum Scheiterhaufen, ermuntert durch seine Frau, die treu bei ihm aushielt und drei Tage später in der Donau ertränkt wurde.

Eine allgemeine Visitation offenbarte, daß die Bekenner des Evangeliums weit die Anhänger des Katholizismus überwogen. Ganz besonders war es der Adel, der für Ausbreitung und Festigung der evangelischen Lehre sorgte. Mit einer großen Anzahl Adliger stand Luther in brieflichem Verkehr. Schließlich, als alle Mandate nichts halfen, nahm Ferdinand auch hier die Zuflucht zu den Jesuiten. Unter dem Drucke der Verfolgung erstarkte der Bekennermut. 1568 erteilte Maximilian II. die Religionskonzession, die den beiden Ständen der Herren und Ritter die unveränderte augsburgische Konfession freigab. Leider hat die Uneinigkeit der Protestanten selbst den weiteren Ausbau des Reformationswerkes und die einheitliche Gestaltung des evangelischen Kirchenwesens gestört.

„Als die eigentliche Trutzfeste des Protestantismus hat Oberösterreich zu gelten. Das begnadete Gebiet mit

seinen Seen und Wasserfällen, malerischen Gebirgen und üppigen Geländen, der Fülle von Abstufungen, dem Wechsel des Erhabenen und Anmutigen wurde der Hauptort eines streitbaren Protestantismus und der Schauplatz eines grimmigen Kampfes zwischen den beiden Kirchen, den beiden Grundmächten, die um die Herrschaft rangen. Mehr als anderswo war hier die Bewegung eine volkstümliche, die tiefe Wurzeln in den Bauernstand getrieben hatte, wenn auch die Adligen eine große Rolle spielten, die gern mit den Großen Nieder- und Innerösterreichs gemeinsame Sache machten. Fester gegründet war der Widerstand, stärker brachen die Leidenschaften heraus, so daß, obwohl es sich hier nicht so sehr um ein unbotmäßiges, adliges Ständewesen handelte, die Rache um so furchtbarer wurde. In Oberösterreich hat die Gegenreformation die Entscheidung für ganz Deutschland zum Abschluß gebracht" (Löfche).

Zwei Vertreter des oberösterreichischen Adels finden wir in regem persönlichen Verkehr mit Luther, und es ist dem Leser vielleicht nicht unwillkommen, einige Stücke des uns noch erhaltenen Briefwechsels kennen zu lernen. Einem der ältesten Adelsgeschlechter gehörte Bartholomäus von Starhemberg (1460—1531) an, der 1507 von Maximilian I. zum Regenten der niederösterreichischen Lande ernannt wurde. Luther richtete im Jahre 1524 folgenden Brief an ihn, um ihn nach dem Tode seiner Gattin, Magdalena von Lofenstein zu trösten: „Gnade und Friede in Christo! Gnädiger Herr! Diese Schrift an E. G. hat bezwungen Vincenz Wernsdorfer aus christlicher Ursach und Treu. Darum bitt ich aufs erst, E. G. wolle mir solches zu gut halten. Er hat mich berichtet, wie E. G. durch Abgang eures lieben Gemahls, in Gott verschieden, sich sehr bemühen, sonderlich mit viel Gottesdienst und guten Werken, insonderheit mit Messen und Vigilien, ihrer Seele nachzutun, als die an E. G. Lieb und Treu hochlich erzeigt und an ihrem Leben solches wol verdient hat. Daneben gebeten, daß ich E. G. davon wollt wenden mit Schriften. Dem ichs denn nicht hab wissen abzuschlagen, angesehen, daß E. G. das Beste darinnen gesucht wird. So bitte ich an E. G. untertänig, wollet meine Vermahnung für gut aufnehmen. Und aufs erst soll E. G. sich erinnern, daß Hiob 1 (v. 21) sagt: ‚Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, wie es dem Herrn gefallen hat, also ist es geschehen.' Also soll auch E. G. euerm treuen, lieben Gott singen, der solchen teuern, treuen Gemahl E. G. gegeben und nun wiederum genommen hat. Denn sie war sein, ehe er sie gab; sie war sein, da er sie gegeben hat; sie ist auch noch sein, nachdem er sie genommen hat, wie wir alle sind. Darum ob es uns wol weh tut, daß er das Seine von uns nimmt, soll doch das Herz sich höher trösten seines allerbesten Willen denn aller seiner Gaben. Denn wie gar unermeßlich ist Gott besser denn alle seine Gaben! Also ist ja auch hie sein Wille für besser zu halten denn das allerbeste Weib, wiewol man das nicht also fühlen kann, wie dies der Glaube fühlt. Darum gebe E. G. Gott das Seine fröhlich und nehme an diesen rechten Wechsel und unmenschlichen Wucher, daß ihr nun habt für ein zartes, liebes Weib einen zarten, lieben Gotteswillen und dazu Gott selber. O wie selig und reich wären wir, wenn wir könnten mit Gott solchen Wechsel treiben! Ja, wir könnten ihn wol treiben, wenn wir es verständen; denn Gott begegnet uns täglich damit, wir können ihn aber nicht grüßen.

Aufs ander, gnädiger Herr, ist meine Bitt, E. G. wolle ablassen von Messen, Vigilien und täglichem Gebet für ihre Seele. Es ist genug, wenn E. G. ein oder zweimal mit Ernst für sie bittet, weil Gott uns zugesagt hat: „Was ihr bittet, so glaubt, daß ihr's haben werdet, so habt ihr's gewiß" (Matth. 7,7; Luk. 11,9; Joh. 14,13f., 15,7, 16,23f.). Sonst, wo man solch Gebet immer um eine Sache antreibt, ist es ein Zeichen, daß wir Gott nicht glauben und also mit ungläubigem Gebet nur mehr erzürnen. Denn was ist's anders, so ich oftmals um eine Sache bitte, denn so viel, daß ich in den vorigen Gebeten nicht erhört bin und also wider seine Zusagung gebeten habe? Man soll immerzu bitten (Luk. 18,1), ist wahr, aber doch im Glauben, und immer gewiß sein, daß man erhört sei, sonst ist das Gebet verloren. So ist auch immer andres und andres vorhanden zu beten. Sonderlich aber bitte ich E. G., wollet die Vigilien und Seelmessen nachlassen; denn das ist zumal ein unchristlich Ding, das Gott höchlich erzürnt. Wahrlich in den Vigilien sieht man wol, daß weder Ernst noch Glaube da ist, sondern ein lauter unnütz Gemurmel. O es muß anders gebetet sein, soll man von Gott etwas erlangen. — — Bitt, E. G. laß es ihr gefallen und irre sich nicht an denen, so ohne Gottes Wort dawider sagen ihren eigenen Tand und Menschensatzung. Christus erleuchte und stärke E. G. in rechtem Glauben und Liebe gegen den Nächsten!"

Ziemlich viel ist uns von Luthers Briefen an Christoph Jörger auf dem Schlosse Tolleth im Hausruckviertel in Oberösterreich, und an dessen Mutter Dorothea erhalten. Im Juni 1525 schickte ihm Luther auf seine Bitte als evangelischen Prediger Michael Stiefel, einen „frommen, gelehrten, sittigen und fleißigen Menschen". Stiefel war in seiner Vaterstadt Eßlingen Augustinermönch und Priester gewesen. Von Luthers ersten Reformationsschriften mächtig ergriffen, trat er bereits 1522 öffentlich in den Kampf ein mit seiner Schrift: „Von der christförmigen, rechtgegründeten Lehr Doktor Martin Luthers". Bald mußte er fliehen. 1523 wurde er Hofprediger des Grafen Albrecht von Mansfeld. Ende Mai 1525 berief ihn Luther nach Wittenberg, um ihn zu Christoph Jörger zu schicken. 1528 mußte er auch von hier fliehen. Jörger wurde später Rat Maximilians II. Als solcher war er wider sein Gewissen genötigt, sich an der Messe und katholischen Zeremonien zu beteiligen. Er wandte sich deshalb um Rat an Luther. Dieser schrieb ihm (31. Dezember 1543): „Weil euer Gewissen sich hierinnen beschwert findet, so könnt ihr keinen bessern Rat, Meister noch Doktor finden, denn eben euer eigen Gewissen. Warum wollt ihr also leben, da euch ohne Unterlaß euer Gewissen sollte beißen und strafen und keine Ruhe lassen? Wäre das doch die rechte, wie man's vor Zeiten hieß, Vorburg der Hölle. Darum, wo euer Gewissen hierin unruhig oder ungewiß ist, da sucht, wie ihr könnt, daß ihr aus solcher Unruhe (die wider den Glauben strebt, der ein sicher, fest Gewissen machen soll), je eher je besser euch wirken mögt und daheim wie bisher in dem Euren bei dem Wort bleibt. Denn so ihr solltet mit den Andern öffentlich in der Prozession, zum Opfer der Messe und dergleichen gehen, so euer Gewissen dawider murrt, nachdem

ihr die Wahrheit erkannt, so wäre solches ebensoviel als die Wahrheit verleugnen, wie St. Paulus Röm. 14 (V. 23) sagt: „Wer wider sein Gewissen tut, der ist verdammt" oder, wie er weiter sagt: „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde." Solches und dergleichen mehr, acht ich, werdet ihr aus der Schrift und andern Büchern, welche das Gewissen recht unterrichten, wol gelernt und genugsam verstanden haben. Euer König ist des Teufels Diener in solchen Sachen; darum, ob ihm gleich jedermann schuldig ist in Zeitlichem zu gehorchen, so kann man doch in geistlichen Sachen, die ewiges Leben betreffen, ihm nicht gehorchen, als der nicht kann ewiges Leben geben und keinen Befehl hat, sondern eitel Verbot, sich des geistlichen, ewigen Lebens zu meistern in seinem Regiment, sondern soll selbst Schüler und Unterthan Gottes Worts wie alle Kreatur. Hiermit dem lieben Gott befohlen. Amen." In der Tat legte Jörger sein Amt nieder. Luther beglückwünschte ihn dazu in einem besonderen Briefe.

Innigen Anteil an des vertriebenen Michael Stiefel Geschick nahm viele Jahre hindurch Dorothea Jörger. Sie schickte für ihn an Luther Geld und freute sich, als er wieder in fester Stellung war. Wiederholt bewies sie ihre Mildtätigkeit armen Studenten in Wittenberg, wo ein Enkel, Christophs Sohn, und zwei ihrer Neffen studierten, gegenüber. Ja, sie ließ Luther im Jahre 1533 die stattliche Summe von 500 Gulden zur Verteilung an bedürftige Studenten der Theologie übergeben. Mit Freuden berichtet ihr Luther, wie er dank ihrer Gabe deren Not habe lindern können. „Ich füge euch zu wissen," schreibt er ihr im April 1534, „daß Gottlob euer Almosen sehr wol angelegt ist und viel Armen geholfen hat und noch hilft, daß ich nicht kann zweifeln, Gott, der es euch zu tun hat eingegeben, der zeige auch an öffentlich, daß ers ihm lasse wolgefallen als ein liebes Dankopfer, damit ihr bekennt und preist die Gnade, so er euch durch seinen lieben Sohn Jesum Christum erzeigt hat. Gott stärke euch im festen Glauben und verbring in euch sein angefangen Werk seliglich! Amen. Ich habs selbst nicht gewußt, hätte es auch nicht geglaubt, daß in dieser geringen Stadt und armen Schule so viel frommer, geschickter Gesellen gewest wären, die durchs Jahr Wasser und Brot gezehrt, Frost und Kälte gelitten, auf daß sie in der heiligen Schrift und Gottes Wort möchten studieren, welchen euer Almosen ein großes Labsal und Erquickung ist worden. Ich hab's schon über die Hälfte ausgespendet und Schrift und Handzeichen empfangen, daß es redlichen Gesellen und keinen losen Buben worden ist. Solches habe ich euch nicht wollen verhalten, damit ihr wissen mögt, wie es mit eurem Gelde gehe und stehe."

Nicht weit von Tolleth, in Schärding floß das erste Märtyrerblut. In dem Dorfe Weißenkirchen im Hausruckviertel wirkte etwa seit 1517 als Vikar eines seine Pfarrpfründe auswärts genießenden Passauer Domherrn Leonhard Kaiser, etwa 1480 in dem bayrischen Marktflecken Rab bei Schärding geboren. Frühzeitig war er der Lehre Luthers zugetan und predigte seiner Gemeinde das lautere Evangelium. Der Bischof wurde auf ihn aufmerksam und nötigte ihn zu dem Versprechen, „der lutherischen Lehre, Bücher und Gesellen müßig zu gehen". In seinem Gewissen deshalb schwer bedrückt, riß sich Kaiser von Amt und Heimat los und begab sich nach Wittenberg, gerade in der Zeit, als das schwerste Gericht über die niedergeworfenen Bauern erging. Ungefähr anderthalb Jahr weilte er dort, zu den Füßen der Reformatoren fleißig studierend und mit den Glaubensgenossen in der Heimat regen Verkehr unterhaltend. Da rief ihn die Kunde, der Vater sei „in Todesnöten", in die Heimat zurück. Mitten im Winter trat er die Reise nach Rab an. Auf Anzeige des Pfarrers wurde er verhaftet, dem Bischof von Passau ausgeliefert und in dem der Stadt gegenüberliegenden Schloß Oberhaus, das sich auf steiler Höhe über der Donau erhebt, in strenges Gefängnis gelegt. Jetzt aber war er fest entschlossen, um des Evangeliums willen zu leiden. „Freut euch mit mir," schrieb er an seinen Freund Michael Stiefel, „daß der ewige, allmächtige Gott, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, mich, seinen unwürdigen Diener und großen Sünder, wert achtet des seligen Berufes, daß ich vor der argen Welt seinen heiligen, süßen und gebenedeiten Namen bekennen soll."

Als Luther von der Gefangenschaft seines Schülers Kenntnis erhielt, richtete er an ihn ein herzliches, glaubensstarkes Trostschreiben: „Gnade, Stärke und Friede in Christo! daß dein alter Mensch, lieber Herr Leonhard gefangen, ist der Wille und Beruf Christi, deines Heilands, der auch seinen neuen Menschen für dich und deine Sünde dargegeben hat in die Hände der Gottlosen, daß er mit seinem Blut dich erlöst zum Bruder und Miterben des ewigen Lebens. Uns ist ja leid für dich, thun auch Fleiß und bitten, daß du ledig werdest, nicht um deinetwillen, sondern daß du vielen mögest nütz sein, Gott zu Ehren, wo es sein Wille ist. Ist aber der Wille im Himmel, daß du nicht ledig werden sollst, so bist du doch frei sicher im Geist. Siehe nur, daß du stark seiest und beständiglich die Schwachheit des Fleisches überwindest oder ja geduldig tragest durch die Kraft Christi, der mit dir und im Kerker ist und wird auch bei dir sein in aller Not." Auf Luthers Bitte verwandte sich Kurfürst Johann von Sachsen bei dem Bischof für den Gefangenen. Es war erfolglos, ebenso wie die Fürbitten benachbarter österreichischer Adliger. Verhör auf Verhör wurde mit Kaiser veranstaltet, bis ihm das Urteil gesprochen wurde, er sei zu degradieren und dem weltlichen Richter zu überantworten. Er wurde nun mit dem vollen Ornat eines Messe haltenden Priesters angetan und dann eines Stückes nach dem andern durch den Weihbischof unter den üblichen Verfluchungen entkleidet. Hierauf wurde ihm die Tonsur zerstört, ein alter „Kittel" angezogen und ein zerschnittenes schwarzes Barett, „die Ketzermütze" aufgesetzt. Jetzt hatte die Kirche nichts mehr mit dem von ihr Ausgestoßenen zu tun und der „weltliche Arm" seines Amtes zu walten. Am 16. August vollzog man an ihm das Urteil. Mit raschen Schritten bestieg Kaiser den Scheiterhaufen. Während man ihn an den Pfahl band, forderte er die Leute auf, sie sollten, wenn man den Holzstoß anzündete, singen: „Komm, heiliger Geist!" So geschah es auch. Die Flammen loderten empor. Aus der Lohe heraus hörte man noch die vom Rauche halb erstickte Stimme des Brennenden: „Jesus, ich bin dein, mach mich selig!" Luther ehrte den Tod des treuen Blutzeugen durch seine Schrift: „Von Herr Leonhard Kaiser, in Bayern um des Evangelii willen verbrannt, eine selige Geschicht."

Schon seit Anfang des 15. Jahrhunderts bildete Innerösterreich, d. h. Steiermark, Kärnten und Krain, eine besondere Verwaltungsgruppe. Steiermark war das Hauptland, Graz Regierungssitz und Mittelpunkt der Verwaltung. „Die große kirchliche Bewegung des 16. Jahrhunderts fand in allen innerösterreichischen Landen frühzeitig Eingang; ja diese wurden von ihr viel stärker ergriffen als viele andere deutsche Landschaften; und das nimmt nicht wunder, denn auch in den Zeiten des Mittelalters gab es in den deutschen Landen keine bedeutendere Bewegung der Geister, die man nicht mit besonderer Stärke auch in Innerösterreich verspürt hätte; standen doch lange Zeit neben Österreich vornehmlich Steiermark und Kärnten im Mittelpunkt der geistigen Bewegung Deutschlands. So fand dann auch die mittelalterliche Opposition gegen das Papsttum hier Eingang und wurden die humanistischen Studien hier mit besonderem Eifer betrieben. Viel eindringlicher aber wirkte jene Bewegung, die mit Luthers Namen zusammenhing.“ Rasch fiel alles dem Luthertum zu. Eine Visitation (1528) lieferte den Beweis, daß es allerorten sich Eingang verschafft hatte. Man hielt sich für betrogen um das Seelenheil. Scharenweise verließen die Mönche die Klöster. Eine Synode (1549) stellte fest, daß Steiermark, Kärnten und wohl auch schon Krain überall vom Protestantismus durchsetzt waren. Vergebens suchte Ferdinand I. dem weiteren Umsichgreifen der neuen Lehre entgegenzutreten und den Katholizismus zu stützen. Der Hauptführer der Protestanten war der Landeshauptmann von Steiermark, Hans Ungnad Freiherr von Sonnegg. Er bezahlte die Treue seiner Gewissensüberzeugung mit der landesherrlichen Ungnade, verließ die Heimat und wandte sich nach Sachsen, später nach Württemberg. Neben ihm wirkten Hans Friedrich Hoffmann und Bartholmä Khevenhüller, beide in hohem Ansehen und einflußreichen Ämtern stehend, für die Festigung des Evangeliums. Die Hoffnung freilich, daß die Augsburgische Konfession als Staatsreligion eingeführt würde, erfüllte sich nicht. Trotzdem „drang der Protestantismus in alle Kreise: in den Märkten und Städten gehörte ihm alles zu, in den Bergstädten ging der katholische Gottesdienst ganz ein, die Klöster standen entweder leer oder waren von verheirateten Mönchen bewohnt und auf den katholischen Pfarren saß eine Geistlichkeit, die den Zölibat aufgegeben hatte, das Abendmahl unter beider Gestalten austeilte und die ‚deutsch Messe‘ las.“ In Klagenfurt gab es im Jahre 1598 überhaupt kaum noch einen Katholiken. Die Ämter der Landesverwaltung waren durchaus in den Händen der Protestanten. Im Landtage bestand nur noch eine verschwindende katholische Minorität.

Durch finanzielle Bedrängnisse gezwungen, machte Karl II. dem Protestantismus Zugeständnisse, die sich nicht mehr viel von Gewährung voller Religionsfreiheit unterschieden. Den Protestanten in Graz und Judenburg, in Laibach und Klagenfurt wurde die Errichtung eigner Kirchen und Schulen genehmigt, in den drei Landeshauptstädten Graz, Klagenfurt und Laibach ein eigenes Kirchen- und Schulministerium errichtet. Man setzte für alle Protestanten Innerösterreichs eine gemeinsame Kirchenordnung fest. Sie bildete nebst den vom Erzherzog gewährten Zugeständnissen die große steirische Religionspazifikation, durch die die Protestanten ihre Religionsfreiheit für immer geschützt erhoffen durften. „Einem jeden Herrn und Landmann stand es frei, einen Prädikanten für sich und die Seinen, d. h. seine Untertanen, zu halten, und da nicht jeder Landmann in der Lage war, das tun zu können, wurde in jedem Landesviertel ein protestantischer Viertelprediger aufgestellt. Bei dem großen Bedarf an Geistlichen und vornehmlich an wissenschaftlich gebildeten Lehrkräften für die Grazer Stiftsschule (diese war wenigstens teilweise zur Hochschule umgestaltet worden) entwickelte sich ein reger Verkehr der einzelnen Landschaften mit den protestantischen Universitäten des Reichs. Unter dem aus dem Reiche berufenen Geistlichen spielte Jeremias Homberger als Oberpastor in Graz eine hervorragende Rolle, die sich am deutlichsten in den Worten Erzherzog Karls ausprägt: entweder müsse er aus dem Lande hinaus oder der Homberger.“ Diese Zeit bedeutete den Höhepunkt des Protestantismus in Innerösterreich. Welch eine herrliche, vielverheißende Blüte!

Der Reformator Krains ist Primus Truber. Ein Sohn armer, aber rechtschaffener und frommer Eltern, 1508 zu Raschiza bei Auersperg, einige Meilen von Laibach geboren, hatte er ähnlich wie Luther trotz seiner Armut mehrere Schulen besucht, kehrte aber, ohne zum Universitätsstudium gelangt zu sein, in die Heimat zurück. Der treffliche, eine evangelische Reformation in der katholischen Kirche anstrebende, sein gebildete Bischof von Triest, Peter Bonomo, nahm sich seiner an, ließ ihn zum Priester ausbilden und übergab ihm eine Pfarrei an der Save. Hier begann er gegen die Mißbräuche des Papsttums zu predigen, das Volk zur Buße zu ermahnen und zur rechten Erkenntnis des Heils zu führen. 1531 trat er auch in Laibach als Prediger auf, erst im Dom, aber, da der Bischof ihm dort die Kanzel sperrte, in der städtischen Spitalskirche der heiligen Elisabeth. Schließlich erhielt er aber doch eine Laibacher Dompfründe und wurde neben Paul Wiener, der später der erste evangelische Bischof Siebenbürgens geworden ist, mit dem Halten der deutschen und wendischen Predigten im Dom beauftragt. 1547 sollten beide gefangen gesetzt werden. Truber, von Laibach abwesend und rechtzeitig gewarnt, entging seinem Schicksal. Das Jahr darauf durfte er zwar zurückkehren, mußte aber bald wieder fliehen. Auf die Empfehlung des bekannten Nürnberger Predigers Veit Dietrich (des Herausgebers der Hauspostille Luthers) wurde er Prediger in Rothenburg ob dem Tauber. Von dort aus war er unablässig für seine Slovenen tätig. Er machte ihnen das Evangelium in ihrer, bisher noch nicht schriftlich fixierten Sprache zugänglich und schenkte ihnen vor allem einen evangelischen Katechismus und allmählich das Neue Testament in ihrer Muttersprache.

1560 beriefen die krainischen Landstände Truber zur Ordnung und Leitung ihrer Kirche zurück. Das Jahr darauf traf er in Laibach ein, von seinen Freunden und Anhängern festlich eingeholt und vor seiner Wohnung von der Stadtmusik mit viertelstündigem Blasen des Te deum laudamus begrüßt. Fast schien es, als sollte schon ein Jahr später durch den Kaiser seine Tätigkeit endgültig verhindert werden. Aber infolge wirksamer Verwendung der Landstände und infolge der gegen den katholischen Klerus er-

hobenen Klagen wurde die Untersuchung eingestellt und Truber konnte seine organisatorische Tätigkeit fortsetzen, bis er im Jahre 1564 für immer aus Krain verbannt wurde. Aber was er geschaffen hatte, blieb bestehen. Die Krainische evangelische Kirche blühte weiter, bis unter Ferdinand II. die systematische Ausrottung mit Hilfe der Jesuiten auch dort ihren Anfang nahm.

Nun kehren wir ein in die wunderbar schöne und erhabene Alpenwelt Salzburgs. Hier fand gleichfalls schon im Anfange der Reformationszeit das Evangelium einen freudigen Widerhall und begeisterte Anhänger unter der kernigen, treuherzigen Bevölkerung, die sich aus Ackerbauern, Hirten, Hüttenarbeitern, Bergleuten und Kaufleuten zusammensetzte. Ein ungewollter Förderer der Reformation war der Erzbischof von Salzburg selbst. Matthäus Lang hatte freilich keinerlei religiöses Interesse. Er hielt es nicht für unter seiner Würde einem heiteren Lebensgenuß sich hinzugeben, auch wenn dieser mit den Grundsätzen der Moral nicht in Einklang zu bringen war. Von seinem humanistischen Standpunkte aus erschien ihm Luthers Auftreten gegen die kirchlichen Mißbräuche nicht unwillkommen, so daß er die Verbreitung der Schriften des Wittenberger Mönches nicht verhinderte. Staupitz fand bei ihm freundliche Aufnahme. Daß er Paul Speratus in seine Dienste nahm, hörten wir bereits. Aber Lang änderte bald seine Haltung. Als er sah, wie der Einfluß der Prediger des lauteren Evangeliums auf das Volk immer mächtiger wurde, begann er gegen die religiöse Bewegung einzuschreiten. Das hatte als einer der Ersten der gelehrte Augustiner Stephan Agricola (Kastenbauer) zu spüren, der in Rattenburg am Inn, Schwaz, Innsbruck und Hall evangelische Predigten gehalten hatte. Er wurde als Ketzer und Lutheraner angeklagt und verhaftet. Schon glaubte er als Märtyrer sterben zu müssen. Aber er entkam aus dem Gefängnis und wirkte dann längere Zeit in Augsburg. Auch ein Priester Matthäus sollte zu lebenslänglichem Gefängnis eingekerkert werden. Als er in dieser Absicht nach Mitterfill abgeführt wurde, befreiten ihn unterwegs einige Bauernsöhne, während die Schergen im Wirtshause zechten. Dafür ließ der Erzbischof die armen, jungen Leute, ohne daß sie in offenen Rechten verhört worden waren, auf einer Wiese vor der Stadt eines Morgens heimlich enthaupten. Selbst der Scharfrichter hatte Bedenken, aber der bischöfliche Beamte beruhigte ihn mit den Worten: „Tue, was ich dich heiße, und laß es den Bischof verantworten!“ Auch Speratus' Aufenthalt in Salzburg war nur von kurzer Dauer. Er berichtet uns selbst: „Der grausame Behemoth und weitäugige Leviathan, der dort in seinem Nest wie in einem Paradies sitzt, mocht mich ferner weder dulden noch leiden, sondern versucht, was er wußte und konnte, bis er mich zuletzt von sich riß. Das macht: ich schrie ihm zu laut in die Ohren wider seinen unrechten Mammon, der sein einiger Gott und Nothelfer ist. Deshalb machet ich mich auf in dem Namen Gottes, schüttelt den Staub ab von meinen Füßen über ihn und wich von ihm gen Wien.“ Aber trotz der Kürze seiner Wirksamkeit in Salzburg hatte sich eine Schar treuer Bekenner um ihn gesammelt. Im Jahre 1524 sandte Speratus „allen frommen Christen zu Salzburg und Würzburg“ eine Schrift, „wie man sich mit Verkündigern des göttlichen Wortes versehen solle, oder aber, wenn man solche weder haben könne noch dürfe, wie man sich in dem babylonischen Gefängnis der Seelen wol und christlich verhalten möge“. Darin heißt es: „Es muß ja dahin kommen, daß man entweder baldigst öffentlich und getrost die Sache angreife oder aber daß ein jeder in seinem Hause daheim versuche, für sich selbst oder etlichen Nachbarn in demütigem Geiste und in Gottesfurcht das Wort Gottes zu predigen, so viel er kann, ohne Zweifel, der Geist Gottes werde sein Leiter in alle Wahrheit sein. Sonst ist es gar verloren.“ „Lasset uns alle Ein Ding in Christo sein, wie wir denn in Einem Geiste zu Einem Leibe getauft sind, wir seien Deutsche, Böhmen, Wälsche oder Griechen. Der Glaube weiß, daß es Eine christliche Kirche gibt, die den Geist Christi hat; wer aber und wo derselben Glieder sind, das ist und bleibt allem Fleische bis ans Ende der Welt verborgen. Gewiß aber ist, daß an dem Orte Christen vorhanden sein müssen, wo das Wort Gottes im Schwang geht und die Taufe gehalten wird.“ Ein weiteres, blutiges Opfer der Verfolgung war der frühere Barfüßermönch Georg Schürer, der 1528 enthauptet wurde.

Aber trotz alledem, trotz der Ausweisung evangelischer Prediger, trotz der Vertreibung der Vorsteher und Leiter evangelischer Gemeinschaften, trotz des Aufspürens der Ketzer behufs ihrer Aburteilung — die mächtige Geistesbewegung ließ sich nicht durch Gewalt, nicht mit Feuer und Schwert unterdrücken. Es war nur möglich sie auszurotten, indem man die Bekenner des Evangeliums aus dem Lande entfernte. Und Erzbischof Wolf Dietrich von Raittenau scheute sich nicht, dieses äußerste Mittel anzuwenden. Sein berüchtigtes „Reformationsmandat“ vom Jahre 1588 gebot „allen der alleinseligmachenden Religion widerwärtigen“ Einwohnern der Stadt Salzburg, entweder zum katholischen Glauben zurückzukehren oder binnen Monatsfrist das Land zu verlassen. Noch wurde ihnen erlaubt, vor dem Abzug ihre liegende Habe zu veräußern. Viele wandten der Heimat den Rücken. Wohl tröstete sich zunächst der Erzbischof mit dem Gedanken, „es sei besser ein reines Land im Glauben, als große Schätze in demselben zu haben.“ Aber bald erließ er ein zweites Mandat, welches die Konfiskation der Güter auswandernder Evangelischer anordnete. Wohl gab es manche Schwache, die „mit der Kerze in der Hand im Dom zu Salzburg öffentlich Buße taten“ und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrten. Viele aber blieben äußerlich Katholiken, innerlich dem Luthertum treu.

Der Erzbischof Markus Sittich dehnte die Reformationsmandate auf das ganze Salzburger Land aus und ließ es an keiner Maßregel fehlen, dieselben durchzuführen. Er sandte Kapuzinermönche aus, die Abtrünnigen zur Kirche zurückzuführen. Namentlich gaben sich in Radstatt zwei Mönche große Mühe damit. Aber es fruchtete nichts. Man verlachte sie „als faule, abgestandene Fische“. Weder dort noch in Wagrein noch in den Pflegegerichten von Werfen, St. Johann und Gastein richteten die erzbischöflichen Sendboten etwas aus. Da wurden strengere Verordnungen erlassen: die evangelisch Gesinnten sollten binnen vier Wochen oder vierzehn Tagen bei Verweisung aus dem Lande und Verlust ihrer Güter zum alten Glauben

zurückkehren. Zugleich wurde Nachsuchung nach evangelischen Büchern und Wegnahme derselben sowie Kerkerstrafe für die Verbreiter derselben befohlen. Endlich wurden behufs gründlicher Ausrottung der Ketzerei Soldaten in die meist von Evangelischen bewohnten Orte geschickt und durch langwierige kostspielige Einquartierung und Verübung von allerlei Gewalttaten gegen die Evangelischen nicht wenige der letzteren, die für ein offenes Martyrium im Glauben noch zu wenig gefestigt waren, zur scheinbaren Umkehr zur römischen Kirche gepreßt, indem sie heimlich doch ihre antirömische Gesinnung festhielten. Aber eine beträchtliche Zahl ging auch ins Exil und verließ Hab und Gut, um nicht den Glauben zu verleugnen. Etwa 600 evangelisch Gesinnte gingen aus Radstatt und Umgebung in das Österreichische hinüber und nach Mähren, wo zu dieser Zeit ein milderes Verfahren gegen die Evangelischen beobachtet wurde. Unter etwa 2500 Personen in den Tälern und auf den Bergen von Gastein waren es doch nur etwa 300, die sich zu der Erklärung: auf den römisch-katholischen Glauben zu leben und zu sterben einschüchtern ließen. Der Erzbischof glaubte, die Ketzerei völlig ausgerottet zu haben und ließ darob ein Dank- und Freudenfest feiern.

Aber er täuschte sich durch den äußeren Schein. Die öffentlichen Erbauungsversammlungen hörten freilich auf. Den evangelischen Predigern war das Umherziehen von Tal zu Tal durch die Späher und Häscher unmöglich gemacht. Aber viele, die sich aus Furcht und Zwang äußerlich zur katholischen Kirche hielten, erbauten sich im Verborgenen zwischen ihren vier Wänden durch Lesen der Heiligen Schrift und der herrlichen Erbauungsschriften der evangelischen Kirche, welche sie unter der Erde, unter den Dielen, in Kellern, auf Böden unter Heu und Stroh oder in verborgnen Wandschränken nebst Bibel und Gesangbuch versteckt gehalten und vor der Konfiskation gerettet hatten. Die Kinder wurden im Glauben der Väter heimlich unterrichtet. Nach jenen Verfolgungen breitete sich die evangelische Wahrheit im Salzburgischen von neuem im stillen weiter aus. Besonders geschah das unter dem milden Regiment des Erzbischofs Paris Hadrian (1619—53). Die Schrecken des 30jährigen Krieges berührten das Salzburger Land nicht, da Paris Hadrian weder den Völkern der katholischen Liga noch den Jesuiten den Einzug gestattete. (Nach Erdmann.)

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß wir auch einen Brief Luthers an einen Salzburger Evangelischen, an Martin Lodinger besitzen. Lodinger war vermutlich Ratsherr in der Stadt Gastein, verließ um des Evangeliums willen sein Vaterland und schrieb zur Stärkung seiner verfolgten Landsleute und Glaubensgenossen kurz vor seinem Tod zwei Trostschriften, die auch in den beiden folgenden Jahrhunderten von neuem gedruckt und viel verbreitet worden sind. Ja auch noch im neunzehnten Jahrhundert sind dieselben im Salzburgischen vielfach gelesen worden. Lodinger hat darin selbst folgenden an ihn gerichteten Brief Luthers (vom 27. August 1532) veröffentlicht: „Friede in Christo! Mein lieber Freund! Wider Gewalt ist kein Rat. Weil ihr nun wisset, daß es recht sei, das Sakrament ganz und nicht halb zu empfangen, ist besser, ihr entbehrt seiner ganz und gar und befehlt euch dieweil mit dem Glauben und Begierde zum ganzen Sakrament, welches heißt geistliche Empfangung. Wollt ihr's aber je auch leiblich ganz empfangen, und eure Obrigkeit will nicht, so müßt ihr das Land räumen und anderswo suchen, wie Christus sagt: Flieht in eine andre Stadt, wo sie euch in einer verfolgen! Sonst ist hier kein andrer Rat. Befehle euch hiermit in die Gnade Christi. Amen." (Der Leser sei hingewiesen auf das treffliche Buch: Max Vorberg, der Lutherhof von Gastein.)

Auch in Tirol fand die Reformation frühzeitig Eingang, besonders in den Bergwerksgebieten. Allerdings war hier der Bauernkrieg dem Fortgang derselben hinderlich. Statt des Luthertums finden wir hier das Täufertum in bedeutender Verbreitung und opferwilliger Bekenntnisfreudigkeit. Aber „den vereinten Bemühungen von Thron und Altar, von Priester und Henker, gelang es nach mehr als siebzigjähriger Arbeit die Tiroler wieder katholisch zu machen."

Als ein Land religiöser Duldung darf im Reformationszeitalter und im ganzen Reformationsjahrhundert Mähren angesehen werden. Während die Brüder, die Mitglieder der ersten Adelsgeschlechter zu ihren Anhängern zählten, sich in der Umgebung von Prerau auf den Zierotinschen Gütern und um Eibenschitz sich sammelten, bildeten Iglau und Olmütz die Horte des Luthertums.

Geradezu als Reformator Mährens darf der schon oft genannte Paul Speratus angesehen werden, wenn er auch nur kurze Zeit im Lande weilen durfte. Nach jener Predigt in Wien und deren Folgen (vgl. oben S. 167) hatte sich Speratus nach Wittenberg begeben wollen. Auf dem Wege dahin kam er nach Iglau, dem Mittelpunkt des mährischen Bergbaus und Gewerbfleißes. Bald nach seiner Ankunft übertrug ihm der Abt des Dominikanerklosters die Predigerstelle an der Klosterkirche. Wie es Speratus in diesem Amte ging, schildert er selbst später in einem Brief an die Iglauer: „Als ich zu der Igla war, begehrtet ihr mein nicht; denn ihr wußtet mich nicht. Aber euer Wolf, der Abt, begehrte mein und nahm mich zu einem Prediger, versah sich aber nicht, daß ich das Evangelium predigen sollte, sondern allein ihm in die Küche dienen. Das verstand ich anders und predigte euch das Evangelium. Wir nahmen Christum vor uns, der lehrte uns anders, denn bisher der Papst hatte getan. Da ging uns allererst das rechte Licht auf, da sahen wir nun unsere Greuel, da erkannten wir uns, da fanden wir den rechten Weg, wo hinaus, wer selig werden will. Wir prüften, daß es alles vorhin Irrtum gewesen war und eitel Verführung in Abgrund der Hölle." Kein Wunder, wenn der Abt sehr bald die Wahl Speratus zum Prediger bereute: „Mein gnädiger Herr, der Abt, konnte es nicht leiden, es ging ihm vom Opfer ab, den Mönchen an den Käsen. Da wurden Pilatus und Herodes gute Gesellen, ganz eins der Abt und die Bettelmönche, die sich vor nie miteinander vergleichen konnten." Und nun schildert Speratus weiter: „Das Evangelium gefiel am ersten jedermann wohl; ja da mich die Feinde des Evangeliums antasteten, mich verfluchten, mich ketzerten, mich vertreiben wollten, lief jedermann zusammen, wurden eins, sie wollten mich nicht lassen, schwuren zusammen." Der Pfarrer von Iglau war gerade gestorben, und die Gemeinde wählte Speratus zu ihrem Seelsorger. Keineswegs als ein Polterer trat Speratus auf. Es lag ihm daran,

die Gemeinde auf das Innere des Christentums zu lenken. Nach außen soll er, wie aus Iglau berichtet wird, so vorsichtig aufgetreten sein, daß er nicht nur, um Ärgernis zu vermeiden, seine Gattin als seine Schwester ausgab, sondern auch anfangs an Prozessionen und andern päpstlichen Zeremonien sich beteiligte; aber endlich habe er aus Gottes Wort seine Zuhörer unterwiesen, so daß diese sich nach seinen Predigten richteten.

Sowohl von König Ludwig von Ungarn, unter dessen Botmäßigkeit Iglau als königlich mährische Stadt stand, als vom Bischof von Olmütz wurden Schritte gegen Speratus und seine Tätigkeit unternommen. „Ein Mandat über das andre", schreibt er, „ist über uns vom königlichen Hof ausgegangen, ein schweres über das andre von dem an, das euch gebot bei zwanzig Mark Golds, ihr solltet mich von euch tun, bis auf das, das solches wieder gebot bei Verlierung aller Privilegien, Lehen und Güter, und daneben gedroht, wo ihr euch nicht daran kehren wolltet, so sollte Bann und Acht über euch hernach folgen, ja königlicher Zorn würde so groß werden, daß Ihre Majestät selber ein Heer vor die Stadt schlagen wird, dieselbige in Grund und Boden zu zerstören." Endlich schien die Zeit gekommen, die Drohungen wahr zu machen. Im April 1523 traf der König auf seinem Zuge von Prag nach Ofen in Olmütz ein und ließ auf die Klage des Bischofs Speratus gefangen nehmen. Und wie ging's ihm und den Evangelischen? „Wir lagen zu Olmütz achtzehn Tage, sagten uns überall an, bei Fürsten und Herren, auch Königlicher Majestät. Es sahen und wußten uns Mönche und Pfaffen, Prälaten, Abt und Bischof. Es war auch vorhanden der Legat von Rom. Niemand wollt uns verklagen, niemand wollt uns hören. Wie ging es denn zu? Da heut der Fürst und der Herr, morgen ein andrer hinwegzog und auch Königliche Majestät selbst aufbrach, da fing man den Ketzer und legte mich in einen Turm, gebot, man sollt mir Wasser und Brot zu fressen geben. — Ja, daß man doch sehe, wie recht sie an mir gehandelt hätten, machten sie am nächsten Tag darnach, als ich gefangen ward, ein Freudenfeuer, beraubten die Buchkrämer und die frommen Bürger, wer lutherische Bücher hätte, und verbrannten sie daselbst auf dem Markt bei dem Pranger. — Ja, sie verbrannten auch das Neue Testament, von Martin Luther verdolmetscht, darum, daß allein der Name Wittenberg darauf geschrieben stand." Manchen Brief schrieb Speratus aus dem Gefängnis an seine Gemeinde. Das Beste aber, was er ihr gab und was bald köstliches Eigentum der gesamten evangelischen Christenheit wurde, war sein Lied: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte." Zwölf Wochen blieb Speratus im Gefängnis. In dieser Zeit wurde Iglau durch eine Feuersbrunst heimgesucht, bei der das Dominikanerkloster unversehrt blieb, aber das Haus des evangelischen Predigers in Flammen aufging. Selbstverständlich deuteten die Papisten dies als ein Zeichen göttlichen Zorns. Nach Ablauf jener zwölf Wochen „tat der König die Augen recht auf, erkannte, was die Sache war, und ließ Speratus aufs allergnädigste los, allerdings unter der Bedingung, daß er Mähren verlasse. Die Hoffnung der Gemeinde, er werde doch nach einiger Zeit zurückkehren, erfüllte sich nicht. Speratus, von Gott noch zu Großem in seinem Reiche berufen, wandte sich zunächst nach Wittenberg.

Ungehindert durften die Täufer im Lande wohnen und bleiben, bis die Errichtung eines Jesuitengymnasiums (1572) den Anfang der Reaktion ankündigte.

Frühzeitig hatte auch in Ungarn die Reformation Anhänger gewonnen. Sonst wäre es nicht nötig gewesen, 1521 auf allen Kanzeln die Verdammung der lutherischen Lehre bekannt zu geben. Harte Reichsgesetze, scharfe priesterliche und königliche Verbote wurden in den nächsten Jahren erlassen. Es fehlte auch nicht an treuen Bekennern, die auf dem Scheiterhaufen ihr Leben ließen. In der Schlacht bei Mohacs (29. August 1526) fiel König Ludwig im Kampfe gegen die Türken. Luther widmete Ludwigs Witwe, die durch ihren Beichtvater Johann Henkel der evangelischen Lehre zugänglich gemacht worden war, die Auslegung der vier Trostpsalmen. Die Päpstlichen wurden darüber ziemlich aufgebracht. Luthers persönlicher Gegner, Hieronymus Emser, schrieb, Luther habe das nur getan, „sein altes Gift zu erneuern und seine Ketzerei bei dem bald glaubenden weiblichen Geschlecht zu erweitern". Trotz der Verfolgungen, die die Reformation erfuhr, ergriff diese, gerade begünstigt durch die politischen Wirren, weitere Kreise. Der eigentliche Reformator Ungarns wurde Matthias Devay. Seit 1529 studierte er in Wittenberg, wo er anderthalb Jahre Luthers Haus- und Tischgenosse gewesen ist. 1531 kehrte er in sein Vaterland zurück, dort von nun an eine rastlose reformatorische Tätigkeit entwickelnd. Zweimal, das zweite Mal fast drei Jahre, hat er sein mutiges, freies Wort durch Gefangenschaft gebüßt. Maximilian II. hinderte die Reformation nicht. Dem gewalttätigen Vorgehen Rudolfs II. aber gegenüber erzwangen die Protestanten im Wiener Frieden (1606) volle Religionsfreiheit. Die nationalen Ungarn schlossen sich dem reformierten Bekenntnis an. Die deutschen Ansiedler blieben bei der Augsburgischen Konfession.

Nach Siebenbürgen hatten schon seit 1519 Kaufleute aus Hermannstadt Luthers Schriften gebracht. Die reformatorischen Gedanken fanden um so freudigere Aufnahme und leichtere Verbreitung, als man sich national mit den Wittenberger Reformatoren verwandt fühlte. Auch die größere, althergebrachte bürgerliche Freiheit trug dazu bei. Allen Drohungen und Verboten zum Trotz, wagte der Rat von Hermannstadt sogar im Jahre 1529 die Mönche zu vertreiben. Der eigentliche Reformator Siebenbürgens war Johann Honterus. 1498 in Kronstadt geboren, hatte Honterus in Wien und Krakau studiert und sich dann längere Zeit in der Schweiz aufgehalten. Seit 1533 finden wir ihn wieder in seiner Vaterstadt. „Mit einem wertvollen Bücherschatz hatte er die Buchdruckerpresse und Arbeiter für dieselbe aus Deutschland mitgebracht; ohne öffentliche amtliche Stellung wurde er mit diesen Mitteln Schöpfer eines neuen Lebens. Im Haus der verwitweten Mutter erstand, wie die mündliche Überlieferung aufbewahrt hat, unter seiner Leitung eine neue Werkstätte der Kultur, deren fröhliches Licht bald in alle Gaue der Sachsen dringen sollte. Für das Verständnis der alten Weltweisen und Dichter, die kaum seit einem Jahrhundert dem Staub der Klöster entstiegen, den sächsischen Jüngling bisher an der Hochschule in Wien begeistert

hatten, schuf er nun hier eine bleibende Heimat, und zu den neugefundenen Schätzen der Schönheit und Weisheit des Altertums gesellte er den Geist des befreiten Evangeliums. Die beiden Richtungen des modernen Geistes, welche die heutige Zivilisation geschaffen haben, die Wiedergeburt der klassischen Literatur und des evangelischen Christentums, sind dem siebenbürgisch-sächsischen Volk in diesem einen Manne vereinigt und verkörpert." In aller Stille, ohne geräuschvollen Streit, ohne heftige Zusammenstöße führte die Arbeit des trefflichen Mannes der Reformation seines Vaterlandes entgegen. 1543 erschien die „Kirchenordnung für Kronstadt und das ganze Burgenland". Als Luther dieselbe gelesen hatte, schrieb er an den Hermannstädter Dekan Matthias Ramser: „Alles, was du mich fragst, findest du in jenem Buche besser, als ich es schreiben kann. Wie sehr gefällt es uns, da es mit so großer Gelehrsamkeit, Reinheit und Treue verfaßt ist! Dieses Büchlein lies und gehe zu Rat mit den Lehrern der Kronstädter Gemeinde, sie werden dir die nützlichsten Mithelfer sein zur Besserung deiner Kirche!" 1544 wurde Honterus selbst Stadtpfarrer von Kronstadt. Die Reformation wurde nun hier ebenso wie in Hermannstadt vollständig durchgeführt.

Auch blutige Verfolgungen konnten ihr nicht Einhalt gebieten. Der Landtag zu Klausenburg (1557) proklamierte allgemeine Religionsfreiheit.

Dritter Abschnitt.

Die Tätigkeit der römischen Kirche auf deutschem Boden.

1. Der Orden der Gesellschaft Jesu.

„Gerade in dem Zeitpunkte, wo der Protestantismus nach allen Seiten sich ausbreitete, entstand ein kirchlicher Verein, der von einem Geiste durchdrungen, von einem Willen gelenkt, von gleichem Gehorsam im Denken wie im Handeln beseelt, die Vertretung der katholischen Interessen zum einzigen Zweck seiner Tätigkeit wählte und sich unbedingt dem römischen Stuhle unterordnete." Dieser Verein ist die Gesellschaft Jesu. Der Gründer „dieses auch in seiner Unchristlichkeit großartigen Instituts", Don Inigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn des spanischen Ritters Beltran von Loyola wurde geboren 1491. Bei der tapferen Verteidigung Pamplonas 1521 wurde ihm durch eine Kugel der eine Fuß zerschmettert. Während des langwierigen Krankenlagers beschäftigte sich Ignaz mit dem Leben Jesu und der Heiligen. Bald blickte er zu diesen mit glühender Begeisterung auf. Ihnen nachzufolgen, erschien ihm größer als sein bisheriges Rittertum. Nach seiner Genesung hing er seine ritterliche Rüstung vor einem Marienbilde auf und gab sich harten Büßungen und Kasteiungen hin. Wunderbare Verzückungen wurden ihm dabei zuteil: er sah die Geheimnisse der göttlichen Dreieinigkeit und des Gottmenschen, ihm erschien Maria, er schaute den Teufel. „Man hat oft die Anfänge des Ignatius mit denen Luthers verglichen; aber wie verschieden waren sie auf jedem Punkte. Luthers Seelenkampf ging von dem tiefen Gefühle der Sünde und der Verdammnis aus, das sich ihm mit vernichtender Energie aufdrängte, der des Ignatius von dem eitlen Drange, in glänzender Nacheiferung die berühmtesten Heiligen zu überbieten; selbst sein Sündenschmerz hatte keinen tieferen Grund. Luther rang sich durch seine Anfechtungen mit der Waffe des göttlichen Worts, Ignatius schwelgte in Visionen und Phantasien, Luthers Gewinn war die Gerechtigkeit und der Friede des Glaubens, der unerschütterlich auf Gottes Wort und dem Verdienst Christi stand; des Ignatius Bestrebungen liefen in der unbedingten Unterwerfung unter die Autorität des römischen Stuhles aus und seinen Frieden fand er in der Selbstgerechtigkeit des eigenen Verdienstes." Nach einem Besuche des heiligen Landes, widmete er sich eifrigst den Studien. Bald fand er eine Anzahl Genossen, die sich für seine Gedanken begeisterten. Mit ihnen begab er sich 1537 nach Italien. Sie empfingen miteinander die Priesterweihe, wirkten in verschiedenen Städten als Volksprediger und wanderten, jeder auf einem besonderen Wege, nach Rom. Unterwegs predigten sie und widmeten sich der Seelsorge wie der Krankenpflege. In Rom teilte Ignatius jedem seiner Genossen einen priesterlichen Wirkungskreis zu. Nachts versammelte man sich, um miteinander zu beten und sich über das Weitere zu beratschlagen. Bald wird man auf die rastlos eifrigen, keine Arbeit und Mühe scheuenden Männer aufmerksam. Am 27. September 1540 bestätigt Paul III. die Gesellschaft Jesu. Einstimmig wählte man Loyola zum General. Rasch gewann sein Werk an Ausdehnung. Bei Loyolas Tode (1556) zählte die Gesellschaft bereits dreizehn Provinzen.

Jedes Glied der Gesellschaft sollte vom Geiste des Stifters durchdrungen werden. Zu diesem Zwecke sollte jeder innerlich dasselbe erfahren, was Loyola erfahren hatte. Das ist der Sinn der sogenannten „Exerzitien" oder geistlichen Übungen. Man hat sie mit Recht das „geistliche Exerzierreglement" genannt. Der Orden ist ja die Übertragung militärischer Subordination auf das Gebiet des geistlichen Lebens. Dieselben erstrecken sich auf vier Wochen. In der ersten Woche soll der Übende sich seine Sünde, in der zweiten Christi Leben, in der dritten Christi Leiden und Sterben, in der vierten Christi Verherrlichung vorstellen. Durch den tiefsten Schmerz wird er zur höchsten Freude geführt. Er empfindet die Triebfedern wirklicher Frömmigkeit ebenso wie die fanatischer Schwärmerei. Der Wille wird zur höchsten Energie gespannt, bis er sich schließlich zu unbedingter Unterordnung unter die Kirche bestimmen läßt.

Erst diese Exerzitien öffnen den Zugang zur Mitgliedschaft der Gesellschaft Jesu. Zwei Jahre dauert die Probezeit des Neulings im Novizenhause, während deren das gesamte Leben bis ins Einzelnste genau geregelt ist. Ist die Probezeit bestanden, so hat sich der zukünftige Jesuit als „Scholastiker" fünf Jahre hindurch wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Studien zu widmen und dann ungefähr die gleiche Zeit dieselben Gegenstände zu lehren.

Ignatius von Loyola Besessene heilend.

Nach dem Gemälde von Peter Paul Rubens in der Gemäldegalerie zu Wien. Nach einem Kohledruck von Braun & Cie., Paris, Dornach.

Nun erst beginnt das vier bis sechs Jahre währende Studium der Theologie. Ist dieses beendet, so schließt sich nochmals ein Probejahr an. Dann empfängt der Jesuit die Priesterweihe. Der „Scholastiker" hatte die drei Mönchsgelübde abgelegt. Der „Koadjutor" verspricht außerdem besondere Hingabe an den Jugendunterricht. Der „Professe" schwört noch unbedingten Gehorsam gegenüber einem jeden Auftrage des Papstes.

Das Band, welches die Gesellschaft zusammenschließt, ist überhaupt der Gehorsam. Der Befehl des Obern läßt die Regung jeder eigenen Meinung verstummen. Das Gewissen des einzelnen ist der Obere. Von dessen Willen haben sich alle leiten zu lassen, „wie ein Leichnam, der nur der äußeren bewegenden Ursache nachgibt, oder wie ein Stab, der der Hand seines Trägers willenlos dient". Dazu ist nötig, daß ein Jesuit alle persönlichen Beziehungen zur Welt, zu Verwandtschaft und Freundschaft, zu Volk und Vaterland abbricht. Er soll nicht sprechen: ich *habe*, sondern ich *hatte* Eltern und Geschwister, nun aber habe ich sie nicht mehr. Ununterbrochen wird der einzelne beobachtet. Jedem wird der Platz angewiesen, auf den seine Anlagen ihn weisen und an dem er der Gesellschaft und deren Aufgaben am besten dienen kann. Dreifach ist das Arbeitsgebiet der Gesellschaft Jesu: äußere Mission unter den Heiden, innere Mission in der römischen Kirche, Zurückführung aller nichtrömischen Christen, insbesondere der Protestanten unter das Papsttum.

Ignatius von Loyola.

Die Verzerrung, die das Christentum in der Gesellschaft Jesu erfahren hat, zeigt sich nirgends deutlicher als auf dem Gebiete der Sittenlehre. Hier wird die unverbrüchliche Einheit der sittlichen Persönlichkeit im Gewissen zerrissen und die Sittlichkeit in einzelne Gebote aufgelöst. Nicht das durch Gottes Wort bestimmte Gewissen gibt die Antwort auf die Frage, ob etwas gut oder böse ist. Es ist möglich, daß eine Tat auch dann keine Sünde ist, wenn sie dem Gewissen widerspricht. So, wenn jene Tat durch die Meinung eines von der Kirche anerkannten Lehrers als nicht verwerflich belegt werden kann, ferner, wenn der Zweck, dem sie dient, ein löblicher ist. Endlich ist es gestattet, daß man seine Rede, auch ein Versprechen, selbst einen Eid während der Rede in Gedanken auf einen engeren Sinn beschränkt, als der Wortlaut gestattet, oder daß man im stillen dem anderen unbekannte Bedingungen an sein Versprechen knüpft, oder endlich, daß man sich zweideutiger Worte bedient und wissentlich dieselben anders als der andere auffaßt. „Schon diese allgemeinen Grundzüge zeigen zur Genüge, wie giftig die Saat war, welche die Jesuiten durch ihre kasuistischen Prinzipien ausgestreut haben. Dieselbe legalisieren die raffinierteste Selbstsucht, heben alle Beziehungen sittlicher Gemeinschaft auf und setzen die Menschen zueinander in eine Art von Kriegszustand, in welchem alle Vorteile gelten. Der Orden hat oft gegen den Grundsatz, der Zweck heilige das Mittel, als einen ihm fremden und böswillig angedichteten protestiert"; aber der Satz steht nicht im Widerspruch zu Theorie und Praxis der Jesuiten. Es ist kein schärferer Gegensatz als Jesuitismus und Protestantismus denkbar. Hier ist die „Freiheit des in dem einzelnen lebendigen Gewissens von jeder menschlichen Autorität", dort die „Unterwerfung des ganzen individuellen Daseins, selbst des Gewissens, unter eine sichtbare Autorität"!

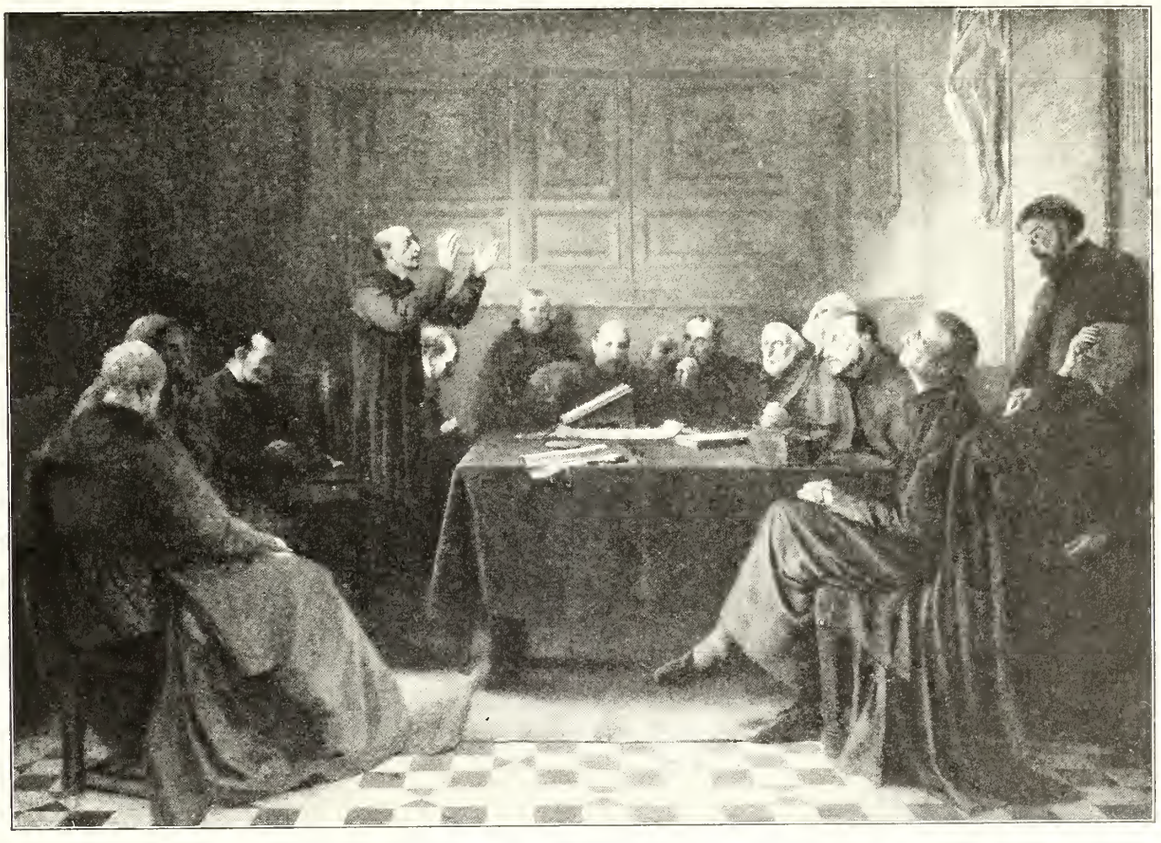
Für uns kommt hier besonders in Betracht, was die Gesellschaft Jesu zur Unterdrückung des Protestantismus und zur Verhütung seines weiteren Wachstums in Deutschland noch im Reformationsjahrhundert geleistet hat.

2. Die deutsche Gegenreformation.

Deutschland war auf dem besten Wege, vollständig evangelisch zu werden. Dort, wo noch äußerlich römisches Wesen herrschte, fehlte doch die freudige, aus Gewissen und Überzeugung erwachsende Widerstandskraft gegen das mit Begeisterung und Hingabe gepredigte und eine alte, morsch gewordene Welt niederreißende Evangelium. Als im Jahre 1558 Herzog *Albrecht von Bayern* in seinem Lande eine Religionsmusterung vornehmen ließ, stellte sich heraus, daß viele Geistliche nur noch die beiden Sakramente Taufe und Abendmahl anerkannten, in den Städten allgemein, auf dem Lande vielfach das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichten, die Verehrung der Maria und die Anrufung der Heiligen verwarfen und in ihrer Lehre überhaupt viel mehr auf lutherischem als auf römischem Boden standen, sowie, daß die Lehrer sich in der Schule des Lutherischen Katechismus bedienten. Da kam dem sinkenden Katholizismus in Deutschland die rastlose Energie und der rücksichtslose, zielbewußte, vor keiner Schwierigkeit weichende Jesuitismus zu Hilfe. „Die spanischen Priester (so wurden die Jesuiten vom Volk genannt) gaben dem katholischen Glauben auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhl neuen Nachdruck. Ihr Ziel war, den Protestantismus mit den Mitteln des Protestantismus zu bekämpfen. Die Wissenschaft der Dominikaner, die mittelalterliche Scholastik, war vor dem Humanismus, welcher jetzt mit dem Protestantismus gemeinsame Sache gemacht hatte, erlegen. Der Jesuitenorden hat die humanistische gelehrte Bildung sich angeeignet, um sie in den Dienst der Kirche zu stellen. Der protestantischen gelehrten Schule trat die Jesuitenschule, der protestantischen Wissenschaft eine mit allen Mitteln ausgerüstete jesuitische Wissenschaft, der protestantischen Predigt eine gleichfalls in der Volkssprache gehaltene, an die Bibel anknüpfende, den Katholizismus ausbreitende Jesuitenpredigt gegenüber. Ein gewaltiges Maß geistiger und sittlicher Kräfte ist aufgewandt worden, um den Protestantismus mit seinen eigenen Waffen zu vernichten."

Als die Seele dieser Arbeit auf deutschem Boden ist der erste deutsche Jesuit *Peter Canisius* zu bezeichnen. 1524 in Nymwegen geboren, wurde er 1543 in Köln für den Jesuitenorden gewonnen. In Mainz unterzog er sich den geistlichen Übungen. Über den Eindruck, den sie auf ihn machten, schreibt er selbst: „Ich kann nicht sagen, wie dar-

unter mein Herz und Sinn sich verändert, wie mein Geist von neuen Strahlen der göttlichen Gnade erleuchtet ist und wie ich mich von einer geradezu neuen Kraft ergriffen fühle, so daß die Fülle der göttlichen Gnade auch in meinen Körper überströmte und ich mich wie neu gestärkt und umgewandelt fühle." Seit 1545 hielt er in Köln biblische Vorlesungen, daneben mit außerordentlichem Erfolge predigend. „Seinen eindringlichen, von einer feurigen, heiligen Begeisterung getragenen Reden war es zu danken, daß in einem großen Teil der vornehmen Jugend die Anhänglichkeit an den katholischen Glauben gefestigt und die Lust, in die rasch aufblühende Gesellschaft Jesu einzutreten, geweckt wurde." Wir finden ihn dann in Trient und Bologna, bald in Rom. Hier ward ihm erst der Stempel eines echten Jesuiten aufgeprägt. Nachdem er eine Zeitlang an einem Jesuitenkolleg in Messina gelehrt hatte, legte er in Rom das Professengelübde ab. Keiner war so geeignet, der Gesellschaft Jesu in Deutschland die Wege zu ebnen, keiner für die Aufgaben des Jesuitismus in Deutschland so begeistert als Canisius. „Italiens und Spaniens", so schreibt er, „müssen wir vergessen und uns Deutschland allein hingeben, nicht auf einige Zeit, sondern für das ganze Leben. Hier müssen wir aus allen Kräften und mit dem größten Eifer arbeiten, und so lange wir nicht abberufen werden, müssen wir nichts so sehr begehren, als die Besserung und das fröhliche Gedeihen des deutschen Erntefeldes und guter Arbeiter auf demselben, besonders aus unserem Orden." 1549 kam Canisius nach Ingolstadt. Die Universität war verkommen, das kirchliche Leben erstorben. Da trat Canisius mit seinen Begleitern mutig, freudig und zielbewußt auf den Plan. Nicht nur der Universität, sondern der gesamten Kirche galt ihr Wirken. Sie trieben eifrig Liebestätigkeit. Canisius predigte fleißig. Zur Gründung eines Kollegiums kam er jetzt noch nicht. 1552 leistete Canisius einem Rufe König Ferdinands, der keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als sein Volk gut katholisch zu machen, nach Wien Folge. In demselben Jahre erhielten die Jesuiten in Wien ihr eigenes Kolleg und ein Gymnasium. Hier hat Canisius seinen berühmten Katechismus verfaßt. Er stellt darin die christliche Lehre unter den Gesichtspunkten Glaube (das apostolische Bekenntnis), Hoffnung (Vaterunser) und Liebe (zehn Gebote) dar und fügt die römische Sakramentslehre sowie die Pflichten der christlichen Gerechtigkeit hinzu. Ein Erfolg der Tätigkeit Canisius' war auch die Gründung des Jesuitenkollegiums in Prag (1556), wo er seit 1555 zumeist weilte. In demselben Jahre kam auch das Ingolstädter Kollegium zustande. Nun entfaltete Canisius eine außerordentlich rege Tätigkeit in Bayern. Verschiedene Domkapitel luden ihn ein, Predigten zu halten. So finden wir ihn in Regensburg, in Worms, in Köln, in Straßburg und Freiburg im Breisgau. Seine Reisen stärkten die Hoffnung, daß die Sache des Katholizismus in Deutschland noch nicht verloren sei. Im Jahre 1558 kam Canisius nach Polen, wo es nahe daran war, daß der Protestantismus auch äußerlich zum unbeschränkten Siege gelangte. Es ist in der Hauptsache das Werk Canisius', daß hier die Jesuiten Eingang fanden und den Katholizismus retteten. 1559 wurde Canisius Domprediger in Augsburg. Hier waren Katholiken und Evangelische gleich an der Zahl und hatten den Frieden untereinander zu wahren gewußt. Canisius' Predigt hatte auch in Augsburg den gewünschten Erfolg. Vornehmlich aus dem Adel kehrten viele, besonders Frauen, zur katho-



Gründung der Gesellschaft Jesu.
Nach dem Gemälde von W. v. Lindenschmit (F. Bruckmann A.-G).

lischen Kirche zurück. Dank des Testaments des reichen Christoph Fugger erhielt Augsburg 1580 ein reich ausgestattetes Jesuitenkolleg. 1563 faßten die Jesuiten in Dillingen festen Fuß, 1559 ließen sie sich in München nieder, 1562 in Innsbruck, 1565 in Würzburg, 1570 in Mainz und Trier. So „hoffte Canisius durch ein energisches Sichaufraffen aller katholischen Mächte und Kräfte den Protestantismus zu überwinden. Als Jesuit hatte er natürlich für diesen kein anderes Urteil übrig, als daß er eine Ausgeburt der Hölle, eine Pest, eine Proklamierung teuflischer Freiheit sei. Aus den gemeinsten Lüsten geboren, treibt er den Menschen in die gemeinste Zuchtlosigkeit. Revolution, nichts andres ist ihm der Protestantismus, und Luther der frivolste Ketzer, der nur durch die übertroffen wird, die seinen Bahnen gefolgt sind. Wenn man auf katholischer Seite die Milde des Canisius geradezu als musterhaft hingestellt hat, so ist diese Milde die Toleranz der Klugheit, nicht der Überzeugung. Selbst die Inquisition hat er offen verteidigt. In der Kunst der Proselytenmacherei war er Meister, und wenn es etwa einen Ketzer zu bekehren galt, der im Kerker saß, so wußte man ihm keinen geschickteren Seelenfänger zu senden. Die gegenreformatorische Aufgabe der Staatsgewalt hat er aufs klarste betont. Niemand war eifriger, die ketzerische Literatur zu unterdrücken, die Universitäten von zweifelhaften Lehrern zu säubern, die Ausweisung der Ketzer zu betreiben." Canisius starb am 21. Dezember 1597 zu Freiburg in der Schweiz.

Wie energisch Ignatius das Ziel, Deutschland dem Katholizismus zu retten, ins Auge faßte, geht auch aus der schon 1552 erfolgten Gründung des sogenannten Collegium Germanicum in Rom hervor. Hier sollten junge Deutsche für den Orden und seine Tätigkeit in Deutschland erzogen werden. Das Volk sollte sich selbst bekämpfen. Sorgfältig wurden die Schüler ausgewählt. Sie mußten lebenslängliche Treue gegen den Papst, die römische Kirche und Religion geloben, sich verpflichten, gemäß der Weisung der Oberen die geistlichen Weihen zu empfangen und bis zu ihrer Abordnung nach Deutschland im Kollegium zu bleiben.

Lange dauerte es nicht, so griff man in Deutschland auch zu Gewaltmitteln, um den Protestantismus zu vernichten. Albrecht von Bayern verschmähte es zwar, mit Feuer und Schwert gegen die verhaßten Ketzer vorzugehen. Er schritt zu Landesverweisungen. Die Städte und Märkte mußten ihre wohlhabendsten und fleißigsten Bürger in Menge von dannen ziehen sehen; Bauern wurden von Acker und Hof verjagt. In München trat infolge der Auswanderung eine Krisis im Handel ein. Wer nicht Landes verwiesen wurde, wurde wenigstens ins Gefängnis gesetzt, um von den Jesuiten sich bekehren zu lassen. Darunter nicht selten Weiber mit Kindern an der Brust. Es ging ein Schmerzensschrei, ein Murren durch das ganze Land. Albrecht fiel die Vormundschaft über den jungen Markgrafen Philipp von Baden zu. Er benutzte dies, sein Mündel in München durch Jesuiten erziehen zu lassen und in dessen Lande den Protestantismus zu unterdrücken. Das Gleiche taten die Kurfürsten von Trier und Mainz, der Abt von Fulda, der Bischof von Bamberg und andere. Der Bischof Julius von Würzburg zog mit Soldaten, Henkern und Jesuiten umher. Der römische Beichtstuhl oder der Galgen, wenn nicht die mildere Landesverweisung war für die Protestanten die Wahl. 1578 begann auf das Drängen der Jesuiten und dann mit ihrer Hilfe unter Rudolf II. die Vertreibung der Protestanten aus Österreich. Es war, sagte Ranke, eine unermeßliche Reaktion. Wie der Protestantismus vorgedrungen, so ward er auch zurückgeworfen, Predigt und Lehre wirkten auch hierbei, aber noch bei weitem mehr Anordnung, Befehl und offene Gewalt. „Die Jesuiten waren, wie die Anstifter und Ratgeber, so die Werkzeuge: wie Raubvögel zogen sie in dem nun heraufbeschworenen furchtbaren Kriege hinter den siegenden katholischen Heeren her und bemächtigten sich der ihnen preisgegebenen Beute mit heißer Gier."

Vierter Abschnitt.

Kirchliche Kunst, Wissenschaft und Literatur.

1. Die kirchliche Kunst.

Der Entwickelung der Kunst ist das Reformationsjahrhundert nicht günstig gewesen. „Nur in ganz wenigen bedeutenden Persönlichkeiten erhebt sich die deutsche Kunst zu einer für die ganze Welt gültigen Höhe. Daß deren Zahl nicht größer ist, lag vor allem an der Ungunst der religiösen und politischen Verhältnisse. Wenn die Reformation in einem großen Schwunge zu allgemeiner Anerkennung in Deutschland durchgedrungen wäre und wenn sich im Anschluß daran ein nationales Kaisertum entwickelt hätte, so wäre sicher der gesunden, in der Hauptsache nationalen künstlerischen Grundlage eine größere Fülle erstklassiger Talente entsprossen. Die religiöse Bewegung hatte das Volk bis in das innerste Herz erschüttert; um so abdämpfender mußte es wirken, daß sie sich so bald in kleinliche Streitigkeiten zersplitterte, und daß die mächtige Flutwelle in so vielen Landschaften wieder zurückgedämmt wurde. Dennoch ist es bewunderungswürdig und zeugt von der damals dem deutschen Volke innewohnenden Kraft und Gesundheit, daß eine solche Fülle von Talenten zweiten Ranges erstand und daß die deutsche Kunst verhältnismäßig so lange Zeit in Blüte blieb, bis der alles Kulturleben vernichtende Dreißigjährige Krieg sie niederschmetterte." Aber auch die Kunst zeigt ganz das Gepräge der Zeit, und wäre sie die einzige Quelle für die Erkenntnis des religiösen Lebens jenes Jahrhunderts, so würde sie es lehren, daß das Biblische, das Deutsche und das Volkstümliche vorherrscht.

Das zeigt sich vor allem an den Werken des größten deutschen Meisters der Reformation, Albrecht Dürers. Als der Sohn eines aus Ungarn stammenden Goldschmieds im Jahre 1471 zu Nürnberg geboren, wurde er zu Michael Wohlgemuth in die Lehre getan. Im Jahre 1490 begab er sich auf die Wanderschaft. Durch den Elsaß und die Schweiz kam er nach Venedig. Erst 1494 kehrte er in die

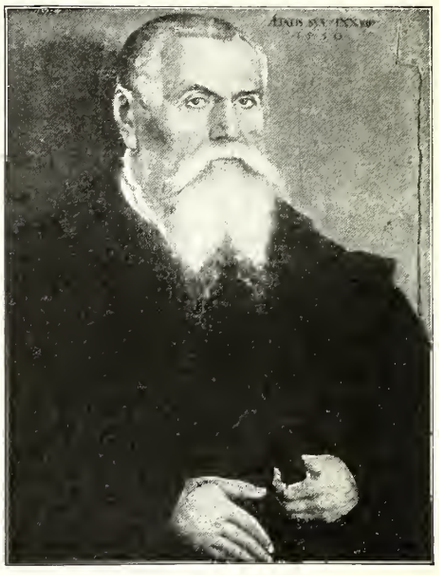
Heimat zurück, gründete sich seinen Hausstand und eröffnete bald darauf eine eigene Werkstätte. Altarwerke, Gedächtnistafeln und Porträts waren es, die die ersten Aufträge bildeten. Seine Berühmtheit aber verdankt er seinen Bildern zur Heiligen Schrift. Durch Dürers ganzes Wirken geht ein echt evangelischer Zug. Man könnte ihn auch als einen Reformator vor der Reformation bezeichnen. Die Heiligen der römischen Kirche treten ihm weit in den Hintergrund vor dem dreieinigen Gott, insbesondere dem Erlöser sowie vor der Maria. Dabei kümmert er sich nicht um die künstlerische Überlieferung, sondern verfährt frei und selbständig, so darstellend, wie er sich die betreffende Szene auf Grund der vor seinem geistigen Auge verdeutschten Heiligen Schrift vorstellt. Im Jahre 1498 erschienen Dürers berühmte Holzschnitte zur Offenbarung Johannis. Bald folgte seine große Holzschnittpassion. Der Grundton derselben ist „das Dramatische, und zwar sowohl in der Gewalt des Geschehens als auch im Gegensatz zwischen der rohen Gemeinheit und dem edlen Dulder. Alle Handelnden sind Charaktere von einer an Shakespeare gemahnenden Kraft naturwahrer Individualisierung; jede Szene wirkt wie der in ein Bild verdichtete Inhalt eines Trauerspielaktes. Aus der Fülle des dargestellten Lebens wächst die Tragik des Leidens um so erschütternder hervor. Wie die deutschen Künstler bei allen vorhergehenden Passionsdarstellungen hat auch Dürer sich an die Passionsspiele angelehnt." Etwa 1504 erschienen die Holzschnitte, welche das „Marienleben" darstellen. „Der Grundton des Ganzen wird wie auch in der großen Passion schon im Titelblatt angeschlagen. Zwar sitzt die Madonna daselbst auf einem Halbmonde und wird von einer Sonne umstrahlt, wohl schwebt über ihrem Haupt eine Sternenkrone, aber in der Hauptsache ist sie doch die zärtliche Mutter, welche ihr Kind liebevoll an den Busen drückt und ihm zu trinken gibt. Der deutschen Mutter und Hausfrau ist diese Blätterfolge gewidmet, sie wird darin unter dem Bilde der Maria verherrlicht; deren Geschichte wird warmherzig, freundlich und poesievoll erzählt, dabei Altnürnberg mit seinen Bewohnern zuweilen neckisch und mit leisem Humor geschildert." Im Jahre 1505 begab sich Dürer nochmals nach dem Süden. Bis 1507 weilte er in Venedig. Im Jahre 1511 erschien die „kleine Holzschnittpassion". „Wieder faßt das Titelblatt den Inhalt epigrammatisch zusammen. Allein und verlassen sitzt der Heiland da, tiefbekümmert über die Sünden der Menschheit, das Haupt in die Hand gestützt. Dementsprechend beginnt die Passion mit dem Sündenfall. Ganz besonders ausführlich wird geschildert, wie der Herr von Hannas zu Kaiphas, von Herodes zu Pilatus geschleppt wird; denn diese Erniedrigung ergreift das Volk am meisten. Die große Passion ist wie die Bußpredigt eines gewaltigen Redners von der Kanzel, die kleine Passion mutet uns an, als wenn wir am Abend in unserem Zimmer die Bibel zur Hand nehmen und in still beschaulichem Sinn die heiligen Geschichten lesen." Von den übrigen Dürerschen Passionsbildern sei nur noch die aufs feinste (1507 bis 1512) ausgeführte Kupferstichpassion erwähnt. Von Dürers sonstigen Kupferstichen seien genannt „Hieronymus im Gehäus" und „Ritter, Tod und Teufel". „In einer finsteren Waldesschlucht reitet in voller Rüstung mit geöffnetem Visier in ruhig gemessener Haltung ein Ritter auf einem kräftig gebauten, Mut atmenden Rosse. Ihm hat sich als Begleiter der Tod auf einem dürren Klepper zugesellt. Schlangen winden sich um sein Haupt und seinen Hals. Mit der Rechten hebt er das beinahe schon abgelaufene Stundenglas empor. Den Ritter kümmert die Nähe des Todes so wenig, wie ihn das Ungeheuer mit dem Schweinskopf und den Bocksbeinen erschreckt, welches ihm nachtrottet. Auch die im Sonnenlichte glänzende Burg über der Schlucht, ein Bild der Welt, lockt ihn nicht. Unverzagt, im Ausdrucke unbewegt, setzt er den Weg fort, die Furcht dem langhaarigen Köter überlassend, welcher mit gesenkten Ohren neben dem Rosse läuft." Man hat viele Vermutungen darüber aufgestellt, was Dürer mit diesem Bilde wollte. Es erscheint aber fast zweifellos, daß er damit den Gedanken der Schrift des Erasmus „Handbuch des christlichen Ritters" bildlich darstellen wollte, wie dieser auf dem rauhen Pfade der Tugend mit dem Fleisch, dem Teufel und der Welt zu kämpfen hat. Auch die Randzeichnungen, mit denen Dürer Kaiser Maximilians Gebetbuch geschmückt hat, dürfen nicht unerwähnt bleiben. In den Jahren 1520 und 1521 ist Dürer, von seiner Gattin begleitet, in den Niederlanden gewesen (siehe oben S. 128). Sein letztes und zugleich größtes Werk waren die vier großen Apostel, auf zwei Tafeln gemalt, im Jahre 1526 dem Rat seiner Vaterstadt gewidmet, mit der Unterschrift versehen: „Alle weltliche Regenten in diesen gefahrvollen Zeiten sollen billig acht haben, daß sie nicht für das geistliche Wort menschliche Verführung machen, denn Gott will nichts zu seinem Wort getan noch davon genommen haben. Darum hört diese trefflichen vier Männer Petrum, Johannem, Paulum und Markum!" Man hat in den vier Gestalten zugleich

Die Vermählung der heil. Katharina mit dem Jesuskinde. Aus der Werkstatt Michael Wohlgemuths, des Lehrers Albrecht Dürers.

eine Darstellung der vier Temperamente finden zu sollen geglaubt. Das hat Dürer gewiß nicht beabsichtigt. „Seine Gestalten atmen aber, abgesehen von ihrer biblischen Bedeutung, ein so mächtiges Leben, tragen so sehr das Gepräge einer von innen nach außen gewachsenen Persönlichkeit, daß wir unwillkürlich ihre historischen Namen in psychologische umsetzen und in ihnen die Verkörperung der Hauptrichtungen menschlicher Empfindungsweise und Willensart erkennen." In den letzten Jahren seines Lebens ist Dürer fast ausschließlich schriftstellerisch tätig gewesen. Am 6. April 1528 ist er gestorben. Joachim Camerarius, der erste Rektor des im Jahre 1526 durch Melanchthon gegründeten Nürnberger Gymnasiums, hat uns die erhabene Persönlichkeit des großen Malers in trefflichen Worten geschildert: „Wie hoch Albrecht auch stand, so strebte er doch in seinem großen und erhabenen Geist immer noch weiter. Wenn überhaupt etwas an diesem Manne war, das einem Fehler ähnlich schien, so war es sein unbegrenzter Fleiß mit der oftmals bis zur Ungerechtigkeit getriebenen scharfen Selbstbeurteilung. — Nichts Unreines, nichts Unwürdiges kommt in seinen Werken vor, da von allen derartigen Dingen die Gedanken seiner keuschen Seele zurückflohen. Wie würdig war der Künstler seines großen Erfolgs!" (Nach Knackfuß und Springer.)

Albrecht Dürer Selbstbildnis in der Pinakothek zu München.

Lukas Cranach, zu Kronach im Bistum Bamberg im Jahre 1472 geboren, wurde 1504 Hofmaler Friedrich des Weisen und erlangte bald wegen der Natürlichkeit seiner Darstellung und wegen der Schnelligkeit, mit der er seine Werke fertigstellte, Berühmtheit. Im Jahre 1508 erhielt er von seinem Landesherrn einen Wappenbrief, der die von ihm bereits als Malerzeichen geführte geflügelte Schlange aufweist. Das Jahr darauf reiste Cranach im Auftrage des Kurfürsten nach den Niederlanden. Cranachs Tätigkeit ist — ganz abgesehen davon, daß er in Wittenberg zugleich einen Buchladen und Papierhandel, sowie die Apotheke betrieb, auch als Ratsherr und Bürgermeister der Gemeinde diente — eine außerordentlich vielseitige gewesen. Die geschäftsmäßige Handhabung der Malerei wie des Holzschnittes — man wird unwillkürlich an Michael Wohlgemuth in Nürnberg erinnert — hat allerdings das Künstlerische in seinen Leistungen vielfach beeinträchtigt. Auch reichte sein Können schon an sich nicht an die schöpferische Kraft eines Dürer heran. Trotzdem wird Cranach für alle Zeiten als ein gemütvoller, echt deutscher, volkstümlicher Meister gelten. Zu großem Danke ist ihm die evangelische Kirche schon deshalb verpflichtet, weil er ihr die Reformatoren, mit denen er in innigem Freundschaftsverhältnis stand, insbesondere Luther, wie auch die sächsischen Kurfürsten der Reformationszeit in zahlreichen Bildern vor die Seele führt. Cranach stattete das Wittenberger Heiligtumsbuch, das die Reliquien der Schloßkirche aufzählt, sowie das Hallesche mit dem Reliquienschatz Albrechts von Mainz mit Bildern aus. Zu manchen Schriften Luthers lieferte Cranach die Titelbordüre. Aus seiner Werkstätte gingen die Bilder zu dem „Passional Christi und Antichristi" hervor. Hervorragenden Anteil hat Cranach auch an der Illustration der deutschen Bibelübersetzung und des Katechismus Luthers, nicht immer neuschaffend, sondern oft auf ältere Vorbilder zurückgreifend. Gemälde aus Cranachs Werkstatt schmücken eine Menge von Altären. Besonders berühmt ist das Altargemälde der Stadtkirche zu Wittenberg und das nach seinem Tode durch seinen Sohn Lukas vollendete Altarbild zu Weimar. Unvergessen wird Cranach die Treue bleiben, die er seinem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich dadurch bewies, daß er von 1550 ab dessen Haft teilte. Mit ihm kehrte er 1553 in das Vaterland zurück. Am 15. Oktober 1553 ist er zu Weimar gestorben.



Lukas Cranach der Ältere Selbstbildnis in den Uffizien zu Florenz

Hans Holbein der Jüngere, 1497 geboren, von seinem Vater in der Kunst unterrichtet und ausgebildet, wandte sich frühzeitig mit diesem nach Basel. Hier wie in Luzern schmückte er mehrere Häuser mit Bildern. Im Jahre 1519 trat er in die Baseler Malerzunft ein. Zwei Jahre später malte er den Rathaussaal. Auch auf religiösem Gebiete hat er seine Kunst vielfach betätigt. In einigen Glasbilderentwürfen hat er die Leidensgeschichte Christi dargestellt. Das berühmteste unter Holbeins religiösen Bildern ist ohne Zweifel seine „Madonna". „Die Himmelskönigin erscheint hier nicht thronend, sondern sie steht aufrecht mitten unter der Familie des

Hans Holbein der Jüngere Selbstbildnis. Stich von Westermanns.

Stifters, über die ihr Mantel sich ausbreitet; das göttliche Kind schmiegt sein Köpfchen an die Brust der Mutter und streckt die Händchen segnend über die Beter aus. Auf der einen Seite kniet der Bürgermeister Meyer in inbrünstigem Gebet, neben ihm sein halbwüchsiger Sohn, dessen Andacht einigermaßen gestört wird durch das jüngste Familienglied, ein entzückendes, nacktes Knäblein, das sich um himmlische Dinge noch gar nicht kümmert und vom Bruder mit beiden Händen festgehalten werden muß. Gegenüber knien die erste und die zweite Frau des Bürgermeisters in stiller, ernster Andacht, sowie eine etwa dreizehnjährige Tochter, deren Aufmerksamkeit zwischen dem Rosenkranz in ihren Händen und dem niedlichen kleinen Brüderchen geteilt erscheint." Zahlreiche Bilder hat Holbein für den Holzschnitt zur Bibelillustration gezeichnet. In Holzschnitt übertrug diese, wie auch Holbeins bekannten „Totentanz" der vorzügliche Formschneider Hans Lützelburger. In über 40 Blättern behandelt Holbein das schauerliche Thema. Nachdem die Erschaffung der Eva, der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradies geschildert ist, erscheint der Tod. „Er hilft Adam bei der Bearbeitung der Erde mit einem unbeschreiblichen Ausdruck wilden Vergnügens. Die Freude des Todes darüber, daß die Menschheit ihm verfallen ist, verkündet auf dem nächsten Blatt ein Konzert von Gerippen mit lärmendem Jubel. Und jetzt sucht der Tod alle Stände heim, vom Papst und Kaiser angefangen bis zu dem Ärmsten und Geringsten und zum unmündigen Kind. Mit grausigem Humor mischt er sich in die Tätigkeit der Menschen, bald heimlich, bald offen, unerkannt oder Entsetzen verbreitend. Dem schmausenden König reicht er als Mundschenk den Wein, als verbindlicher Kavalier geleitet er die Kaiserin und als tanzender Narr ergreift er die Königin inmitten ihres Hofstaats. Höhnisch trägt er Inful und Hirtenstab, da er den Abt hinwegzerrt; mit einem Kranz geschmückt, wie ihn die jungen Stutzer bei Tanz und Gelagen zu tragen pflegten, reißt er die Äbtissin über die Klosterschwelle; als Meßner naht er sich dem Prediger. Bekränzt und tanzend verhöhnt er, von einem lustig musizierenden Gerippe begleitet, eine alte Frau, die rosenkranzbetend am Stabe dahinschleicht. Den Arzt sucht er als Begleiter eines Patienten auf; mit fragender Miene reicht er dem Gelehrten einen Schädel dar; dem Reichen raubt er sein Geld. Aus den Wogen aufsteigend zerbricht er den Mast eines Schiffes auf stürmischer See; von Panzer und Kettelhemd umschlottert, rennt er einem Ritter den Speer durch Harnisch und Leib. Er hilft beim bräutlichen Schmücken der jungen Gräfin und schreitet als Trommler vor dem vornehmen Ehepaar her. Wie ein Wegelagerer überfällt er den Krämer auf offener Landstraße; er treibt als übereifriger Knecht das Gespann des Bauersmannes, der in reizvoll friedlicher Landschaft hinter dem Pfluge herschreitet." Infolge der bilderstürmerischen Bewegung verließ Holbein im Jahre 1526 Basel und ging nach England. Nur auf kurze Zeit ist er nach Basel zurückgekehrt. Er starb 1543 in London.

Man hat das 16. Jahrhundert das „Bibeljahrhundert" genannt. Man könnte es auch als das „Jahrhundert der Bilderbibel" bezeichnen. Zahlreiche, verschieden begabte Meister widmeten ihre Kunst dieser Aufgabe. Wir nennen nur die Schüler Dürers, Hans Sebald Beham und Hans Bernhard Schäufelein, ferner Hans Brosamer, Jost Amman und besonders den Nürnberger Holzschneider und Kupferstecher Virgilius Solis.

2. Die theologische Wissenschaft.

Manche Leuchte der theologischen Wissenschaft auf dem Gebiete der evangelischen Kirche Deutschlands ist bereits oben genannt worden. Im Charakter der Zeit liegt es begründet, daß die theologische Wissenschaft sich fast ausschließlich auf dem Boden der Schriftauslegung, der Glaubenslehre, der Klärung des evangelischen Lehrbegriffes, der Verteidigung desselben gegenüber der römischen Kirche, sowie endlich der Kirchengeschichte betätigte.

Matthias Flacius, 1520 zu Albona in Istrien geboren, sollte als Jüngling in ein Kloster eintreten, wurde aber durch einen Verwandten auf den Wahrheitsgehalt der deutschen Reformation hingewiesen. So begab er sich 1539 nach Deutschland und fand nach den heißesten inneren Kämpfen besonders durch Luthers und Bugenhagens Belehrung den Frieden seiner Seele. „Er hatte an sich die Wahrheit der evangelischen Lehre von der Gerechtigkeit allein aus Glauben erfahren. Diese Lebenserfahrung ist die Grundlage seiner Theologie geworden und hat ihn zum Kampfe für die Kirche und die Reinheit ihrer Lehre getrieben." 1544 wurde Flacius, von Luther sehr hoch geschätzt, Professor der hebräischen Sprache zu Wittenberg. Mit voller Entschiedenheit bekämpfte er nach dem Schmalkaldischen Kriege das Interim und opferte 1549 seiner Überzeugung das Wittenberger Amt. Seit 1557 wirkte er an der Universität Jena. Vier Jahre später seiner Professur entsetzt, hat er weiterhin ein unstetes Leben führen müssen, bis er 1574 zu Frankfurt a. M. starb. „Unter den nächsten Schülern der Reformatoren hat für Bewahrung der lutherischen Kirche vor Irrlehren kaum einer so viel gearbeitet wie Flacius, keiner soviel gelitten; aber — man kann sein schweres Geschick nicht ganz als ein unverschuldetes bezeichnen." Unvergängliche Verdienste hat sich Flacius als Schriftsteller um die Wissenschaft der evangelischen Kirche erworben. In seinem „Schlüssel der heiligen Schrift" hat er die Grundsätze der Bibelauslegung festgestellt. In seinem „Katalog der Wahrheitszeugen" zeigte er, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die die evangelische Wahrheit der Papstkirche gegenüber verteidigten. Mit mehreren gelehrten Freunden ging er an die erste Darstellung einer vom evangelischen Standpunkte aus auf Grund weitgehender sorgfältiger Quellenforschungen geschriebenen Kirchengeschichte, „in welcher in gewisser Ordnung und nach der Zeitfolge dargelegt wurde, wie die wahre Kirche und ihre Religion von der ursprünglichen Reinheit und Einfalt in der Apostelzeit allmählich auf schlimme Abwege geriet, und dies zum Teil aus Nachlässigkeit und Unwissenheit der Lehrer, zum Teil auch durch die Bosheit der Gottlosen; in welcher auch gezeigt wurde, wie die Kirche zuweilen durch einige fromme Männer wiederhergestellt ward und wie so das Licht der Wahrheit bald heller strahlte, bald unter der wachsenden Finsternis gottlosen Wesens mehr oder weniger wieder verdunkelt ward". Dieses Werk, die sogenannten „Magdeburger Centurien", 1559 bis 1573 in dreizehn Foliobänden erschienen, ist „das Werk des protestierenden Luthertums, das sich der Ge-

schichte vertraut, obwohl diese der katholischen Kirche angehörte, und das mitten im Getümmel des Glaubenskampfes Zeit und Ruhe fand für diese weitschichtigen historischen Studien".

Eine ähnliche umfangreiche, besonders der Bibelauslegung geltende schriftstellerische Tätigkeit entwickelte Viktorin Strigel, 1514 zu Kaufbeuren geboren. Seit 1542 studierte er in Wittenberg, wo er sich besonders an Melanchthon anschließend bald Vorlesungen hielt. Nach dem Schmalkaldischen Kriege finden wir ihn in Jena, wo er 1548 das „akademische Gymnasium", die spätere Universität, eröffnete. Immer mehr auf die Seite der strengen Lutheraner gedrängt, konnte er schließlich doch seine im Grunde Melanchthonische Richtung nicht verleugnen, mußte infolgedessen Jena verlassen, lehrte seit 1563 in Leipzig und starb 1569 als Professor in Heidelberg.

Von weitaus größerer Bedeutung ist die praktischen und wissenschaftlichen Aufgaben geltende Wirksamkeit Martin Chemnitz' gewesen. 1522 in Treuenbrietzen geboren, wanderte er, vom Drucke der Armut verfolgt, viel hin und her, bis er im Jahre 1545 nach Wittenberg kam, wo er als Knabe bereits kurze Zeit die Schule besucht hatte. Infolge des Schmalkaldischen Krieges verließ er Wittenberg und wandte sich nach Königsberg. Die Lehrstreitigkeiten veranlaßten ihn, sein Amt als Herzoglicher Schloßbibliothekar aufzugeben. Kurze Zeit hielt er in Wittenberg Vorlesungen. 1554 kam er als Gehilfe des Superintendenten Mörlin und als Prediger zu St. Ägidien nach Braunschweig. Neben seinem geistlichen Amte lag ihm die Verpflichtung ob, lateinische Vorlesungen zu halten. 1567 wurde er Superintendent und entwickelte nun eine außerordentlich vielseitige und gesegnete Tätigkeit. 1568 ordnete er das evangelische Kirchenwesen in Braunschweig-Wolfenbüttel. Seine schriftstellerische Tätigkeit galt nicht nur der Erörterung der strittigen Fragen über das heilige Abendmahl und die Person Jesu Christi. Im Jahre 1560 hatten die Kölner Jesuiten eine Schrift gegen den Protestantismus erscheinen lassen. „Es war die erste Aufsehen erregende Schrift, welche in Deutschland von den Jesuiten gegen den Protestantismus ausging, und Chemnitz war der erste protestantische Theolog, welcher davon Anlaß nahm, auf die von dem Jesuitenorden drohende Gefahr aufmerksam zu machen". Das tat er in der kleinen Schrift „Hauptstücke der Jesuitentheologie". Hatte Chemnitz bisher die Jesuiten nur für eine durchaus nicht die gesamte römische Kirche vertretende Sekte gehalten, so belehrten ihn bald weitere jesuitische Schriften eines anderen, in denen die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient samt den Lehren der Jesuiten verteidigt wurden. Nun richtete Chemnitz seine Waffen gegen das Lehrgebäude der römischen Kirche überhaupt. Auch darin ist er der erste gewesen. Die Frucht einer achtjährigen Arbeit ist seine „Prüfung der Kirchenversammlung von Trient". „Mit großer Gründlichkeit ist darin die Schriftwidrigkeit der römischen Lehre dargelegt, ist der Beweis geliefert, daß die römische Kirche das Altertum nicht für, sondern gegen sich habe und daß man nicht der protestantischen Kirche, sondern der römischen einen Abfall von dem alten katholischen Glauben vorzuwerfen habe. Wohl kein Buch aus jener Zeit hat der römischen Kirche mehr Abbruch getan als dieses, und auch katholische Theologen gewannen vor diesem Buch einen großen Respekt. Von einem Kardinal wird berichtet, daß er Chemnitz für den vornehmsten unter den deutschen Theologen erklärt habe." Chemnitz starb im Jahre 1586 und wurde im Chor der Martinskirche zu Braunschweig beigesetzt.

Einer der tüchtigsten evangelischen Theologen des Reformationsjahrhunderts war auch David Chyträus, geboren 1530 zu Ingelfingen. Beim Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges studierte er in Wittenberg. 1551 wurde er Professor in Rostock. Der evangelisch gesinnte Kaiser Maximilian II. ließ durch ihn das evangelische Kirchenwesen Österreichs ordnen. Später hat er für die evangelischen Gemeinden Steiermarks eine treffliche Agende verfaßt. Unter seinen zahlreichen, verschiedenen theologischen Gebieten angehörigen Schriften befindet sich auch eine Geschichte der Augsburgischen Konfession. Am Jahrestage derselben, am 25. Juni 1600 ist er gestorben.

Mehrfach genannt ist wie die obigen Gelehrten auch bereits Johann Brenz, 1499 zu Weil in Schwaben geboren. Schon als Heidelberger Student wurde er für Luther gewonnen. In evangelischem Geiste war er als Lehrer und Prediger in Heidelberg und seit 1522 als Prediger in Schwäbisch-Hall tätig. Besonders galt seine Fürsorge der religiösen Belehrung der Jugend. Schon im Jahre 1528, also noch vor Luthers Katechismen, erschienen seine „Fragstücke des christlichen Glaubens für die Jugend zu Schwäbisch-Hall". Das Jahr darauf finden wir ihn auf dem Religionsgespräch zu Marburg, 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg. Schwere Zeiten brachen über ihn mit dem Schmalkaldischen Kriege herein. 1550 ernannte ihn Herzog Christoph von Württemberg zum Propst von Stuttgart. Brenz' Schriften füllen eine stattliche Reihe von Foliobänden. Darunter befinden sich Erklärungen der meisten biblischen Bücher. 1570 starb Brenz, der Mann, der der evangelischen Kirche Württembergs den „Geist einer innigen, friedlichen und doch wissenschaftlich beweglichen Schrifttheologie und einer milden, kirchlichen Praxis" aufgeprägt hat.

3. Die kirchliche Literatur.

Obgleich die kirchliche Literatur des Reformationsjahrhunderts bei der Darstellung der Reformation selbst bereits mehrfach berührt worden ist, bleibt noch mancherlei davon zu erwähnen übrig, wie die deutsche kirchliche Literatur jener Zeit den Gedanken des Evangeliums Bahn brechen hilft, sie verteidigt oder den Gegner angreift und wie sie den Wert des Evangeliums durch das Schauspiel dem Volke vorzuführen suchte.

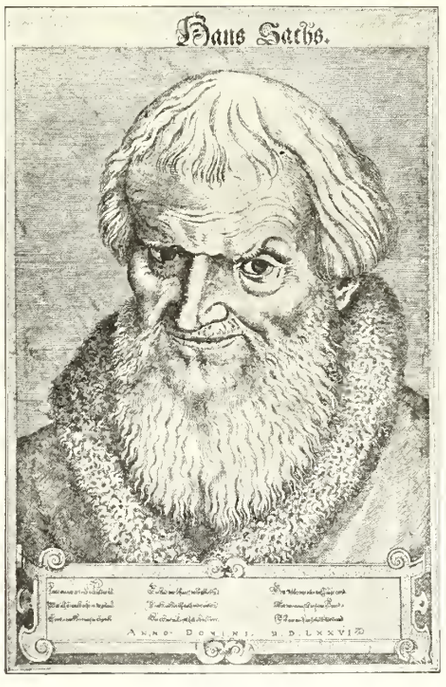
An erster Stelle sei des wackeren ritterlichen Dichters Ulrich von Hutten (1488—1525) gedacht, dem in Poesie wie in Prosa ein Ehrenplatz der deutschen evangelischen Literatur des Reformationszeitalters gebührt. In seiner „Klag und Vermahnung wider den Gewalt des Papsts" ruft er alle deutschen Männer zum Kampfe gegen Rom auf:

„Sie haben Gottes Wort verkehrt,
das Christlich Volk mit Lügen beschwert.
Die Lügen woll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab.
Die war verfinstert und verdämpft.
Gott geb ihm Heil, der bei mir kämpft!

Das, hoff ich, mancher Ritter tu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernis hat,
Auf daß ichs nicht anheb umsunst,
Wohlauf! wir haben Gottes Gunst.
Wer wollt in solchem bleiben daheim?
Ich hab's gewagt! Das ist mein Reim."

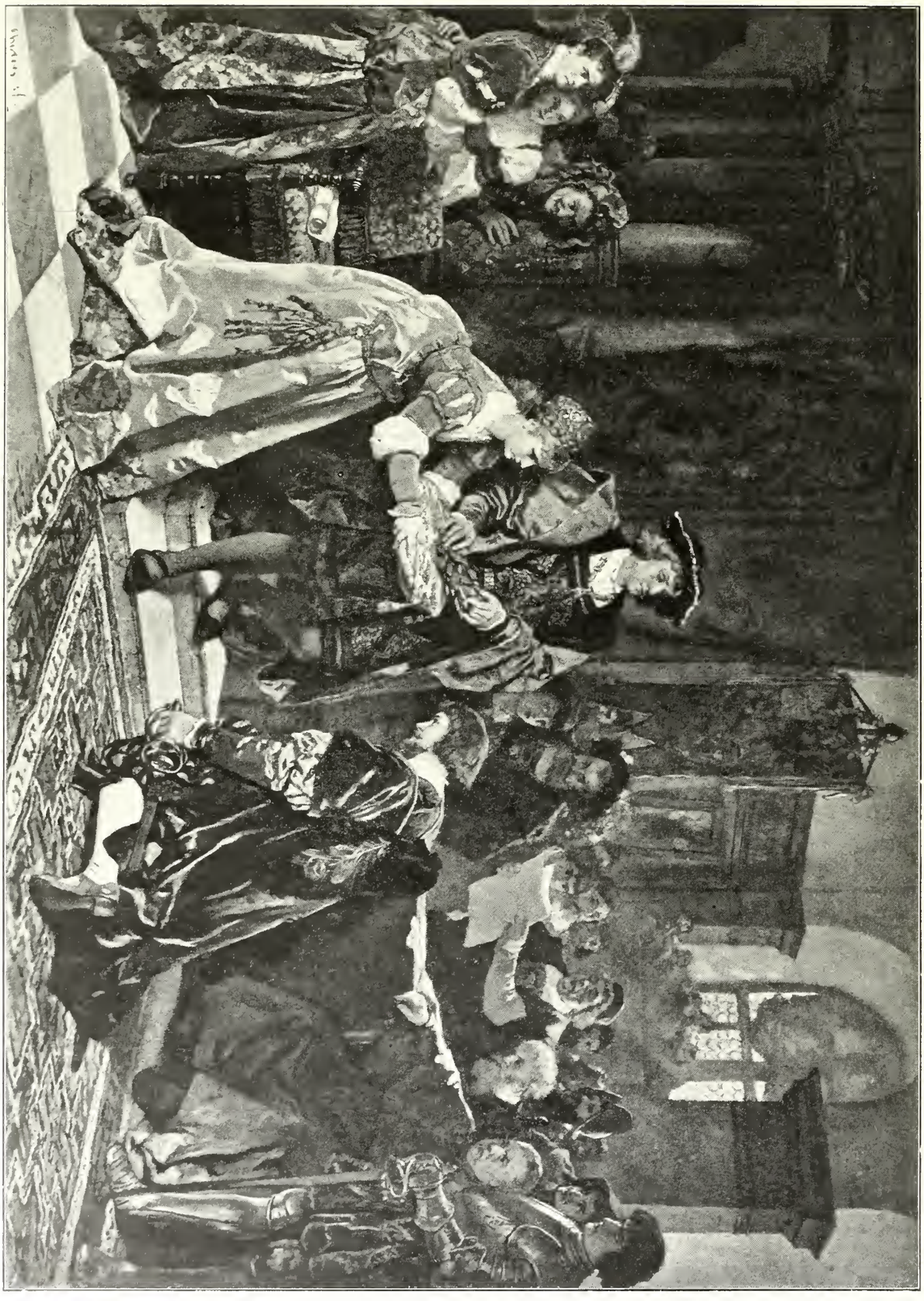
Im „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit" stellt Hutten, schonungslos die römischen Mißstände aufdeckend, alle Klagen über Rom zusammen. Sein „Gesprächbüchlein" schildert die Sittenlosigkeit der römischen Priester.

Der bekannteste und volkstümlichste Dichter der Reformationszeit ist ohne Zweifel Hans Sachs, der „Schuhmacher und Poet". 1494 zu Nürnberg geboren, besuchte er eine der Lateinschulen der in ihre höchste Blüte eintretenden Stadt, ergriff aber dann das Schuhmacherhandwerk. Nach fünfjähriger Wanderschaft machte er sein Meisterstück. 1576 starb er als der „Meister und Patriarch der Meistersänger". In allen Dichtungsarten hat er sich betätigt. Ganz trefflich verstand er es, biblische Stoffe in dramatischer Form zu behandeln. Es seien hervorgehoben seine „Tragödie von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies", die „ganz Passio" und das „jüngste Gericht", in dem der Dichter den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, Verdienst und Gnade veranschaulicht. Seine echt evangelische Gesinnung bekundet Sachs in den von ihm „christlich korrigierten" Liedern, in denen er Marienlieder zu Lobgesängen auf Gott und Christus umgestaltete. Ganze biblische Bücher hat er in Reime gebracht. Mit welcher Begeisterung er Luther, den er 1518 in Augsburg gesehen hat, und der Reformation, deren Gang er mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, zugetan war, erkennt man am deutlichsten aus seinem berühmten Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall" (1523). Dem Angriffe gegen Rom wie der Belehrung des Volkes sollten vier „Dialoge" (1524) dienen. Die ersten beiden tragen die Titel „Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird" und „Ein Gespräch von den Scheinwerken der Geistlichen und ihren Gelübden, damit sie zu Verlästerung des Blutes Christi vermeinen selig zu werden". Unbekümmert um den Verweis, den ihm der Rat wegen seiner polemischen Schriftstellerei, besonders wegen seiner „Wunderlichen Weissagung vom Papsttum" (1527) erteilte, stellte Sachs in einem Gedicht, „Inhalt zweierlei Predigt", die evangelische Heilslehre den römischen Frömmigkeitsübungen gegenüber. Ähnlich ist seine „Vergleichung des Papstes mit Christo, ihr beider Leben und Passion" (1551). In einer großen Zahl von Gedichten bekämpft Sachs einzelne Mißbräuche der römischen Kirche, so im „Heiltum für das unfleißige Haushalten" gegen den Reliquienkram, im „Ketzermeister mit den vielen Kesselsuppen" gegen die Völlerei des Klosterlebens. In der Komödie „die ungleichen Kinder Evä" hält Gott mit den Kindern eine Unterredung: „die schönen und guten Kinder wissen den Lutherischen Katechismus aufs Wort herzusagen und empfangen dafür die Verheißung, daß sie Fürsten, Prälaten, reiche Kaufleute werden sollen; die böse Rotte antwortet atheistisch, römisch oder ganz verworren, wofür ihnen nichts anderes als niedere Dienstbarkeit und geringes Gewerbe zufallen kann".



Hans Sachs.

Hans Sachs fand als Dichter von Dramen religiösen Inhalts zahlreiche Nachfolger. „Der Gedanke," sagt ein Kenner der Literaturgeschichte, „die Bühne zur Waffe der Reformation zu machen, hat Hunderte von Stücken hervorgerufen und drei Menschenalter hindurch Tausende im Spielen und Schauen beschäftigt. Wir haben seitdem keine dramatische Literatur wieder gehabt, die so sehr von einem Grundgedanken durchdrungen und so sehr von der allgemeinsten Teilnahme des ganzen Volkes getragen wäre." Valten Voith aus Chemnitz (gestorben nach 1558), angeregt durch ein in der Ratsstube zu Magdeburg befindliches Gemälde, das das Alte und Neue Testament, den Zorn und die Gnade, den Tod und das Leben darstellte, zeigt in seinem „schönen, lieblichen Spiel von dem herrlichen Ursprung, betrübtem Fall, gnädiger Wiederbringung, mühseligem Leben, seligem gem Ende und ewiger Freude des Menschen", daß nur der Glaube an Gottes Wort das Heil vermittle. Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist in Trebbin, hat in seiner „schönen und lustigen neuen Aktion von dem Anfang und Ende der Welt, darin die ganze Historia unseres Herrn und Heilands Jesu Christi begriffen" (1580) eines der ausgezeichnetsten Spiele des Reformationsjahrhunderts geschaffen. Im ersten Akt schildert er den Sündenfall, im zweiten die Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten und Magier, die Vorbereitungen zu dem bethlehemitischen Kindermord, die Bußpredigt Johannis des Täufers und die Taufe Christi im Jordan. Die drei folgenden Akte enthalten Christi Auferstehung, seinen Sieg über die Hölle und die Aussendung der Jünger, die Verderbnis der Kirche unter der Herrschaft des Papstes, den Eintritt der Reformation, veranlaßt durch die Versuche des Teufels, das Werk Christi zu zerstören, den herrlichen Sieg der neuen Lehre und das Weltgericht. Wegen des vierten Aktes könnte man Krügers Spiel zu den eigentlichen Reformationsdramen zählen. Die der Reformation feindlichen Mönche und Kanoniker wüten gegen Luther und die neue Lehre. Der arme, protestantisch gesinnte Christophorus dankt Gott dafür, daß er die Zeit erlebt hat, da sein göttlich Wort mit Macht wieder ans Licht gezogen ist, und als seine Kinder das Lutherlied „Erhalt uns, Herr, bei deinen Wort" anstimmen, versuchen die Kanoniker, ihn zu ihrem Glauben zu bekehren, indem sie ihm eine Küsterei versprechen, die ihm ein Jahrlohn von



Kaiser Maximilian krönt Ulrich von Hutten zu Augsburg mit dem Dichterkranz.

Nach dem Gemälde von Carl Becker mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin.

fünfzig Gulden einbringt; aber Christophorus widersteht allen Versuchungen und wird vom Engel Gabriel wegen seines ritterlichen Streitens mit der Krone der Gerechtigkeit geschmückt. Mit dem Gesange „Ein feste Burg ist unser Gott", der den Sieg der evangelischen Sache bedeutet, schließt der vierte Akt. Im letzten Akte, der das Weltgericht darstellt, wird das Urteil gesprochen: die Ungerechten und Verfälscher der evangelischen Wahrheit verfallen der Hölle, den Erwählten wird das ewige Leben zuteil.

Wir finden weiterhin eine große Reihe von Stoffen aus dem Alten Testament dramatisiert. Unter den Dichtern verdient besonders der treffliche Pfarrer von Ölsnitz Paul Rebhun (gestorben 1546) rühmende Erwähnung. Im Neuen Testament waren es nicht nur das Leben, die Wunder, das Leiden und Sterben Christi, sondern auch die Gleichnisse, Judas Ischarioth, Petri Gefängnis, Stephani Steinigung, Pauli Bekehrung, die dramatische Behandlung fanden. Andere Dramen suchten die Lutherische Lehre gegenüber der römischen zu verherrlichen. Endlich wird am Ende des Jahrhunderts der Gedanke in Angriff genommen, Luthers Lebenslauf dramatisch darzustellen. Der erste, der das tat, war Andreas Hartmann aus Herzberg. Allerdings schließt er sein Drama bereits mit dem Einzug Luthers auf der Wartburg.

Im Prolog wird Luther als der Mann geschildert, der

stets so gewaltreich
In deutschen Landen hier und dort
Hat restaurieret Gottes Wort,
Von Papsttums Greuel und Unflat
Gesäubert und gereinigt hat.

In fünf Akten werden die einzelnen Momente aus Luthers Leben zur Darstellung gebracht, meist allerdings in einem lehrhaften Tone, aber mit unverkennbar polemischer Tendenz, besonders in Rücksicht auf Klostergelübde. So klagt Vater Hans Luther, der, als er gehört, daß sein Martin das juristische Studium aufgegeben hat und Augustinermönch geworden ist, nun nach Erfurt eilt, um den Sohn zur Rückkehr zu dem früheren Studium zu bewegen:

Wer weiß, von wem erdichtet worden
Das Klosterleben und Mönchsorden?
Man erfährt, daß an vielen Ecken
Buben in der Haut dahinterstecken.
Was sollt das einsam Klosterleben
Zu Gott doch für ein Andacht geben,
Da man Christi Leiden nicht betracht
Und seinen herrlichen Sieg veracht,
Sondern auf eigen Werk vertraut
Und auf erdichtete Heiligkeit baut?

Nachträglich bringt der Ehrenhold die Notizen über Luthers Geburt, Erziehung und Vorbildung auf den Schulen zu Mansfeld, Magdeburg und Eisenach. Der Kurfürst Friedrich der Weise beratschlagt mit Dr. Möllerstadt auf Anlaß des Dr. Staupitz die Berufung Luthers nach Wittenberg. Möllerstadt erkennt in Luther den Geist, der,

Weil er tut auf die Bibel dringen,
Wird er ein neue Lehr aufbringen,
Die römische Kirche und ihre Lahr
Noch reformieren ganz und gar.

Dann kommt Luthers Predigt und Reise nach Rom. Tetzels Auftreten in Sachen des Ablasses füllt den zweiten Akt.

Wenn einer nur, merkt euch, ihr Leut,
Von mir und päpstlicher Heiligkeit
Erkauset Ablaß und Genad
Und Siegel und Brief darüber hat,
Denn sobald ihr nur Geld herbringt
Und der Pfennig' im Kasten klingt,
So fährt die Seel von Stund an drauf
Aus dem Fegefeuer gen Himmel nauf.

Der nächste Akt bringt Luthers Unterredung mit dem Kardinal Kajetan in Augsburg, die beiden letzten schildern Luther auf dem Reichstag zu Worms. Er schließt seine Verantwortung mit den Worten:

Ich kann nicht anders, ich steh allhier,
Gott helf mir, Amen, Amen, schier.

Dann wird er auf Veranlassung des Kurfürsten auf die Wartburg gebracht.

Maximilian II. im Kaiserlichen Ornat. Nach dem Original in der Großherzoglichen Bibliothek zu Darmstadt.

Ein groß angelegtes Werk war das von Martin Rinckart geplante, dessen Vollendung jedoch die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges verhinderten. Es sollte ein Drama in sieben Abteilungen werden. Der erste Teil, „der Eislebische christliche Ritter" (1613) betitelt, zeigt den Kampf Luthers mit dem Papst und Kalvin. Der zweite Teil sollte das Verlangen nach einer Reformation in den Jahren 1300 bis 1500 darstellen. Den dritten Teil bildet die „Jubelkomödie von der öffentlichen wundermächtigen Beschämung des großen und greulichen Gotteslästerers Johann Tezels samt der unverschämten päpstlichen Ablaßkrämerei, wie noch des ganzen römischen und antichristischen Papsttums". Der Gegenstand des vierten Teils sollte der Reichstag zu Worms sein. Der fünfte, wiederum vom

Dichter ausgeführte, schildert den Bauernkrieg, schließend mit Luthers Vermählung. Im sechsten sollte der Augsburger Reichstag, im siebenten der Reformation Triumph und Ausgang behandelt werden. Auch das Reformationsjubeljahr 1617 zeitigte mehrere der Person und dem Werke Luthers gewidmete Dramen. (Nach Holstein.)

Es ist zwar wenig, was wir über das Leben Johann Fischarts wissen — 1581 war er Advokat am Reichskammergericht zu Speyer, 1586 Amtmann zu Forbach, etwa 1590 ist er gestorben —, aber desto lichtvoller tritt uns in seinen zahlreichen Gedichten und Schriften sein vielseitiges Talent, seine gründliche Gelehrsamkeit, sein fester Charakter, sein protestantisches Bewußtsein und seine glühende Vaterlandsliebe entgegen. Zu seiner Zeit begann der Jesuitenorden eine äußerst rührige Tätigkeit in Deutschland zu entfalten. Fischart erkannte die große Gefahr, die von dort aus dem Vaterland wie der evangelischen Kirche drohte, und wurde nicht müde, die Jesuiten wie die römische Kirche überhaupt zu bekämpfen. 1570 erschien, gegen einen gewissen Jakob Rabe aus Ulm, der die evangelische Kirche verlassen hatte und Jesuit geworden war, gerichtet, sein „Nachtrab oder Nebelkräh". Gegen den Ingolstädter Johann Naß, der das Schneiderhandwerk mit der Barfüßerkutte vertauscht hatte, wendet sich Fischarts Gedicht „Von St. Dominici, des Predigermönchs, und St. Francisci Barfüßers artlichem Leben und großen Greueln". Naß hatte den Protestanten Zwietracht untereinander, Luther aber Umgang mit dem Teufel vorgeworfen. Demgegenüber schildert Fischart den Streit zwischen Dominikanern und Franziskanern und die Zerfallenheit der beiden Orden in mancherlei Sekten, wobei es sich nicht um Glaubensartikel handle, sondern

um Stolz, Pracht, Geiz und Raub:
Das ist ihr Gottesdienst und Glaub;
Nur um den Bauch, Gewinn und Pracht,
Da streiten sie in alle Macht;
Das wollen sie kurzum erhalten,
Und sollt die Welt darüber spalten
Durch Krieg, Verfolgung, Brand und Mord,
Wenn's schon wär wider Gottes Wort."

Da Dominikus auch mancherlei mit dem Teufel zu schaffen gehabt habe, so sei nach der Logik des Bruders Naß zu schließen, daß auch Dominikus des Teufels Eigentum gewesen sei. Den Jesuitenorden bekämpft Fischarts „Wunderlichst Unerhörtest Legend des Abgeführten, Quartierten, Gevierten und Viereckechten, Vierhörnigen Hütleins", gewöhnlich „Jesuiterhütlein" genannt. Der Gedankengang ist folgender: Da Luzifer nach Christi Himmelfahrt sah, daß seine Macht vernichtet sei, rief er alle seine Teufel zusammen, sich mit ihm zu beraten. Zwar ist es so weit gekommen, redete er sie an, daß die Welt die Macht der Hölle und deren Abzeichen, die Hörner, verachtet; aber ich will ihnen die alte Ehrfurcht wieder zuführen, indem ich sie nun auf eine heilige Art gestalte. Und sogleich befiehlt er, ein Horn von allen möglichen Farben zu machen, das aus Faulheit und einfältigem Schein mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuschung zusammengenäht werden und eine Kuttenkappe heißen solle. Und sobald eine solche unter dem großen Jubel der Teufel gemacht war, trug er diesen auf, das Kuttenhorn durch die ganze Welt zu verbreiten. Sodann ließ Luzifer eine Mütze mit zwei Hörnern machen; die soll ein Bischofshut werden, sagte er, daher müßt ihr die geistliche Hoffart mit der Nadel der Herrschsucht und dem Faden der Schafschinderei darin vernähen und sie mit den Perlen reicher Geschenke und dem Gestein Uneingedenk sticken. Auch diese Mütze geriet wohl und er ließ sie, in Bisamsladen eingemacht, durch die Welt führen, daher die Prälatenhörner weit verbreitet und wegen ihrer Pracht geehrt sind. Hierauf befahl Luzifer ein dreifaches Horn zu bilden, das er für seinen eigenen Statthalter bestimmte. Er selbst näht des Judas Seckel hinein und fügt noch Simonie, Rachgier, Neid, Wollust, Ehrgeiz, Meineid, Gift, Aufruhr usw. hinzu. Die anderen Teufel müssen auf seinen Befehl noch Lug und Trug mit dem Judenzwirn von Menschensatzung und der Nadel des Banns und des Blutdursts drein vernähen, dazu den Meßkram, Bullen, Ablaß und zur Täuschung den H. Petrus darauf sticken; und als es zur Freude der Hölle wohl gelungen war, mußte es ein Teufel stracks nach Rom bringen. Nun glaubten alle, Luzifer habe seine ganze Bosheit ausgekramt; aber der Herr der Hölle war damit noch nicht zufrieden. Nach langer Verzückung rief er jubelnd aus, er habe noch etwas Gräßlicheres gefunden, eine vierhörnige Mütze, welche viermal mehr Gift in sich halte, als die anderen zusammen. Denn sie soll von vierfachen Bösewichtern getragen werden, fuhr er fort, die sich noch mehr verstellen können als der Teufel selbst, deshalb werden sie sich Jesuiter nennen, ob sie gleich Jesuwider heißen sollten, da sie ja meine, des Widerchrists, Kinder sind. Ein Spanier, Ignatz Luguol („Zu Teutsch genannt Feurart Lugevol") wird die Gesellschaft zum Trost des dreifachen Hutes stiften, der in ihr seine beste Hilfe finden wird. Selbst die Mönche und Pfaffen müssen sich vor den Jesuiten demütigen, ruft Luzifer prophetisch aus, weil sie bei der dreifachen Krone wohl gelitten sind, denn sie haben nicht bloß die drei Gelübde der anderen Klosterleute, sondern noch ein viertes, des Papstes Leibeigene zu sein und dessen Aberglauben in alle Welt auszubreiten. Deshalb habe ich dieses vierfache Horn aus dem tiefsten Abgrund geholt, daß es erst zur letzten Zeit komme, die Leute verwirre, die Sonne verdunkle und die Wahrheit verfinstere. Und nun fordert er alle hohen und niederen Teufel auf, ihm bei der Gestaltung des „viergehörnten Hütleins" behülflich zu sein; sie sollen zum Stoff für die Mütze scheinheilig Teufeltum nehmen, pechschwarz, wie die Hölle, und sie mit Höllenglut füttern. Und die Teufel alle, selbst Luzifers alte Großmutter und deren Tochter arbeiteten freudig an dem Hütlein, spannten es über den Leisten Heuchelei, nähten es mit der Nadel römischer Tyrannei und taten ins erste Horn Abgötterei, Teufels-

Ulrich von Huttens Bildnis von einer seiner Streitschriften gegen Erasmus. Nach dem Exemplare der Bibliothek der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Titelblatt des Originaldrucks von Hans Sachsens „Wittenbergisch Nachtigall“ vom Jahre 1523.
Kupferstichkabinett zu Nürnberg.

Satirischer Titel und erste Seite von Luthers Schrift „Wider das Bapsttum zu Rom“. Erster Druck von 1545, durch Hans Lufft, Luthers bevorzugten Drucker.
Kupferstichkabinett zu Nürnberg.

list, vergiftete Schmeichelworte, Arglist, Betrug, Scheinarmut und Ehrgeiz; in die beiden anderen vernähten sie Sophisterei, allerlei Lügengespinste und Verführung der Jugend, in das hinterste endlich Mordstiftung und Unfrieden. Da sie aber fanden, daß dieses Horn noch nicht gewichtig genug sei, setzten sich die Teufel selbst hinein, so daß, als das Hütlein vollendet war, Luzifer selbst darob erschrak,

„weil ihm vor Augen gleich tut schweben,
was für Jammer es wird erheben."

Doch weihte und segnete er es nach der Hölle Brauch, worauf die Sonne sich verfinsterte und das Hütlein vom Sturmwind in die Welt getragen wurde,

„und fügt sich zu den Menschen schnell,
daß es sie plag, vergift und quell
und recht erweis durch Buberei,
daß es das ärgste Hütlein sei,
ja daß es alles dies erstatt,
dazu es Satan beschworen hat.
Seht, also habt ihr, lieben Leut,
den Ursprung alles Übels heut,
und wer ein solchs nicht glauben will,
der wirds bald fühlen nur zu viel."

Endlich sei noch erwähnt der „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms". Diese Schrift überbietet alles, was früher oder später gegen die römische Kirche geschrieben worden ist, da hier alle diejenigen Punkte besprochen werden, auf welche sich die päpstliche Hierarchie gründet, der Primat des Papstes, die Mönchsorden mit ganz besonderer Hervorhebung der Jesuiten, das Kirchenrecht, die Verehrung der Heiligen und Bilder, die Messe usw. und dies alles in einer leichten und lebendigen Sprache und mit einer Laune, die unwiderstehlich wirkt und zugleich mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Gelehrsamkeit. (Nach Heinrich Kurz.)

Wir wollen aber diesen Abschnitt mit einigen friedlichen Schriften aus der evangelischen Erbauungsliteratur schließen. Als „das erste Erbauungsbuch der evangelischen Kirche" pflegt man Johann Arndt's „Vier Bücher vom wahren Christentum" zu bezeichnen. Arndt, 1555 zu Ballenstädt in Anhalt als Pfarrerssohn geboren, wandte sich nach Genesung aus schwerer Krankheit vom Studium der Medizin dem der Theologie zu. In den Schriften des heiligen Bernhard, Johann Tauler, Thomas von Kempen, der deutschen Theologie und Luthers ging ihm ein neues Licht auf. Er wirkte als Pfarrer in Badeborn bei Ballenstädt, in Quedlinburg, Braunschweig, Eisleben und starb 1621 als Generalsuperintendent in Celle. Was er mit seinem „Wahren Christentum", — der weitestverbreiteten, in fast alle europäischen Sprachen, selbst ins Tamulische übersetzten Erbauungsschrift der evangelischen Kirche gewollt hat, sagt er selbst: „Erstlich habe ich die Gemüter der Studenten und Prediger wollen zurückziehen von der gar zu disputier- und streitsüchtigen Theologie. Zum anderen habe ich mir vorgenommen, die Christgläubigen von dem toten Glauben ab zu dem fruchtbringenden anzuführen. Drittens sie von der bloßen Wissenschaft und Theorie zur wirklichen Übung des Glaubens und der Gottseligkeit zu bringen, und viertens zu zeigen, was das rechte christliche Leben sei, welches mit dem wahren Glauben übereinstimmt und was das bedeutet, wenn der Apostel sagt: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Bekannt ist Arndts Wort: „Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger." Wie wenig der edle Mann, dessen Schriften Ungezählten zum Segen wurden, in den Kreisen der Theologen verstanden worden ist, geht daraus hervor, daß man ihn ein Jahrhundert hindurch als Ketzer verunglimpft hat.

Bis in unsere Zeit verbreitet und gelesen wie Arndts eben erwähntes Buch ist das „Christliche Gebetbuch" des aus Eger gebürtigen (1516) Johann Habermann, der 1590 als Superintendent zu Zeitz gestorben ist.

Titelzeichnung von Fischarts „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms" v. J. 1581, nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Wirklicher Druckort wahrscheinlich Nürnberg.) Am Schluß des Werkes die Druckangabe: „Explicit Expliciunt, sagt die Katz zum Hund, Würst sind vngesund. Getruckt zu Christlingen bey Vrsino Gottgewinn. M.D.LXXXI."

Guſtav Adolf

Nach dem Gemälde von Anton van Dyck

Mit Genehmigung von Franz Hanfſtaengl, München

Vierter Hauptteil.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Das Zeitalter des Pietismus.

1. Der Dreißigjährige Krieg und seine nächsten Folgen.

„Mögt ihr Deutschen, die ihr dem Papst zu Rom das allerwenigste Geld zahlt, auch das Joch römischer Knechtschaft abschütteln, so werden wir dennoch dafür sorgen, daß ihr euch untereinander mordet und im eigenen Blute untergeht!" So hatte der päpstliche Kardinallegat Aleander während des Reichstags zu Worms 1521 gesagt. Wenn auch dieses furchtbare Wort nicht ganz hat in Erfüllung gehen dürfen, so ist doch ein Jahrhundert später Deutschland an den Rand des Verderbens gebracht worden und als ein wahres Gotteswunder muß es bezeichnet werden, daß es nicht „im eigenen Blute unterging". Zündstoff für die Fackel des Krieges war seit langem genug vorhanden. Schon der „geistliche Vorbehalt" (s. o. S. 149) bot des genug. Waren doch gegen denselben von evangelischen Fürsten mehrfach Bistümer eingezogen worden. Noch war der Begriff religiöser Duldung auf Grund der Anerkennung religiöser Freiheit und der Achtung vor Gewissensüberzeugung ein unbekanntes Ding. Dazu kam der unversöhnliche, Zwietracht säende und Feindschaft schürende Haß und der rastlose Eifer der Jesuiten, die kein anderes Ziel als völlige Ausrottung der „Ketzerei" kannten und neben das einheitliche Kaisertum eine einheitliche, selbstverständlich die „alleinseligmachende" Kirche als Notwendigkeit stellten.

Gustav Adolf in seinem Todesjahr.
Nach einem Gemälde von Joachim v. Sandrart 1632.

Bei einem Kampfe der Geister konnte es nicht bleiben. Schon mehr als einmal war es zu roher Gewalt gekommen. Im Jahre 1606 veranstaltete der Abt des vor den Mauern Donauwörths gelegenen Klosters zum heiligen Kreuz in der ganz protestantisch gewordenen Reichsstadt eine feierliche Prozession. Ein fanatischer Volkshaufe griff sie an und sprengte sie auseinander. Die Achtserklärung bildete die Strafe. Herzog Maximilian von Bayern vollzog sie. Die Stadt, die eine ungeheure Kriegskostenrechnung bezahlen sollte, wurde ihm verpfändet. Schlimmer als die Geldkosten war die nun folgende Unterdrückung des Protestantismus in Donauwörth. Die Bemühungen der Protestanten auf dem Reichstag zu Regensburg (1608), Donauwörth die Reichsfreiheit wieder zu verschaffen, blieben erfolglos. Wohl aber erkannten sie, daß ein fester Zusammenschluß unbedingt nötig sei. Dieser erfolgte in der sogenannten „Union", in der sich Friedrich von der Pfalz, der Herzog von Württemberg, die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach und Brandenburg-Ansbach nebst einigen anderen evangelischen Fürsten auf zehn Jahre die Hand reichten.

In Böhmen sollte es zuerst zum offenen Kampfe kommen. Dem energischen Drängen der protestantischen, $^9/_{10}$ der Gesamtheit darstellenden Bevölkerung nachgebend, hatte Kaiser Rudolf II. 1609 den Majestätsbrief ausgestellt, der den „Utraquisten" — so nannte man die Protestanten — völlige Religionsfreiheit, ein Kollegium von 24 „Glaubensverteidigern" und die Prager Universität einräumte. Kaiser Matthias (1612—1619) kümmerte sich wenig um den „Majestätsbrief". Die Protestanten hatten in Braunau den Bau einer Kirche begonnen, ihn trotz des kaiserlichen Verbots

zu Ende geführt und einen Prediger eingesetzt. Im Jahre 1614 wurde die Kirche gewaltsam geschlossen. Ebenso war in Klostergrab eine evangelische Kirche erbaut worden. Auch hier wurde der Prediger entfernt und die Kirche versiegelt. Eine Eingabe an den Kaiser wurde schroff abgewiesen. Die Braunauer wußten sich trotzdem wieder in den Besitz ihrer Kirche zu setzen. Die Kirche von Klostergrab aber wurde im Dezember 1517 auf Befehl des Prager Erzbischofs niedergerissen. Eine ungeheure Aufregung weit über Böhmens Grenzen hinaus war die Folge. Jetzt war klar, daß nur das Schwert die Freiheit protestantischer Religionsübung schützen konnte. Eine Beschwerde der „Glaubensverteidiger" wurde wiederum vom Kaiser in schroffster Form zurückgewiesen. Der bekannte „Fenstersturz von Prag" bedeutete den Ausbruch offenen Aufruhrs. Eine

Graf von Tilly.
Nach dem Gemälde von Anton van Dyck.

provisorische Regierung trat an die Spitze Böhmens. Eifrig begann man zu rüsten. Ernst von Mansfeld übernahm die Leitung der ständischen Truppen.

Am 20. März 1619 starb Matthias. Ferdinand II., ein Zögling der Jesuiten und als solcher bereits mehrfach in der Unterdrückung der Protestanten bewährt, bestieg den Kaiserthron. „Er hatte geschworen, Krone und Leben an den Sieg der alleinseligmachenden Kirche zu setzen und zu diesem Schwur sich den Segen in Rom geholt." Angesichts der unverkennbaren Gefahren erklärte sich Böhmen und die Erzherzogtümer Österreich für ein Wahlreich „zum Schutze ihrer Gerechtsame und des evangelischen Bekenntnisses". Im August wurde Ferdinand „als ein Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklave Spaniens und der Jesuiten" entsetzt. Für die böhmische Krone nahm man den streng lutherischen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen und den kalvinischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Aussicht. Der erstere lehnte ab. Friedrich ward zum König von Böhmen gekrönt. Ferdinand schloß aufs höchste bedrängt einen Vertrag mit Maximilian von Bayern, dem Haupte der katholischen Liga. Gegen das Versprechen, daß ihm die Kurwürde Friedrichs von der Pfalz übertragen würde, stellte er dem Kaiser seine Kriegsmacht zur Verfügung. „Aus Vorsicht und eifrigem Luthertum" bewahrte die protestantische Union und Sachsen Zurückhaltung. Friedrichs Sache war aussichtlos. In der Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) verlor er Krone, Kurhut und Land. „Der Majestätsbrief der Böhmen wurde zerrissen, die Führer der Protestanten endeten auf dem Schaffot. Alle utraquistischen Priester wurden ausgewiesen, überall der katholische Kultus eingesetzt. Die sich ihm weigerten, erhielten Einquartierung, der alles erlaubt war. Da vornehmlich Lichtensteiner Dragoner dazu verwandt wurden, erhielten diese den ironischen Namen der Lichtensteiner Seligmacher. Auswanderung, anfangs als Gnade verstattet, war nach Jahr und Tag nur möglich als Flucht. Die Gemeinden, alles geistlichen Zuspruchs beraubt — denn die protestantischen Geistlichen, welche wagten, sie zu trösten, kamen auf die Galeeren —, gingen nach unsäglichen Drangsalen endlich doch zur katholischen Kirche über, in ihren Kindern erlosch allmählich die Erinnerung ihres evangelischen Glaubens."

Bald sollte sich zeigen, daß Ähnliches die ganze protestantische Welt erwarten durfte. Der unselige Zwiespalt zwischen Luthertum und Kalvinismus machte sie schwach gegenüber dem einheitlich und skrupellos von dem Geiste Loyolas geführten Katholizismus. Als 1622 Fürst Karl Wittgenstein von der schlesischen Herrschaft Jägerndorf, die ihm Ferdinand geschenkt hatte, Besitz ergriff, baten die lutherischen Geistlichen — kaum glaublich! — um Vertreibung der Kalvinisten. „Beruhigt euch, ihr Herren," lautete die Antwort, „die Kalvinisten müssen alle aus dem Lande, aber auch ihr!" Er hat sein Wort bald wahr gemacht. Wessen die Evangelischen gewärtig sein mußten, zeigte der furchtbare von Jesuiten angestiftete Mord in der Veltliner Landschaft (1620). „Ein Schuß, der den evangelischen Pfarrer von Taglio auf der Kanzel tötete, gab das Signal. Von Dorf zu Dorf ging das Morden der Evangelischen. Der aufgespießte Kopf des Pfarrers von Tirano wurde auf seine Kanzel gepflanzt. An 600 sind umgebracht worden, vielen sind die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, andere kamen durch Hunger und Frost auf den Bergen um. So ist in diesen Alpentälern der Katholizismus wieder zur Herrschaft gelangt."

Es ist hier nicht der Ort, den Gang der kriegerischen Ereignisse bis ins einzelne zu verfolgen. Der geschickten Kriegführung Wallensteins verdankte der Kaiser seine Siege. Am 6. März 1629 erließ er das berüchtigte „Restitutionsedikt". Alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter sollten der katholischen Kirche zurückgegeben werden. Dann wären die beiden Erzbistümer Magdeburg und Bremen, zwölf Bistümer und ein großer Besitzstand einstiger Klöster und Prälaturen Rom wieder zugefallen. In der Forderung des Ediktes lag die Ausrottung des Protestantismus. Da erschien der Retter in König Gustav Adolf von Schweden. Man hat ver-

schieden über dessen Beweggründe zum Eingreifen in Deutschland geurteilt. Den einen erscheint er nur geleitet von der Absicht, das Evangelium zu retten. Die anderen wollen nur politische Beweggründe, die Absicht auf die Ostseeherrschaft gelten lassen. Das Richtige liegt in der Vereinigung beider Meinungen: „Die politische und die religiöse Pflicht wiesen beide auf dasselbe Ziel. Den Ausschlag gab aber doch, wie bei allen weltgeschichtlichen Entschlüssen, der dunkle Drang des Genius, die geheime Ahnung ungeheurer Erfolge und einer göttlichen Berufung" (Treitschke). Wir haben Beweise dafür genug, daß Gustav Adolf in der Tat ein warmes Herz für das Evangelium besessen hat. Daß er der Retter des Evangeliums für Deutschland geworden ist, ist eine geschichtliche Tatsache. Am 4. Juli 1630 landete Gustav Adolf auf der Insel Usedom. Rasch zog er weiter. Herzog Bogislaus von Pommern mußte sich ihm anschließen. Aber umsonst forderte der König Sachsen und Brandenburg auf, sich mit ihm zu verbinden. Die Schuld dieser evangelischen Fürsten war es, daß Magdeburg am 20. Mai 1631 nach langer, heldenmütiger Verteidigung in die Hand Tillys fiel. Während die kaiserlichen Soldaten plünderten und raubten, schändeten und mordeten, ging die Stadt in Flammen auf. Nur der Dom, das Liebfrauenkloster und einige ärmliche Hütten blieben übrig.

Zerstörung Magdeburgs durch Tilly. Nach einem alten Holzschnitt.

Erst jetzt öffnete der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg dem Schwedenkönig die Festungen und Pässe seines Landes. Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel schloß mit Gustav Adolf ein Bündnis. Kursachsen, vom Kaiser bedroht, mußte im Bunde mit dem Könige Schutz suchen. Am 17. September 1631 erlitt Tilly bei Breitenfeld durch Gustav Adolf eine schwere Niederlage. Mit diesem Tage wurde der König der populärste Mann im evangelischen Deutschland. Er schickte nun das sächsische Heer nach Böhmen, in der Hoffnung, daß dort von neuem der Aufstand sich erheben werde, und zog selbst nach Süden. Eine Stadt nach der anderen öffnete ihm die Tore. Selbst in München hielt er Einzug. Die Sache der Kaiserlichen stand so schlecht wie nie zuvor. Da gelang es Ferdinand, seinem alten, auf Drängen Maximilians von Bayern (1630) entlassenen Feldherrn Wallenstein wiederzugewinnen. Vergebens hatte Gustav Adolf gehofft, diesen auf seine Seite ziehen und gegen den Kaiser verwenden zu können. Bei Nürnberg maßen sich am 4. September 1632 die beiden Heerführer. Umsonst und unter schweren Verlusten versuchte der König das Lager des Gegners zu stürmen. Wallenstein wandte sich nach Norden. Gustav Adolf folgte ihm, statt nach Österreich zu ziehen und den Feind zum Schutze der kaiserlichen Lande zu zwingen. Am 6. November 1632 kam es abermals zum Kampfe. Die weite Ebene bei Lützen war das Schlachtfeld. Mitten im Kampfe stehend verlor der König sein Leben. In furchtbarer Wut wollten die Schweden den Tod des Helden rächen. Trotzdem gelang es ihnen nicht, einen vollständigen Sieg zu erringen. Tiefe Trauer erfüllte das gesamte evangelische Deutschland. Gustav Adolfs Leiche wurde nach Stockholm gebracht.

Der furchtbare Krieg, unter dem Deutschland aus tausend Wunden blutete, hatte mit des Schwedenkönigs Tod noch kein Ende gefunden. Ein volles Menschenalter sollte er dauern. „Die den Krieg begonnen hatten, waren darüber hingestorben, alle Reichsverhältnisse gelöst, die religiösen und politischen Fragen ineinander gewirrt. Keine Partei hatte entschieden gesiegt, die Fürsten alle wollten im Frieden gewinnen, während der Verhandlungen dauerte der Krieg fort und jedes Treffen brachte neue Ansprüche."

Endlich kam es — im Jahre 1648 — zum Frieden von Münster und Osnabrück. Förmlich vollzogen wurde der Friedensschluß erst im Jahre 1650. Der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede, in den jetzt auch die Reformierten einbezogen wurden, fand nunmehr Anerkennung. Das Restitutionsedikt wurde aufgehoben. Katholiken und Evangelische sollten behalten, was sie am 1. Januar 1624 besessen hatten.

Entsetzlich waren die Folgen des großen Krieges. Unser Vaterland war zur Wüste geworden. Sein Wohlstand war vernichtet. Das Volk war religiös und sittlich verwildert. Der Roman Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, „der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus" entwirft von dem allen ein anschauliches Bild. Was die evangelische Kirche gerade in der Zeit der größten Nöte und der tiefsten Erniedrigung an unserem Volke getan hat, soll ihr niemals vergessen werden. Der Dreißigjährige Krieg „war eine Probe von gewaltigem Ernst, ob das deutsche evangelische Pfarrhaus für das Volk etwas tauge,

ob der Pfarrer durch die Ehe weich, durch die Sorge für die Familie feig geworden, oder ob er bereit sei, mit seinem Volk zu leiden, für seine Kirche zu kämpfen. Die Probe ward bestanden. Auch Gustav Freytag stellt in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit, wo er auf den Dreißigjährigen Krieg zu reden kommt, dem evangelischen Pfarrhaus ein gutes Zeugnis aus. Er gibt uns Bilder von den unsäglichen Qualen, welche über die Pfarrer und ihre Familien gekommen, Bilder auch von der Roheit des Kriegslebens, in welches die Geistlichen mit hineingerissen wurden; aber er fügt hinzu, daß die Pfarrer sich selbst wacker gehalten, und dem Volk ein Halt gewesen. Daß in jener Zeit namenloser Trübsal, des persönlichen Leidens, des Familienjammers, der Volksnot und namentlich des Wehs, das über die Kirche schwer sich lagerte, das deutsch-

Gebet Gustav Adolfs vor der Schlacht bei Lützen. Nach dem Gemälde von Louis Braun.

evangelische Trostlied, wie reines Gold im Feuer bewährt, reich sich ergoß, ist bekannt. Der Gesang kam aus schwerster Erfahrung. Die Pfarrer waren in dem Kriegssturm, der über die Gemeinden hereinbrauste, vor allem bloßgestellt. Im Pfarrhaus suchten die Beutelustigen vor allem Geld und Gut. „Pfaff, gib Geld!" war der Kaiserlichen gewöhnlicher Gruß. Und die Schweden waren auch nicht schüchtern. Die Brandschatzungen, welche den Gemeinden aufgelegt wurden, belasteten die Herzen der Hirten am schwersten. Und unerschrocken traten diese mit ihrer Fürsprache vor die Kriegsobersten. In Eilenburg will der schwedische Oberst Dörfling 30000 Taler erpressen. Dort war Martin Rinckart Pfarrer, der nachher den Frieden begrüßte mit seinem Lobgesang „Nun danket alle Gott", dem wahrhaften deutschen Te deum laudamus. Der treffliche Mann bittet um Erlaß. Der Kriegsmann ist unerbittlich. Kommt, meine lieben Kirchkinder, so ruft er da seiner Gemeinde zu, haben wir bei den Menschen kein Gehör noch Gnade, so wollen wir mit Gott reden. Er läßt zur Betstunde läuten und singt mit seinem Volk auf den Knien: Wenn wir in höchsten Nöten sein — das hilft; nur 2000 Taler müssen bezahlt werden. — Aber wie oft brach der Greuel der Verwüstung in die heilige Stätte herein! Der Geistliche am Altar wird geschmäht, die Agende mit dem Säbel zerschnitten, die Hostie vom Altar genommen, der Wein verschüttet oder gotteslästerlich getrunken. Von den Magdeburger Geistlichen, die unter den sausenden Kugeln ihre Herde geweidet und die Sterbenden getröstet, ward der eine nackend ausgezogen und mit seinem Weibe geschlagen, der andere in jahrelange Haft geworfen, ein dritter am Altar niedergehauen, ein vierter flüchtete sich mit 4000 Einwohnern in den Dom. Waren die Wohnungen verwüstet, so zogen die Geistlichen mit ihren beraubten Leuten in die Waldesverstecke, getrost, daß ihnen Gottes Wort niemand rauben konnte. Und leider waren es nicht immer nur die Feinde — die eigenen Gemeinden verursachten nach der Roheit der Zeit dem treuesten Geistlichen oft tiefes Herzeleid" (Wilhelm Baur). Zahllose Beispiele ließen sich hierfür anführen. Fast jedes Kirchenbuch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erzählt davon. Für eine Menge glaubenstreuer Exulanten wurden die Pfarrhäuser Herbergen. Wie die Pfarrer aber in Wohltätigkeit und Opferwilligkeit ihren selbst aufs schwerste notleidenden Gemeinden mit rühmlichem Beispiel erfolgreich vorgegangen sind, berichten die Kirchrechnungen in ihrem besonderen Kapitel Pauperibus („Den Armen"). Die Zwickauer Ratsschulbibliothek bewahrt noch das Tagebuch eines aus Böhmen vertriebenen Pfarrers Wenzeslaus Altwasser auf. Über seine Vertreibung hören wir ihn

selbst: „Anno Domini 1622 den 26. März, am heiligen Ostersonnabend bin ich, Wenzeslaus Altwasser aus Schlesien von Öls (nachdem ich zuvor ein päpstischer Priester und Pfarrer viel Jahr lang in Schlesien gewesen, aber durch Gottes gnädige Verleihung zum heil. Evangelium getreten und zum Zeugnis dessen in lateinischer und deutscher Sprache eine Revokation nebst einer Konfession geschrieben und in offenen Druck ausgehen lassen, derentwegen ich in große Verfolgung mit Einziehung eines guten Vermögens, welches sich auf 1500 Gulden erstrecken tut) unbilliger Weise und wider aller Völker Recht im Königreich Böhmen auf meinem vertrauten Pfarrhof, zu St. Moritz genannt, aufm Lande, der Stadt Schüttenhofen gehörig, nicht allein überfallen, sondern mir auch all das Meine, welches sich an Vieh, allerlei Getreide auf den Böden, allerhand stattlichem Haus- und Vorrat nebst einer ansehnlichen Bibliothek, in allem auf 4000 Gulden gerechnet erstrecken tut, von Maximilian Bechlern, Kaiserlichem Capitaneo, von Memmingen, argem Feind der Lutherischen Religion, mit seinen unterhabenden Soldaten aus der Garnison zu Schüttenhofen überfallen, indem ich nit allein in das Exilium vertrieben, sondern auch nach meinem Leib und Leben getrachtet worden, indem man mich gefänglich annehmen, nach Budweis und von dannen nach Rom führen sollen und wollen. Aber wunderbarlicher Weise hat mich der Allmächtige aus ihren bluttriefenden Händen errettet. Ist also nach meiner Flucht obgedachte Pfarrei zu St. Moritz von derselben Zeit an mit Soldaten besetzt gewesen bis auf Thomä des heil. Apostels Tag, kurz vor Weihnachten, bis sie endlich der Mangel und Hunger abgetrieben." Dann hat Altwasser genau aufgezeichnet, welche milden Gaben ihm gereicht worden sind. Wie ihm ist es vielen Hunderten gegangen.

Mit dem Friedensschluß hörten die Bedrückungen der Evangelischen nicht auf. In Böhmen war der Protestantismus ausgerottet. Die Protestanten in den österreichischen Erbstaaten und in Schlesien mußten auch fernerhin allerlei Verfolgungen erdulden. Viele Tausende — nicht die schlechtesten unter den Bewohnern — haben die Heimat verlassen, um ihrem evangelischen Glauben treu bleiben zu können.

Auffindung der Leiche Gustav Adolfs. Nach einer Zeichnung von Rethel.

2. Lutherische und reformierte Kirche.

Auch im 17. Jahrhundert machte die reformierte Kirche in Deutschland weitere Fortschritte. Nicht als ob das Volk dem Luthertum abgeneigt geworden wäre. Vielmehr waren es die betreffenden Landesherren, die persönlich sich zum reformierten Bekenntnis hingezogen fühlten oder aus politischen Gründen meinten, dasselbe in ihrem Lande einführen zu müssen. Es bestand also eine Meinungsverschiedenheit zwischen Volk und Fürst, und bei dem großen Wert, den man auf das Bekenntnis legte, sowie bei der Geneigtheit, den Graben zwischen Luthertum und Kalvinismus zu vertiefen, nimmt es nicht Wunder, daß es bei der Einführung des reformierten Bekenntnisses zu Gewalt, selbst zu Blutvergießen gekommen ist.

In der Grafschaft Lippe wurde im Jahre 1602 das

lutherische Bekenntnis und der Katechismus Luthers abgeschafft. Der Kalvinismus trat an dessen Stelle. Die lutherischen Geistlichen wurden gezwungen, entweder ihr Amt aufzugeben oder im kalvinischen Sinne zu lehren. Tapfer und erfolgreich hat nur die Stadt Lemgo ihr lutherisches Bekenntnis sich gewahrt.

Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel hatte die Annahme der Konkordienformel verweigert und bereitete dem reformierten Bekenntnis den Weg in sein Land. 1604 führte Sohn Moritz dasselbe ein. Auch Hessen-Marburg trat dazu über. Die Marburger lutherischen Professoren verließen die Universitätsstadt und fanden in Gießen, wo der streng lutherische Ludwig V. von Hessen-Darmstadt eine Universität gründete, eine neue Heimat. Der Tumult, der wegen der Einführung des reformierten Kultus in Marburg entstand, bot dem Landgrafen Verkehr mit Reformierten in diesen „nicht die Gotteslästerer und Unchristen wiederfindend, als welche sie ihm geschildert worden waren, angenehm berührt von dem feineren Tone und höheren geistigen Zuge, den er bei ihnen fand", auch durch politische Erwägungen dem reformierten Bekenntnis näher geführt, trat innerlich bereits 1606 zu demselben über. Erst im Jahre 1613 tat er es öffentlich. Als von lutherischer Seite darüber geklagt wurde, erklärte der Kurfürst, „er beanspruche keine Herrschaft über die Gewissen seiner Untertanen, aber ebenso wenig dürften ihm diese seinen Glauben vorschreiben; er verbiete somit alles unzeitige Schreien auf den Kanzeln". In der sogenannten Confessio Sigismundi (1614) hat dann der Kurfürst ein eigenes — gemäßigt kalvinisches — Bekenntnis aufgestellt, an dessen Schluß es heißt: „weil der Glaube nicht jedermanns Ding sei, so wolle er zu diesem Bekenntnis

Überführung der Leiche Gustav Adolfs.
Nach dem Gemälde von Werner Schuch mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft Berlin.

nur die Veranlassung, nun um so rücksichtsloser die Neuerung durchzusetzen.

Besonders bedeutsam aber war der Übertritt Kurfürst Johann Sigismunds von Brandenburg zur reformierten Kirche (1613). Der Großvater Johann Georg (1571—1598) war ein treuer Anhänger des lutherischen Glaubens gewesen und hatte Sohn und Enkel das Gelübde abgenommen, „bei der lutherischen Lehre zu bleiben, auch künftig in Schulen und Kirchen diesem zuwider keine Veränderung zu machen, noch deretwegen einigen Untertan oder treuen Lehrer beschweren noch verfolgen zu wollen". Aber schon der Sohn Joachim Friedrich (1598 bis 1608) hatte der gefahrdrohenden Erhebung des Katholizismus gegenüber es als Pflicht erkannt, über die Unterschiede zwischen Lutherisch und Reformiert möglichst hinwegzusehen und Lutheraner und Reformierte zu vereinigen. Und der Enkel Johann Sigismund (1608 bis 1619), war streng lutherisch erzogen, aber im persönlichen keinen seiner Untertanen öffentlich oder heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Kours und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen. Nur daß sich seine Untertanen des Lästerns und Scheltens gegen die Reformierten zu enthalten hätten". Diesen Grundsatz hat Johann Sigismund nicht verlassen. Am Hofe wurde der reformierte Kultus eingeführt. Das Volk blieb dem Luthertum treu. „Johann Sigismund hat aber sein Land vor großen Wirren und Nöten bewahrt durch den hochherzigen Entschluß, von seinen territorialen Rechten über den Bekenntnisstand seiner Untertanen keinen Gebrauch zu machen: zugleich aber hat er durch dieses Schonen des Glaubens seines Volkes seinen Nachfolgern den Unionsgedanken nahe gelegt, der seitdem kirchliche Tradition des brandenburgisch-preußischen Herrscherhauses geworden und geblieben ist."

Unionsgedanken wurden auf kurze Zeit auch im Kurfürstentum Sachsen verfolgt. Hier wirkte seit 1612 als

Guſtav Adolf auf dem Paradebette.

Nach dem Gemälde von F. Dietz (F. Bruckmann A.-G. München).

Oberhofprediger Hoë von Hoenegg, einem alten österreichischen Adelsgeschlechte entstammend, 1580 in Wien geboren, zu einer Zeit, in der weithin bis in die höchsten Kreise der Protestantismus herrschte. Nachdem er in Wittenberg Theologie studiert und durch seine glänzenden Gaben Aufmerksamkeit erweckt hatte, kam er bereits 1602 als Hofprediger nach Dresden, wo Kurfürst Christian II. ihm bald sein volles Vertrauen und herzliche Liebe schenkte. Es wurde dem Fürsten schwer, den geistlichen Freund im nächsten Jahre einem Rufe als Superintendent nach Plauen Folge leisten zu lassen. 1612 kehrte Hoë auf Johann Georg I. Befehl als Oberhofprediger nach Dresden zurück. Gewiß hat er als solcher Kirche und Schule große Dienste erwiesen. Aber sein Charakter hatte doch bedenkliche Schwächen und daß er als das „geistliche Orakel" des schwachen Kurfürsten sich in politische Dinge mischte, ist äußerst verhängnisvoll gewesen. Er war es, der beim Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges sein Beichtkind veranlaßte, nichts für die um ihren evangelischen Glauben kämpfenden, allerdings überwiegend dem reformierten Bekenntnis angehörenden Böhmen zu tun und auf die Seite des Kaisers zu treten. „Davon wird gefragt," hat sein Urteil gelautet, „ob wir Lutherischen mit gutem Gewissen dazu helfen könnten, daß die freie Übung der kalvinischen Religion im römischen Reich gleich der unsrigen soll verstattet werden. Da muß nun sprechen, wer ein christlich Herz und Gewissen hat; denn so hell die Sonne am Mittag scheint, so klar ist es, daß die kalvinische Lehre voller schrecklicher Gotteslästerungen steckt und sowohl in den Fundamenten als anderen Artikeln Gottes Wort diametraliter zuwiderläuft." Dieses harte Urteil, das sich in Hoës Schriften oft wiederholt, hat den Mann aber nicht abgehalten, als die Verhältnisse unbedingt den Zusammenschluß der Evangelischen forderten, eine Union zwischen Lutheranern und Kalvinianern anzubahnen. Im Februar 1634 sind in seinem eigenen Hause zu Leipzig Verhandlungen darüber gepflogen worden. Bedenklich muß es erscheinen, daß Hoë sich fürstlichen Geschenken gegenüber sehr empfänglich zeigte. So soll er um die von kaiserlicher Seite dargereichte Summe von 10000 Gulden seinen Kurfürsten zum Abschluß des Prager Friedens (1635) bewogen haben, durch den die österreichischen, böhmischen und pfälzischen Protestanten der kaiserlichen Willkür preisgegeben waren.

Verfolgte Protestanten halten in einem unterirdischen Gewölbe Gottesdienst ab.
Nach dem Gemälde von H. Steitzner.

Eine praktische Folge haben Hoës — sicherlich auch nicht ernst gemeinte — Unionsgedanken nicht gehabt. Sie tauchen einige Jahrzehnte später wieder in Brandenburg auf. Der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, strebte eifrig darnach, in seinem Lande den Frieden unter Lutheranern und Reformierten herzustellen und zu erhalten. Deshalb erließ er im Jahre 1662 ein Edikt, in dem er eine von seinem Großvater 1614 gegen das Schmähen und Verdammen der Reformierten ausgegangene Verordnung erneuert. Er beklagt sich darin, „daß man jene Verordnung sehr schlecht in acht genommen, dagegen seine Gnade gemißbraucht und die Freiheit des Gewissens und Gottesdienstes, so er ihnen gönnt, auf Mutwillen, Zanksucht, Verdammen und Verketzern der Reformierten gezogen, ja mehr gegen die dis-

sentierenden evangelischen Mitchristen als wider öffentliche Hurer, Trunkenbolde, Wucherer, Geizige und andere Sünder geeifert, als wenn man seine und seiner Zuhörer Seligkeit nicht wirken und befördern könne, es sei denn daß man andere reformierte Christen zugleich verdammte. Dies geschähe in Städten und Dörfern mit Hintansetzung der Lehre vom gottseligen Leben, wobei man die reformierte Lehre nicht aus ihren öffentlichen Bekenntnissen, sondern aus Privatschriften den Zuhörern vorlege, ihnen erschreckliche Lehren andichte, und unchristliches Verdammen und spöttisches Verhöhnen gebrauche. Calvins, Bezas und andere Namen würden auf der Kanzel mehr gebraucht, um sie zu verlästern, als Petri und Pauli gedacht würde, um die gegeneinander vermeiden und nicht solche Lehren einander beilegen sollten, von welchen sie zwar glaubten, daß sie aus dem Bekenntnis der anderen folgten, welche aber von diesen nicht wirklich bekannt würden". Alle Prediger, reformierte und lutherische, sollten sich durch einen Revers zum Gehorsam gegen dieses Edikt verpflichten. Es war bei der Hitze, den der Streit angenommen hatte, erklärlich, daß viele lutherische Prediger in der Unterzeichnung des Reverses eine Verleugnung ihres Glaubens und Gewissens erblickten. Die sich Weigernden wurden ihres Amtes entsetzt. Unter ihnen befand sich auch der bekannte Liederdichter Paul Gerhardt. Die Zeit für eine „Union" war noch nicht gekommen.

Der Westfälische Friedensschluß am 24. Oktober 1648 in Münster in Westfalen.
Nach dem Gemälde von Ter Borch (Hanfstängl).

Wahrheit aus ihren Schriften zu behaupten. Wider ein solches unchristliches Verhalten befehle er nun, daß ein jeder das Wort Gottes bloß wie es in den prophetischen und apostolischen Schriften gegründet und in den Hauptsymbolen, in der Augsburgischen Konfession von 1530 und deren Apologie wiederholt ist, vortrage und philosophischer Disputationen und Distinctionen auf der Kanzel sich enthalte." Als die Universität Wittenberg jede Einigung mit den Kalvinisten als eine Verleugnung der Wahrheit bezeichnete, verbot der Kurfürst seinen Untertanen den Besuch derselben. Ein Religionsgespräch, das auf Befehl desselben 1663 zwischen den lutherischen Geistlichen Berlins und einigen reformierten Predigern stattfand, blieb erfolglos. Das Jahr darauf erschien ein neues Edikt, welches „noch unbedingter als früher von beiden, reformierten und lutherischen Predigern forderte, daß sie die Schimpfnamen

3. Die lutherische Orthodoxie.

Eine doppelte Aufgabe hatte die Reformation der Folgezeit hinterlassen. Es galt festzuhalten, was errungen worden, und auszugestalten und weiterzuführen, was unvollendet geblieben war. Gewiß hat die Folgezeit mit anerkennenswertestem Eifer festgehalten und behauptet, was die Reformation geschenkt hatte. Sie hat die evangelische Wahrheit in eine wissenschaftliche Form gebracht. Aber die evangelische Wahrheit erblickte sie zusammengefaßt in der Konkordienformel und vergaß, daß die evangelische Kirche ihrem Wesen nach „nur von dem wahren, klaren Gotteswort, nicht von den anfechtbaren Erzeugnissen menschlicher theologischer Wissenschaft zu leben vermag. In den Bahnen der Konkordienformel geht die lutherische Theologie des 17. Jahrhunderts einher und im Sinne der Konkordienformel hat sie ihren mächtigen Einfluß auf die

Kirche ausgeübt. Die Frucht einer solchen wesentlich dogmatisch zugespitzten Bewegung war, wie lutherische Theologen von damals selber bezeugt haben, eine neue Scholastik, eine äußere Kirchlichkeit, welche die innere Kraft des Christentums verleugnete. Ihren eigentlichen Antrieb fand diese Bewegung in dem Gegensatz gegen die reformierte Lehre, und so sehr die lutherische Theologie in ihrem Recht war, wenn sie ihr lutherisches Bekenntnis verteidigte, ebensosehr geriet sie in das Unrecht, sobald ihr die Versuchung nahe trat, den Gegensatz zu übertreiben und im Interesse ihrer Lehre den Inhalt ihrer Bekenntnisschriften an die erste Stelle vor den Inhalt der Schrift zu setzen. Der einseitige Dogmatismus der lutherischen Theologie von damals war nahe daran, in römisch-katholischer Weise durch eine scholastisch gewordene Kirchenlehre die Kraft und Klarheit des Schriftwortes für die Gemeinden zu verdunkeln. Aber die lutherische Kirche trug selber die Fähigkeit in sich, von solchen Auswüchsen sich zu befreien, und neben der dogmatischen Bewegung hat sie aus eigenen Mitteln auch die andere Strömung hervorgebracht, welche bestimmt war, ihr als Gegengewicht zu dienen."

Nächst Leonhard Hutter, seit 1596 bis zu seinem Tode (1616) Professor in Wittenberg, der Wittenberg zum Haupte der Orthodoxie machte, verdient hier vor allem genannt zu werden Johann Gerhard. 1582 zu Quedlinburg geboren, studierte er in Wittenberg, Jena, Marburg und, seit in Hessen-Kassel das reformierte Bekenntnis eingeführt worden war, wieder in Jena, wo er, erst 24 Jahre alt, Superintendent wurde. 1615 zum Generalsuperintendenten von Koburg berufen, leistete er im nächsten Jahre der Aufforderung Folge, in die Jenenser theologische Fakultät einzutreten. In hingebendster Treue und größtem Segen hat er in diesem akademischen Amte, alle Berufungen an andere Universitäten ablehnend, gewirkt bis zu seinem 1637 erfolgten Tode. Sein großes dogmatisches Werk, die Loci theologici (d. i. theologische Hauptstücke), das auch bei Reformierten und Katholiken Bewunderung gefunden hat, eine wahre Fundgrube theologischer Gelehrsamkeit, stellte den orthodoxen Lehrbegriff in seiner ganzen damaligen Vollständigkeit zusammen.

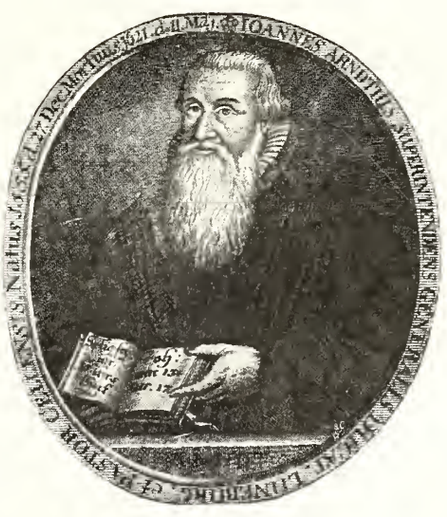
4. Die Vorläufer des Pietismus.

Mag man jener fleißigen theologischen Gelehrtenarbeit alle Achtung und Anerkennung zollen, beklagenswert war es doch, daß der Eifer um die rechte Glaubenslehre die wahre Gläubigkeit des Herzens in den Hintergrund rückte und die Weckung und Pflege wahren Christentums innerhalb der Gemeinde vernachlässigte. Wohl haben einige jener Theologen bewiesen, daß der Eifer um die rechte Lehre sich auch mit dem Eifer um die wahre Gläubigkeit verbinden lasse; so insbesondere Gerhard selbst, ein „liebenswürdiger, religiöser Charakter", dem in persönlicher Erfahrung und in steter Vertiefung in die Heilige Schrift ein auch das ganze Leben beherrschender echter Glaube zu eigen geworden war. Aber trotzdem war etwas anderes aus dem Werke Luthers geworden. Ihm hatte als der Kern des Christentums die gläubige Hingabe des Herzens an Christus und die aus der Gemeinschaft mit ihm erwachsende, stete innere Erneuerung gegolten. Jetzt war die Hauptsache geworden die gehorsame Unterordnung unter die Kirchenlehre. Luther war der Glaube das Alleinseligmachende gewesen, jetzt ist an die Stelle des Glaubens das Luthertum getreten. Aber wie es auch in den dunkelsten Zeiten vor der Reformation Männer gegeben hatte, in deren Herzen noch ein lebendiger Glaube an Jesum Christum wohnte, und wie auch in den Zeiten anscheinend völliger Erstarrung dennoch manche Blume die nur verborgene Lebenskraft verrät, so war es auch in dem vielfach so starr erscheinenden Jahrhundert nach der Reformation. Der Pietismus, dem die evangelische Kirche ein neues Leben verdankt, hatte auch seine Vorläufer. Wir finden sie unter den Mystikern, unter den Dichtern und unter Männern, die wir als Propheten bezeichnen können.

Wie gegenüber der mittelalterlichen Scholastik so erhebt auch gegen die lutherische Scholastik die Mystik ihre Stimme, von der kalten Gelehrsamkeit und dem nüchternen Verstandeskram ins Herz, Gewissen und Leben weisend. Valentin Weigel, 1533 in Großenhain geboren, 1567 bis zu seinem Tode (1588) Pfarrer in Zschopau, beeinflußt durch die Mystik der deutschen Theologie und Johann Taulers, stellte über das Zeugnis der Schrift und der Kirche, die keine wahre Erkenntnis bringen könnten, die innere Erfahrung auf Grund unmittelbarer göttlicher Offenbarung. Diese ist nicht auf die Christen beschränkt. Wer ihrer teilhaftig wird und sie auf sich wirken läßt, ist ein Glied der „heiligen katholischen Kirche". Diese ist nicht „der Haufe des Papstes noch der Haufe des Luthers, noch der Haufe des Mahomets noch einige Sekte auf der Welt, sondern sie ist unter allen Völkern, Heiden und Sprachen eine geistliche unsichtbare Versammlung der Neugeborenen". Weigels Lehre war seiner Zeit dunkel und unverständlich. Er fand trotzdem Anhänger, die in ihm einen Mann begrüßten, der aufrichtig und innerlich fromm, sich von dem in Unterordnung unter die Kirchenlehre und Beteiligung an den kirchlichen Lebensformen das Christentum findenden theologischen Durchschnittsmenschen seiner Zeit unterschied.

Bedeutend fester auf biblischem Boden steht der sogenannte „deutsche Philosoph", der Görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme, geboren 1575 zu Seidenberg in der Oberlausitz. Schon der Vater soll der Mystik zugeneigt gewesen sein. Frühzeitig bekundete der Sohn einen tiefen religiösen Ernst und ein frommes Gemüt, die in einem äußeren Buchstabenglauben keine Befriedigung finden konnten. So geriet Böhme in heiße innere Kämpfe. „Immer eifriger forschte er in der Bibel, die ihm schon von seiner Kindheit an über alles teuer gewesen und flehte Gott um seinen Beistand an, daß er von dem bloßen Buchstaben der Schrift zu dem lebendigen Worte selbst, daß er also zur wirklichen Erkenntnis Gottes als dem tiefsten und letzten Grunde aller Erkenntnis zumal gelangen möge, und fand immer einen besonderen Trost in der Verheißung des Heilands, daß der Vater denjenigen seinen Geist geben wolle, die ihn darum bitten." Der Glanz des Sonnenlichtes, von einem blanken Zinngefäß zurückgestrahlt, soll bei ihm eine wunderbare innere Klarheit gewirkt haben. Er glaubte nun innerlich die tiefsten und letzten Prinzipien aller Dinge zu schauen. Was er schaute, zeichnete er in seinem „Die Morgenröte im Aufgang" betitelten Buche (1612) auf. In Abschriften wurde dasselbe verbreitet. Der Görlitzer Oberpfarrer, ein Anhänger der strengen Orthodoxie, erblickte in Böhmes An-

schauungen die bedenklichste Ketzerei und veranlaßte seine Verhaftung. Gegen das Versprechen keine weiteren Bücher zu schreiben, schenkte man ihm die Freiheit wieder. Es war aber Böhme unmöglich, sein Versprechen zu halten; jedoch hielt er, was er geschrieben, geheim. Als indes durch andere Leute einige Traktate Böhmes in Druck gegeben wurden, mußte er Görlitz verlassen. Schwer krank kehrte er zu den Seinen zurück und starb 1624 in Görlitz. Die Art und die Tiefe seiner Gedanken mag kennzeichnen, was er über die Schöpfung des Menschen lehrt: Gott ist ein unendlich reicher Gott und so besitzt er denn in sich selbst nicht bloß, was zu seiner eigenen Herrlichkeit gehört, er trägt in sich auch noch den Grund zu einem von ihm selbst verschiedenen Werke, die Möglichkeit des unermeßlichen Weltalls, dessen Idee, dessen Urbild er freitätig in seinem Geiste gestaltet und nun in Kraft seines allmächtigen Willens zur Wirklichkeit gelangen läßt. Dann wird es aber freilich darauf ankommen, ob auch die zur sittlichen Freiheit bestimmten Geschöpfe ihren eigenen Willen dem göttlichen Willen entschieden ergeben oder ob sie von der Macht der Finsternis ganz und gar oder doch teilweise sich beherrschen lassen. Im ersten Falle werden sie der himmlischen Region angehören, in welcher die Natur und die Idee in richtigem Verhältnis zueinander stehen; im zweiten Falle dagegen sinken sie zur infernalen Region herab, in welcher die Gewalt der Finsternis unbedingt sich geltend macht; im dritten Falle endlich werden sie zunächst der irdischen Welt angehören müssen, die gleichsam in der Mitte zwischen jenen beiden Regionen schwebt und in welcher Natur und Idee, Licht und Finsternis, Leben und Tod wie nebeneinander stehen und sich gegenseitig beschränken, die aber doch zugleich auch die Brücke bildet, auf welcher sie wieder zu Gott, der sich selbst gnadenvoll zu ihnen herablassen will, zurückgelangen können und sollen.



Johannes Arndt.

Ein viel weiterer Einfluß ging von mehreren Männern aus, die mit ihren Schriften Tausenden wahre Erbauung boten. Johann Arndt's „wahres Christentum" ist bereits genannt. „Der wahre Glaube", heißt es darin, „erneuert den ganzen Menschen, reinigt das Herz, vereinigt mit Gott, macht das Herz frei von irdischen Dingen, hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, wirket die Liebe, gibt Friede, Freude, Geduld, Trost in allem Kreuz, überwindet die Welt, macht Gottes Kinder." Auch Johann Gerhard mit seinem „christlichen und heilsamen Unterricht von der Übung der wahren Gottseligkeit" gehört hierher. Besonders aber sei noch Heinrich Müller's und Christian Scriver's gedacht. Heinrich Müller, 1631 zu Lübeck, wohin seine Eltern vor den Wallensteinischen Soldaten aus Rostock hatten fliehen müssen, geboren, wurde 1651 Archidiakonus zu St. Marien, dann Professor der Theologie, später Superintendent zu Rostock. Er starb bereits 1675. Müller war ein treuer, überzeugter Anhänger der lutherischen Lehre, aber er hat diese Lehre nicht nur mit dem Kopfe verarbeitet, sondern sie ist ihm Herzenssache geworden, „durchweht von dem warmen Lebenshauche innigen tiefgründenden Glaubens". Offen, unerschrocken, unbekümmert um die Schmähungen seiner Gegner, ist er gegen die Veräußerlichung des Christentums aufgetreten. „Die heutige Christenheit", sagt er in einer Predigt über 1. Kor. 12, „hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht, den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl, Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christentums, daß sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt, aber die innere Kraft des Christentums verleugnet sie." Müller war eine vorzügliche Gabe edler, volkstümlicher Beredsamkeit verliehen, mit der er das Herz zu treffen wußte. Das gelang ihm um so leichter, als er lebte, was er lehrte und von anderen forderte. Ernstlich war er bemüht, die Gemeinde zu lebendigen Gliedern des Reiches Gottes zu machen. Er hob die Lehre von dem allgemeinen Priestertum wieder hervor, ohne irgendwie die Ordnungen und Ämter der Kirche anzutasten. Das lebendig ergriffene Wort Gottes ist Ausgangspunkt und Zielpunkt seiner Predigt. Zahlreiche Erbauungsschriften — wir nennen „Himmlischer Liebeskuß oder Übung des wahren Christentums, fließend aus der Erfahrung göttlicher Liebe", „Apostolische" und „Evangelische Schlußkette und Kraftkern", „Geistliche Erquickstunden" — haben großen Segen gewirkt, sie haben in den dürren Zeiten des Rationalismus den lebendigen biblischen Glauben in vielen erhalten und werden noch heute gelesen.

Dasselbe gilt von Christian Scriver, 1629 zu Rendsburg geboren. Von einer innig frommen, gebetseifrigen und fest bibelgläubigen Mutter erzogen, studierte er in Rostock Theologie und wurde 1653 Archidiakonus in Stendal, 1667 Pfarrer in Magdeburg und folgte 1690 einem Ruf als Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er 1693 starb. Wie Müller, so stand auch Scriver auf dem Boden der lutherischen Rechtgläubigkeit. Das von der Mutter schon dem Kinde eingepflanzte, innere Seelenleben, vertieft und bereichert durch allerlei Kreuz und durch die stete seelsorgerliche Berührung mit der Gemeinde, ein offenes Auge für die Natur, in der er Gleichnisse für die christliche Wahrheit zu finden pflegt, eine bewundernswerte Leichtigkeit in der Handhabung der damals sonst so verkümmerten deutschen Sprache verleihen seinen Schriften innerlich und äußerlich alle jene seltenen Eigenschaften, die von einem rechten Erbauungsbuch zu fordern sind. Er hat deren unserem Volke eine große Anzahl geschenkt. Wir nennen seine Predigtsammlungen „Die Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes im Leben, Leiden und Sterben", seine „Zufälligen Andachten", „Gottholds Siech- und Siegesbett", „Goldpredigten über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus". Scrivers berühmtestes Werk aber ist sein „Seelenschatz". Derselbe „beschreibt den Weg einer Seele aus ihrem Elend bis in die Herrlichkeit des ewigen Lebens hinein. Ausgehend von dem Adel unserer Seele führt uns Scriver durch das Todestal der menschlichen

Sündennot über den steilen Berg der Buße zu der lichten Höhe des Glaubens, den Pfad des Lebens im Glauben entlang an allen christlichen Tugenden vorbei, mitten durch das Meer der Trübsale und der schwersten Anfechtungen vor das Tor des Todes und hindurch zu der Seligkeit bei dem Herrn in der Stadt der goldenen Gassen".

Nächst diesen Schriften war es das evangelische Kirchenlied, das der Gemeinde wahre Erbauung bot und zu einem Prediger lebendigen Christentums wurde. Es ist nicht zufällig, daß gerade in die Zeit der erstarrenden Orthodoxie eine Blüte des Kirchenliedes fällt. Es war der innere Drang vieler frommer und dichterisch begabter Männer, „ihr Heilsverlangen und ihre Heilserfahrung dichterisch zum Ausdruck zu bringen und damit auch dem geistlichen Leben der Gemeinde, welches zu verkommen drohte, frische

Heinrich Müller. Stich von Mentzel.

Nahrung zu bieten statt des bloßen Heus aus den Scheunen der Dogmatik". Im folgenden wird noch eingehend vom Kirchenlied zu handeln sein.

Endlich finden wir in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Anzahl Männer, die nach Prophetenart darauf hinweisen, wie wenig die Kirche noch ihrem inneren Wesen entspricht und wie notwendig eine Reformation derselben sei. Johann Matthäus Meyfart, 1590 zu Jena geboren, studierte Philosophie, dann Theologie und wurde 1616 als Professor und Leiter in das 1605 gegründete Casimirianum zu Koburg berufen, welches „durch strengere Zucht und Sitten und Gemeinnützigkeit für das Vaterland alle übrigen lutherischen Universitäten übertreffen sollte". 1631 leistete Meyfart einem Ruf als Professor der Theologie nach Erfurt Folge, wo er zugleich Pastor wurde und 1642 starb. Er zeichnete sich durch eine hervorragende Kenntnis des Altertums, der Philosophie und Geschichte aus. Damit verband er ein aufrichtiges, von der Liebe zu seinem Heiland getragenes Christentum und ein sehnsüchtiges, himmlisches Heimweh bekundendes Blicken nach dem Jenseits, wo alle Ideale einer frommen Seele Wirklichkeit werden. Je mehr er aber auf das Ideale schaute, um so weniger konnte ihn der Zustand der Kirche befriedigen, in der er einen toten Glauben und ein unheiliges Leben fand. Ins Jenseits blickt Meyfarts, vier Predigten enthaltende Schrift (1626) „Tuba novissima d. i. von den vier letzten Dingen des Menschen, nämlich vom Tod, jüngstem Gericht, ewigem Leben und Verdammnis". Diese Schrift, in der auch das Lied steht „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", fand weithin Anklang, so daß Meyfart noch ein stattliches, ähnliches Werk „Von dem himmlischen Jerusalem" erscheinen ließ. Aus der Erfurter Zeit stammen seine reformatorischen Schriften. Es soll ihm unvergessen sein, daß er seine Stimme gegen die Hexenverbrennung erhob. Insbesondere aber galt Meyfarts Wort einer sittlichen Erneuerung des studentischen Lebens. Auch hat er Vorschläge gemacht, „wie den Sitten der Geistlichen, dem Gottesdienst, der Kirchenzucht und Gebetszucht zu helfen" sei. Johann Balthasar Schuppius, 1610 zu Gießen geboren, besuchte, nachdem er in Gießen studiert hatte, auf einer langen Fußwanderung die berühmtesten Universitäten Deutschlands und weilte ein halbes Jahr in Dänemark und längere Zeit in Holland. 1635 übernahm er die Professur der Geschichte in Marburg, begann aber bald von neuem eifrigst Theologie zu studieren. 1643 wird er Prediger an St. Elisabeth in Marburg, 1646 Hofprediger des Landgrafen Johannes von Hessen-Braubach. Als dessen Gesandter hat er an den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück teilgenommen und am 15. Oktober 1648 vor den protestantischen Fürsten und Ständen die erste Dankes- und Festpredigt gehalten. 1649 wurde er Hauptpastor an St. Jakobi zu Hamburg, wo er 1661 starb. Schuppius war eine offene, ehrliche, echt deutsche Natur. „O ihr lieben Deutschen," so ruft er, „erinnert euch eurer deutschen Redlich- und Aufrichtigkeit und lasset den Welschen ihr Simulieren und Betrügen! Lernet und pflanzet in eure Herzen die rechte und wahre Liebe Gottes!" Bei aller Festigkeit im lutherischen Bekenntnis legt er den Wert auf das praktische Ziel der Theologie, die selbst „mehr eine Erfahrung als eine Wissenschaft" sein soll. „Denn was ist ein Theologus ohne Erfahrung? Ich sehe, daß einem Christen, sonderlich einem Theologo das Kreuz so nötig sei als die Luft oder das tägliche Brot." Die Predigt — Schuppius ist selbst das beste Vorbild — hat biblisch und ein Zeugnis der eigenen Erfahrung, packend, individuell und gewissenschärfend zu sein. Besonders fordert Schuppius rechten Katechismusunterricht. Es ist interessant, daß er bereits darauf hinweist, daß der Aufgabe der evangelischen Kirche der aus dem Mittelalter übernommene Baustil nicht entspreche. Die Kirchen sollen achteckig oder rund erbaut und die Kanzel in die Mitte gestellt werden. Schuppius' auf praktisches Christentum gerichteter Sinn bekundet sich auch darin, daß er sein Augenmerk auf die Rettung Versuchter und sittlich Gefährdeter, auf die Erquickung Verlassener richtet, z. B. auf die Kranken, auf Verwahrloste und Verwilderte, auf die Armen, auf Sonntagsfeier und Seelsorge. Auch hat Schuppius an den Soldatenstand und seine Gefahren für die Seele gedacht, indem er für den-

selben als Erbauungsbuch den zeitgemäßen „Hauptmann zu Kapernaum" schrieb. Der bedeutendste Vorläufer des Pietismus ist aber ohne Zweifel Theophilus Großgebauer, geboren 1627 zu Ilmenau, seit 1653 Prediger an St. Jakobi in Rostock, gestorben 1661, mit seiner berühmten Schrift: „Wächterstimme aus dem verwüsteten Zion". Ihm erscheint die lutherische Kirche als ins Mittelalter zurückgesunken: „Unsere Leute sprechen: wir sind in der Kirche gewesen, gleichwie die Papisten sagen, sie seien in der Messe gewesen." Er stellt dem leichten und kurzen kirchlichen Weg zur Seligkeit den langsamen und mühsamen biblischen gegenüber. Die Prediger sollen Seelsorger für die einzelnen Gemeindeglieder sein. Ihnen sollen unterstützend Älteste aus der Gemeinde zur Seite stehen. Die Vorbildung der Prediger soll sich auch auf die Gottseligkeit beziehen. So waren viele Geister rege, auf Besserung der Kirche zu sinnen. Alle diese vorbereitenden Fäden aber laufen in einer Person zusammen, in Philipp Jakob Spener.

5. Philipp Jakob Spener.

Philipp Jakob Spener wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren. Anlage, Lebensführung, Eindrücke und Beeinflussung stimmten von frühster Kindheit an in wunderbarer Weise zusammen. In Straßburg, wo er studierte, herrschte zwar die entschiedene lutherische Kirchenlehre, aber im praktischen kirchlichen Leben war mancherlei aus der reformierten Kirche erhalten geblieben, so das Amt der Kirchspielspfleger, Konfirmandenunterricht und Konfirmation. Überhaupt hatte der Eifer um die Rechtgläubigkeit wahrhaft kirchliches Leben nicht erstickt. Nach vollendetem Studium unternahm Spener eine mehrjährige akademische Reise. In Basel erfreute ihn das frische Gemeindeleben der Kirche. In Genf lernte er durch einen geborenen Waldenser die waldensische Frömmigkeit kennen und schätzen und wurde durch die feurigen Predigten Jean de Labadie's, der auf eine Herstellung des apostolischen Lebens hinzielte, begeistert für die völlige Hingabe des Herzens an Gott und die Erneuerung des gesamten Lebens. Während seines Aufenthaltes in Tübingen, wo Spener auch eine Zeitlang Vorlesungen hielt, hat er mit anderen Theologen die Notstände der Kirche besprochen und Großgebauers „Wächterstimme" gelesen. Von 1663 bis 1666 wirkte er als Prediger in Straßburg. 1666 folgte er einem Rufe als Pfarrer und Senior nach Frankfurt am Main. Das Frankfurter kirchliche Leben zeigte vielfach jene schlimmen Eigenschaften, über die bereits die Vorläufer des Pietismus geklagt hatten. Doppelt schwierig war hier die auf Besserung zielende Arbeit infolge der kirchlichen Verfassung, die die Leitung in die Hand der weltlichen Behörde legte. So waren Hausbesuche der Geistlichen bei den Kommunikanten und Anmeldungen der Kommunikanten im Hause des Predigers verboten. Es gelang Spener ebensowenig dieses zu ändern, wie die Konfirmation in Frankfurt einzuführen. Spener setzte seine Arbeit mit der Hebung des bis dahin den Diakonen und Schullehrern überlassenen Katechismusunterrichts ein. Er beseitigte das gedankenlose Auswendiglernen und suchte vor allem das Verständnis zu fördern. In der Predigt richtete er sein Hauptaugenmerk darauf, seine Zuhörer mit der Bibel vertraut zu machen. Im Jahre 1670 begann er die ernster gesinnten Gemeindeglieder zu einem sogenannten Collegium pietatis — daher entnahm man die Bezeichnung „Pietisten" — zu vereinen. In diesen Zusammenkünften sollte den Teilnehmern Gelegenheit gegeben werden, sich über religiöse Fragen auszusprechen. Der Zuspruch war so groß, daß später diese Versammlungen in die Kirche gelegt werden mußten, wodurch sie freilich von ihrem ursprünglichen Werte, eine ungezwungene Aussprache auch dem Laien zu

Erinnerungsblatt an Gustav Adolf und Karl XII. von Schweden aus dem Jahre 1703. Kupferstichkabinett Nürnberg.

ermöglichen, einbüßten. In diesem engeren Zusammenschluß ernsterer Christen, der vielfach Nachahmung fand, lag allerdings die Gefahr der Absonderung von den Gottesdiensten der Gemeinde. Im Jahre 1675 veröffentlichte Spener, wie eine „Oberstimme in dem vielstimmigen Konzert von frommen Wünschen und Reformvorschlägen, die vor und neben Spener seit Mitte des Jahrhunderts in verschiedenen Teilen Deutschlands erklungen sind", sein Reformationsprogramm in den „Pia Desideria oder Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren christlichen Kirche". Sechs Heilmittel sind es, die Spener empfiehlt: 1. Reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes

und Privatversammlungen zur Förderung gründlicherer Schriftkenntnis; 2. Aufrichtung und fleißige Übung des geistlichen Priestertums, Mitwirkung der Laien mit dem Pfarramt durch Erbauung anderer, zunächst der Hausgenossen und Mitstreiter im Gebet; 3. ernste Mahnung, daß es mit dem Wissen im Christentum nicht genug sei, daß die tätige Ausübung dazu kommen müsse; 4. rechtes Verhalten gegen Irrgläubige und Ungläubige, statt heftiger Polemik herzliche Liebe, die den Gegner nicht bloß widerlegen, sondern auch bessern will; 5. andere Erziehung der künftigen Prediger auf Schulen und Universitäten, wobei ihnen eingeschärft würde, daß nicht weniger an ihrem gottseligen Leben als an ihrem Fleiß und Studium gelegen sei; 6. eine andere Art zu predigen, wobei das Hauptstück wäre, daß das Christentum in dem inneren oder neuen Menschen bestehe, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens wären. Zahlreiche Zuschriften bekundeten Spener, daß er mit dem allen aus vieler Herzen gesprochen hatte. Nach einer zwanzigjährigen Wirk-

Philipp Jac. Spener
Stich von P. Schenk.

samkeit in Frankfurt wurde Spener in das als die höchste Stellung in der lutherischen Kirche Deutschlands geltende Amt eines Oberhofpredigers nach Dresden berufen. Die Jahre seiner Dresdener Wirksamkeit waren die unerquicklichsten in Speners Leben. Die Leipziger Theologen befehdeten ihn, wo und wie sie nur konnten, indem sie für den Übereifer junger, vom Pietismus beeinflußter Leute Spener verantwortlich machten. Speners Lage wurde noch unangenehmer, als sein Verhältnis zu dem Kurfürsten infolge einer schriftlichen Beichtvermahnung tiefgehend und dauernd gestört wurde. Seitdem glaubten seine Gegner im Kampfe gegen Spener jeder Rücksichtnahme enthoben zu sein. Vergebens wurde es ihm nahe gelegt, seine Entlassung zu nehmen. Er wollte nicht eigenmächtig den ihm von Gott anvertrauten Posten verlassen. So kam es beiden Teilen sehr erwünscht, als Spener im Jahre 1691 als Propst an St. Nikolai nach Berlin berufen wurde. Obgleich der Boden der Berliner Gemeinde noch unbereitet und der Kurfürst Spener nicht besonders geneigt war, so bot sich doch hier ein freundlicheres Arbeitsfeld. Man setzte seinen Bestrebungen keinen Widerstand entgegen und gewährte ihm Einfluß auf die Besetzung wichtiger Stellen. So gelang es Spener durchzusetzen, daß an die Universität Halle August Hermann Francke mit anderen Gesinnungsgenossen berufen und Halle eine Pflanzschule des Pietismus wurde (s. den folgenden Abschnitt). Spener, in dem „die Rechtgläubigkeit der früheren Zeit sich mit der Glaubensinnigkeit der neu angebrochenen in schöner Durchdringung vereinigte", starb am 5. Februar 1704. „Ein Lebenshauch war von ihm in die Kirche ausgegangen, welcher dieselbe auf ein Jahrhundert hin befruchtete und selbst dann noch nachwirkte, als die Theologie sich von den Dogmen der Kirche zu entfremden angefangen hatte."

6. August Hermann Francke.

Als das Kind frommer, gottesfürchtiger Eltern wurde August Hermann Francke am 22. März 1663 in Lübeck geboren. Der Vater, ein tüchtiger Rechtsanwalt, siedelte 1666, einem Rufe Herzog Ernst des Frommen folgend, nach Gotha über, wo er bereits 1670 starb. Der Knabe ließ frühzeitig den zukünftigen Theologen erkennen. In dem Kämmerlein, das er sich von der Mutter hatte zuweisen lassen, um darin in der Stille zu beten und zu lernen, hat er oft gebetet: „Lieber Gott! es müssen ja allerlei Stände und Hantierungen sein, die doch endlich alle zu deiner Ehre gereichen, aber ich bitte dich, du wollest mein ganzes Leben bloß und allein zu deiner Ehre gerichtet sein lassen." Mit größtem Eifer und rastloser Lernbegierde studierte Francke in Erfurt und Kiel, nahm in Hamburg bei dem berühmten Gelehrten Esra Edzardi hebräischen Unterricht und bezog dann die Universität Leipzig. Hier gründete er mit mehreren ihm befreundeten jungen Magistern im Jahre 1686 das Collegium philobiblicum zu dem Zwecke, gemeinsam die Bibel zu lesen und in ihrer wissenschaftlichen, wie praktischen Auslegung gefördert zu werden. Der Wendepunkt in Franckes Leben trat in Lüneburg ein, wohin er sich 1687 auf Veranlassung eines des jungen Mannes wissenschaftliche Ausbildung leitenden und über ein bedeutendes Familienstipendium verfügenden Oheims begab. Von dem tüchtigen Bibelausleger, dem Lüneburger Superintendenten Sandhagen konnte er mancherlei lernen. Als er über Joh. 20, 31 („Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen") predigen sollte, erkannte er, daß ihm selbst dieser Glaube, von dem er predigen sollte, noch fehlte. Es war eine Zeit heißen, inneren Kampfes, in der ihm sein ganzes bisheriges Leben als eitel und sündig erschien. In seiner Seelenangst rang er mit Gott und fand Erhörung. „Wie man eine Hand umwendet," so schreibt er selbst, „waren alle meine Zweifel hinweg, ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal fortgenommen, hingegen ward ich mit einem Strom der Freude plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobte und preiste, der eine solche große Gnade erzeigt hatte. Es war mir, als hätte ich in meinem ganzen Leben gleichsam in einem tiefen Schlafe gelegen, als wenn ich alles im Traum getan hätte und wäre nun erstlich davon aufgewacht. Ich war ganz und gar überzeugt, daß alle Welt mit aller ihrer Lust und Herrlichkeit solche Süßigkeit im menschlichen Herzen

nicht erwecken könne, als diese war, und sah wohl im Glauben, daß nach solchem Vorgeschmack der Gnade und Güte Gottes die Welt mit ihren Reizungen zu einer weltlichen Lust wenig mehr bei mir ausrichten würde." Francke hat diese Zeit selbst als die seiner „wahrhaftigen Bekehrung" angesehen. „Von da an habe ich mich beständig zu Gott gehalten, Beförderung, Ehre und Ansehen vor der Welt, Reichtum und gute Tage und äußerliche, weltliche Ergötzlichkeit für nichts geachtet, und da ich vorhin nur einen Götzen aus der Gelehrsamkeit gemachet, sah ich nun, daß Glaube wie ein Senfkorn mehr galt, als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit."

Nunmehr sollte Franckes Leben nur ein Dank sein für die erfahrene Gnade. Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg, wo er — auch das war für ihn von großer Bedeutung — zum Anfangsunterricht kleiner Kinder genötigt wurde, und nachdem er einige Wochen im Hause Speners zugebracht hatte, hielt er in Leipzig Vorlesungen über die Heilige Schrift, insbesondere über die Briefe Pauli. Diese Vorlesungen fanden zahlreiche Zuhörer. Das Collegium philobiblicum wurde fleißig besucht. Der nähere Freundeskreis schloß sich in einer engeren Gemeinschaft zusammen. Da gelang es dem Thomaspfarrer und Professor Johann Benedikt Carpzov, durchzusetzen, daß Francke das weitere Abhalten biblischer Vorlesungen untersagt wurde. Langwierige, auf Seiten der Gegner mit tiefster Erbitterung geführte Streitigkeiten haben sich daran geknüpft. Auch aus Erfurt, wo Francke seit 1690 als Diakonus der Augustinergemeinde wirkte, vermochten die Feinde ihn zu verdrängen. Er wurde seines Amtes entsetzt und aus der Stadt verwiesen. Dieser Zeit entstammt Franckes glaubensinniges, christfreudiges und tief sein Herz offenbarendes Lied: „Gottlob! ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet." Gott hatte bereits einen anderen Platz für sein Werkzeug ausersehen, den Platz, an dem Franckes Gaben sich aufs herrlichste entfalten und dem Reiche Gottes die ersprießlichsten Dienste leisten sollten. Auf Speners Veranlassung wurde er 1672 als Pfarrer von Glaucha bei Halle, einer überwiegend armen und sehr vernachlässigten Gemeinde, und als Professor der griechischen und der hebräischen Sprache an der Universität Halle berufen. Seit Luther hat die evangelische Kirche Deutschlands keinen Mann gehabt, der als Geistlicher, als akademischer Lehrer und als Pädagog die Bedeutung August Hermann Franckes erreicht hätte. Diese Bedeutung erlangte er in Halle, wo er — seit 1714 Pfarrer an St. Ulrich — bis zu seinem am 8. Juni 1727 erfolgten Tode gewirkt hat.

Ein neues Leben weckte Francke zunächst in seiner Gemeinde. Reichlicher als die kirchliche Verordnung es verlangte, predigte er ihr Gottes Wort. Täglich hielt er eine Betstunde, zuerst im Pfarrhaus, dann in der Kirche, erst am Abend, später für die Erwachsenen, abends für die Kinder, immer eine Besprechung über den Katechismus anschließend. Durch Besuche in den Häusern, besonders an Krankenbetten, trat Francke vielen Gemeindegliedern seelsorgerlich nahe. Auf das Beichtgeld verzichtete er, um den Schein jedes selbstsüchtigen Interesses zu vermeiden. Franckes Predigten, einfach und deutlich, für alle verständlich, waren „Ergüsse eines von den großen, unwandelbaren, praktischen Grundlehren des Christentums ganz durchdrungenen Herzens. Immer war es die Sünde der Menschen, die Gnade Gottes in Christo und das durch den Glauben an den Erlöser erweckte neue heilige Leben, worauf alle seine Predigten, obwohl in höchst mannigfaltiger Form und Wendung, zurückkamen." Einen neuen Geist, wie ihn Spener gewünscht hatte, hauchte Francke auch dem theologischen Studium ein. Nicht nur einen Schatz von Kenntnissen sollte sich der Student erwerben, sondern selbst ein aufrichtiger, im Glauben und in der Liebe lebendiger Christ werden. Da aber nach Francke „die heilige Schrift das einige Fundament" ist, „daraus ein Theologie Studierender alle zu seiner und anderer Seelen wahren Erbauung gehörige Wahrheit zu erlernen" hat, trieb er mit den jungen

August Hermann Francke. Stich von J. G. Wolffgang.

Theologen eifrigst das Studium der Bibel, und zwar nicht nur zu wissenschaftlichem — zuerst forderte er allerdings gründliches Verständnis des Grundtextes, — sondern auch zu dem praktischen Zwecke, daß jeder daraus die Kraft zu wahrem Christentum schöpfte. Damit aber die Studenten in ihrem späteren Amte auch geschickt wären, der Gemeinde die Schätze des christlichen Heils zu erschließen, ließ er sie fleißig in einem kleinen Kreise von Genossen Predigtübungen veranstalten und führte sie durch eine besondere Vorlesung in die Pflichten des geistlichen Amtes ein. Eine vorzügliche Gelegenheit zur Übung für ihre zukünftige Tätigkeit fanden Franckes Studenten in den ausgedehnten Anstalten des „Waisenhauses", das den Namen August Hermann Francke in aller Welt berühmt gemacht hat. Die Fürsorge für die Jugend hatte Francke von jeher am Herzen gelegen. Aber es war besonders schwer, an die armen

Kinder heranzukommen. Da ließ er — wie offenbart schon dies seinen praktischen Blick! — die Armen, welche an einem bestimmten Tage vor den Türen um eine Gabe vorsprachen, allemal in sein Haus eintreten und besprach mit den Kindern ein Stück aus dem Katechismus, während die Älteren zuhörten. Eine Hausbüchse, über der 1. Joh. 3, 17: „Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?“ und unter der 2. Kor. 9, 7: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ zu lesen waren, sollte Beiträge zum Schulgeld für arme Kinder aufnehmen. Als einst eine fromme Frau 4 Taler 16 Groschen einlegte, erkannte Francke darin einen Wink Gottes. „Das ist ein ehrlich Kapital,“ rief er, „davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anlegen.“ Sofort ging er ans Werk und sammelte täglich für zwei Stunden arme Kinder zum Unterricht in seinem Hause. Das war ein kleiner Anfang. Aber Großes sollte daraus entstehen. Bald reichte der Raum im Pfarrhause nicht mehr aus. Zu den armen Kindern kamen Bürgerskinder. Mehrere Klassen

Das Waisenhaus in Halle a. d. S.

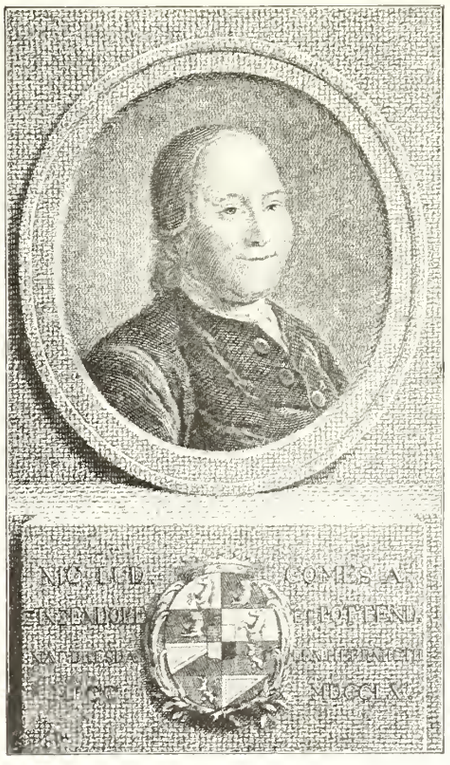
mußten gebildet werden. Es entstand die Armen- und die Bürgerschule. Bemittelte auswärtige Bürgersleute baten ihn, ihre Söhne unter seiner Aufsicht erziehen zu lassen. Das wurde die Veranlassung, das „Pädagogium“ ins Leben zu rufen. Endlich entstand das Waisenhaus, in dem arme Kinder nicht nur unterrichtet, sondern auch verpflegt und erzogen werden sollten. 24 Studierende erhielten dort einen Freitisch und hatten dafür in der Anstalt zu helfen. Von dem Wachstum der Anstalten des Waisenhauses, die schließlich fast zu einer kleinen Stadt geworden sind, mögen einige Zahlen reden. Im Jahre 1727 — in Franckes Todesjahr — befanden sich in sämtlichen Schulen 2200 Kinder (unter ihnen 134 Waisenkinder), bei deren Erziehung und Unterricht außer acht Inspektoren der verschiedenen Anstalten 167 Lehrer und 8 Lehrerinnen tätig waren. Gespeist wurden an dem ordinären Tische 155, an dem extraordinären Tische 100 Studierende; von armen Schülern mittags 148, abends 212. Unermeßlich ist der Segen, der von diesen sogenannten „Franckeschen Stiftungen“ ausgegangen ist. Sie wurden „je länger, je mehr ein überaus bedeutender und einflußreicher Mittelpunkt der neuen, durch Spener hervorgerufenen und durch seine Freunde und Anhänger, am entschiedensten und kräftigsten durch Francke vertretenen Richtung in der Entwicklung der evangelischen Kirche Deutschlands.“ Sie waren „gleichsam die feste Burg des Pietismus, in der alle Fäden, welche die Vertreter desselben in den verschiedensten Gegenden verbanden, zusammenliefen. Zur Steigerung seiner Bedeutung trug wesentlich noch bei, daß die im Jahre 1705 von Dänemark aus begonnene Heidenmission in Ostindien sich an Franckes Werk anlehnte und ihren geistigen und leitenden Mittelpunkt hier fand, sowie, daß die von dem Freiherrn von Canstein, dem innigen Freunde Franckes und tatkräftigen Förderer seiner Unternehmungen, im Jahre 1710 ins Leben gerufene Bibelanstalt in die engste Verbindung mit demselben trat, die noch heute besteht.“

7. Zinzendorf und die Brüdergemeinde.

Schon in alten Zeiten saß in Niederösterreich eine begüterte Adelsfamilie von Zinzendorf und Pottendorf. Ein Zweig derselben bekannte sich zur Reformation. Die Verfolgung blieb nicht aus. Graf Max Erasmus verließ deshalb die Heimat und ließ sich unweit Nürnberg nieder. Dessen Enkel ist Nikolaus Ludwig, als Sohn des mit Spener eng befreundeten sächsischen Ministers Georg Ludwig am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren. Wenige Wochen nach der Geburt des Sohnes starb der Vater. Die Großmutter, eine Frau von Gersdorf in Großhennersdorf in der Oberlausitz, erzog den Knaben im Geiste Speners, der das Kind aus der Taufe gehoben hatte. „In meinem vierten Jahre“, erzählt er selbst, „fing ich an, Gott mit Ernst zu suchen, soviel es meine kindischen Ideen an die Hand gaben. Sonderlich aber ist es von der Zeit an mein beständiger Vorsatz gewesen, ein treuer Diener des gekreuzigten Jesu zu werden. Den ersten tiefen Eindruck auf mein Herz machte das, was mir meine Mutter von meinem seligen Vater und dessen herzlicher Liebe zur Marterperson des Heilands sagte.“ 1710 wurde Zinzendorf dem damals noch von Francke selbst geleiteten Pädagogium zu Halle übergeben. Hier schloß er sich mit gleichgesinnten Freunden zusammen. Auch der Gedanke, einmal Heidenmission zu treiben, faßte bereits in dem Herzen des Knaben Wurzel. Zinzendorfs Herz neigte unbedingt zur Theologie. Seine Familie aber bestimmte ihn für die Laufbahn im Staatsdienste. 1716 schickte man ihn nach Wittenberg, um ihn nach Möglichkeit den pietistischen Einflüssen der Universität Halle zu entziehen. Er studierte die Rechte, ohne dabei das Studium der Bibel und der Schriften Luthers, sowie der pietistischen Theologen zu vernachlässigen. Der Aufenthalt unter den rechtgläubigen Theologen Wittenbergs ließ ihn zugleich erkennen, daß auch im Lager der Orthodoxie Frömmigkeit und christliches Leben möglich sei. Auf das Universitätsstudium folgte eine längere Bildungsreise nach Holland und Frankreich. Auf der Reise nach Holland, in der Gemäldegalerie zu Düsseldorf, sah Zinzendorf jenes Bild des Dornengekrönten, unter dem die Worte standen: „Das habe ich für dich getan, was tust du für mich?“ Es hat einen tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht und ihn in der Absicht bestärkt, sein ganzes Leben in Beziehung zu Christus zu setzen: „Ich habe nur eine Passion, und die ist Er, nur Er.“ Im Verkehr mit Reformierten und außerhalb der anerkannten Kirche Stehenden, sowie mit

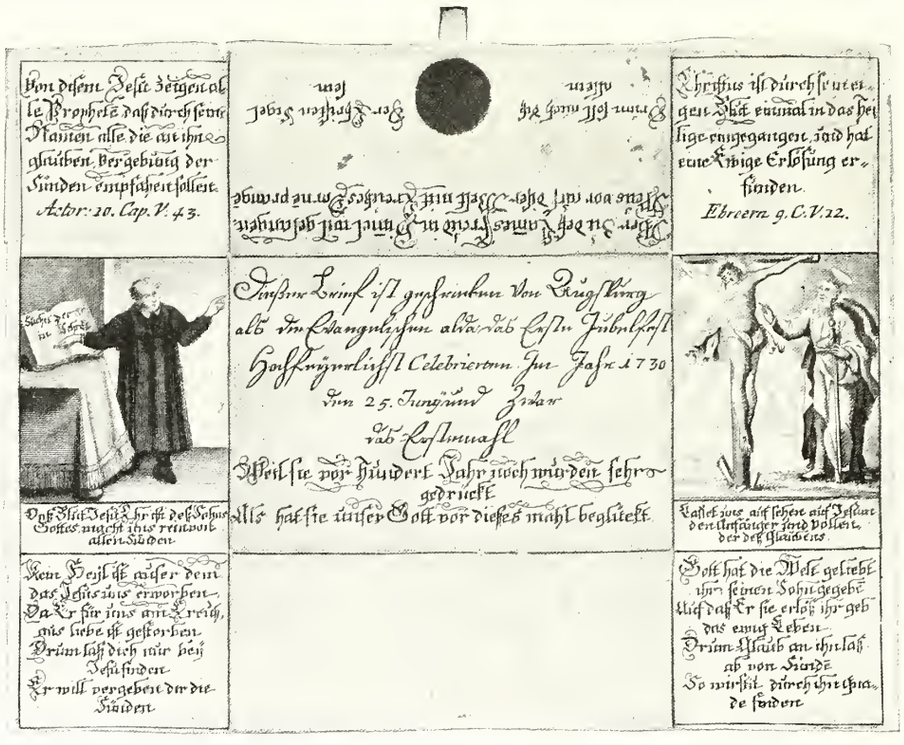
hervorragenden Männern der römischen Kirche ging Zinzendorf die Gewißheit auf, daß die eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen, d. h. derer, die von Herzen an Jesum Christum als an ihren Heiland und Erlöser glauben, an keine äußere Gemeinschaft gebunden ist, sondern Christen aller Konfessionen umfaßt. Gern hätte Zinzendorf nach seiner Rückkehr (1721) die Arbeit des 1719 gestorbenen Freiherrn von Canstein in Halle übernommen. Aber dem Wunsche seiner Familie entsprechend trat er als Hof- und Justizrat in den sächsischen Staatsdienst. Im September 1722 vermählte er sich mit Gräfin Erdmuthe Dorothea, der Schwester des Grafen Heinrich XXIX. von Reuß-Ebersdorf. Zuvor hatte er das nicht weit von Großhennersdorf gelegene Berthelsdorf gekauft, in der Absicht, dort „als christlicher Gutsherr im Kreise seiner Untertanen für das Reich Christi zu wirken". Auf dem Grunde dieser Besitzung sollte Herrnhut, eine Stätte reichsten Segens erstehen.

Anfang des 18. Jahrhunderts waren über die Glieder der mährischen Brüderunität wiederum neue Verfolgungen hereingebrochen. Man entschloß sich zur Auswanderung und holte sich bei dem Görlitzer Prediger Schäfer Rat. Dieser empfahl sie an Zinzendorf, der gern die Erlaubnis zu einer Ansiedlung am Abhang des Hutbergs genehmigte. Am 17. Juni 1722 wurde der Bau des ersten Hauses von „Herrnhut" begonnen. Zehn Jahre währte die Einwanderung. „Bald erkannte Zinzendorf in den Ansiedlern den ihm vom Herrn zugeführten Grundstoff, an und in welchem er das Werk lebendig ausbilden und gestalten sollte, zu welchem ihn Gott auserkoren und ausgestattet hatte. Er faßte den Gedanken auf, seine empfindungsvolle Liebe des Herrn, als des blutenden Lammes, dieser empfänglichen Gemeinde einzupflanzen und sie zu einem Sauerteig für die erstorbene Christenheit zu machen." Der in Speners Geiste fromme Prediger Rothe, den er nach Berthelsdorf berief, ging auf seinen Sinn ein, erweckte Freunde sammelten sich um ihn und bald zog der neue Herd christlichen Lebens viele an, die als Inspirierte und Separatisten in der verdorrten Kirche keine Heimat mehr fanden. In dieser wunderlichen Mischung machten sich auch hochfahrende Geister geltend und es drohten bald allerlei Meinungen die junge Pflanzung durch Schwärmerei, Zwietracht und Zank zu verwüsten. Der Graf suchte durch die Überlegenheit seiner Stellung und seines Geistes dem Unfrieden zu steuern und, weil er es redlich meinte, so half zur rechten Stunde der Herr selbst. Am 13. August 1727 ward bei der Feier des heiligen Abendmahls in Berthelsdorf unter vielen Tränenströmen der Geist der Liebe über die wohl vorbereitete Versammlung ausgegossen und die Frucht dieses Gnadentages, dessen Gedächtnis noch heute unter den Gedenktagen der Brüdergemeinde gefeiert wird, ging nicht wieder verloren. Im Anschluß an die alten Ordnungen der mährischen Brüder bildete sich die Verfassung, Sitte und Liturgie der neuen Gemeinde aus und Zinzendorf war die Seele dieser neuen Schöpfungen. Um dieses christliche Gemeindeleben nicht untergehen zu lassen, lehnte man die Verschmelzung mit der lutherischen Kirche und die Stellung unter das landübliche Kirchenregiment ab, so sehr auch die Prediger Schäfer und Rothe dazu drängten. Doch blieb die neue Gemeinde durch das Siegel seines Geistes, welches ihr Zinzendorf aufprägte, wesentlich ein Gewächs der deutschen lutherischen Kirche, deren Gemütsinnigkeit erst in ihr sich vollkommen als Gemeindeleben ausprägte. Der Geist des lutherischen Laientums, der sonst nur im Kirchenliede zu seinem vollen Rechte kam, gedieh hier zur freiesten Entfaltung und das Laienpatronat, das sonst oft so hölzern ausgeübt ward, fand durch Zinzendorf als Kirchenpatron die herrlichste Verklärung. Bei allem Recht und Ansehen, das dem Predigtamte unangetastet blieb, wurde durch die lebendige Mitwirkung vieler niederen Ämter der Unterschied von Geistlichen und Laien, der aus der römischen Kirche in das Luthertum herübergetragen war, so ausgeglichen, daß die ganze Gemeinde sich als Volk Gottes fühlen konnte. Das Amt des Predigers, aber auch das Amt des Patrons, war, wie jedes andere Amt, ganz im apostolischen Sinne nur brüderlicher Dienst an der Gemeinde, nach dem Worte des Herrn: „Einer ist euer Meister, ihr seid alle Brüder." (Schneider.) Zinzendorfs Wunsch war es, im festen Zusammenhang mit der lutherischen Kirche zu bleiben, während die Tradition der „mährischen Brüder" und die Entwicklung der Verhältnisse zu einem selbständigen Kirchentum drängten. Zwar mußte anerkannt werden, daß auch die Herrnhuter Gemeinde auf dem Boden der Augsburgischen Konfession stehe und zur evangelischen Kirche gehöre. Man gewährte daher den Herrnhutern in Sachsen Duldung; Zinzendorf selbst aber mußte 1736 das Land verlassen. Gott hat auch aus dieser harten Maßregel einen großen Segen erwachsen lassen. Die Ortsgemeinde Herrnhut trat zurück, aber es entstand der weite Kreis der „Brüdergemeinde". Für die nächste Zeit wurde die Wetterau der Sitz der Tätigkeit Zinzendorfs. Dort, wie auch in den Ostseeprovinzen suchte er das niedere Volk durch Bibelübersetzung und Schulengründung christlich zu beeinflussen. In Berlin knüpfte sich ein enges Verhältnis zwischen ihm und König Friedrich Wilhelm I. Dort empfing er 1737 die Bischofswürde und trat damit an die Spitze der ganzen Brüderbewegung, die die gesamte, vielfach gespaltene Kirche umfassen und „durch christliche Freundschaftspflege und Vereins- bzw. Gemeindebildung die Gläubigen zum freien Zusammenschluß untereinander anregen will. Die Gesamtzahl derer, welche die-



Nic. Ludwig Zinzendorf.
Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde.

sem Plane sich anschließen, indem sie ihn selbst verwirklichen oder an sich verwirklichen lassen, ist die „Brüdergemeinde", innerhalb der Religionen, welche selbst nicht „Religion" ist, sondern vielmehr eine große internationale und interkonfessionelle Gemeinschaft christlicher Freunde, welche es als Aufgabe erkennen, unter alleiniger Anerkennung der Autorität Christi auf religiösem Gebiet durch das Mittel der Verkündigung seines Todes das Verhältnis der Brüdergemeinschaft zu verwirklichen und dadurch die Einheit der Gemeinde Christi zum Ausdruck zu bringen." So hat Zinzendorf 1741 erklärt: „Ich bin von Gott dem Herrn dazu bestimmt, das Wort von Jesu Blut und Tod zu treiben, nicht mit Künstelei, sondern mit Gotteskraft, ohne darauf zu achten, wie es mir dabei gehen wird, und das ist mein Beruf gewesen, ehe ich etwas von den mährischen Brüdern gewußt habe. Ich bin und bleibe zwar mit den mährischen Brüdern verbunden, die unser Evangelium von Jesu Christo ins Herz gefaßt und mich und andere Brüder zur Bedienung ihrer Gemeinde berufen haben; doch trenne ich mich dadurch nicht von der lutherischen Kirche: denn ein Zeuge kann in dieser Religion leben und bestehen. Indes kann ich mich mit meinem Zeugnis nicht an eine Religion binden, sondern die ganze Erde ist des Herrn und alle Seelen sind sein, ich bin mich allen schuldig!"



Gedenkblatt in Briefform vom Jahre 1730 zur Erinnerung an die Übergabe der Augsburger Konfession. Kupferstichkabinett Nürnberg.

Diesen Gedanken entsprach Zinzendorfs Tätigkeit. Er wirkte auf dem Kontinent und in England. Wir finden ihn bei den Negersklaven von St. Thomas in Westindien und unter den Indianern Amerikas. Nirgends ist sein Wirken ohne Erfolg geblieben. Von seiner und der Brüdergemeinde Missionstätigkeit wird im folgenden noch besonders die Rede sein. Im Sommer 1755 kehrte Zinzendorf in die Heimat zurück. Hier starb er am 9. Mai 1760. Sein Grabstein auf dem Gottesacker des Hutberges trägt die Inschrift: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe."

Zinzendorfs Nachfolger wurde August Gottlieb Spangenberg (geb. 1704 in Klettenberg, gest. 1792). In Jena hatte Spangenberg, der Sohn eines frommen Pfarrhauses, erst die Rechte, dann Theologie studiert. Zinzendorf, zu dem er schon in Jena in persönliche Beziehung trat, gewann auf ihn entscheidenden Einfluß. Nachdem er eine Zeitlang in Halle gewirkt, aber wegen seiner Neigung zu separatistischem Wesen ausgewiesen worden war, ging er 1733 nach Herrnhut. 60 Jahre hindurch hat er von da ab der Brüdergemeinde gedient, dreißig Jahre zumeist in der Ferne, die anderen dreißig Jahre in der Heimat. Schon 1733 begleitet er ein Häuflein Brüder nach Kopenhagen, von wo aus diese die Reise nach Westindien antraten. „Seit 1735 bis 1764 hat er bald die sogenannte pilgernde Gemeinde in Deutschland und anderswo, bald die Seegemeinden, welche zwischen England und Amerika auf dem Wege sich befanden, persönlich geleitet, bald den neuen Ansiedelungen der Brüder sowohl in Holland und England als in Pennsilvanien und anderen Staaten zu Stand und Wesen verholfen, bald Missionen der mannigfaltigsten Art und Richtung vorgestanden, vornehmlich von Bethlehem, dem ältesten und wichtigsten amerikanischen Pflanzorte der Unität, aus unternommen und gepflegt, endlich als Ordinarius sämtliche Angelegenheiten in jenem Weltteile geleitet." 1762 kehrte Spangenberg in die Heimat zurück. Seine Aufgabe war es, Zinzendorfs Werk in feste geordnete Bahnen zu leiten, den Brüdergemeinden eine sichere Verfassung zu geben und die Lehre der Unität zusammenzufassen.

Die Brüdergemeinde hat ausdrücklich erklärt, daß sie keinerlei Propaganda treiben wolle. Die Zahl ihrer Glieder ist verhältnismäßig gering und nur in schwachem Wachstum begriffen. Nach der Statistik vom Ende des Jahres 1900 zählte die deutsche Brüderunität in 23 Gemeinden 8096 Mitglieder, die 2 böhmischen Gemeinden 691 Mitglieder, die britische Unität 5955, die amerikanische 23467 Mitglieder. Die Missionare samt ihren Familien hinzugerechnet, ergibt sich als Gesamtzahl 38659 Mitglieder. Aber wie bedeutend ist die Arbeit, die von diesen Gemeinden geleistet wird! Die Brüderunität in ihrer Gesamtheit betreibt das Missionswerk. Die zwanzig Missionsprovinzen zählten am genannten Termine 92063 Mitglieder. Auf 201 Stationen waren tätig 397 ausländische Missionare und 1928 eingeborene Arbeiter. Die 234 Tagesschulen, an denen 524 Lehrer wirkten, wurden von 23998 Kindern besucht. Die 133 Sonntagsschulen zählten 1305 Lehrer und 18424 Besucher. Die Einnahme belief sich auf 1662590, die Ausgabe auf 1708452 Mark. Die einzelnen Unitäten nehmen sich noch besonders der Arbeit auf dem Gebiete der inneren Mission und des Erziehungswerkes an. Die deutsche Brüderunität besitzt u. a. auch ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, ein Pädagogium, eine Mis-

sionsschule und ein theologisches Seminar. Wenn irgendeine kirchliche Gemeinschaft, so trägt die Brüdergemeinde zugleich das Gepräge von Sauerteig- und Senfkornart.

8. Die Heidenmission.

Die großen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts, besonders Amerikas, hatten die römische Kirche zu einer ausgedehnten Missionsarbeit veranlaßt. Dieselbe war aber durchaus äußerlich und gewaltsam. Schon Erasmus von Rotterdam erhob seine Stimme gegen eine derartige Missionsmethode und legte seinen Zeitgenossen zugleich in glühender Beredsamkeit die Missionspflicht ans Herz. Das Reformationsjahrhundert hat diese Pflicht auch erkannt, wie einzelne Unternehmungen beweisen. Aber es lag jener Zeit noch fern, das Evangelium in der Weise unserer heutigen Missionsgesellschaften ausbreiten zu wollen. So war Luthers Meinung, daß Gott nach seiner Weisheit Mittel und Wege finde, sich aus allen Völkern seine Auserwählten zu sammeln. „Wie einst fromme Israeliten unter den Heiden ihre Gotteserkenntnis ausbreiteten, wie in der Urkirche zersprengte Christen das Evangelium verkündeten, so haben die in der Welt zerstreuten Christen seinerzeit durch Predigt, durch Wandel und Leiden den Heiden das Evangelium anzubieten. So sorgt Gott dafür, daß seine Auserwählten aus aller Welt gesammelt werden; Gott schreitet mit seinem Wort durch die Völker der Erde; wo in einem Volk das Evangelium nicht geehrt wird, da wird es ihm genommen und anderen Völkern gegeben, bis der Lauf vollendet ist.“ Im 17. Jahrhundert haben Holländer und Engländer in ihren Kolonien in Ostindien und Westindien Mission getrieben. Schottische und englische Puritaner wanderten, in der Heimat bedrückt, nach Nordamerika aus und gründeten, von schwedischen Missionaren unterstützt, unter den Indianern Christengemeinden.

Die evangelische Kirche Deutschlands kam nicht so rasch zu einem Missionsbetrieb. Die Schrecken des 30jährigen Krieges mögen zu einem großen Teil daran schuld gewesen sein. Aber auch damals fehlte es an Stimmen nicht, die auf die Missionspflicht hinwiesen. Insbesondere war es der österreichische Edelmann Justinianus Ernst Freiherr von Welz, der in seiner Schrift: „Eine christliche und treuherzige Vermahnung an alle rechtgläubigen Christen Augsburgischer Konfession, betreffend eine sonderbare Gesellschaft, durch welche nächst göttlicher Hilfe unsere evangelische Religion möchte ausgebreitet werden“ die Gründung einer Missionsgesellschaft und die Aussendung von Missionaren forderte. Drei Fragen stellt er auf: „Zum ersten: Ist es recht, daß wir evangelischen Christen das Evangelium allein für uns behalten und dasselbige nirgends suchen auszubreiten? Zum anderen: Ist es recht, daß wir aller Orten so viel Studiosos Theologiae haben und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberg Jesu Christi arbeiten helfen, lassen sie auch lieber drei, sechs oder mehr Jahre auf einen Pfarrdienst warten oder gar deutsche Schulmeister werden? Zum dritten: Ist es recht, daß wir evangelischen Christen auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben in Essen und Trinken, mancherlei unnötige Kurzweil, kostbare Gebräuche soviel Unkosten anwenden, aber zu Ausbreitung des Evangelii bisher auf keine Mittel bedacht gewesen?“ Welz' Aufruf fand bei den einen Ablehnung, bei den anderen Zustimmung, aber bei niemand die erwünschte Begeisterung und Opferwilligkeit. Welz selbst ließ sich in Zwolle feierlich zum Apostel der Heiden ordinieren und ging nach dem holländischen Guiana, wo er im Dienste seines Heilands 1668 den Tod gefunden hat.

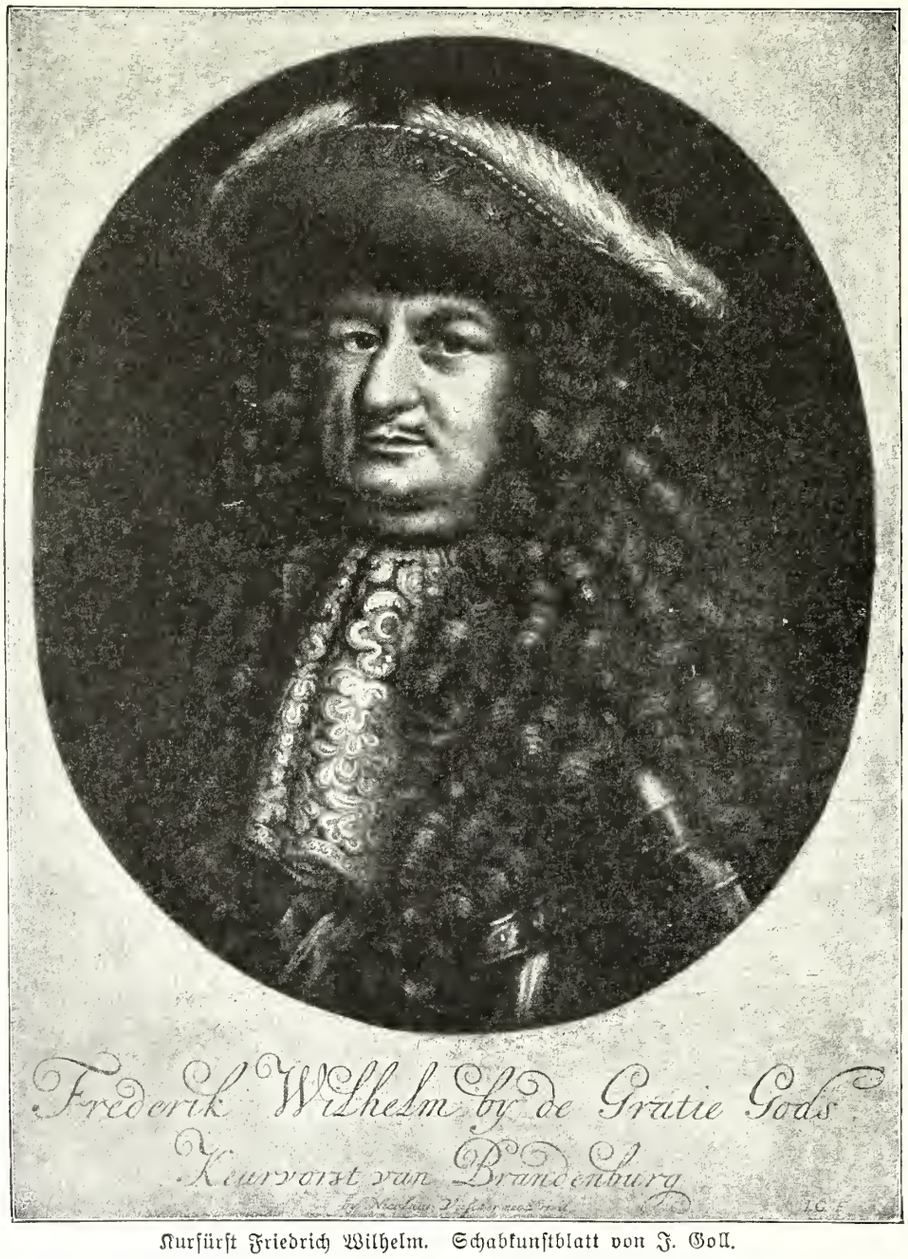
Erst das 18. Jahrhundert sollte einen Anfang deutsch-evangelischer Missionstätigkeit bringen. Der König Friedrich IV. von Dänemark erbat sich von seinem Hofprediger, dem früheren Berliner Propst Lütkens, Missionare für seine Kolonien. Auf sein Ersuchen wurden diesem von Berliner Freunden zwei pietistische Kandidaten der Theologie, Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau empfohlen, beides Männer, die als die geistlichen Söhne August Hermann Franckes gelten können. Im Jahre 1706 landeten sie in Traukebar in Ostindien. Francke selbst hatte schon seit längerer Zeit erwogen, wie Mission getrieben werden könnte. Gott legte jetzt das große Werk und dessen Leitung in seine Hände. Daran, daß die lutherische Kirche das Werk als ein kirchliches übernahm, war nicht zu denken, da die herrschende Orthodoxie sich gegen die Mission völlig ablehnend verhielt. Die pietistischen Kreise wurden Träger des Missionsgedankens und Pfleger des Missionswerkes. Auch in Lappland und Grönland trieb Dänemark Mission. In Grönland wirkte mit treuester Hingabe Hans Egêde. Auch hier waren es deutsche Missionare, die in die Arbeit eintraten, und zwar solche der Brüdergemeinde. Zinzendorf, der bereits als Jüngling in dem Franckeschen Pädagogium lebhaftes Interesse an der Ausbreitung des Evangeliums bekundete (s. o. S. 200), kam 1731 in Begleitung mehrerer Brüder zur Krönung Christians VI. nach Kopenhagen. Hier hörte er von der grönländischen Mission. Ein Mohr aus St. Thomas berichtete von der Sehnsucht seiner Schwester in der Heimat nach dem Evangelium. „Eine Anzahl Brüder ist bereit, nach Grönland und St. Thomas hinauszugehen; ein Jahr lang wird die Sache unter manchem Widerspruch in der Gemeinde erwogen, bis 1732 die ersten Missionare nach Westindien, 1733 nach Grönland ausgesandt wurden; in Grönland wurde 1739 der erste Heide getauft. Rasch dehnte sich die Mission in Westindien trotz zahlreicher Opfer des gelben Fiebers aus; 1733 wurde die Insel St. Croix, 1735 Surinam, 1737 die Guineaküste und das Kapland, 1740 die Indianer in Nordamerika, 1755 Jamaika, 1756 Antigua in Angriff genommen.“ Es ist geradezu wunderbar, was der Glaube und die Liebe der Brüdergemeinde geleistet hat. In zwei Jahrzehnten rief sie mehr Missionen ins Leben als die ganze evangelische Kirche in zwei Jahrhunderten!

9. Deutschland eine Zufluchtsstätte für vertriebene Evangelische.

Für Deutschland war mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges das Evangelium gesichert. Anderwärts jedoch erfuhr dasselbe anhaltende und schwere Bedrückungen. Die Evangelischen mußten, wenn anders sie ihrem Glauben treu bleiben wollten, das Vaterland verlassen und sich eine neue Heimat suchen. Viele fanden eine solche auf deutschem Boden.

Den französischen Reformierten war durch das Edikt von Nantes (1598) völlige Freiheit der Religionsübung

in allen Städten, wo bisher schon reformierter Gottesdienst stattgefunden, sowie unbedingte Gleichstellung mit den Katholiken in allen bürgerlichen Rechten und Ansprüchen gewährleistet worden. Nachdem Heinrich IV. im Jahre 1610 dem Dolche des Jesuitenschülers Ravaillac zum Opfer gefallen war, erneuerten sich die Bedrückungen der Reformierten (Hugenotten). Ein Stück des Edikts von Nantes nach dem andern fiel, bis Ludwig XIV. dem Rat seiner Beichtväter folgend in völliger Vernichtung des evangelischen Glaubens innerhalb der Grenzen Frankreichs seine Sünden büßen zu können meinte. Nachdem die Dragonaden hierzu das Ihrige getan hatten, hob Ludwig 1685 das Edikt von Nantes auf. Jene Zeit der furchtbarsten, an die großen Christenverfolgungen der römischen Kaiserzeit erinnernden Unterdrückung des Protestantismus bildet wie die Bartholomäusnacht einen der dunkelsten Schandflecke in Frankreichs Geschichte. Und was war die Folge? Über 300000 — die besten der Bürger — verließen das Vaterland. „Ungeheuer war die Einbuße, die der Handel und alle möglichen Gewerbe erlitten und die den allgemeinen Wohlstand des Landes herabdrückte; denn ein großer Teil des französischen Handels, unzählig viele lukrative Gewerbe waren in den Händen der Reformierten, die nun durch die Ansiedelung im Auslande die Ausfuhr aus Frankreich außerordentlich schmälerten und in Frankreich viele Arbeiter mit ihren Familien ohne Brot ließen." Entsetzlich aber war auch die Einbuße, die das religiöse und moralische Leben erlitt. Die „Kirche" lehrte das Volk jene Greuel und Grausamkeiten, die dieses in der Zeit der Revolution gegen Kirche, Staat und alle Ordnung geübt hat. Aufs freundlichste nahm Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, die französischen Flüchtlinge in seinem Lande auf, christliche Liebe gegen bedrückte Glaubensgenossen mit staatsmännischer Klugheit verbindend. Ähnlich verhielten sich Braunschweig, die Markgrafen von Bayreuth und von Ansbach, sowie Hessen-Kassel. Die deutschen Evangelischen hatten Gelegenheit zu beobachten, welcher Opfer der evangelische Glaube fähig war. Die Liebe überbrückte den Lehrunterschied der Lutheraner und der Reformierten. Das gesamte Vaterland hatte, ganz abgesehen von dem wirtschaftlichen, einen religiösen und moralischen Gewinn.



Kurfürst Friedrich Wilhelm. Schabkunstblatt von J. Goll.

Auf Betreiben Ludwigs XIV. wurden seit 1685 auch die in den Tälern Piemonts wohnenden Waldenser aufs blutigste und roheste verfolgt. Mit bewundernswerter Ausdauer und Tapferkeit haben diese sich verteidigt und durchgesetzt, daß die 14000 gefangenen Brüder die Freiheit und mit ihnen das Recht der Auswanderung erhielten. Sie siedelten sich in der Schweiz und in Deutschland an.

Das ganze evangelische Deutschland aber wetteiferte, als es sich um die Aufnahme der vertriebenen evangelischen Salzburger handelte. Bei den treuherzigen Salzburgern hatte erst die hussitische Lehre, dann das lautere Evangelium begeisterte Anhänger gefunden. Der Erzbischof Matthäus Lang, ursprünglich dem Gedanken einer Reformation nicht abgeneigt, verfolgte später die Evangelischen aufs heftigste. Trotzdem machte die evangelische Bewegung in den Salzburger Tälern beständige Fortschritte. Schon 1588 wurde den Protestanten geboten, entweder zu der „alleinseligmachenden Religion" zurückzukehren oder auszuwandern. Viele griffen zum Wanderstabe. Als aber die Güter der Evangelischen, die auswandern wollten, mit Beschlag belegt wurden, blieben viele zurück, äußerlich zur römischen Kirche sich haltend, innerlich nicht vom Evangelium lassend. Dieses offenbarte sich als eine unerdrückbare Macht. Wohl glaubte Erzbischof Markus Sittich in den Jahren 1613 bis 1615 sein ganzes Erzbistum von der Ketzerei gereinigt zu haben. Aber unter seinem milden Nachfolger Paris Hadrian kam das

Luthertum aus seiner Verborgenheit wieder hervor und breitete sich weiter aus. Neue Verfolgungen brachen seit dem Jahre 1683 unter dem Erzbischof Maximilian Gandolf über die Evangelischen herein. Jesuitische Späher hatten im Tesseregger Tal eine Gemeinde heimlicher Lutheraner entdeckt, die unter der Führung des frommen, schlichten Bergmanns Joseph Schaitberger fest an Luthers Lehre hielten. Keine Gewaltmaßregel konnte die Getreuen zur Verleugnung ihres Glaubens bringen. Da erließ der Erzbischof jenes grausame Edikt, durch welches sie mitten im harten Winter 1685 aus dem Lande getrieben und ihre Kinder und ihre Habe zurückzulassen genötigt wurden. Vergebens war das Schreien der armen Mütter um ihre Kinder, deren im ganzen gegen 600 zurückbehalten wurden. Eheleute wurden auseinandergerissen, Kinder und Säuglinge wurden von ihren jammernden Vätern und Müttern weggenommen, damit sie im katholischen Glauben erzogen würden. In Trupps von 50 bis 60 zogen die unglücklichen Verbannten, blutarm, des Nötigsten beraubt, bei scharfer Kälte über die schneebedeckten Gebirgspässe, um in Ulm, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. und weiterhin in Schwaben und Franken Zuflucht zu finden. Aus jener Zeit stammt Schaitbergers, des Führers jener Exulanten, schlichtes, aber glaubensinniges Lied:

Ich bin ein armer Exulant, also muß ich mich schreiben;
Man tut mich aus dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben.
Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein, es ist dir auch so gangen,
Jetzt soll ich dein Nachfolger sein; mach's, Herr nach dein'm Verlangen!
Herr, wie du willst, ich geb mich drein, bei dir will ich verbleiben;
Ich will mich gern dem Willen dein geduldig unterschreiben.
Nun will ich fort in Gottes Nam', alles ist mir genommen.
Doch weiß ich schon, die Himmelskron werd ich einmal bekommen.
So geh' ich heut von meinem Haus, die Kinder muß ich lassen;
Mein Gott, das treibt mir Tränen aus, zu wandern ferne Straßen.
Soll ich in diesem Jammertal noch lang in Armut leben,
Gott wird mir dort im Himmelssaal ein' bessre Wohnung geben.

Dem Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, soll es unvergessen bleiben, daß er dem grausamen Erzbischof von Salzburg sein Verbrechen offen vorhielt.

Nachdem unter Erzbischof Franz Anton (1709—1727) die Evangelischen wieder friedliche Zeiten sahen, begannen neue, furchtbare Verfolgungen unter dem lasterhaften, völlig in den Händen der Jesuiten befindlichen Erzbischof Firmian, der unbedingt „die Ketzer aus dem Lande haben wollte, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen". Durch eine List gelang es ihm, die Evangelischen seines Erzbistums zu einem offenen Glaubensbekenntnis zu veranlassen. Es stellte sich binnen wenigen Tagen heraus, daß es mehr als 20000 Protestanten zählte. Sie sollten mit brutaler Gewalt katholisch gemacht werden. Zu Schwarzach schlossen sie unter dem Gelübde unverbrüchlicher Treue gegen das Evangelium den „Salzbund". Der Erzbischof aber erließ unter dem 31. Oktober 1731 das berüchtigte Emigrationspatent, das die Vernichtung des Evangeliums und den wirtschaftlichen Ruin der Evangelischen bezweckte. Umsonst ward der Kaiser um Hilfe angerufen. Da erstand den treuen Glaubensgenossen ein Helfer in der Not in König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der den Vertriebenen in seinen Landen eine neue Heimat bot. So verließen sie denn in Scharen ihre lieblichen Täler, in denen für die Freiheit des Gewissens kein Platz war. „Überall, nachdem sie evangelischen Boden betreten hatten, wurden sie mit Freude aufgenommen und unter den rührendsten Liebeserweisungen und Ehrenbezeugungen weiter geleitet. Auf den Märkten, in den Kirchen, auf den Landstraßen wurden bei ihrem Empfang Gottesdienste veranstaltet; den Armen, Hilflosen und Schwachen wurden alle nur denkbaren Unterstützungen und Erleichterungen erwiesen. Unter Abhaltung feierlicher Gottesdienste, unter Gesängen, Gebeten und Segenswünschen wurde ihnen das Geleit auf ihrer weiteren Wanderung gegeben. Und als nicht bloß etliche Tausend, zuerst 4000, sondern in kurzen Zeiträumen immer noch mehr Tausende ihren Weg nach Preußen nahmen, wurde der König des nicht müde. Auf ein Gesuch, er möge sich auch der weiteren Tausende noch erbarmen, die sonst nicht wüßten, wohin sie ihren Fuß setzen sollten und mit ihren Landsleuten zusammenbleiben möchten, schrieb er mit eigener Hand: Sehr gut! Gott Lob! Was tut Gott darin dem Brandenburgischen Hause für Gnaden! Denn dieses gewiß von Gott herkommt! Er befahl dem Kommissarius, aufzunehmen, so viele kommen würden und wenn es 10000 wären. Aber es blieb auch bei diesen nicht. Vom 30. April 1732 bis zum 15. April 1733 sind allein über Berlin, welches der Sammelplatz für die auf verschiedenen Wegen Herbeigezogenen wurde und alle ihnen bisher auf ihrer Wanderung bewiesene barmherzige Brüderliebe zu überbieten suchte, nicht weniger als 14728 Exulanten ihrer neuen Heimat im fernen preußischen Osten, in Litauen, entgegengezogen. Als der erste Haufe der Emigranten am 29. April 1732 in Potsdam in geordnetem Zuge unter dem Gesang ihrer Lieder eingetroffen war, ließ der gerade dort anwesende König sie in den Schloßhof führen und sich über ihre Reise und ihre Führung vom Kommissarius Bericht erstatten. Als dieser sehr günstig lautete, ließ er sich auch von dem Hofprediger über den Befund ihres Glaubens und ihrer Lehre berichten. Ja er examinierte selbst einige über die Wahrheiten des christlichen Glaubens und war überrascht von ihren klaren, auf die Heilige Schrift gegründeten Antworten. — Ein Haufe zog dem andern nach. Auch die im Glauben noch Schwachen und Schwankenden verließen, durch die Hilfe des Preußenkönigs erstarkt und ermutigt, ihre salzburgische Heimat, um die litauische dafür einzutauschen. Während die armen Exulanten soviel Glaubensstärkung und Trost auf ihren Durchzügen durch die deutschen Lande und Städte empfingen, gereichte wiederum ihre Glaubenstreue und Märtyrertum für das Evangelium zur Beschämung, Belebung und Stärkung des deutschen Protestantismus. Das Einherziehen dieser Haufen treuherziger, einfältig gläubiger, kindlich Gott vertrauender Menschen mit ihren Liedern und Landstraßengottesdiensten war ein mächtiges Glaubenszeugnis für das evangelische Deutschland, welches seine belebende und erhebende Wirkung nicht verfehlte. Und wie wurde neben solcher wahrhaften Erbauung überall durch ihre Not die christliche Bruderliebe geweckt und in Bewegung gesetzt! In allen evangelischen Landen wurde für sie auf Anregung des Königs von England eine allgemeine Kollekte veranstaltet, welche 900000 Gulden einbrachte. Man wetteiferte in Süd- und Norddeutschland, sie aufzunehmen und festzuhalten, und ihnen eine neue Heimat zu bereiten. Manch ein Herzensbund

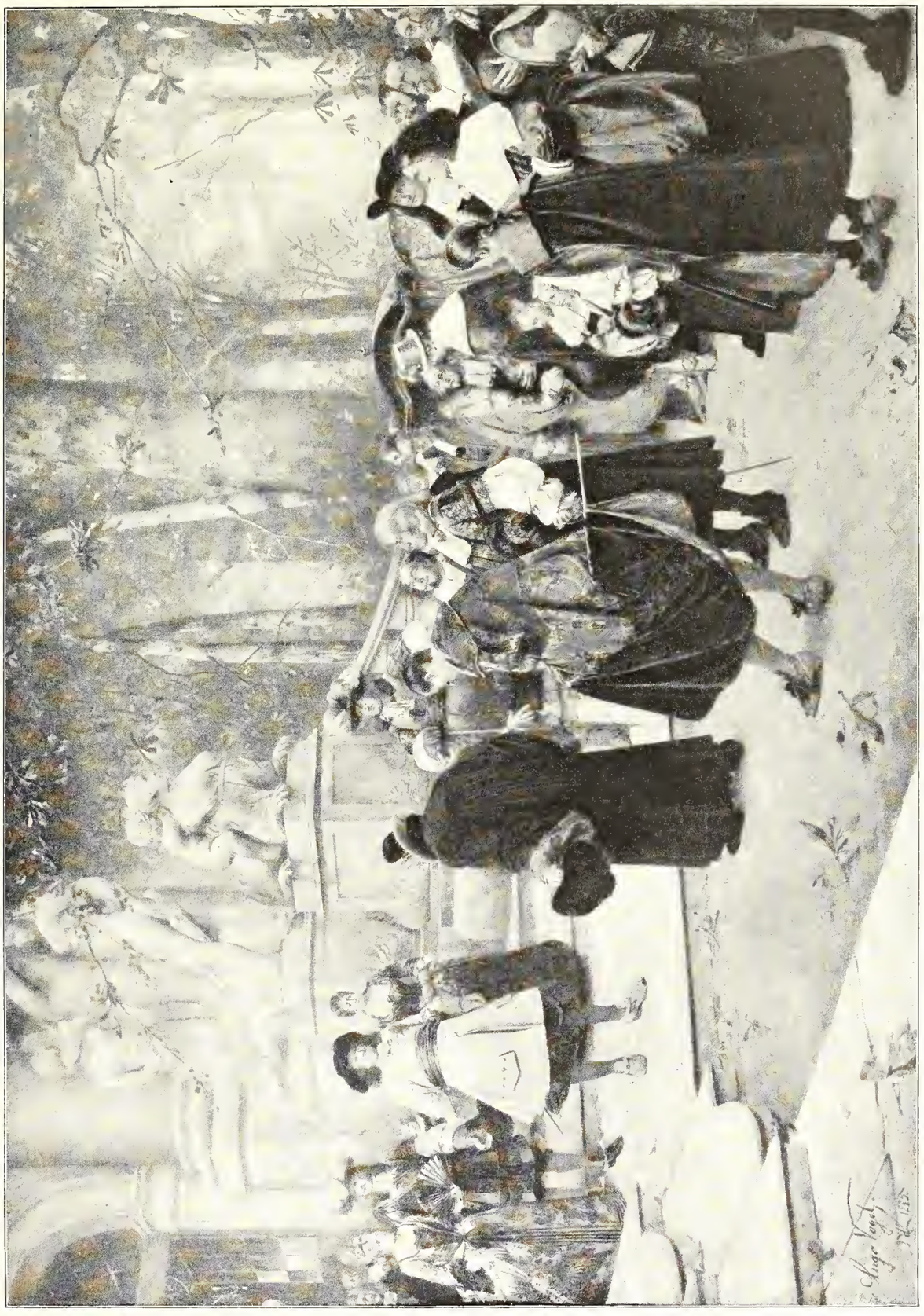
junger Leute wurde schnell geschlossen und manch eine junge Exulantin fand in deutscher Haus- und Familiengemeinschaft ihr Lebensglück. Die Geschichte von dem jungen Paar in Goethes lieblicher Dichtung „Hermann und Dorothea" hat sich in allen ihren Grundzügen bei dem Durchzug der Exulanten durch das Altmühltal in Franken zugetragen, nur daß der Dichter dem darauf geschaffenen Bilde statt jenes religiösen Hintergrundes den politischen der französischen Revolution gegeben hat. — Dem König wurden die Opfer, die er für die Aufnahme und Ansiedelung der 20000 Salzburger Kolonisten in den Ebenen Litauens gebracht, überreichlich ersetzt durch den Segen, der diesem armen Lande durch die Aufnahme der fleißigen, arbeitsamen, intelligenten, klugen, glaubensfesten und wahrhaft gottesfürchtigen Emigranten zuteil wurde." (Erdmann.)

10. Die evangelische Predigt.

Zu den großen Verdiensten des Pietismus gehört auch dies, daß derselbe die evangelische Predigt erfrischte und neu belebte. Schon hatte sich manche Stimme gegen die nur Lehrmeinungen und Lehrstreitigkeiten auf der Kanzel behandelnde Predigt erhoben. Diese Stimmen vereinten sich in Spener. Vor allem drang dieser darauf, daß die Predigt auf biblischem Grunde ruhend den Zuhörern den Inhalt der Bibel nahe bringe, der eigenen Herzens- und Lebenserfahrung entquellend das Herz erfasse, den Willen anrege und ein neues Leben wecke. „Da unser ganzes Christentum", so lauten Speners Worte, „in dem inneren oder neuen Menschen besteht und dessen Seele der Glaube und seine Wirkungen die Frucht des Glaubens sind, so sollten insgesamt die Predigten dahin gerichtet werden. Man sollte einesteils die teuren Wohltaten Gottes, wie sie auf den inneren Menschen zielen, also vortragen, daß daher der Glaube und in demselben solcher innere Mensch immer mehr und mehr gestärket werde: andernteils aber die Werke also treiben, daß wir beileibe nicht zufrieden seien, die Leute allein zu Unterlassung der äußerlichen Laster und Übung der äußerlichen Tugenden zu treiben, sondern daß wir den Grund recht im Herzen legen. Daher auch sollte man fleißig treiben, wie alle göttlichen Mittel des Worts und der Sakramente es mit solchem innerlichen Menschen zu tun haben, und es ja nicht genug sei, daß wir das Wort mit dem äußerlichen Ohre hören, sondern wie wir's auch in das Herz müssen dringen lassen: also daß es nicht genug sei, getauft sein, sondern daß unser innerlicher Mensch, darinnen wir Christum angezogen, ihn auch müsse anbehalten und dessen Zeugnis an dem äußerlichen Menschen zeigen: daß es nicht genug sei, äußerlich das heilige Abendmahl empfangen zu haben, sondern daß auch unser innerlicher Mensch durch solche selige Speise müsse wahrhaftig genährt werden; daß es nicht genug sei, äußerlich mit dem Munde zu beten, sondern daß das rechte und vornehmste Gebet in unserem innerlichen Menschen geschehe und sich entweder in die Worte erst auslasse oder aber wohl gar in der Seele bleibe und doch daselbst Gott finde und antreffe; daß es nicht genug sei, Gott seinen Dienst in dem äußerlichen Tempel zu leisten, sondern daß unser innerlicher Mensch den vornehmsten Dienst Gott in seinem eigenen Tempel, er sei jetzt in dem äußerlichen oder nicht, leisten müsse, und was dergleichen ist. Darauf, weil darinnen die rechte Kraft des ganzen Christentums steht, sind billig insgemein die Predigten zu richten; und würde gewißlich, wo solches geschähe, viel mehr Erbauung erfolgen."

In Speners Geist wurden vor allem die jungen Theologen auf der Universität Halle zu tüchtigen Predigern ausgebildet, denen August Hermann Francke selbst das beste Vorbild bot. So finden wir in Deutschland eine ganze Reihe hervorragender Prediger, in deren ziemlich umfänglichen Predigten manches Goldkörnlein verborgen liegt. Noch heute sind unter ihnen in weiten Kreisen bekannt z. B. der Frankfurter Prediger Joh. Friedrich Starck, dessen Hausgebetbuch noch von Tausenden gebraucht wird, und der Stuttgarter Dekan Georg Konrad Rieger. Daß des letzteren Predigten recht wohl auch noch dem modernen Menschen Erbauung und dem modernen Prediger ein Muster bieten können, zeige die Skizze einer Riegerschen Predigt über die Stillung des Sturmes auf dem Meere (Matth. 8, 23ff.): „Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten" ein bekanntes Sprichwort. Sprichwörter, aus Erfahrung und Beobachtung stammend, enthalten sittliche Wahrheiten. So auch dieses! Nicht als wenn Gott nur in der höchsten Not Hilfe erzeigte, auch nicht, als wenn Gott allemal aus der größten Not hülfe — dann würde kein Gläubiger sterben können —, sondern das Sprichwort will sagen, daß Gott mit seiner weisen und verborgenen Güte am nächsten ist, wo die Not am größten geworden ist. Thema: Wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. Gebet. — Die Jünger, die bei gutem Wetter am Abend zu Schiffe gegangen, fürchten nichts bei der Fahrt über den nur 6000 Schritte breiten See. Aber schnell erhebt sich ein Ungestüm, im Grundtext: ein Erdbeben, bringt das Meer ins Wallen und dazu kommt ein Sturmwind. Der Herr hilft nicht, sondern schläft ruhig. Da ging es den Jüngern wie Ps. 107, 23—27 und dabei haben sie einen zur Unzeit schlafenden Meister. Denn so kommt Gott den Menschen zur Zeit der Not vor als ein Schlafender, der nichts sieht, hört, weiß und sich nichts annimmt. Vgl. Ps. 44, 24; 35, 23. Da die Jünger mit ihrer Arbeit nichts ausrichten können, fangen sie endlich an zu beten. Die Gefahr ist aufs höchste gekommen. Der Herr hilft. — So geraten Christen in dieser Welt als auf einer wilden See öfters in Leibes- und Seelennot, in Krankheit, Armut, Hunger, Lebensgefahr, Verfolgung usw. Wenn dann der Mensch nichts vor sich sieht als Verderben, Tod usw., ist Gott mit seiner Hilfe am nächsten; vgl. Ps. 68, 21. Beispiele: Noah in der Sintflut, Abraham beim Opfer Isaaks, Hagar, Israeliten in Ägypten, Witwe zu Zarpath, Jonas im Walfisch, vgl. Ps. 46, 1; 71,20; 1. Sam. 2, 6. Weitere Beispiele aus der Welt- und Kirchengeschichte: Legio fulminatrix unter Kaiser Antonius, Luther, Hugenotten. In der Art der göttlichen Hilfe verbirgt sich Gottes Weisheit und Güte: die größte Not treibt am meisten zum Gebet, offenbart die eigene Schwachheit und übt den Glauben. Nun wird das Vaterland und die Kirche mit dem Schifflein verglichen. Lasset uns zusammentreten und rufen: Herr, hilf uns, wir verderben!

Eine besondere Art zeigt die Herrnhutische Predigt. Zinzendorf selbst war einer der hervorragendsten Prediger, dessen freier, aus tiefstem Herzen und innigster Erfahrung quellender, lebhafter und geistsprühender, aus Glauben geborener und Liebe atmender Rede die Gemeinde



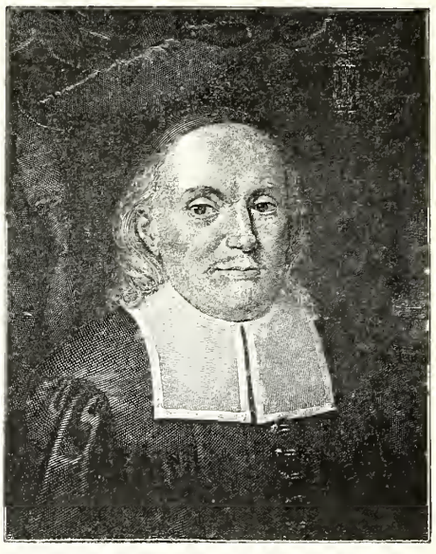
Der Große Kurfürst empfängt französische Refugiés.
Nach dem Gemälde von H. Vogel.

mit tiefster Bewegung lauschte. Die Herrnhutische Predigt wollte vornehmlich auf das Gefühl wirken und betonte deshalb „das selige Sichgeborgenwissen in den Wunden des Lammes, das lebendige Gefühl des den Heiland Besitzens in bräutlicher Liebe zu ihm". Infolgedessen kam die ganze Fülle des Christentums in ihrer Allseitigkeit nicht zum Ausdruck. „In ihrer Vorliebe für die Blut- und Kreuztheologie ergreift diese Predigt wohl den innersten Blütenstengel der Glaubenspflanze, aber ohne den Wert der die zarte Blüte schützenden Blätter für gesunde, kräftige Weiterentfaltung immer hinlänglich zu berücksichtigen. Der warme Hauch inniger Gemeinschaft mit dem Herrn und kindlicher Einfalt hat bei diesen Predigern etwas Ansprechendes, Wohltuendes; aber die viel zu häufige Ausnutzung der beliebten Schlagwörter: Bräutigam, Blut Christi, Wunden des Lammes u. dgl., das stete Sichbewegen in einem engen Kreis biblischer, aber von der Schrift selbst weit nicht in demselben Maß bevorzugter Bilder, besonders von der Gemeinschaft des Gläubigen mit Christo, die zum Teil spielende, ja sinnliche Ausmalung derselben, die hauptsächlich auf das Gefühl wirken sollte, sind hierbei auch nicht unbedenkliche Einseitigkeiten."

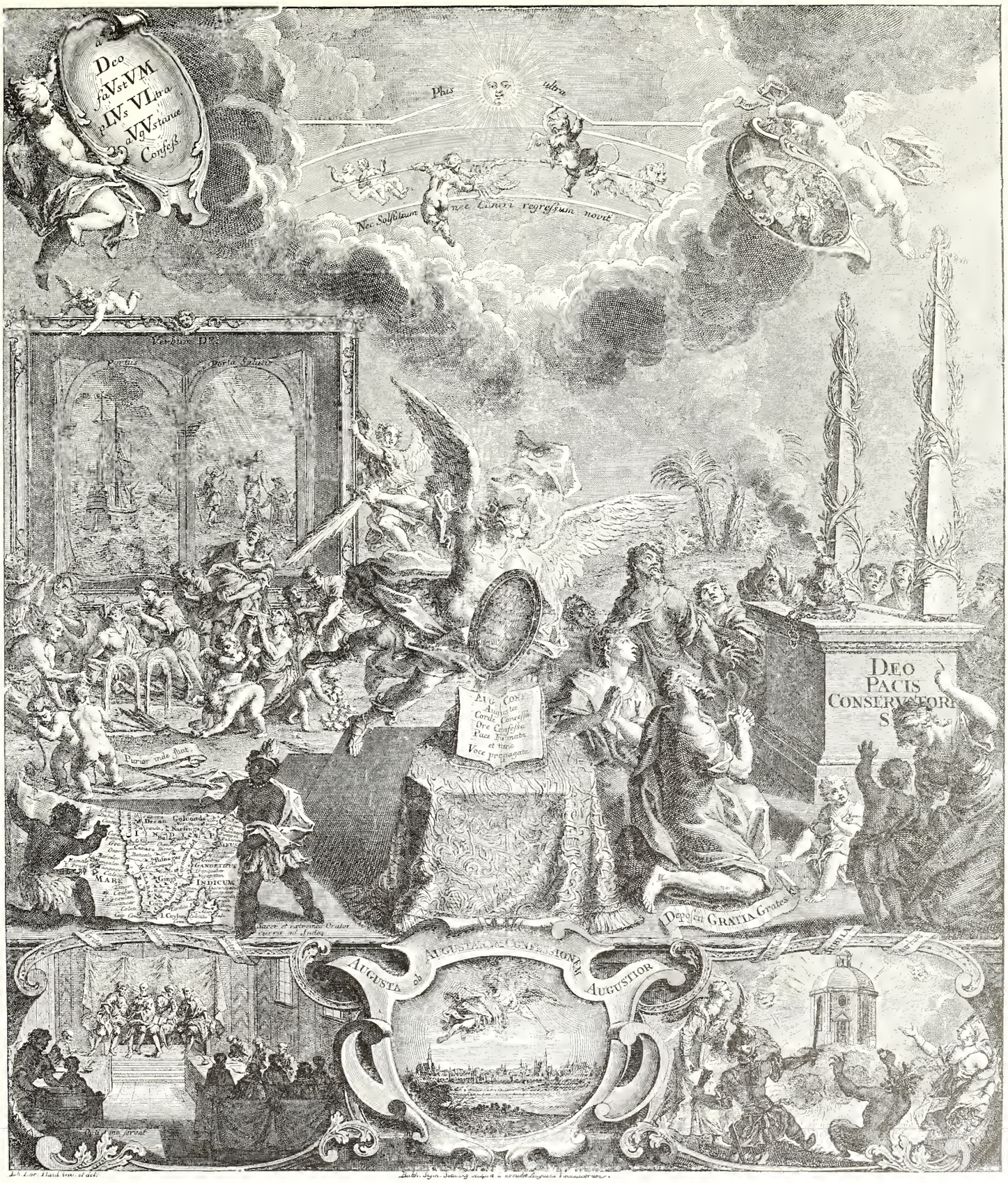
11. Das Kirchenlied.

Auch mitten in der Not des Dreißigjährigen Krieges, unter den schwersten Heimsuchungen und unter dem Drucke der Fremdherrschaft hat das deutsche Volk zweierlei nicht vergessen noch preisgegeben: sein schwer bedrohtes Deutschtum und seinen auf das härteste angefochtenen Glauben. Es ist das hohe Verdienst des Dichters Martin Opitz (1597—1639), daß er das Banner der deutschen Sprache und der vaterländischen Kultur in Deutschland gerade in jenen Jahren hoch hielt und die deutsche Dichtung, die alten Vorbilder zur Nachahmung empfehlend, wieder emporhob und zu Ehren brachte. Wir finden eine ganze Reihe evangelischer Kirchenliederdichter, die im Anschlusse an Opitz dem geistlichen Liede dieselbe kunstvolle Form und Reinheit der Sprache zu geben bemüht sind wie dem weltlichen. Entsprechend der kirchlichen Richtung der Zeit wird im Kirchenlied das kirchliche Bekenntnis zwar nicht in der begeisterten Glut und aus der innersten Herzenserfahrung wie in der Reformationszeit dargestellt, sondern dichterisch entwickelt und bewiesen. Das Lied lehnt sich gern an die Psalmen an, dieses gottgegebene, jetzt von Tausenden ergriffene Erbauungs- und Gebetbuch. Auch das Leiden und Sterben Jesu, als dessen Nachfolge das eigene Leiden erscheint, wird vielfach im geistlichen Liede besungen.

Zu jenen Liederdichtern gehört Johann Heermann (geb. 1585 zu Raudten in Schlesien, Pfarrer in Köben bei Glogau, durch andauernde Krankheit genötigt, dem Amte zu entsagen, gest. 1647 zu Lissa in Posen), „gedankenreich und von tiefer Empfindung, besonders wenn seine Lieder den Menschen zur christlichen und gottergebenen Geduld in dem ihm auferlegten Leiden ermahnen und ihm den im Glauben liegenden Trost mit siegender Kraft verkünden". Von seinen Liedern mögen genannt sein: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen", „Du weinest vor Jerusalem", „O Jesu, Jesu, Gottessohn", „O, Gott, du frommer Gott", „Zion klagt mit Angst und Schmerzen". Ein echter deutscher Patriot war Paul Flemming (geb. 1609 zu Hartenstein in Sachsen, gest. 1640 als praktischer Arzt in Hamburg), dessen geistliche Lieder zwar die weltlichen an poetischem Werte nicht erreichen, aber zum Teil noch heute dem Liederschatz der Gemeinde angehören. Es sei nur erinnert an „Ein getreues Herze wissen" und „In allen meinen Taten". Das Feldlied Gustav Adolfs „Verzage nicht, du Häuflein klein", dichtete Michael Altenburg (geb. 1584 in Alach bei Erfurt, gest. 1640 als Pastor in Erfurt). Von Matthäus Apelles von Löwenstern (geb. 1594 in Neustadt bei Oppeln, gest. 1648 als Staatsrat in Breslau) besitzen wir „Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeine" und „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit". Als der Dichter des von ihm selbst als „Tischgebetlein" bezeichneten Liedes „Nun danket alle Gott" bleibt unvergessen Martin Rinckart (geb. 1586 in Eilenburg, gest. daselbst 1649). Dem Königsberger Dichterkreis gehört der treuherzige und natürliche Simon Dach (geb. 1605 in Memel, gest. 1659 als Professor der Dichtkunst in Königsberg), der Dichter des Volksliedes „Ännchen von Tharau" an. Seine geistlichen Lieder — wir nennen „Ich bin bei Gott in Gnaden", „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen" — „sind von wahrer Frömmigkeit und dem innigsten Glauben durchdrungen, beschäftigen sich oft und gern mit Todesgedanken, die aber durch die hoffnungsvolle Überzeugung seines kindlich vertrauenden Gemüts, daß der Tod ein höheres Leben anbahnt, den Dichter zur wehmütigen Sehnsucht nach dem besseren Dasein stimmen". In Königsberg wirkte auch der bekannte Komponist Heinrich Albert (geb. 1604 zu Lobenstein im Vogtland, gest. 1651 als Organist zu Königsberg), der Dichter des Liedes „Gott des Himmels und der Erden". Endlich sei noch der Holsteiner, bei seinen Zeitgenossen in unverdient hohem Ansehen stehende Johann Rist genannt (geb. 1607 in Ottensen bei Hamburg, gest. 1667 als Pfarrer zu Wedel bei Altona). Zu den besten seiner einst fast den Psalmen gleichgestellten geistlichen Lieder gehören: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen", „Werde Licht, du Stadt der Heiden", „Du Lebensbrot, Herr Jesu Christ", „Werde munter, mein Gemüte" und „O Ewigkeit, du Donnerwort".



Paul Gerhardt. Stich von L. Buchhorn.



Erinnerungsblatt aus dem Jahre 1730 an die Jubelfeier der Übergabe der Augsburger Konfeſſion. Kupferſtichkabinett Nürnberg.

Das an allegoriſcher Darſtellung faſt überſchwenglich reiche Blatt will das Verbum Dei (Gottes Wort) verherrlichen, wie es in ſeiner Reinheit die Augsburgiſche Konfeſſion enthält. Darum bildet ſie mit dem darüber ſchwebenden Engel den Mittelpunkt des Bildes. Links ſehen wir, wie das Schiff der Kirche, die Gottes Wort beſitzt, dem ſicheren Hafen zuſteuert und wie die Seligen die Pforte des Heils finden. Beſonders tritt der Miſſionsgedanke hervor. Wie Menſchen aller vergangenen Zeiten bis in die Gegenwart vor dem Altar Gott danken (rechts), ſo zieht Gottes Wort hinaus in alle Lande (Karte Indiens links!) zu allen Völkern (rechts unten).

Johann Rist zeigt bereits in der Breite, dem Verständnismäßigen und dem Gekünstelten seiner Lieder den Verfall des deutschen Kirchenliedes. Da erstand diesem ein Reformator in Paul Gerhardt, der, ohne daß sein Lied aufhört ein Kirchenlied zu sein und das Gemeindebewußtsein darzustellen, dasselbe wieder aus der eigenen Herzenserfahrung quellen läßt und ihm echt volkstümliche Töne verleiht. Paulus (so schreibt er sich selbst) Gerhardt, 1607 zu Gräfenhainichen geboren, studierte, nachdem er auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet war, in Wittenberg Theologie. Infolge der Kriegswirren gelang es ihm erst 1651 eine Anstellung im geistlichen Amt, und zwar als Pfarrer zu Mittenwalde zu finden. Seit 1657 wirkte er unter schwierigen Verhältnissen treu und segensreich als Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin. Weil er den vom Kurfürsten geforderten Revers, auf der Kanzel keine streitigen Lehren zu besprechen, verweigerte, wurde er 1666 seines Amtes entsetzt. 1669 wurde er Archidiakonus in Lübben, wo er 1676 starb. So lange die christliche Gemeinde singt, werden ihr Gerhardts Lieder zu den liebsten gehören. Sie sind durchdrungen von dem „unerschütterlichen Glauben an Gottes Liebe, die den Menschen von seiner Geburt bis zu seinem Tode und selbst jenseits des Grabes begleitet, die ihn auch dann nicht verläßt, wenn das Unglück ihn zu zerschmettern scheint, weil ja die strengste Prüfung selbst ein Ausfluß jener unendlichen Liebe ist. Es ist begreiflich, daß dieser Glaube gerade in der trostlosen Zeit des Jammers und Elends, unter dem alle Völker Deutschlands seufzten, lebendig werden mußte; Gerhardt hat in der Tat in seinen Liedern nur ausgesprochen, was Millionen Herzen fühlten; aber er hat es als Dichter, das heißt in einer Weise ausgesprochen, daß jeder darin die geheimsten Empfindungen seiner Seele wieder erkannte und mit einer Klarheit und Lebendigkeit ausgesprochen fand, wie er sie selbst nie hätte in Worte kleiden können." Wir nennen hier folgende: „Wie soll ich dich empfangen", „Fröhlich soll mein Herze springen", „Nun laßt uns gehn und treten", „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld", „O Haupt voll Blut und Wunden", „O Welt, sieh hier dein Leben", „Sei mir tausendmal gegrüßet", „Zeuch ein zu deinen Toren", „Ich singe dir mit Herz und Mund", „Ich hab in Gottes Herz und Sinn", „Sollt ich meinem Gott nicht singen", „Warum sollt ich mich denn grämen", „Ist Gott für mich, so trete", „Wach auf, mein Herz, und singe", „Nun ruhen alle Wälder", „Geh aus, mein Herz und suche Freud", „Gib dich zufrieden und sei stille", „Befiehl du deine Wege", „Ich bin ein Gast auf Erden", „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt".

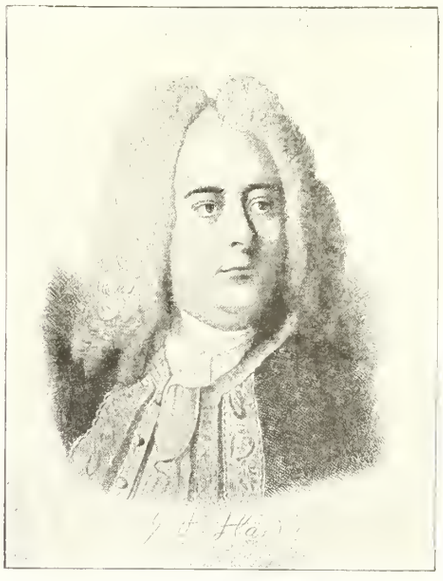
Zu der Gerhardtschen Gruppe von Liederdichtern gehören Georg Neumark (geb. 1621 in Langensalza, gest. 1681 als Bibliothekar in Weimar), von dem wir die Lieder „Es hat uns heißen treten" und „Wer nur den lieben Gott läßt walten" besitzen — Johann Franck (geb. 1618 in Guben, gest. 1677 als Bürgermeister daselbst): „Schmücke dich, o liebe Seele", „Jesu meine Freude" — Christian Keymann (geb. 1607 in Pankraz in Böhmen, gest. 1662 als Rektor des Gymnasiums in Zittau): „Meinen Jesum laß ich nicht" — Johann Olearius (geb. 1611 in Halle, gest. 1684 als Hofprediger in Weißenfels): „O großer Gott, du reines Wesen", „Sollt ich meinem Gott nicht trauen" — Johann Georg Albinus (geb. 1624 in Unternessa bei Weißenfels, gest. 1679 als Pfarrer zu Naumburg): „Straf mich nicht in deinem Zorn", „Alle Menschen müssen sterben" — Ernst Christoph Homburg (geb. 1605 in Mihla bei Eisenach, gest. 1681 als Rechtskonsulent in Naumburg): „Jesu, meines Lebens Leben", „Ach wundergroßer Siegesheld" — Michael Schirmer (geb. 1606 in Leipzig, gest. 1673 als Konrektor in Berlin): „Nun jauchzet all, ihr Frommen", „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein". Louise Henriette, der Gemahlin des Großen Kurfürsten (geb. 1627 in Haag, gest. 1667 in Berlin) werden die Lieder „Jesus, meine Zuversicht" und „Ich will von meiner Missetat" zugeschrieben, jedoch mit Unrecht; die Dichter dieser schönen Lieder sind unbekannt.

Nach Gerhardt geriet die Dichtung des Kirchenliedes auf Abwege. Es ist nicht mehr der Mund der Kirche, der sie anstimmt, sondern es sind persönliche Herzenszustände, die besungen werden. Es verschwindet das im Namen der Kirche bekennende „Wir". An seine Stelle tritt das „Ich". Die Pegnitzschäfer übertragen das Süßliche, Tändelnde und Sentimentale ihrer Poesie auch auf das geistliche Lied. Zu den Bedeutendsten unter ihnen gehört Sigismund von Birken (geb. 1626 in Wildenstein bei Eger, gest. 1681 als Privatgelehrter in Nürnberg): „Jesu, deine Passion" und „Lasset uns mit Jesu ziehen". Schon in den Liedern der Pegnitzschäfer fand die allegorische Anschauungsweise Verwendung, noch mehr in den Liedern einiger mystisch gerichteten Dichter. Wir nennen hier auch zwei Katholiken: Friedrich von Spee und Johann Scheffler. In den Liedern des ersteren (geb. 1591 zu Kaiserswerth, seit 1610 Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein erklärter Feind der Hexenprozesse, gest. 1635 in Trier als ein Opfer treuester Krankenpflege und Seelsorge), die den Titel „Trutz Nachtigall" tragen, herrscht die sich in die Anschauung Gottes versenkende Liebe, die der Dichter in einem Reichtum sinnlicher Bilder darzustellen weiß. Johann Scheffler (oder Angelus Silesius, wie er sich selbst später nennt, geb. 1624 in Breslau, trat 1653 zur römischen Kirche über — bei der Firmelung erhielt er den Namen Angelus — und starb 1677 als geistlicher Rat des Fürstbischofs von Breslau), in vielem Spee ähnlich, offenbar aber auch die Pegnitzschäfer nachahmend preist in seinen auch von der evangelischen Kirche, die er freilich bis an sein Ende bekämpfte, noch gern gesungenen Liedern die Liebe der Seele zu ihrem himmlischen Bräutigam: „Ich will dich lieben, meine Stärke", „Liebe, die du mich zum Bilde", „Ach sagt mir nichts von Gold und Schätzen", „Mir nach, spricht Christus, unser Held". Zu den Liederdichtern mystischer Richtung gehören noch Gerhard Tersteegen (geb. 1697 in Mörs, gest. 1769 als Bandmacher in Mülheim an der Ruhr): „Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket ihr englischen Chöre", „Jesu, der du bist alleine", „Gott ist gegenwärtig! Lasset uns anbeten", „Allgenugsam Wesen" — Christian Scriver (geb. 1629 in Rendsburg, gest. 1693 als Hofprediger in Quedlinburg): „Jesu, meiner Seele Leben" — Christian Knorr von Rosenroth (geb. 1636 zu Altraunden in Schlesien, gest. 1689 als Geheimer Rat zu Sulzbach in der Pfalz): „Morgenglanz der Ewigkeit" — Gottfried Arnold (geb. 1666 in Annaberg, gest. 1714 als Pfarrer zu Perleberg): „So

führst du doch recht selig" und „O Durchbrecher aller Bande".

Während wir von den Begründern des Pietismus, Spener und Francke, selbst nur wenig Lieder besitzen — es sei hier Franckes „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit" genannt —, verdanken wir dem Kreise der Pietisten sonst manches erhebende Kirchenlied. Der bedeutendste unter diesen Dichtern ist Joachim Neander, nicht mit Unrecht „der reformierte Gerhardt" genannt (geb. 1650 in Bremen, gest. daselbst 1680 als Prediger): „Sieh! hier bin ich, Ehrenkönig" und „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren". Von anderen seien erwähnt Johann Kaspar Schade (geb. 1666 zu Kühndorf bei Meiningen, gest. 1698 als Diakonus in Berlin): „Meine Seel ist stille" — Johann Jakob Schütz (geb. 1640 zu Frankfurt a. M., gest. als Rechtskonsulent daselbst 1690): „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" — Samuel Rodigast (geb. 1649 zu Gröben bei Jena, gest. 1708 als Gymnasialdirektor in Berlin): „Was Gott tut, das ist wohlgetan" — Laurentius Laurentii (geb. 1660 in Husum, gest. 1722 als Kantor in Bremen): „Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin" — Johann Anastasius Freylinghausen (geb. 1670 zu Gandersheim, Franckes Schwiegersohn und Nachfolger, gest. 1739 zu Halle): „Mein Herz, gib dich zufrieden" und „Meine Sorgen, Angst und Plagen" — Wolfgang Christoph Deßler (geb. 1660 in Nürnberg, gest. daselbst als Konrektor 1722), pietistische Anschauung mit dem Bilderreichtum der Pegnitzschäfer verbindend: „Mein Jesu, dem die Seraphinen" und „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen" — Amalia Juliana Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt (1637—1706): „Bis hierher hat mich Gott gebracht" — Johann Jakob Rambach (geb. 1693 in Halle, gest. 1735 als Professor der Theologie in Gießen): „Ich bin getauft auf deinen Namen", „Großer Mittler, der zur Rechten", „Heiland, deine Menschenliebe", „König, dem kein König gleichet", „Dennoch bleib ich stets an dir" — Henriette Katharine von Gersdorf (geb. 1648 in Sulzbach in Bayern, die Großmutter Zinzendorfs, gest. 1726 zu Großhennersdorf): „Ein Jahr der Sterblichkeit". Endlich sei Zinzendorf selbst genannt mit seinen Liedern „Die wir uns allhier beisammen finden", „O drückten Jesu Todesmienen" und „Laß mir, wenn meine Augen brechen". Zu den Strophen Paul Ebers (s. o.) „Christi Blut und Gerechtigkeit" dichtete Zinzendorf einige Verse hinzu.

Auch der strenggläubigen Richtung der Kirche verdanken wir eine Anzahl noch heute gern gesungener Lieder. Erdmann Neumeister (geb. 1671 in Uichteritz bei Weißenfels, gest. 1756 als Hauptpastor in Hamburg) dichtete „Jesus nimmt die Sünder an", „Herr Jesu Christ, mein höchstes Gut", „Eitle Welt, ich bin dein müde". Benjamin Schmolck (geb. 1672 zu Brauchitschdorf in Schlesien, gest. 1737 als Primarius in Schweidnitz) gehört zu den besten geistlichen Liederdichtern unserer Kirche. Ihn zeichnet aus eine „tiefe gemütliche Frömmigkeit, eine seelenvolle Innigkeit, mit welcher er, selbst von reiner Liebe zu Gott und den Menschen erfüllt, die Liebe des Allmächtigen verkündigt, ein echt kindliches Vertrauen auf Gott, eine edle, reine, wohllautende Sprache, eine echt poetische Auffassung und Behandlung der religiösen Gedanken, die er durch glücklich gewählte Bilder zu beleben versteht". Darum ist es kein Wunder, wenn wir Schmolcks Liedern noch heute im evangelischen Gemeindegesangbuch häufig begegnen. Wir nennen hier: „Licht vom Licht, erleuchte mich", „Tut mir auf die schöne Pforte", „Hosianna! Davids Sohn", „Jesus soll die Losung sein", „Seele, geh nach Golgatha", „Schmückt das Fest mit Maien", „Teures Wort aus Gottes Munde", „Liebster Jesu, wir sind hier, deinem Worte nachzuleben", „Habe deine Lust am Herrn", „Mein Gott, du bist und bleibst mein Gott", „Der beste Freund ist in dem Himmel", „Ich bin gewiß in meinem Glauben", „Himmelan geht unsre Bahn", „Mein Gott, ich klopf an deine Pforte", „Je größer Kreuz, je näher Himmel". Endlich seien noch erwähnt Salomo Franck (geb. 1659 in Weimar, gest. als Oberkonsistorialsekretär daselbst 1725) mit seinen Liedern „Es ist vollbracht! Er ist verschieden", „Mein Gott, wie bist du so verborgen", „Ich bin im Himmel angeschrieben", „Ach Gott, verlaß mich nicht", „Gott, du Licht, das ewig bleibet" — Johann Andreas Rothe (geb. 1688 in Lissa bei Görlitz, gest. 1758 als Pfarrer zu Thommendorf bei Bunzlau): „Ich habe nun den Grund gefunden" und Johann Mentzer (geb. 1658 zu Jahmen in der Oberlausitz, gest. 1734 als Pfarrer in Kemnitz bei Bernstadt): „O daß ich tausend Zungen hätte".



Georg Friedrich Händel

12. Die geistliche Musik.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts drohte das Kirchenlied der Gemeinde fremd zu werden und wieder dem Chor anheimzufallen. Das wäre ein Rückfall in die durch die Reformation überwundene mittelalterliche römische Art gewesen. Um das Kirchenlied als Gemeindegesang zu erhalten, mußte die Melodie, die jetzt durch die Harmonie fast erstickt wurde, mehr hervorgehoben, aus dem Tenor oder Baß, die sie bisher geführt hatten, in die Oberstimme (Diskant) verlegt und der Grundsatz aufgestellt werden, daß die Harmonie die Melodie nur zu begleiten und zu verstärken habe. Diese Aufgabe erkannte der württembergische Oberhofprediger Lukas Osiander (1534—1604). Unter den Musikern, die an der Lösung der Aufgabe arbeiteten, verdienen besonders genannt zu wer-

den der in Italien ausgebildete Nürnberger Hans Leo Haßler (1564—1612) und der Berliner Kapellmeister Johann Eccard (1553—1611), der die in Preußen gebräuchlichen Kirchenlieder bearbeitete.

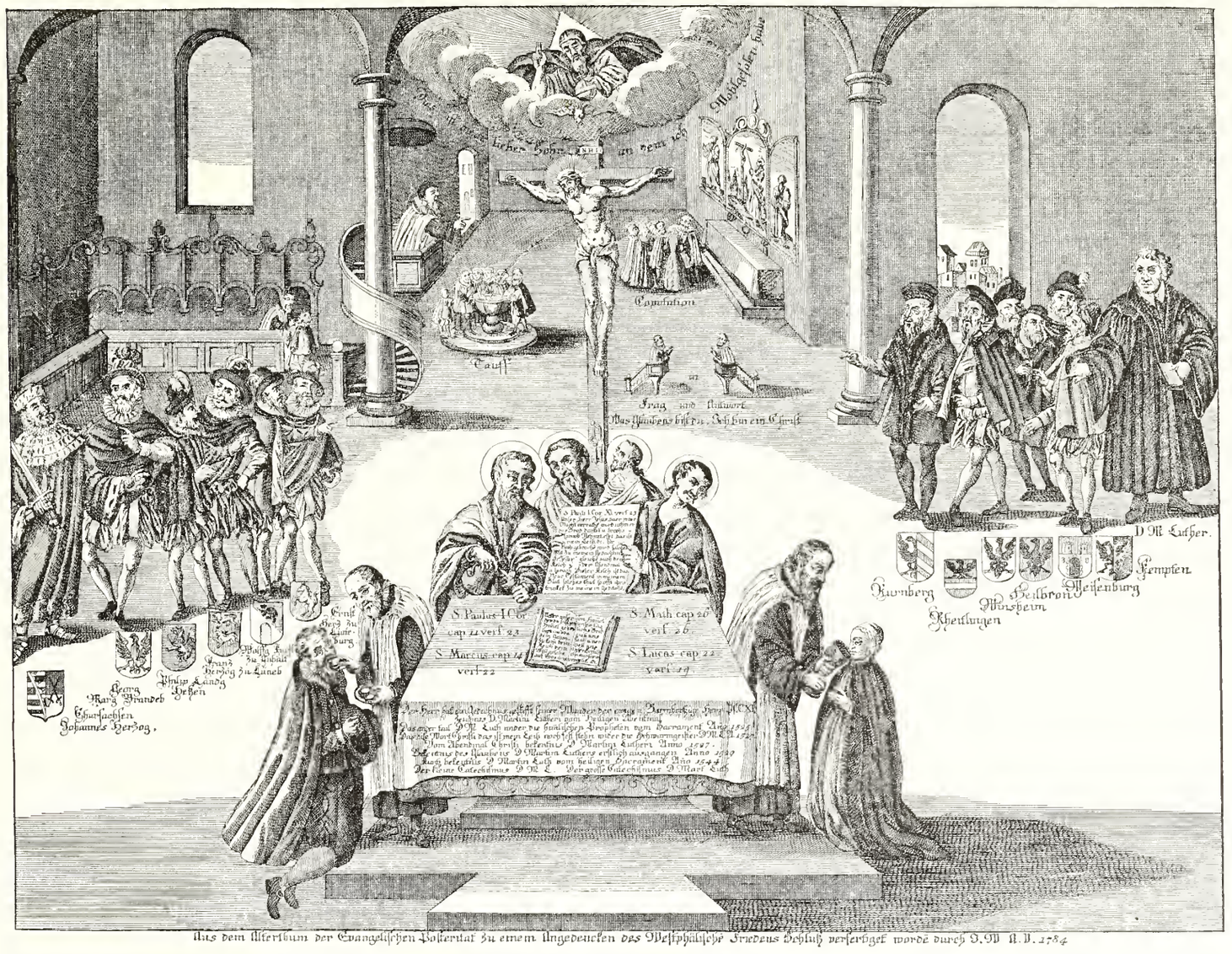
Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts rief die nach dem Norden dringende italienische Musik eine vollständige Umwälzung in Deutschland hervor. „Die Süßigkeit des italienischen Gesanges, die rhythmische Anmut welscher Tanzmelodien versetzten das ganze deutsche Volk in einen wahren Taumel des Entzückens, und rasch durch den im Aufschwung begriffenen Notendruck verbreitet, ergoß sich eine ganze Fülle italienischer Liedsammlungen in deutscher Übersetzung oder nach ihrem Muster verfertigter deutscher Melodienbücher über unser Vaterland." Das konnte nicht ohne Einfluß auch auf die geistliche Melodie bleiben. Man beginnt auf die Volkstümlichkeit zugunsten des Kunstmäßigen und formell Schönen zu verzichten. Anklänge an diese neue italienische Art finden sich bei Johann Hermann Schein (geb. 1586 zu Grünhain, gest. 1630 als Thomaskantor zu Leipzig) und bei dem Berliner Nikolaikantor Johann Krüger (1598—1662). Übertragen aber wurde die italienische Satzweise auf die deutsche Kirchenmusik durch Michael Prätorius (geb. 1571, gest. 1621 als Kapellmeister zu Wolfenbüttel) und besonders durch den in Venedig gebildeten Dresdener Hofkapellmeister Heinrich Schütz (1585—1672). „Während Prätorius wenigstens die Kirchenmelodie zugrunde legte, hat Schütz in seinen Kirchenmusiken jegliche Erinnerung an das Kirchenlied in Tonart, Satz und Motiven abgestreift; es sind Kirchenkonzerte im eigentlichen Sinne des Wortes: musikalische Nachdichtungen von religiösen Texten, geistliche Kunstmusik, welche mit dem eigentlichen Gemeindegesang nichts mehr zu tun hatte, sondern im glücklichsten Falle von dem geschulten Chor und den gelernten Instrumentisten ausgeführt werden konnte, eine Musik, die eigentlich im Rahmen des katholischen Gottesdienstes, nicht aber in dem des evangelischen einen Platz hatte."

Nach dem Dreißigjährigen Kriege fand in Deutschland, das sich selbst verloren zu haben schien, überall fremdländisches Wesen Eingang. Die Musik wurde von der italienischen Form und der italienischen Sprache beherrscht. Aber während an den Höfen der deutsche Sänger und die deutsche Musik als unmöglich galten, erhielt sich bei dem schlichten deutschen Kantor und Organisten die treue Anhänglichkeit an deutsches Empfinden und deutsche Kunst, ohne daß dieser sich dem Schönen und Nachahmenswerten der italienischen Musik verschlossen hätte. So war es die Fügung Gottes, daß, als der Pietismus die evangelische Kirche zu neuem Leben weckte, auch deutsche Tonkünstler da waren, fähig das neuerstandene, warme evangelische Christentum in der Musik zur Darstellung zu bringen. Das sind die beiden „Erzdeutschen und Großmeister deutscher Kunst": Händel und Bach.

Georg Friedrich Händel (geb. 1685 in Halle) hatte schon als elfjähriger Knabe vor der Kurfürstin Sophie Charlotte in Berlin seine Kunst gezeigt, studierte dem Wunsche seines Vaters entsprechend in Halle die Rechte, nahm aber als achtzehnjähriger Jüngling die Organistenstelle an der reformierten Kirche seiner Vaterstadt an und widmete sich nunmehr ausschließlich der Musik. Nachdem er mehrere Jahre in Hamburg, das wegen seiner deutschen Oper als der Mittelpunkt des deutschen musikalischen Lebens galt, und in Italien studiert und gearbeitet hatte, ging er dem Rufe Ernst Augusts von Hannover folgend nach England. Hatte er bisher sein künstlerisches Können der Oper gewidmet, so wandte er sich seit 1736 dem Oratorium zu, dessen Klassiker er geworden ist. „Ohne Dekorationsbeiwerk wirkte hier ausschließlich vereint Poesie und Musik; mit gigantischer Kraft führt Händel auf seinen dichtgeordneten Tonwellen, die einem gewaltigen Strome vergleichbar sind, die großartigsten Momente und Stimmungen der heiligen Geschichte und der heiligen Helden vor." 1738 entstand „Israel in Ägypten", 1739 „Saul", 1741 der „Messias", 1742 „Samson", 1746 „Judas Makkabäus", 1747 „Josua", 1751 „Jephtha". Das letztgenannte Oratorium schuf Händel, als er bereits erblindet war. Wie er es sich gewünscht, ist er an einem Karfreitag, am 13. April 1759 gestorben. „Seine irdischen Reste ruhen in der Westminster-Abtei inmitten der Großen der englischen Nation, ein Marmordenkmal bezeichnet das Grab des Fremden, für dessen Wirken das eigene Volk noch nicht die Reife des Verständnisses und den großen Sinn besaß. Denn es konnte ihn erst verstehen lernen, als ein neuer Geist die engen Schranken und kleinlichen Verhältnisse jener trüben Zeit vom deutschen Boden weggefegt hatte, im 19. Jahrhundert."

Einem durch Generationen bereits ausgeprägt musikalischen Geschlechte entstammt Johann Sebastian Bach, 1685 als Sohn des Hof- und Stadtmusikus Johann Ambrosius Bach zu Eisenach geboren. In der Welt der Töne ist er aufgewachsen. Als er frühzeitig Vater und Mutter verloren, zog er nach Lüneburg, wo er als Chorknabe am Michaelisgymnasium angenommen wurde. Auch die bitterste Armut hat ihn seiner Muse nicht abspenstig machen können. Zu Fuß wanderte er nach Hamburg und Celle. Dort lauschte er in der Katharinenkirche den Phantasien des Orgelmeisters Reinken, hier zog ihn die Musik der französischen Oper an. Seit 1703 finden wir ihn als Violinisten in der herzoglichen Hofkapelle zu Weimar, seit 1704 als Organisten in Arnstadt. Weder in Arnstadt noch in Mühlhausen, wohin er 1707 als Organist berufen worden war, fand er Verständnis für seine Kunst. 1708 wurde er Kammer- und Hoforganist in Weimar. Der nun folgenden, neunjährigen Weimarer Zeit entstammen „Ich hatte viel Bekümmernis", „Nun kommt der Heiden Heiland" und „Ein feste Burg ist unser Gott" (zum Reformationsjubelfest 1717 komponiert). Seit 1717 wirkte Bach als Organist und fürstlicher Kapellmeister in Köthen. Von dort aus bewarb er sich — ohne Erfolg — um die Organistenstelle an der Jakobikirche in Hamburg. Bei seiner Probe phantasierte er über den Choral „An den Wasserflüssen Babylons". Jener nun ergraute Reinken fiel ihm darauf mit den Worten um den Hals: „Ich glaubte, diese Kunst wäre gestorben, nun ich sehe, daß sie noch lebt, will ich mit Freuden heimgehen." 1723 wurde Bach Kantor und Organist an der Thomaskirche zu Leipzig. Noch 27 Jahre hindurch sollte er hier schaffen und wirken. Fünf volle Jahrgänge von Kirchenmusiken, fünf Passionsmusiken, ein Weihnachtsoratorium, die H moll-Messe sind die herrlichen Beweise seiner unermüdlichen Schaffensfreudigkeit. Viele

Prüfungen brachte ihm sein häusliches Leben, die schwerste war die Blindheit. Tief gebeugt und dennoch in Gott getröstet sang er sein Schwanenlied: „Wenn wir in höchsten Nöten sein“. Am 28. Juli 1750 starb er, kurz zuvor noch einmal mit dem Augenlicht begnadet. Auf dem Johannisfriedhof ward er begraben. Neuerdings hat man seine Gebeine in einer Gruft der Johanniskirche neben dem Leipziger Liederdichter Christian Fürchtegott Gellert beigesetzt.



Erinnerungsblatt an die erste Jahrhundertfeier 1748 des Westfälischen Friedensschlusses. Kupferstichkabinett Nürnberg.

Bach ist der klassische Meister des Chorals. „Seine Choralbearbeitungen sind das beste, was je auf diesem Gebiete ist geleistet worden und je wird geleistet werden können. Die Harmonie füllt, färbt und interpretiert die Melodie, aber die Stimmen sind selbständig, jede für sich selbst melodisch, sinnvoll und kräftig gehalten. Bach hat selbst wenig Choralmelodien komponiert; in der überkommenen Choralmelodie stellt sich ihm das Objektive des Glaubens dar; indem er eine Melodie auf die verschiedenartigste Weise bearbeitet, spiegelt sich darin zwar die Mannigfaltigkeit der Stimmungen gegenüber dem objektiven Glauben, aber auch die Pietät, vermöge deren Bach sein eigenes Wesen an das Objektive hingab. Dasselbe Streben, in der Kirchenmusik nicht die eigene persönlichkeit vorzudrängen, sondern den Kirchenchoral mit der ihm verliehenen Kunst auszuschmücken, also seine Subjektivität völlig in den Dienst der Objektivität zu stellen, zeigt sich in seinen Kantaten, die überall die alte Kirchenweise als Hauptsache hervortreten lassen, in den tiefsinnigen Choralbearbeitungen für die Orgel und in seinen Passionsmusiken. Auch in diesen tritt ja auf dem Höhepunkt der Handlung immer der Choral ein und faßt die hervorbrechende Stimmung des den Herrn im Geiste geleitenden Subjekts (Gemeinde) in kräftiger, gedrungener Lyrik zusammen. So liegt Bachs Bedeutung in erster Linie darin, daß er den protestantischen Kirchenstil in klassischer Vollendung darstellt. Das Gemeindelied bildet den Mittelpunkt und die Grundlage der kirchlichen Kunstmusik; die Arbeit, die mit Luther begonnen hatte, ist abgeschlossen.“ (Köstlin.)

13. Gelehrte Theologen.

Wohl hat die evangelische Kirche zu keiner Zeit die Heilige Schrift nach mittelalterlicher Weise unter die Bank geschoben. Sie ist ihr stets des Glaubens Quelle und des Lebens Richtschnur gewesen. Und mag man zu Zeiten die

Bibel vornehmlich als Erkenntnisquelle oder Beweisbuch für die Wahrheiten des Glaubens, zu anderer Zeit als ein Buch des Lebens und der Kraft angesehen haben — an Vertiefung in die Heilige Schrift hat es nie gefehlt. Der Pietismus, der ganz besonders die Hand auf die Bibel legte, weckte für ihr Studium erneuten Eifer. Ganz Hervorragendes leistete auf diesem Gebiete Johann Albrecht Bengel (geb. 1687 in Winnenden, 1713 Professor an der theologischen Schule in Denkendorf, 1749 Prälat in Stuttgart, gest. 1752). Er war der erste, der mit einem Bienenfleiß die alten Handschriften des Neuen Testaments studierte, sie nach ihrer Abstammung in Familien ordnete und daraus — soweit überhaupt möglich — den ursprünglichen Text zusammenstellte. Mit gleichem Eifer widmete er sich der Auslegung des Neuen Testaments. Das Ergebnis seiner fleißigen, durch Gebet geheiligten Forschung hat er in seinem berühmten „Gnomon" niedergelegt. Unter den Theologen, die als Nachfolger Johann Gerhards (siehe oben S. 194) das Lehrgebäude der evangelischen Kirche kunstvoll zusammenfügten, seien genannt Johann Quenstedt (geb. 1617 zu Quedlinburg, gest. als Professor der Theologie in Wittenberg 1688), der dieses Lehrgebäude besonders den Reformierten gegenüber verteidigte, David Hollaz (geb. 1667 zu Anklam, Professor der Theologie in Jena, gest. 1729). Eine umfängliche, noch heute brauchbare, volkstümlich gehaltene „Sittenlehre der Heiligen Schrift" verfaßte der gelehrte, vielseitig gebildete, auch als Prediger hervorragende und einflußreiche Johann Lorenz Mosheim (vermutlich 1693 zu Lübeck geboren, gest. 1755 als Professor der Theologie zu Göttingen). Gegenüber der römischen Kirche verteidigten die lutherische Lehre Nikolaus Hunnius (geb. 1585 in Marburg, gest. als Hauptpastor in Lübeck 1643) und Abraham Calov (geb. 1612 zu Mohrungen in Ostpreußen, gest. als Professor der Theologie und Generalsuperintendent in Wittenberg 1686). Auch der Kirchengeschichte, insbesondere der Reformationsgeschichte wandten sich die Studien der Gelehrten zu. Gottfried Arnold (geb. 1666 zu Annaberg, gest. als Pfarrer zu Perleberg 1714) ging in seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" von dem Grundsatze aus, daß über niemand deshalb ohne weiteres der Stab gebrochen werden dürfe, weil die Kirche seinerzeit ihn verdammt habe, sondern daß auch die „Ketzer" zuvor in ihren eigenen Schriften gehört und geprüft werden müßten. „Da Arnold die Kirche namentlich seit der Zeit Konstantins als eine verderbte erachtete, so konnte ihm die Unterdrückung und Verfolgung der Ketzer nicht als ein Kampf erscheinen, der im Dienste der Wahrheit gegen den Irrtum wäre unternommen worden, sondern ein ganz anderer Verdacht stieg mächtig in ihm auf. Ist die Verfolgerin durchaus verderbt, so werden die von ihr Verfolgten die vergleichungsweise Reinen und Gesunden sein; hat jene mit der wahren Frömmigkeit gebrochen, so erscheinen diese als die ungerecht bedrückten Gotteskinder. Überall ist daher Arnold bemüht, die Spuren einer lebendigen Heilsbegierde bei den angefeindeten Ketzern zu entdecken; und was er so emsig und beharrlich gesucht, das hat er auch richtig allemal gefunden. Von selbst aber verbreitet sich von hier aus auch über die eingeräumten Irrtümer derselben ein viel milderes Licht. Daß der Geschichtsschreiber auf diesem Wege vielfach in die Irre geraten, daß seine Darstellung nichts weniger als eine „unparteiische" ist, das wird gegenwärtig ebenso allgemein zugestanden, wie die Verdienste seines Werks um die Belebung und Neugestaltung der kirchengeschichtlichen Studien bereitwillig anerkannt werden." Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626 in Herzogenaurach, gest. 1692 als kurf. brandenburgischer Geheimrat und Kanzler der Universität Halle) gab dem französischen Jesuiten Ludwig Maimbourg, der alle nichtrömischen Kirchen herabgewürdigt hatte, mit seinem auf gründlichen archivalischen Forschungen beruhenden, lateinisch geschriebenen, noch heute dem Reformationshistoriker unentbehrlichen großen Werke über das Luthertum und die Reformation die gebührende Antwort. Gleichfalls auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte arbeitete Valentin Ernst Löscher (geb. 1673 in Sondershausen, gest. 1749 als Superintendent in Dresden), der Bekämpfer des Pietismus. Leider ist sein wertvolles Werk „Vollständige Reformationsacta und Documenta" unvollendet geblieben. Ernst Salomon Cyprian, wie Löscher ein Gegner des Pietismus (geb. 1673 zu Ostheim in Franken, gest. als Vizepräsident des Oberkonsistoriums in Koburg 1745), gab eine Darstellung der Geschichte der Augsburgischen Konfession. Der pietistische Christian August Salig (geb. 1692 zu Dommersleben, gest. 1738 als Konrektor in Wolfenbüttel) veröffentlichte gleichfalls eine Geschichte jenes Bekenntnisses und behandelte im Anschlusse daran die „vollständige Historie des tridentinischen Concilium's". Nachdem im Laufe des 17. Jahrhunderts eine neue Ausgabe der Werke Luthers (Altenburg 1661—64) erschienen war und auch das 18. Jahrhundert bereits eine solche gebracht hatte (Leipzig 1729—40), veranstaltete Johann Georg Walch (geb. 1693 in Meiningen, gest. als Professor der Theologie in Jena 1775) eine neue Ausgabe (1740—52), die über ein Jahrhundert hindurch in Benutzung blieb und auch heute noch unentbehrlich ist. Endlich sei noch Christian Thomasius (geb. 1655 in Leipzig, gest. 1728 als Professor der Rechte und Rektor der Universität Halle), „der geschickteste Advokat des gesunden Menschenverstandes" genannt, der die deutsche Sprache in den akademischen Unterricht einführte und erfolgreich die Hexenprozesse bekämpfte. Ein Jahrhundert zuvor (1635) war der Leipziger Professor Benedikt Carpzov lebhaft für dieselben eingetreten.

14. Römische Erfolge und Hoffnungen.

Jesuitenarbeit ist in Deutschland gewöhnlich nicht vergebens gewesen. Der Erfolg, über den sich die Papstkirche in jenem Jahrhundert am meisten freute, war der Übertritt des albertinischen Wettinerhauses.

Schon „Vater August" hatte man zu gewinnen gesucht. Der Jesuit Canisius (siehe oben S. 167) hatte mit Herzog Albrecht von Bayern darüber verhandelt, wie jener am „sichersten" bekehrt werden könne. Vater August, wie Mutter Anna haben jeden Versuch zurückgewiesen. Da faßte Rom zunächst die sächsischen Nebenlinien ins Auge, um durch sie das Kurhaus und durch dieses dann das ganze Volk für sich zu gewinnen. Die beiden ersten Absichten hat es erreicht; das letzte soll und wird ihm, so Gott will, niemals gelingen. Herzog Christian August von Sachsen-

Zeitz (geb. 1666) hatte tapfer gegen die Türken und die Franzosen gefochten. Aber sein Ehrgeiz suchte Höheres. Er hoffte es in der römischen Kirche zu finden und trat zunächst geheim 1689 in Frankfurt a. M. über. So betrübt die fürstlichen Verwandten und das Sachsenvolk über diesen Abfall waren, so groß war die Freude des Papstes. Bald häufte er Würde um Würde und Pfründe um Pfründe auf den jungen Wettiner. 1706 wurde der Konvertit Kardinal, Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn. Er starb 1725 zu Regensburg. Rücksicht auf irdische Machtfülle und der Blick auf eine ersehnte Königskrone hat auch den hochbegabten, aber seiner selbst und seiner Leidenschaften nicht mächtigen Kurfürsten Friedrich August (seit 1694) in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche geführt. Die Krone von Polen konnte ihm nur zufallen, wenn er seinen Glauben wechselte. Jener „Kardinal von Sachsen" tat alles, seinen Vetter zu dieser Entscheidung zu führen. Seine Arbeit war nicht umsonst. Am 2. Juni 1697 trat der Kurfürst in Baden bei Wien in aller Stille zur römischen Kirche über, am 27. Juli erklärte er sich öffentlich für ein Glied der römischen Kirche und ward darauf zum König von Polen ausgerufen. In einer Erklärung vom 6. August 1697 aus Lobskowa wagte der neue König seinem evangelischen Volke über seinen Übertritt zu versichern, „daß er nicht etwa aus Konsideration einiger Würden oder Nutzens, sondern allein Gott vor Augen habend, den römisch-katholisch-apostolischen Glauben unlängst auf- und angenommen". Dem Papst erklärte er: „Fern seien von mir alle menschlichen Absichten; mich beschäftigt hierbei nur die Erlangung der glückseligen Ewigkeit." Darf man es nach alledem Friedrich dem Großen verdenken, wenn er über August äußerte: „Der König von Polen ist auf der ganzen Welt der falscheste Fürst, gegen den ich die meiste Abneigung habe; er hat weder Ehre noch Treue und die Heuchelei ist seine einzige Maxime"? Tief trauerte das Sachsenvolk mit seiner edlen Kurfürstin Christiane Eberhardine um den untreu gewordenen Landesherrn, der ein Beschirmer des von seinen Vätern so hoch gehaltenen evangelischen Glaubens hätte sein sollen. Mit dem Übertritt des Kurfürsten, der mit einem Gefolge römischer Prälaten wieder in Dresden erschien, und dem bald — erst im geheimen, dann öffentlich — die Jesuiten als die Pioniere der römischen Propaganda nachzogen, begann der Kriegszug gegen das Evangelium in Sachsen. Auch die Hoffnung, daß der einzige Sohn des Kurfürsten, der Kurprinz Friedrich August der evangelischen Kirche erhalten und damit des Vaters Übertritt nur auf dessen Person beschränkt bleiben würde, hat sich nicht erfüllt. Der Papst und der „Kardinal von Sachsen" ruhten nicht, bis der König daran ging, seinen Sohn von der Heimat fernzuhalten, von allem evangelischen Einfluß abzuschneiden und zwangsweise dem Übertritt entgegenzuführen. Die Arbeit zweier Jesuiten, denen der Prinz übergeben wurde, hatte endlich den gewünschten Erfolg. Im Jahre 1712 hat der 16jährige in Bologna seinen Glauben abgeschworen und auch den Eid geleistet auf das ihm von den Jesuiten vorgelegte Gelübde: „Ich will auch, so viel an mir ist, allen Fleiß anwenden, damit dieser Glaube von meinen Untertanen oder von denen, welche meiner Obsorg befohlen sein, gehalten, gelehret und gepredigt werde. Das verheiße, gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und diese heiligen Evangelia Gottes." Erst 1717 ist der Übertritt zur tiefen Trauer der Untertanen veröffentlicht worden. Dieser Schmerz um den Abtrünnigen und die Liebe, die ihn dem lauteren Evangelium zurückgewinnen möchte, spiegelt sich wider in einem ergreifenden Flugblatt — in der Form ein offener Brief der Mutter an ihren Sohn, vermutlich von einem sächsischen Theologen verfaßt. „Mein Sohn!' so heißt es darin, „wenn du denjenigen Jammer sehen solltest, welchen ich über die erbärmliche Nachricht deines unglücklichen Abfalls von der wahren, seligmachenden Erkenntnis Gottes fühle, so zweifle ich nicht, wofern du mit dem wahren Gotte nicht auch deine stets treue Mutter verleugnet hast, dein kindliches Herze werde über meine häufigen Tränen brechen. O Schmerzenssohn! Meine Tränen sind wohl jetzt meine Speise bei Tag und Nacht, indem ich arme Mutter nicht zeitliche Güter, sondern den Verlust deiner Seligkeit, den höchsten Schaden deiner armen Seele, beseufzen und bejammern muß. Ich weine mit Rahel über mein Kind und will mich nicht trösten lassen, denn es scheinet mit ihm aus zu sein. Mein Sohn, du Sohn meines Leibes, höre mich! Du weißt ja, liebes Kind, daß mich die unendliche Liebe und Gnade Gottes in einer solchen Kirche hat lassen geboren werden, allwo man auf Art der alten heiligen apostolischen Kirche auch den Weibern in der Schrift zu forschen und das ewige Leben zu suchen willig verstattet. Auf das Wort Gottes, so auch der Höllen Pforten nicht überwältigen können, gründet und berufet sich mein Ausspruch. Sollte das eine heil- und seligmachende Religion und Lehre sein, die sich vor der heiligen Bibel, die doch das einzige Buch ist, daraus wir unsere Seligkeit erlernen können, scheuet? Mache dich wieder los von solchen Stricken des Teufels, gehe aus von den päpstlichen Finsternissen! Nichts hat dich zur Annehmung dieser Lehre gelockt als ein zeitlicher Gewinnst, Verspruch eines Ehrenamtes und reichen Unterhaltes. Aber verachte alle diese Zusagen! Wir Evangelischen haben einen reichen Gott, der alle, die auf ihn trauen und fromm leben, reichlich versorgen und ernähren kann. Kehre wieder zu der evangelischen Wahrheit! Kehre wieder, damit ich, deine bisher so betrübte Mutter, zu frohlocken habe: dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden!" Zwei Jahre später zog der Kurprinz mit der streng katholischen österreichischen Prinzessin Maria Josefa als seiner Gemahlin an der Seite in Dresden ein. Wie verhängnisvoll für Sachsens ganze weitere Geschichte ist die Jesuitenarbeit des „Kardinals von Sachsen" geworden! Er feierte noch einen Triumph seiner Bekehrungssucht. Zwar ist sein Bruder Moritz Wilhelm wieder zur Religion seiner Väter zurückgekehrt und 1718 als ein Bekenner des lauteren Evangeliums gestorben. Aber sein wenig begabter Neffe Moritz Adolf, der 1716 den evangelischen Glauben abschwor und als 16jähriger Knabe Domherr zu Köln wurde, starb 1759 als Bischof von Königgrätz und Leitmeritz, sowie Administrator des kurfürstlichen Erzstiftes Trier. (Nach Blanckmeister.)

Roms Hoffnungen richteten sich noch auf ein anderes Fürstenhaus als das sächsische. Davon gibt Zeugnis die sogenannte, vor einer Reihe von Jahren wieder hervorgezogene „Kloster-Lehninsche Weissagung": eine Anzahl lateinischer, angeblich aus grauer Vorzeit stammen-

der Verse, in denen ein „Bruder Hermann“ von Lehnin „weissagt“, wie die Hohenzollern „der neuen Schlange Gift“, d. h. die Reformation, „ins Haus bringen“, wie fünf Glieder dieses „Giftstammes“ aufwärts und fünf abwärts führen, bis er im elften Gliede erlischt. Erst dann wird sich's erfüllen:

Wieder erhält die Herde der Hirt und Deutschland den König;
All ihre Leiden vergisset die Mark, die so lange geduldet.
Selbst ihre Kinder sie nährt und nicht mehr freut sich der Fremdling.
Und es ersteht von Lehnin und Chorin die alte Bedachung,
Lange vergangener Zeiten Pracht umstrahlet die Priester
Und kein Wolf darf mehr die Wohnung der Herde umschleichen!

Mit anderen Worten: Deutschland wird sich wieder dem Papste unterwerfen. Das Gedicht ist ein betrügerisches Machwerk aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts. In ihm „spricht sich unverhohlener Haß gegen das Haus Hohenzollern und der lebhafte Wunsch aus, daß die ganze Mark wieder zu dem Glauben der katholischen Kirche zurückkehren möge. Hier ist nicht ein Spiel, sondern die bestimmte Absicht, Haß gegen das Haus Hohenzollern zu erregen, den kirchlichen Zustand unter ihrer Regierung als unleidlich und die Rückkehr zum Katholizismus als das fröhliche Ende einer unglücklichen Zeit darzustellen“. In einem traf die Weissagung ein — freilich nicht im Sinne des „Propheten“ —: Deutschland erhielt den König, ja den Kaiser wieder, und zwar aus dem Hohenzollerngeschlecht und — einen evangelischen Kaiser!

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter des Rationalismus.

1. Die Aufklärung in Deutschland.

Wohl zu allen Zeiten der Kirche gab es Personen und Richtungen, welche sich von der Auffassung des Christentums als der durch Gott in Christo geoffenbarten und in ihrem Kerne die durch Christus vollzogene Erlösung darstellenden Religion entfernten und das Christentum auf den allgemeinen, allen Religionen zu Grunde liegenden Natur- und Vernunftglauben zurückzuführen suchten. Zu besonderer Geltung gelangte diese Richtung in der deutschen Kirche, ohne die volle Herrschaft über diese zu erreichen, im achtzehnten Jahrhundert. Sie wurde befaßt in den Namen „Aufklärung“. Der berühmte Philosoph Immanuel Kant hat diese bezeichnet als den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung!“ Die Aufklärung will demnach, daß an alles der Maßstab der eigenen Vernunft gelegt werde. Sie will von dem Gegebenen, Überlieferten und Übernommenen als etwas ohne weiteres Bindendem befreien und die Klarheit, d. h. das dem Menschenverstande Entsprechende zum Maßstab der Wahrheit machen. Das Verstandesmäßige wird auf allen Gebieten das Vorherrschende.

Immanuel Kant.

Zur Aufklärung in Deutschland führte die Entwicklung der Philosophie, der Einfluß des englischen Deismus und der französischen Freigeisterei.

René Descartes (Cartesius), der Begründer der neueren Philosophie (1596—1650) ging aus vom Zweifel. „Das Ich, welches an allem zweifelt, kann nicht zweifeln, daß es zweifelt. Zweifeln ist Denken. Alles kann das denkende Ich aus sich herauswerfen, nur nicht das Denken selbst. Denken ist sein eigentliches Sein. Das Ich ist nur, indem es denkt. Eben deshalb schließt es vom Denken auf sein Sein: Ich denke, also bin ich (Cogito, ergo sum). Der feste Punkt also, an dem der Zweifel an des Menschen Fähigkeit, die Wahrheit fassen zu können, sich bricht, ist das Selbstbewußtsein. Im Selbstbewußtsein ist als angeborene Idee das Gottesbewußtsein gegeben. Die Idee eines unendlichen Wesens kann nicht Erzeugnis eines endlichen sein, nur aus dem unendlichen selbst kann sie in den endlichen Geist gekommen sein. Die Idee Gottes setzt das Sein desselben voraus und schließt dasselbe notwendig ein. Das denkende Ich hat also den absoluten Inhalt der Wahrheit in der göttlichen Substanz. Außer derselben besteht die Welt. Was wir in der Welt sehen, löst sich auf in die beiden Substanzen: Ausdehnung und Denken. In diesen drei Substanzen ist der Inhalt alles Seins zusammengefaßt. Ist aber dieser Inhalt gewiß? Unmittelbar gewiß ist dem Ich nur sein Selbstbewußtsein. Dies ist gewiß, weil in ihm Denken und Sein in unmittelbarer Einheit zusammengefaßt sind. Ist nun dem Ich gewiß, was ihm unmittelbar entspricht, was ihm klar ist, so hat das denkende Ich in der Klarheit den Maßstab der Wahrheit. Das Ich, ausgegangen vom absoluten Zweifel, kehrt in der Überzeugung, daß der Gott, dessen Idee im Selbstbewußtsein unmittelbar gegeben ist, dem Menschen nicht Organe der Unwahrheit könne gegeben haben, beruhigt in die objektive Welt zurück: was ihm klar ist, das wird wahr sein.“

Von jenen drei Substanzen Cartesius' ließ Baruch Spinoza (1632—1677) als einzige Substanz nur Gott bestehen. Hatte Cartesius diese Substanz Gott im Sinne des Kirchenglaubens als unendlichen Geist, Schöpfer Himmels und der Erde, gefaßt, so sah Spinoza von dem allen

ab und erklärte Gott für das Sein, das von sich selbst ist und zu seinem Sein keines anderen bedarf. Dieses Sein hat nichts gemein mit den endlichen Erscheinungen, die sich in die beiden letzten Grundbegriffe: Ausdehnung und Denken auflösen. „Das Höchste, was der Mensch erstreben soll, ist, den objektiven Gottesgedanken nachzugehen und, was er anschaut, liebevoll aufzufassen als eine Erscheinung des Unendlichen."

Eine wesentlich christliche Philosophie bietet Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716). Die Welt besteht aus unzähligen Monaden, aus selbständigen Einzelwesen, die sämtlich aus der Urmonas, d. i. Gott, stammen und zu einer, ein für allemal von Gott geordneten „prästabilierten Harmonie" gebildet sind. Die Welt ist die denkbar beste. Dagegen spricht nicht das Vorhandensein des Bösen und des Übels, welches aus der Endlichkeit und Unvollkommenheit des Geschöpfs folgt und die „prästabilierte Harmonie" nicht stört. Alles Böse ist nur die Kehrseite eines Guten. Philosophie und Offenbarung können nicht gegeneinander sein, wohl aber steht die Offenbarung über der Vernunft. Klarheit ist auch für Leibniz der Maßstab der Wahrheit. Wahr ist, was erstens sich nicht widerspricht — dann ist es möglich —, und was zweitens sich ausreichend begründen läßt — dann ist es notwendig und darum auch wirklich.

Christian Wolf (1679—1754) glaubte mit Hilfe der Mathematik und Philosophie die Wahrheit des Christentums erhärten zu können. Es „lag mir immer im Sinne," so schreibt er selbst, „ob es denn nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch leide. Wie ich nun hörte, daß die Mathematiker ihre Sache so gewiß erwiesen, daß ein jeder dieselbe für wahr erkennen müsse, so war ich begierig, die Mathematik wegen der Methode zu erlernen, um mich zu befleißigen, die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen". Wolf trennte die natürliche und die geoffenbarte Theologie. Gott ist „das absolut notwendige, d. h. nur in sich seinen Grund habende Wesen, in welchem die Welt ihren Grund hat". Wie Leibniz, so erklärt auch Wolf die bestehende Welt für die, zu deren Schöpfung Gott den meisten Grund hatte, die deshalb auch zugleich die beste sein muß. Die Offenbarung leugnet Wolf keineswegs. „Nur müssen sich Kennzeichen der Offenbarung aus der Vernunft darstellen lassen. Der Inhalt der Offenbarung muß wenigstens im ganzen im natürlichen Bewußtsein nicht gegeben sein, dem Wesen Gottes nicht widersprechen, den notwendigen Vernunftwahrheiten gemäß sein, nicht zu Tun und Lassen auffordern, welches dem Naturgesetze widerstreitet. Die Form der Offenbarung muß eine solche sein, die sich nicht natürlich erklären läßt, die Kräfte der Natur soviel beibehalten als möglich, in verständlichen Zeichen sich mitteilen." Die Darstellung der Offenbarung aber sei nicht Sache der Philosophie, sondern der „geoffenbarten Theologie". Die Vermischung beider führe nur zu Streit und Unklarheit.

Eine ganze Reihe von Theologen wandten Wolfs Philosophie auf die Geheimnisse des christlichen Glaubens an, in der Zuversicht, dieselben mit Gründen des Verstandes stützen zu können. Das Christentum verlor dabei das Herz des Menschen. Noch weitere Verflachung erfuhr es durch die sogenannten Popularphilosophen (Moses Mendelssohn, Garve, Sulzer, Eberhard, Platner, Nicolai, Steinbart u. a.), die auf das geoffenbarte Christentum völlig verzichtend, sich mit der Forderung des gesunden Menschenverstandes begnügten: nach Tugend zu streben, an Gottes Dasein zu glauben und auf ein Leben nach dem Tode zu hoffen.

Denselben Standpunkt nahmen die englischen Deisten ein, welche auf Grund freier Prüfung durch das Denken die natürliche Religion zu Norm und Regel aller positiven Religion machen wollten. Sie erklären es für ein Vorurteil, daß das Christentum die allein wahre Religion sei. Das Hauptsächliche ist nicht das äußerlich Christentum, Judentum und Islam unterscheidende Positive, sondern die Naturreligion, die Religion des gesunden Menschenverstandes. „Die Grundlage der Naturreligion ist das sittliche Bewußtsein. Auf demselben ruht der Glaube an ein höheres Wesen und die Hoffnung auf Unsterblichkeit. Diese Naturreligion war die Urreligion. Seinem Wesen nach ist das Christentum nichts weiter als die hergestellte Urreligion. Was im Christentum nicht in die Naturreligion aufgeht, ist entweder Nebensache oder Erdichtung."

Eine andere Gestalt gewann diese Geistesrichtung in Frankreich. Ihre Häupter waren Rousseau (1712 bis 1778) und Voltaire (1694—1778). Rousseau fand das Wahre und Ideale nur im Naturzustand. Kunst und Wissenschaft haben den Menschen verschlechtert. Die alleinige Quelle aller Religion ist die Vernunft, nicht die Offenbarung, nicht Wunder, nicht äußere Satzungen. Glaube an Gott, Beachten der Stimme des Gewissens, Hoffen auf eine Vergeltung im Jenseits: das ist ihm der Inhalt der Religion. Voltaire hat seinen deistischen Standpunkt in folgenden Worten gekennzeichnet: Verehrer Eines Gottes, Freunde der Menschen, nachsichtig mit dem Aberglauben, welchen wir verwerfen, ehren wir jede Gesellschaft, verletzen keine Sekte; wir reden nie mit Spott, mit Verachtung von Jesus, welchen man Christus nennt; im Gegenteil, wir betrachten ihn als einen Menschen, ausgezeichnet durch seinen Eifer, durch seine Tugend, durch seine Liebe zu den Brüdern; wir beklagen ihn als einen vielleicht etwas unüberlegten Reformator, welcher das Opfer seiner fanatischen Verfolger ward. Wir verehren in ihm einen jüdischen Deisten, ebenso wie wir Sokrates loben, welcher ein atheniischer Deist war." Von einem geoffenbarten Christentum wollte Voltaire schlechterdings nichts wissen. In der Bibel erblickt er eine Fälschung. Was darin erzählt werde, sei der alten Mythologie entnommen. „Wo gibt es" — so lauten seine Worte — „eine einzige Begebenheit im Alten und Neuen Testament, welche nicht von der alten Mythologie entlehnt sei? Das Opfer des Idomeneus, ist es nicht das des Jephta? Die Kuh der Iphigenie, ist sie nicht Isaaks Widder? Sehet ihr nicht Eurydice in dem Weibe Lots? Minerva und Pegasus ließen aus Felsen Wasser hervorgehen: dasselbe Wunder schreibt man Moses zu. Vor ihm war Bacchus trockenen Fußes über das Rote Meer gegangen und hatte Sonne und Mond vor Josua stehen lassen. Nicht eine einzige Begebenheit gibt es im Neuen Testament, welche ihr nicht in anderen Schriftstellern findet. Die Nymphe Amalthea hatte früher das Horn des Überflusses, als Christus fünf Tausende in der Wüste speiste. Die Töchter des Anius hatten früher Wasser in Wein und

Öl verwandelt, als man von der Hochzeit zu Kana wußte." Solche Gedanken hielt man für außerordentlich geistreich. Auch in Deutschland glaubte man sie bewundern zu müssen.

Die Pforte für den Einzug jenes englischen und französischen Geistes in Deutschland war der Hof des Preußenkönigs Friedrich II. Ihm, der überhaupt von Religion so gut wie nichts besaß, am allerwenigsten von der christlichen, hat damit das Beste gefehlt: Liebe, Glaube und Hoffnung. Er war fähig, über das, was anderen das Heiligste war, zu spotten. Gleich am Anfang seiner Regierung erklärt er: „Die Religionen müssen alle toleriert werden und muß der Fiscal nur die Augen darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tut; denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden." Der „König der Aufklärung" hat auch Aufklärung als das Ziel seines Regiments angesehen: „Meine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Geburtszufall gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurteile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten verbreite und die Leute so glücklich zu machen suche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt und die Mittel erlauben, welche ich darauf verwenden kann." Allerdings muß auch anerkannt werden, daß Friedrich in folgerichtiger Weise seine eigene Anschauung niemandem aufzudrängen suchte, sondern hier und da auch imstande war, eine andere Überzeugung zu ehren. So hat uns Friedrichs Neffe, Friedrich Wilhelm III. selbst folgendes überliefert: Der alte Ziethen hatte sich bei einer Einladung des Königs zur Tafel am Karfreitag entschuldigt, weil er an diesem Tage immer zum Abendmahl gehe. Das nächstemal, als Ziethen in Sanssouci bei Tisch neben dem König saß, mitten im munteren Gespräch, sagte der: „Nun Ziethen, wie ist ihm das Abendmahl bekommen? Hat er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?" Ein schallendes Gelächter begleitete die Worte. Ziethen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf und sprach, nachdem er sich vor dem König tief verbeugt: „Euer Königliche Majestät wissen, daß ich im Krieg keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heut noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr wie Sie und ich. Das ist der Heiland der Welt, der uns alle mit seinem Blute teuer erkauft hat. Diesen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre Armee gekämpft und gesiegt. Unterminieren Eure Majestät diesen Glauben, unterminieren Sie zugleich die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden." Der König reichte dem General die Rechte, legte die Linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! Möchte auch ich das glauben können! Ich habe allen Respekt vor seinem Glauben. Halte er ihn fest, es soll nicht wieder geschehen."

Durch Friedrich II. wurde die Stadt Berlin „mit ihrem reflektierenden, kritischen, verstandeswitzigen Zuge, mit ihrem vorschnellen und eben deshalb wandelbaren Urteile, mit ihrem vorwiegend formellen Charakter" der Herd der Aufklärung. Man duldete es, daß der tieferer Bildung entbehrende, großsprecherische Buchhändler Nikolai über alles urteilte und spottete und gegen alle Wahrheit protestierte.

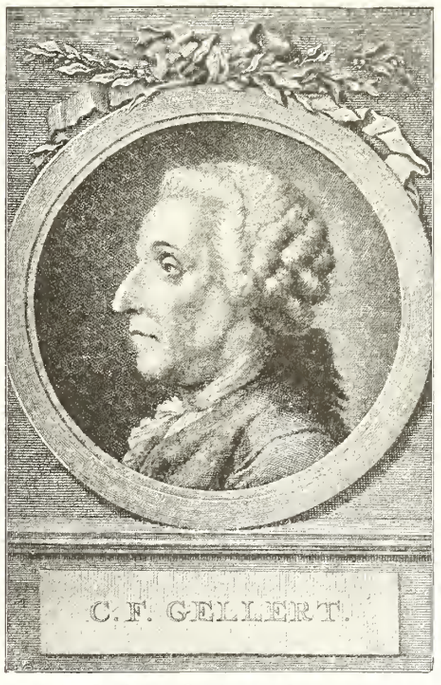
2. Die Aufklärung in der deutschen evangelischen Kirche.

Die Theologie konnte sich dem Einfluß der Aufklärung nicht verschließen. Sowohl Pietismus als Orthodoxismus hatten ihre Kraft verloren. Die Theologie verwarf zwar nicht das geoffenbarte Christentum, aber sie beurteilte dieses vom Vernunftglauben aus. Diese Theologie der Aufklärung führt den Namen Rationalismus. Der Leipziger Professor Johann August Ernesti (gest. 1781), forderte, daß die Auslegung des Neuen Testaments in derselben Weise wie die eines jeden andern Buches zu geschehen habe. Der Göttinger Professor Johann David Michaelis (gest. 1791) dehnte diese Forderung auch auf das Alte Testament aus. Johann Salomo Semler (gest. 1791) in Halle bezweifelte die Echtheit biblischer Schriften und forderte eine kritische Behandlung der Kirchen- und Dogmengeschichte. Johann Gottlieb Töllner (gest. 1774) in Frankfurt a. O. öffnete die Dogmatik weit dem Rationalismus. In der Inspiration der Bibel sieht er nur einen göttlichen Beistand; die Trinitätslehre ist ihm nichts wesentlich Christliches; die Lehre von der Erbsünde widerstreitet der Schrift und Vernunft. Was soll überhaupt noch ein geoffenbartes Christentum, wenn Töllner beweist, „daß Gott die Menschen bereits durch die Offenbarung der Natur zur Seligkeit führt!" Von der großen Zahl der in die Fußstapfen jener Männer tretenden Theologen sei nur der abenteuerliche Karl Friedrich Bahrdt (1741—1792) genannt. Bahrdt, dem Leipziger Superintendentenhause entstammend, in Schulpforta für die Universität vorbereitet, nicht ohne Talent, aber durchaus oberflächlich, eitel und leichtsinnig, jeder Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung entbehrend, unfähig sich für das Edle und Ideale zu begeistern, im letzten von der Fleischeslust und der Sucht nach Gelderwerb geleitet, geriet als Professor zu Erfurt in Kreise, die ihn immer tiefer sinken ließen. Schon drohte ihm Amtsentsetzung, als er den Ruf in eine theologische Professur nach Gießen erhielt. Nunmehr gab er eine kirchliche Lehre nach der anderen preis. Ein neuer Sturm erhob sich wider ihn. Froh von jedem Zwange befreit zu sein, folgte er der Aufforderung, die Direktion des Philanthropins zu Marschlinz zu übernehmen. Diese nur Gelderwerb des Unternehmers und Leiters bezweckende Anstalt brach bald zusammen. Ein Ruf als Superintendent nach Dürkheim an der Hardt bot ihm eine neue Existenz. Nun mußte Bahrdt vom Gebiete der Pädagogik sich wieder auf das der Theologie zurückbegeben. Aber auch in Dürkheim war seines Bleibens nicht lange. Seines Amtes entsetzt, flüchtete er nach Preußen. In Halle, wo er als Lehrer der Theologie oder Philosophie sich niederlassen wollte, fand er sehr kühle Aufnahme. Trotzdem eröffnete er seine Vorlesungen. Allmählich warf Bahrdt den letzten Rest seines Glaubens weg. Aus dem Professor wurde schließlich ein Schänkwirt. Trotz aller noch so trüben Erfahrungen hat sich Bahrdt von seinem Leichtsinn nicht lossagen und sich zu einer ernstlichen Umkehr aufraffen können.

Die Aufklärung raubte auch der Predigt die Frische, die Poesie und die Kraft der Erbauung. Nachdem noch der

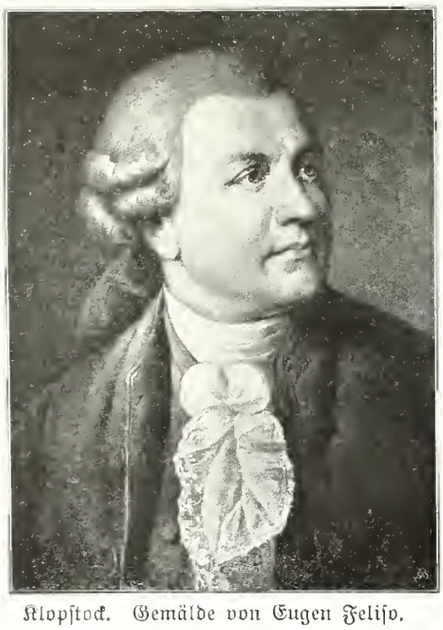
bereits oben genannte gelehrte und tüchtige Mosheim auf dem Gebiete der Predigt Vorzügliches geleistet und gegenüber dem eindringenden englischen Deismus und dem französischen Naturalismus durch Darlegung der göttlichen Kraftwirkungen des Evangeliums und des göttlichen Ursprungs der christlichen Sittlichkeit in edler, musterhafter Sprache dem Christentum gegenüber die Achtung der Gebildeten wecken und erhalten gewollt hatte, beginnt bald der Rationalismus die Kanzel zu erobern. Der Prediger schöpft nicht mehr aus der Bibel, sondern aus der natürlichen Religion und Sittenlehre. Es liegt ihm fern, auf das evangelische Bekenntnis als solches irgend welchen Wert zu legen. Religiöse Belehrung und Aufklärung erscheint als der Zweck der Predigt, die vornehmlich einzuschärfen hat, „daß der Mensch gut werden muß, wenn er glücklich werden will!“ So gelangt die Moral zur Herrschaft, und zwar ohne daß noch ihrer Verbindung mit dem evangelischen Glauben gedacht wird. Die „Gebildeten“ verlassen die Kirche: trägt der Prediger noch die Wahrheiten des alten Glaubens vor, so erscheint ihnen das abgeschmackt und anstößig; die rationalistische, populärphilosophische Rede aber ist ihnen zu langweilig. Ließ man doch einen Nikolai, wie Tieck erzählt, nicht in den Himmel, weil er gar zu platt, aber auch nicht in die Hölle, weil er selbst den Teufeln zu langweilig sei, so daß er in seine Heimat, in das Nichts, zurückkehren mußte. Wie arm war die Kirche geworden, seit sie den Verstand an die Stelle der geoffenbarten Liebe Gottes setzte! Immer tiefer sank die Predigt, bis sie endlich zu einer naturwissenschaftlichen und gemeinnützigen Belehrung wurde. Zu Weihnachten finden wir Predigten über „die Gefahren weiter Reisen“, „über den Vorzug der Stallfütterung vor der Koppelwirtschaft“. Das Evangelium von der Stillung des Sturmes auf dem Meere gibt Veranlassung, „von der Wohltat des Schlafes“ oder „von den Bewohnern der Wasserwelt“ zu predigen. Aus der Versuchungsgeschichte (Matth. 4,1 ff., besonders V. 4) wird das Thema: „über den unaussprechlichen Segen des Kartoffelbaues“ genommen. Das Osterevangelium veranlaßt Predigten „über die Gespensterfurcht“ und „die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens“. Zu Pfingsten wird „über die Luft“ gepredigt. Der Generalsuperintendent S. L. Ewald in Detmold bestimmt seine Predigten, denen überhaupt keine Bibelstellen, sondern „gewisse Gegenstände der Natur“ als Text zugrunde liegen, „solchen Christen, denen das eigentliche Christliche wenig ist, die aber Sinn für die Schönheit der Natur haben, und will in ihnen Gefühle von Gottes Macht, Weisheit und Liebe erwecken, sie über Gottes Führung mit den Menschen und die Würde unserer Natur unterrichten und ihnen durch Natur den Liebessinn einflößen.“ Welch abgeschmacktes Zeug der „Generalsuperintendent“ seinen Zuhörern geboten hat, mögen einige Texte samt dem dazu gestellten Thema zeigen: Text: Ein sehr tiefer und schnell und ohne Schaden weggegangener Schnee. Thema: Die große Veränderung, die Gott jedes Jahr und jeden Tag hervorbringt. — Text: Der erste schöne Frühlingstag. Thema: Empfindungen eines Gottesverehrers beim anbrechenden Frühling. — Text: Ein großes Kinderfest auf einem erhabenen freien Platze. Thema: über den Wert der Kinder. So sind ganze dicke Bände mit diesen „Trebern der Aufklärungsweisheit“ gefüllt worden. Selbst über „Blatternimpfung“ ist man imstande gewesen zu predigen!

Daß in solchen Zeiten fast vollständiger Dürre der lebendige Quell des evangelischen Kirchenliedes fast versiegte, kann nicht wunder nehmen. Um so mehr erfreut das Lied Christian Fürchtegott Gellerts (geb. 1715 zu Hainichen, seit 1729 auf der Fürstenschule Meißen, studierte seit 1734 zu Leipzig Theologie; dort ist er 1769 als Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit gestorben — seine Gebeine ruhen seit kurzem neben denen Bachs in einer Krypta der Johanniskirche daselbst). Gewiß hat auch Gellert sich dem Geiste des Rationalismus nicht verschließen können, aber er hat sich durch denselben nicht den schlichten, frommen Herzensglauben rauben lassen. So ruft er den Gottesleugnern und Christuszweiflern zu: „Würdet ihr den nicht verlachen, welcher spräche: Es ist kein Luther gewesen, der eine Verbesserung unserer Kirche unternommen habe, denn ich habe ihn nicht gesehen? Gehen die Ungläubigen mit der Geschichte Jesu anders um? Ich bin noch ungewiß, ob man so unglückliche Menschen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen als bestreiten soll.“ Welch ein tiefer Ernst spricht aus den Worten, mit denen er den Christen ermahnt: „Wenn du bekehrt bist, so setze dir vor, eher zu sterben, als wieder zu sündigen. Hast du die Sünde gelassen, so fange an, sie zu verfluchen. Widerstehe dem Satan, so flieht er. Fürchte dich vor dir selbst, versuche aber auch deine eigene Stärke, brauche alle Mittel! Flieh vor der Gelegenheit, suche die Einsamkeit, laß dich vom Engel aus Sodom führen! Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen, nur gewagt, ihr Auserwählten! Kämpfet, ringet, dort ist die offene Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!“ Und wie weiß er den Toren, die ohne des Allmächtigen Hilfe zu erflehen, nur auf die eigene Kraft pochen, die Verkehrtheit ihrer Meinung aufzudecken! „Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verschließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluren überschwemmen, nur die Sicheln in Schwerter verkehren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre gesammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schloßen in der Luft, welche die Gefilde zerschmettern? Haben wir nichts von teurer Zeit, von Mißwachs und von anderen Plagen gehört, womit Gott die Länder heimsucht? Erhalte dich doch in solchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iß doch, sättige



C. F. Gellert. Stich von J. Houbraken.

dich, wenn nichts da ist, deinen Hunger zu stillen!" Aber nicht von der Kanzel aus sollte Gellert seine Gedanken kund tun, sondern ins Lied sollte er sie legen. 1751 erschienen seine „Geistliche Oden und Lieder". Er unterscheidet selbst Lieder, durch die „der Verstand unterrichtet und genährt werde" und Lieder für das Herz. Diese Lieder, „denen der Gesang vorzüglich eigen ist, müssen so beschaffen sein, daß sie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion ist, fühlen lassen: das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmütige der Selbstverleugnung, das Große der Demut, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorsams gegen Gott und unsern Erlöser, das Glück, eine unsterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erschaffene und erlöste Seele zu haben; daß sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Tierische der Lüste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust, mit einem Worte, die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters empfinden lassen: der Tugend, wie sie von Gott geliebt, befohlen, zu unserem Glück befohlen wird, des Lasters, wie es vor Gott ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Reue ist." Von Gellerts Liedern seien genannt das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", sein Passionslied: „Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken", sein Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich", sein Reformationsfestlied: „Wenn Christus seine Kirche schützt", ferner: „Gott ist mein Hort und auf sein Wort", „Ich komme, Herr, und suche dich", „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", „Gott ist mein Lied", „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", „Auf Gott und nicht auf meinen Rat", „So jemand spricht: Ich liebe Gott", „An dir allein, an dir hab' ich gesündigt", „Für alle Güte sei gepreist", „Meine Lebenszeit verstreicht", „Nach einer Prüfung kurzer Tage".



Klopstock. Gemälde von Eugen Felisp.

Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 in Hamburg) hat in seinem großen Epos „Der Messias" die Erlösung der Menschheit durch Christus besungen. Der Mangel an Schlichtheit und Natürlichkeit hat dieses Werk bei aller Berühmtheit nie volkstümlich werden lassen. Daß die ersten Gesänge mit größter Begeisterung aufgenommen wurden, war ein Zeichen für das „letzte Aufflammen altkirchlicher Sympathie". Von Klopstocks Liedern werden einige noch heute im Gottesdienst gesungen, so „Wenn ich einst von jenem Schlummer", „Auferstehn, ja auferstehn", „Selig sind des Himmels Erben".

Auch auf dem Gebiete der Erziehung mußten sich die Folgen der Aufklärung zeigen. Rousseau hatte in seinem „Emil" zeigen wollen, wie jemand naturgemäß, d. h. in Befolgung der Winke, welche die Natur des Menschen selbst gibt, nicht zu einem Bürger oder zu einem Gliede irgendeines besonderen Standes, sondern zu einem Menschen zu erziehen sei. Rousseaus Grundsätze, deren Naturroheit allerdings zur Naturgemäßheit mildernd, suchten in Deutschland die sogenannten „Philanthropisten" zu verwirklichen. Johann Bernhard Basedow (1723—1790) gründete 1774 in Dessau das erste Philanthropin als eine Musteranstalt für seine Methode. In großsprecherischer Weise kündigte er an, daß seine Erziehung sich ebenso mit der Souveränität Rußlands wie mit der Freiheit der Schweiz vertrage, und daß auch die Privaterbauung eine rein menschliche, konfessionell ungetrübte sei, die jeder Gottesverehrer billigen müsse. Die Basedowsche Erziehung erstrebte die naturgemäße Entwickelung aller Kräfte des Menschen; dementsprechend wird dem Kinde das geboten, was ihm Freude macht, statt daß der Erzieher das in Rücksicht auf das zu erreichende Ziel Gebotene an das Kind heranbringt oder von ihm fordert. Daß auf diesem Wege nichts Ernstes und Bedeutendes erreicht werden konnte, liegt auf der Hand. Trotzdem sind auch Basedows Bestrebungen für die Geschichte der Erziehung von großer Bedeutung gewesen. Ähnliche Anstalten wie in Dessau erstanden bald allerwärts, unter denen das von Christian Gotthilf Salzmann (1744—1811) in Schnepfenthal bei Gotha begründete Philanthropin sich einer langen Blüte erfreut hat. Salzmann wollte „gesunde, verständige, gute und frohe Menschen bilden, sie dadurch in sich selbst glücklich zu machen und zur Förderung des Wohles ihrer Mitmenschen befähigen". Er versäumte nicht, auch der körperlichen Ausbildung ihr Recht zu gewähren und baute den Unterricht auf der Anschauung auf.

3. Lebenszeugen und Propheten.

Goethe erzählt in „Wahrheit und Dichtung" von einem „wunderlichen Wirtstisch in Koblenz", dessen Andenken er die Verse geweiht habe:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

„Ich saß", so berichtet er, „zwischen Lavater und Basedow: der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der andere bemüht sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei." Wenn auch die Bezeichnung „Prophet" weniger auf Basedow paßt, so darf sie doch mit Recht auf Lavater angewandt werden. Dieser gehört zu den Männern, „in denen ein damals vereinzeltes Streben sich ankündigt, dem die Zukunft gehört: Vernunft und Kultur auszusöhnen mit lebendigem Christusglauben."

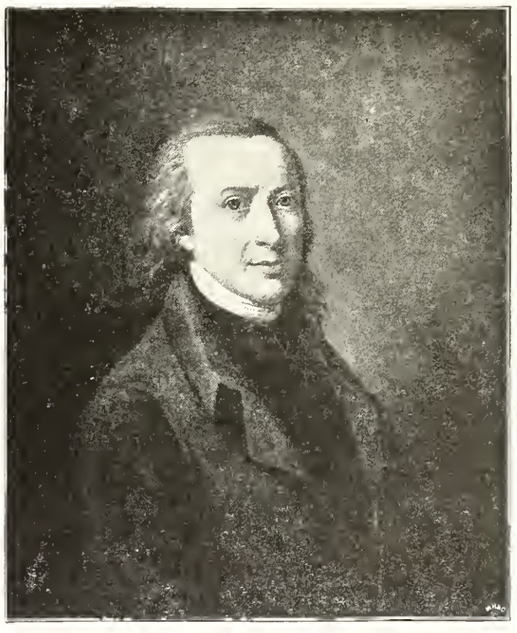
Johann Georg Hamann, der „Magus des Nordens" (geb. 1730 in Königsberg, gest. 1788 in Münster) studierte mit halbem Herzen Theologie, dann Altertumswissenschaft und Philologie, machte als Jugenderzieher mancherlei trübe Erfahrungen und unternahm im Auftrage eines Rigaischen Geschäftshauses eine mysteriöse Reise, die ihn bis nach England führte. In London geriet er in die tiefste Not, fand aber auch die Wendung zu einem neuen Leben, indem er sich in die Schrift versenkte. „Ich vergaß alle meine Bücher

darüber; ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung Jesu Christi; daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit und zu einer Annehmung solcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unsere Unwürdigkeit erschrecken müssen. Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes; ich las meinen eigenen Lebenslauf und dankte Gott für seine Langmut mit diesem Volke, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte." Auch zu Luther fühlte sich Hamann hingezogen: „Was für eine Schande für unsere Zeit, daß der Geist dieses Mannes, der unsere Kirche gegründet, so unter der Asche liegt. Was für eine Gewalt der Beredsamkeit, was für ein Geist der Auslegung, was für ein Prophet!" Nach einem selten Frieden bietenden Leben fand Hamann freundliche, liebevolle Aufnahme in dem Kreise, der sich in Münster um die Fürstin Amalie von Gallitzin sammelte. In deren Garten hat er seine Ruhestätte gefunden. Die Fürstin setzte ihm 1. Cor. 1, 23 und 27 als Grabschrift. König Friedrich Wilhelm IV. ließ Hamanns Gebeine nach dem Münsterschen Kirchhof überführen.

Als ein Prophet darf besonders Johann Kaspar Lavater (geb. 1741, gest. 1801 zu Zürich) bezeichnet werden. Auch er ist vom Rationalismus nicht unberührt geblieben, auch er fordert Licht, Klarheit und deutliche Begriffe, aber seine Seele war nicht satt durch die ihr vom Rationalismus gebotene Speise. Denn ihm gilt als das zu erstrebende höchste Ziel die durch Christus zu erreichende Erneuerung des Menschen zum göttlichen Ebenbild, auf welches er ursprünglich angelegt ist. Auch Lavater greift wieder zur Bibel und schöpft aus ihr einen lebendigen Glauben an Christus. Offen nimmt er den Kampf gegen den Rationalismus auf, insbesondere in seinem mehrbändigen Werke „Pontius Pilatus". „Im Anschluß an die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? zeigt er, daß die ursprüngliche Lehre Jesu über Gott, Teufel, Gottessohn, Sündenvergebung, Heiliger Geist, Kirche und Sakramente dem Verstande viel besser einleuchte, als dies bei der Verdrehung derselben durch den Rationalismus der Fall sei. Was bei solchen Verfahren herauskomme, zeigt er besonders in einem längeren Abschnitt über die Wahrheit der von den Evangelisten berichteten Taten Jesu. Er läßt da die Evangelisten alle die Rollen wirklich spielen, zu welchen sie der Unglaube des Zeitalters verurteilt hat, und zeigt, wie sie sich benommen haben müßten, wenn sie entweder Betrüger oder Betrogene oder Dichter oder Schwärmer gewesen wären. Da die Evangelien, wie sie wirklich sind, das Gegenteil aller jener Unterstellungen ergeben, so bleibe nichts anderes übrig, denn ihre Verfasser als Wahrheitszeugen gelten zu lassen." Keine der sichtbaren Kirchen hat Lavater für die ausschließlich richtige gehalten. Wie er rücksichtslos alle verurteilte, die trotz ihres Christennamens die wesentlichen Bestandteile des Christenglaubens verwerfen, so erkannte er alle von Christus beseelten Menschen, welcher kirchlichen Gemeinschaft sie auch angehörten, als Glieder der rechten Kirche an. So kam es, daß er sich auch gegen den Vorwurf, er sei ein geheimer Katholik, verteidigen mußte.

Etwas Mystisch-Phantastisches hat Johann Heinrich Jung gen. Stilling (geb. 1740 zu Imgrund in Nassau, gest. 1817), der in allen seinen Lebensführungen bis ins kleinste die unmittelbare Leitung Gottes erblicken zu können und vielfach wunderbare Gebetserhörungen erfahren zu haben glaubte. Im Rationalismus sah er den Antichristen.

Matthias Claudius (geb. 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, gest. 1815 als Bankrevisor zu Hamburg) brachte insbesondere mit seinem „Wandsbecker Boten" das Christentum dem Gemütsleben des einzelnen wieder nahe und betrachtete dasselbe unter dem Gesichtspunkt einer für das Persönenleben des Menschen unentbehrlichen Größe. Seine Religiosität beruht durchaus auf den unzweifelhaften Tatsachen der göttlichen Offenbarung, die ihm in sein Gemüt aufgenommen zu innerlichen Erfahrungen werden. „Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte." Aus jener „erfahrungsreichen Innigkeit weitet sich auch das Herz voll Liebe über die ganze Menschheit; Religion und Christentum macht ihn nicht enge, sondern führt ihm alles Menschliche zu und legt es ihm an das liebende Herz. Dabei ist alles so schmucklos, so schlicht und unscheinbar, so voll innerer Heiterkeit; tiefster Ernst spricht aus scherzendem Mund, weil aus einem Herzen voll Friede und Freude." So weiß er schlicht, volkstümlich und kindlich von dem unentbehrlichen Glauben an den Gekreuzigten zu reden: „Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Denn keiner hat je so geliebt; und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm sagt und setzt, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt. Wir wollen an ihn glauben, und wenn auch niemand an ihn glaubte. Wer nicht um der anderen willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der anderen willen auch aufhören, an ihn zu glauben? Freilich seine zarte überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt und sie kann von Menschenhänden sozusagen gar nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Kön-



Matthias Claudius.

nen wir ihn nicht selbst sehen, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, aber eben doch darum die Versicherungen seines lebendigen Daseins und Wirkens. Man könnte sich für die bloße Idee wohl braudmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und betet an. So ist unser Herr Christus, so sind alle seine Handlungen und Reden, in sich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt. Darum ist nun auch das Christentum das große Thema der Geschichte. Man kann nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand und doch zugleich ein rechtgläubiger Christ sein. Vernunft und Erfahrung gehören zusammen, Erfahrung aber geht aus vom Herzensgefühl, vom Innewerden des Bedürfnisses. Was sie natürliche Religion nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohl geschickt. Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein." An Worte aus Luthers Mund erinnert es, wenn Claudius spricht: „Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei. Ja es ist, als ob er vorüberwandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleid und frohlocke. Die Sterne, diese Himmelslichter, erscheinen wie die Augen am Menschen, offene oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint. Ihn predigen Himmel und Erde und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Welt sind Glöcklein am Leibrock, die ihn in seinem Gang verraten. Aber nicht bloß die Schönheit dieser Welt, auch ihre Vergänglichkeit deutet auf den Einen und Ewigen. Der Tod ist ein eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Tränen und das Herz zur Nüchternheit auf. Er ist ein eigener Mann und ein guter professor moralium, und es ist ein großer Gewinn, alles, was man tut, wie vor seinem Katheder und unter seinem Auge zu tun." Diese Tiefe des Gemüts und diese Innigkeit des Empfindens hat aber Claudius nicht vergessen lassen, daß der lebendige Glaube auch eine feste Entscheidung unseres Willens fordert: „Wir sollen Entscheidung wollen und in der Kammer oder nachts auf dem Lager die beiden feindlichen Kräfte aneinander bringen und so lange miteinander ringen lassen, bis wir uns bewußt sind, daß das beste Gesetz die Oberhand bekommen hat. Mit diesem ersten Sieg ist vieles, aber nicht alles gewonnen; der Sinn wankt wieder und trübt sich, er muß täglich und bei jedem Anlaß erneuert werden und so oft und so lange, bis er einheimisch und so fest und beständig in uns geworden ist, als der Trieb zu wachsen in der Eiche, der wohl gehemmt, aber, so lange der Baum steht, nicht vertilgt werden kann. Wenn dir ein Mensch vorkommt, der dich so viel dünkt und so groß und breit dasteht, wende dich um und habe Mitleiden mit ihm! Wir sind nicht groß und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können." Claudius hat das Glück einer echt christlichen Ehe erfahren. Köstlich sind die Worte, die er am Tage seiner silbernen Hochzeit an die Gattin richtete:

Ich habe Dich geliebt und will Dich lieben,
So lang Du, goldner Engel, bist,
In diesem Wüstenlande hier und drüben
Im Lande, wo es besser ist.
Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand.
Doch ich fand nicht: Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.

Etwas Prophetisches trägt auch das Wirken Johann Friedrich Oberlins (geb. 1740 zu Straßburg, gest. 1826 zu Waldersbach) an sich. Der Schauplatz seiner gesegneten Arbeit war das Steintal, ein acht Ortschaften umfassender Gebirgsstrich an der Grenze von Elsaß und Lothringen. Dort hatte frühzeitig die Reformation Eingang gefunden. Während des Dreißigjährigen Krieges war die Bevölkerung fast ausgestorben. Deutsche, Franzosen, Schweizer und Italiener siedelten sich dann in den verlassenen Hütten an. Die Pfarrer der ein einziges Kirchspiel bildenden Gemeinden pflegten nie lange auszuhalten. Sittlich, religiös und wirtschaftlich sanken die Bewohner des Steintals tiefer und tiefer. Erst der edle Pfarrer Johann Georg Stuber hatte sich treu und väterlich der geistlichen und leiblichen Not derselben angenommen. Als er 1767 das Pfarramt im Steintal mit einem Straßburger Predigtamt vertauschte, sorgte er dafür, daß seine alte, ihm ans Herz gewachsene Gemeinde in Oberlin wiederum einen tüchtigen Hirten erhielt. Es bedurfte einiger Zeit, bis Oberlin, an das reiche geistliche Leben Straßburgs gewöhnt, sich in der ihm anvertrauten Gemeinde einlebte. Dann aber vollbrachte seine Liebe und seine Tatkraft unter dem Segen Gottes geradezu Wunder. In der Erkenntnis, daß die Zukunft der Gemeinde auf ihrer heranwachsenden Jugend beruhe, sorgte er eifrig für Hebung der Schule. Er gründete auch Kleinkinderbewahranstalten, um deren Leitung sich die lebendig fromme, verständige und selbstlose Dienstmagd Oberlins, Luise Scheppler, die größten Verdienste erwarb. Junge Mädchen wurden als Kleinkinder- und Arbeitslehrerinnen angestellt. Nicht minder sorgte Oberlin für die äußere, auf vernünftigem Wirtschaften beruhende Hebung der Gemeinde. Er veranlaßte die Errichtung von Brücken und Wegen, er führte Gemüsebau und Obstbaumzucht ein. Junge Leute wurden zu Handwerksmeistern nach Straßburg geschickt und kehrten als tüchtige Arbeiter zurück. Bald hatte das ganze Tal ein anderes Aussehen bekommen. Über dem allen aber vergaß Oberlin nicht, daß das Wichtigste die Sorge für das Seelenheil seiner Pfarrkinder war. Treulich hat er dieser obgelegen in Predigt, Bibelstunde, Katechismusunterredung und Seelsorge. Die französische Revolution hat Oberlin, wie viele auch unter den besten, anfänglich mit Freuden begrüßt. Bald sollte er empfinden, daß sie auch der Religion galt. Die Schließung der Kirchen wurde angeordnet, jeder christliche Gottesdienst verboten, die Bildung demokratischer Klubs befohlen. Da hat denn Oberlin die Gottesdienste weiter gehalten als demokratische Klubversammlungen. Der Schulmeister wurde Präsident, Oberlin Redner des Klubs. Manche aus der Umgegend haben sich angeschlossen. Oberlin hatte damals keine feste

Einnahme, er erklärte, er werde nicht mehr einsammeln lassen, jeder wisse des Pfarrers Wohnung und möge das Gewöhnliche hinbringen, wenn er wolle. Oberlins Wirken entging den Spähern nicht. Er wurde verhaftet und nach Schlettstadt gebracht. Aber wenige Tage später, nach Robespierres Sturz, erlangte er die Freiheit wieder. Mit Recht hat man Oberlin den „Vater des Steintals" genannt. Aber in der ganzen evangelischen Kirche wird er unvergessen bleiben, weil er in einer Zeit, wo der Glaube vergessen und die Liebe erkaltet war, aus der Innigkeit seines Christusglaubens die Kraft zu einer Liebe schöpfte, die unter dem wunderbaren Segen Gottes Großes geleistet hat.

Eines Mannes aber sei endlich noch gedacht, dessen Name auch in eine deutsche Kirchengeschichte gehört, weil er „gegenüber den drei Grundirrtümern der Aufklärung, dem falschen Optimismus, der die Tatsache der Sünde verkannte, dem falschen Intellektualismus, der den Wert des religiösen Bedürfnisses unterschätzte und die Religion ins Wissen verlegte, und dem falschen Rationalismus, der die Geschichte, zumal die Heilsgeschichte nicht zu würdigen vermochte", ein offenes und klares Zeugnis für Christus und den Christusglauben abgelegt hat. Das ist Justus Möser (geb. 1720 zu Osnabrück, gest. daselbst als geheimer Justizrat 1794). Möser erblickt im Christentum die wichtigste sozial-ethische Macht. „Die wahre Ursache des Verfalles unserer Zeit" — die gepriesene Aufklärung erscheint ihm also gerade als das Gegenteil von Fortschritt — „ist die, daß die Religion aufgehört hat, Disziplin zu sein". Er hat seinen Standpunkt verteidigt gegen Voltaire, Rousseau und Moses Mendelssohn, dem ersteren als Protestant, den beiden letzteren als Christ entgegentretend. Voltaire hatte die Frechheit gehabt, über Luther zu spotten: es sei sehr vorteilhaft, zur rechten Zeit auf die Welt zu kommen, und Luther würde kein sonderliches Glück machen, wenn er heutzutage aufträte. Mösers „Brief an Herrn von Voltaire über den Charakter Luthers und seine Reformation" verdient noch heute gelesen zu werden. Der Verfasser veranschaulicht Luthers hervorragende religiöse und moralische Bedeutung und weist darauf hin, wie selbst seine Feinde, ja Päpste und Kaiser ihm ihre Huldigung nicht haben versagen können. „Es fehlt ihm also," so schließt Möser, „nur noch Ihre Hochachtung, mein Herr, welche ich höher schätze als die der Päpste und Kaiser." Rousseau hatte im vierten Buche seines „Emil" dem Vikar von Savoyen sein eigenes Glaubensbekenntnis in den Mund gelegt. Dagegen richtete Möser sein geistvolles „Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Johann Jakob Rousseau". Vom Standpunkte eines christlichen Staatsmannes aus erweist Möser hier die Unzulänglichkeit der natürlichen und die Notwendigkeit der geoffenbarten Religion, als deren Krone ihm das Christentum erscheint: „Ich habe gefunden, daß die christliche Religion zu allen Absichten, welche eine Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das vollkommenste hinreiche. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir töricht tun, ein so vollkommenes Band zu schwächen oder wohl gar zu zerreißen." Möser will kein „Theolog" sein. Wie tief und ernst er aber auch über die christlichen Lehren nachgedacht hat, zeigt sein „Schreiben an einen Oberrabbiner zu Utrecht", gerichtet gegen den Popularphilosophen Moses Mendelssohn. Es sei der warme, herzerquickende, Mösers Seele uns offenbarende Schluß desselben hier mitgeteilt: „Alles, was Sie mir wider die Versöhnung und das Erlösungswerk gesagt haben, fällt hiermit weg! Aber Ihr letzter Einwurf, daß nämlich auf diese Weise unsere ganze Religion eigentlich weiter nichts als die Lehre von der Auferstehung oder von der Unsterblichkeit der Seele und von den Mitteln sei, uns dieser Gnade würdig zu machen, soll bei mir als eine Wahrheit gelten. Unser Evangelium ist die frohe Botschaft von der dem menschlichen Geschlechte wiedererworbenen Unsterblichkeit; und so oft Paulus zur Rechenschaft wegen seiner Lehre gezogen wird, bringt er gleich auf das letzte Resultat, auf die Auferstehung von den Toten, und auf dasjenige, was diese Aussicht von uns fordert, wie er denn in der Fülle des Geistes dem König Agrippa die Auferstehung von den Toten mit aller Macht und einer solchen Beredsamkeit und Freudigkeit des Geistes verkündigte, daß Festus zu ihm sagte: ‚Die große Kunst macht dich rasen.' Soweit geht das Theoretische in dieser Sache. Bloß gegen unsere Theorie haben Sie mir Schwierigkeiten gemacht, und diese vermeine ich damit gegen Sie hinlänglich gerettet zu haben. Über das Faktum, daß wirklich der Ewige Mensch geworden sei und das Gesetz erfüllt habe, daß Jesus von Nazareth der Ewige gewesen, und daß der Geist Gottes, so wie wir Christen es behaupten, über die Menschen ausgegossen worden, habe ich nicht mit Ihnen zu streiten. Paulus wurde hiervon durch ein Wunder überzeugt; und wenn Sie dieses auch verlangen, so kann ich Ihnen nicht helfen! Ich sollte aber doch glauben, wenn Sie in allen Prämissen mit mir einig sind, daß Ihnen die Geschichte, wenn Sie die Beweise selbst prüfen und die Zeugnisse der Jünger Christi auch nur als menschliche Zeugnisse gelten lassen wollen, allerdings glaubhaft vorkommen würde. Sie sind ein Philosoph, der die Unsterblichkeit der Seele wünscht, und ich bin zugleich ein Christ, der sie aus der Offenbarung glaubt. Sollten Sie nicht wünschen, diese Versicherung auch zu haben und den Fluch des tötenden Gesetzes durch den Ewigen, in dem alle Menschen auf einmal der alten Naturschuld abgestorben und zur Unsterblichkeit wiedergeboren sind, aufgehoben zu sehen? Überlegen Sie es und sagen Sie mir, was Sie noch für Zweifel dabei haben!"

4. Die römische Kirche.

Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Gesellschaft Jesu ihre höchste Machtstellung erreicht. Sie herrschte in allen romanischen Ländern. Sie herrschte selbst über das Papsttum. Aber gerade ihre Macht hat sie zu Falle gebracht. Um ihrer Selbsterhaltung willen mußten sich die Staaten aufraffen, das Joch des durch seinen unheimlichen Beichtstuhl allmächtigen Ordens abzuschütteln. Reichtum und Macht hatten eine innere, sittliche Fäulnis der Gesellschaft Jesu herbeigeführt. Der Aufklärung mußte daran liegen, diesen jedem Fortschritt entgegenstrebenden Orden zu beseitigen. Aber nicht der Protestantismus hat die ersten mächtigen Streiche gegen die Schöpfung Loyolas geführt, sondern ein Papst und ein durchaus katholisches Land. 1757 beschwerte sich der portugiesische Minister Pombal auf das nachdrücklichste bei dem Papste Benedikt XIV. (1740—57) über die Jesuiten, welche den päpst-

lichen Verordnungen gegenüber ungehorsam, gegen den König treulos, durch ihr unsittliches Leben ärgerniserregend und durch ihre Einmischung in politische Angelegenheiten staatsgefährlich seien, sowie durch ihr trotz der Missionsfirma unchristliches Treiben sich in überseeischen Ländern auf das schamloseste bereicherten. Der Papst rügte es darauf in seiner Bulle, „daß die Jesuiten, welche Verkündiger des Evangeliums der Liebe sein sollten, in den Ländern von Paraguay, Brasilien und La Plata nicht allein jene armen Indianer, welche noch des Glaubenslichtes entbehren, sondern auch die schon Getauften zu Sklaven machen, sie ihrer Besitztümer berauben, von Weib und Kindern trennen, sie überhaupt mit einer Unmenschlichkeit behandeln, welche nur vom Glauben an Christum abschrecken, ja im Hasse dagegen verhärten können". Spott und Hohn war die Antwort der Jesuiten. Als 1758 das schwächliche Jesuitenwerkzeug Clemens XIII. den Stuhl Petri bestieg und ruhig dem verderblichen Treiben der Jünger Loyolas zusah, half sich Portugal selbst, indem es die Jesuiten vertrieb. 1764 folgte Frankreich diesem Beispiel. Clemens XIV. (1769 bis 74) hat endlich das Urteil über den Orden gesprochen und ihn im Jahre 1773 aufgehoben. „Unser Herr und Erlöser Jesus Christus," so lauten des Papstes Worte, „der als ein Friedensfürst von den Propheten vorher verkündigt worden, hat, nachdem er alles mit Gott dem Vater versöhnt und durch den Tod am Kreuze im Himmel und auf Erden Frieden gestiftet hat, den Aposteln das Amt der Versöhnung übergeben, damit sie als Gesandte Christi der ganzen Welt den Frieden verkündigen. Eben diese uns anvertraute Verwaltung des Versöhnungsamtes haben wir uns vor allen Dingen wohl zu Gemüte geführt, ihm Genüge zu tun. — Man ersieht nun aber aus vielen apostolischen (gemeint: päpstlichen) Verfügungen, daß in der Gesellschaft Jesu gleich bei ihrem Entstehen mannigfaltiger Same der Zwietracht und der Eifersucht, nicht allein in ihrem Innern, sondern auch gegen andere Orden, gegen die Weltpriesterschaft, Universitäten, ja sogar gegen Fürsten aufgekeimt ist. — Wir haben außerdem zu unserem großen Herzeleid bemerkt, daß das Gesetz, Gott zu dienen und uns nicht in weltliche Dinge zu mischen, für sie gänzlich kraftlos war. — In Ansehung dessen, daß es kaum oder gar nicht möglich ist, daß, so lange die Gesellschaft Jesu besteht, der wahre und dauerhafte Friede in der Kirche hergestellt wird, wird jene Gesellschaft hierdurch aufgehoben auf ewige Zeiten, jedes Band und jedes Privileg zerrissen." Während die katholischen Regierungen die Aufhebung des Ordens vollzogen, gewährte Friedrich II. seinen Grundsätzen getreu, wohl auch, um sich in ihnen wohlfeile Kräfte für die katholischen Schulen zu erhalten und der Welt zu zeigen, daß er sich auch vor diesen Leuten nicht fürchte, den Jesuiten weiterhin Duldung.

Kaiser Josef II.

Zu Ungunsten der Alleinherrschaft der römischen Kirche änderten sich auch die Verhältnisse in Österreich durch das Vorgehen Josefs II. Seine Absicht war es, eine österreichische Nationalkirche herzustellen, in deren Angelegenheiten sich keine außerösterreichischen, vom Staatsoberhaupt unabhängigen Bischöfe zu mischen hätten, die selbst von Rom möglichst frei wäre. Diesem Zwecke sollte auch die Erziehung des Klerus dienen. Die in Zukunft in der österreichischen Kirche tätigen Priester sollten nicht in Rom, sondern auf österreichischem Boden ihre Berufsbildung empfangen. Auch für die Gottesdienstordnung erließ Josef neue Bestimmungen. Er untersagte Wallfahrten außer Landes, er verminderte Wallfahrten und Prozessionen innerhalb Österreichs und verbot den übertriebenen Luxus in der Kirche. Die allegorische Darstellung auf dem nächsten Blatt zeigt auf der linken Seite Mönche und Nonnen, über ihnen das Netz des Evangeliums — sie sollen aus den Klöstern zu evangelischem Wirken in die Welt ziehen —, auf der rechten Seite Vertreter der verschiedenen Kirchen (römisch-katholisch, unierte Griechen, evangelisch). Hinter Josef II. ein Kreuz mit Gottes Wort, darüber das Lamm, um anzudeuten, daß die Bibel allein des Glaubens Quelle und Christus allein der Mittler ist. In der Mitte der Baum ohne Früchte, auf den Joseph die Klosterleute weist. Oben Petrus, die Schlüssel des Himmelreichs übergebend. Wesentlich wurde die Zahl der Klöster beschränkt. Die Reichtümer der eingezogenen Klöster wurden für die Vermehrung und Besserung der Pfarreien bestimmt. Besonders wichtig war Josefs Stellung den Evangelischen gegenüber. Er hat ihnen allerdings nicht volle Gleichberechtigung zugestanden, sondern wollte den Bekennern des römischen Glaubens den bevorrechteten Platz in seinem Reiche belassen. Durch das berühmte Patent vom 13. Oktober 1781 „bekamen die Evangelischen augsburgischer und helvetischer Konfession, sowie die nichtunierten Griechen — aber auch nur diese drei — die Erlaubnis zum Bekenntnis ihrer Religion, ohne darum fernerhin der Fähigkeit zu entbehren, liegende Güter zu erwerben, zum Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden und Zivilbedienstungen zugelassen zu werden; vielmehr sollten sie das alles durch Dispensation der zuständigen Behörden im einzelnen Fall erhalten können. Ebenso wurde ihnen gestattet, ihren Gottesdienst in privater Weise in „Bethäusern" ohne Glocken

und Türme, auch ohne öffentlichen Eingang an der Straße auszuüben. 100 Familien zusammen durften ein Bethaus oder eine Schule erbauen. Die Stolgebühren aber blieben dem katholischen Parochus. Zwangsweise Beteiligung an Prozessionen wurde aufgehoben, den wegen des Glaubens Ausgewanderten straffreie Rückkehr binnen Jahresfrist gewährt; in gemischten Ehen, wenn der Vater nicht Katholik war, aber auch nur dann, gemischte Kindererziehung — mehr nicht — gestattet." Wohl hat sich damals manche Stimme gegen dieses Toleranzpatent erhoben. Man hat den Toleranzkaiser und sein Patent mit Jerobeam und seinem Kälberdienst in Bethel verglichen. „Die jahrhundertelang verachtete Bettlerin Toleranz mußte selbst an der Hand des Kaisers auf ihrem Wege durch seine Lande durch Dornen und Nesseln schreiten." Aber es fehlte auch innerhalb des römischen hohen Klerus nicht an begeisterter Zustimmung. Die sie auszusprechen wagten, mußten sich's gefallen lassen, als Bedientenseelen und Jammergestalten bezeichnet zu werden. Der Bischof von Königgrätz erklärte, „die Kirche müsse, um eine treue Führerin des Volkes zu sein, zu der allgemeinen Menschenliebe zurückkehren, durch die das Christentum die Welt erobert habe." Barmittel wurden den Evangelischen für ihre kirchlichen Bedürfnisse nicht zur Verfügung gestellt. Die evangelische Kirche Österreichs „mußte im Reiche betteln gehen". Es sind ihr bereits damals durch Geldspenden und durch Entsendung von Predigern (aus Schwaben — die Anstellung sächsischer und preußischer Geistlichen wurde verboten) treue Gustav-Adolf-Vereinsdienste geleistet worden.

Friedrich der Große. Von Adolf Menzel.

Die eigene Unselbständigkeit und stete Abhängigkeit von Rom hatten auch deutsche Prälaten schon häufig bitter empfunden. Ihre Klagen und Wünsche brachte der gelehrte Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim, in einer 1763 unter dem Namen Justus Frebonius erschienenen lateinischen Schrift „über den Zustand der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes behufs Vereinigung der abgefallenen Christen" zum Ausdruck. Er weist — vielfach erinnert das an die 1682 in Paris aufgestellten Grundsätze der gallikanischen Kirche — darauf hin, daß der Papst von der Kirche, nicht von Christus eingesetzt sei, daß der Papst nicht als ein Herr über der Kirche stehe, sondern ähnlich wie der Präsident eines Parlaments die Ordnung aufrecht zu erhalten habe. Die Einheit der Kirche werde durch das allgemeine Konzil dargestellt, das über dem Papste stehe und das Gesetzgebungsrecht für die ganze Kirche besitze. Bald hat der Papst das Verwerfungsurteil über diese Schrift gesprochen; er mußte es sprechen. Trotzdem haben die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier in Verbindung mit dem Erzbischof von Salzburg versucht, Hontheims Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen. Die von ihren Abgeordneten 1786 festgestellte „Emser Punktation" ist die „Erhebung des deutschen Episkopats gegen die Folgen der pseudoisidorischen Dekretalen, gegen die päpstliche Monarchie. Ein Gerichtshof von Abgeordneten der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe soll in höchster Instanz die Streitigkeiten entscheiden statt der bisherigen Berufung nach Rom. Alle Dispense sollen durch die Bischöfe erteilt werden, die nur in zweifelhaften Fällen sich in Rom Rat holen können. Der bisherige Eid der Bischöfe, ihre Untertänigkeit unter den Papst wird ihrer Stellung als Reichsfürsten für unwürdig erklärt: Christus habe nicht einem, sondern allen Aposteln und ihren Nachfolgern Vollmacht erteilt. Auch die Formel im Eide: ‚ich werde die Ketzer nach Vermögen verfolgen', sei unvereinbar mit der Eigenschaft der deutschen Bischöfe als Landesherren auch über Protestanten." Um einen Klerus nach dem Wunsche jener Erzbischöfe zu erziehen, gründete der Kurfürst von Köln, Max Franz, ein jüngerer Bruder Josefs II. und der Königin Maria Antoinette von Frankreich, 1786 die Bonner Universität. Wie nahe man dem Protestantismus kam, beweist dies, daß bei der Einweihung, zu der auch Abgeordnete der protestantischen Universitäten eingeladen waren, die einst von Melanchthon und Bucer für das Erzbistum Köln ausgearbeitete Reformationsordnung gepriesen wurde. Es ist tief zu beklagen, daß das Vorgehen jener Erzbischöfe schließlich im Sande verlief. Die Schuld daran trägt die Eifersucht der deutschen Bischöfe, denen die Herrschaft des fern von ihnen in Rom weilenden Papstes bequemer erschien als die der ihnen nahen Metropoliten, die Gleichgültigkeit Preußens und das Heraufziehen der französischen Revolution. Dem gegenüber gaben die Erzbischöfe den Kampf mit Rom auf. Die Emser Punktation blieb nur „ein Ideal für eine ferne Zukunft".

5. Die Wendung.

Mächtige Zeitbewegungen und große Geistesströmungen lassen sich nicht durch menschliche Gebote, und gingen sie auch von den Mächtigsten der Erde aus, zum Stillstand bringen oder eindämmen. In Thüringen und in Preußen hat die Staatsgewalt versucht, der Aufklärung entgegen zu treten, die Geringschätzung der geoffenbarten Religion zu beseitigen und die Bibel und die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche wieder zu Ansehen zu bringen. In Thüringen ging der Versuch vom Herzog von Meiningen und vom Eisenacher Konsistorium aus. Auf das Gutachten Herders hin, der in richtiger Erkenntnis auf die Zeitströmung hinwies, hat Herzog Karl August die Angelegenheit nicht weiter verfolgt. Friedrich Wilhelm II. von Preußen, beherrscht durch eine vom Kultusminister Wöll-

Omnis arbor, quæ non facit Fructum bonum excidetur – – –

Matthæus cap VII v 19.

Tout arbre, qui ne fait pas bon Fruit, est coupé – – – –

Matth cap VII v 19.

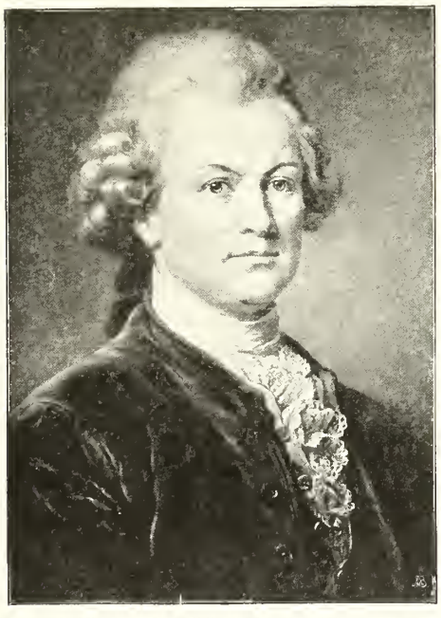
Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchten bringt, wird ausgehauen – – – – *Matth cap VII v 19*

Publié se vend à Vienne chez Christoph Torricella Marchand d'Estampes et Editeur de Musique z.

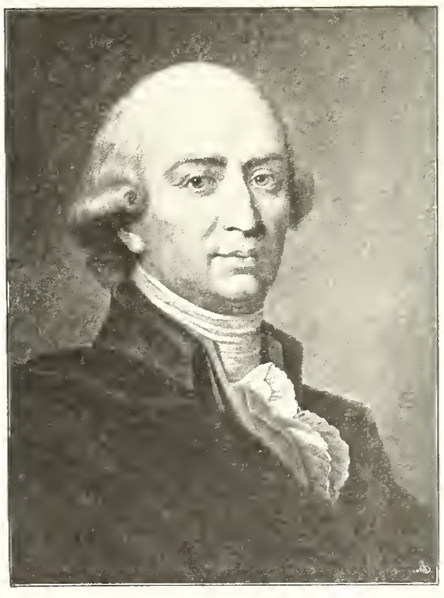
Zeitgenössische Allegorie auf die Aufhebung der Klöster durch Joseph II. Kupferstichkabinett Nürnberg.

ner geleitete Partei, erließ 1788 ein Religionsedikt, welches jeden gegen die symbolischen Bücher lehrenden Geistlichen mit Absetzung bedrohte. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. verlor das Edikt seine Kraft. „Man erkannte als unmöglich die Zurückführung zum altväterlichen Glauben durch Zwang, als vergeblich gegen den Geist auszuziehen mit Schwertern und Stangen."

Vom geistigen Gebiete mußte der Umschwung ausgehen. Nur geistig ließ sich die Geistesrichtung beeinflussen. Das ist geschehen durch die deutsche Literatur und Philosophie. Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729 zu Kamenz, gest. 1781 zu Wolfenbüttel) war erfüllt von einem glühenden Eifer, nach Wahrheit zu forschen. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er aufgewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich fiele mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch für dich allein!" Lessing veröffentlichte die „Fragmente eines Ungenannten", deren Verfasser der Hamburger Professor Reimarus war, einen scharfen Angriff auf das Anerziehen des Christentums, statt dessen das Kind zuerst in den Vernunftwahrheiten unterrichtet werden sollte, und insbesondere auf das Neue Testament und die Wahrheit des in ihm von Christus Erzählten. Die Geschichte der Auferstehung Christi wird als sich selbst widersprechend dargestellt und für unmöglich und unwahr erklärt: „Sehet nun, ob nicht das ganze Lehrgebäude des apostolischen Christentums von Anfang bis Ende auf lauter falschen Sätzen beruhe, und zwar auf Sätzen, die den Grund und das Wesen dieser Religion ausmachen, mit welcher sie stehen und fallen muß. Diesen inneren Mangel können keine äußeren Stützen wieder gut machen. Keine Erzählungen von geschehenen Wundern, kein glücklicher Fortgang des Christentums, keine Standhaftigkeit der Bekenner, und selbst nicht die gottseligste Sittenlehre kann das, was an sich selbst in den Glaubenslehren erdichtet, widersprechend und durch die Fakta selbst widerlegt ist, zu wahrer göttlicher Religion machen." Was Lessing mit der Veröffentlichung der „Fragmente" beabsichtigt hatte, die theologische Welt in Bewegung zu setzen, erreichte er. Insbesondere trat gegen ihn der Hauptpastor von St. Katharinen zu Hamburg, Johann Melchior Göze, auf den Plan, um die Bibel „in ihrer heiligen Unfehlbarkeit" zu verteidigen. Lessing hielt mit dem Falle der Bibel das Christentum selbst nicht für gefährdet. „Die Religion war, ehe eine Bibel war. Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtigt hatte und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist." Lessings „Nathan der Weise" erklärte die verschiedenen Religionen Christentum, Judentum, Islam für gleich echt. Aber die „Erziehung des Menschengeschlechts" räumt dem Christentum den Vorrang vor den übrigen Religionen ein. In ihm ist eine göttliche Offenbarung gegeben, aber diese Offenbarung ist nur „das dem Menschenkind vorausgegebene Fazit des Rechenexempels, das die Vernunft nachmals selbst nachrechnet". Lessings Schriften mußten die Theologie insbesondere zu tieferem Forschen über die Entstehung der Bibel und die Bildung des Kanons anspornen. Insofern sind auch sie von großem Segen für die Kirche gewesen. Andererseits hat freilich Lessings Streit mit Göze, insbesondere die Art, mit der er ihn führte, auf Generationen hinaus die Meinung erweckt, als seien Christentum und Bibel für die Gebildeten abgetane Sachen.



Lessing. Gemälde von C. Jäger.



Herder. Gemälde von H. Gräfle.

Eine ganz andere Gestalt begegnet uns in Johann Gottfried Herder (geb. 1744 in Mohrungen in Ostpreußen, gest. 1803 als Generalsuperintendent und Konsistorialpräsident in Weimar). Herder war von Jugend auf ein begeisterter Freund der Bibel, in der ihm das lautere Gold in schöner poetischer Form entgegenleuchtet. Das Christentum, in seinem innersten Wesen Leben, steht ihm außer jedem Zweifel über allen anderen Religionen als die alleinige Menschheitsreligion. „Ein edler Priester der Humanität, verkündete Herder seinen Zeitgenossen, daß alles wahrhaft Menschliche schön, alles Schöne aber ein

Abglanz Gottes sei. Indem er nun ein der Humanität huldigendes Zeitalter eintreten hieß in die heiligen Hallen des Christentums, weil sie so alt seien, so erhaben, so geheimnisvoll, hat er das Seine getan, den zur Aufklärung abschüssigen Geist seines Volkes vor einem Bruch mit dem Christentum zu bewahren. Und nicht wenige, denen er Christum als den Schönsten der Menschenkinder gezeigt hatte, haben in ihm den Sohn Gottes, der Welt Heiland, gefunden."

Zu Herders treuesten Anhängern gehörte Jean Paul Friedrich Richter (geb. 1763 zu Wunsiedel, gest. 1825 in Bayreuth). Seine Religion ist etwas Verschwommenes: „Gott ist die Ewigkeit, die Wahrheit, die Heiligkeit. Das ganze Herz fasset ihn, aber kein Gedanke. Alles Unendliche und Unbegreifliche im Menschen ist nur sein Widerschein." Aber es eröffnet uns einen Blick in des Dichters tiefes religiöses

Goethe. Stich von G. A. Schwerdgeburth.

Gemüt, wenn er in seinen „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten" ermahnt, an Jesum Christum zu denken, diesen sanften Mond der unendlichen Gottessonne für die menschlichen Erdenmächte, und das Leben heilig zu halten wie den Tod, da er beides mit uns geteilt habe: seine milde hohe Gestalt blicke uns an im letzten Dunkel und zeige uns den Vater!

In Johann Wolfgang Goethes (geb. 1749 in Frankfurt a. M., gest. 1832 in Weimar) Stellung zum Christentum hat man drei Perioden unterschieden: die Zeit der Jugend mit ihrer Empfänglichkeit auch für tiefere christliche Eindrücke, die Höhe des Schaffens mit ihrem Aufgehen im Schaffen und in der Schönheit der Welt, den Lebensabend mit seiner freundlicheren Beurteilung des Christentums. Goethes großes Selbstbekenntnis, zugleich das Spiegelbild seiner Zeit ist sein „Faust". Goethe hat sich selbst mit ihm verglichen: „Wie Faust hatte auch ich mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen; wie er hatte auch ich es im Leben auf allerlei Art versucht und war nur unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." Faust ist ein Bild der Zeit, da die Menschen suchen „ohne Führer und ohne Weg, wie ohne Ziel und ohne Ruhe", da sie sich wohlgefielen auch im Suchen ohne Finden, da sie nichts anerkennen wollten, was sie nicht selbst erfahren hatten, da sie das einzelne, eigene Ich dem Ganzen, der Welt der Überlieferung und der Welt der Umgebung gegenüberstellten. Und Faust ist ein Bild der Menschheit: Der Versuch, in der Erkenntnis das Glück zu suchen, endet mit der Verzweiflung, der Versuch, es im Lebensgenuß zu finden, führt zum Schmerz der Sünde und des Todes. Eine Erlösung ist nötig. Dreierlei ist es, was dieselbe bewirkt: von unten das strebende Sichmühen des Menschen, von oben die Liebe, in der Mitte das ewig Weibliche, d. h. das Schöne. In diesen Gedanken steckt mancher Wahrheitskern. Aber es fehlt ihnen die Ahnung des Charakters der Erlösung und des Erlösers, das wesentlich Christliche. Gewiß findet sich bei Goethe manches Wort, mit dem das Christentum freundlich, selbst respektvoll beurteilt wird. Er sagt über die Bibel: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern ein Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe geistiger Entwicklungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der Ewigkeit hinausführt." Die Entstehung der Evangelien besingt er in folgenden Versen:

Vom Himmel steigend Jesus bracht
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und jeder schrieb, so Schritt für Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Für das Kreuz Christi, das ihm mehr als einmal ein Gegenstand des Spottes gewesen ist, hat Goethe auch herrliche Worte, die jedem gläubigen Christen aus der Seele gesprochen sind, gefunden:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Wenn sich aber auch sonst manch schönes, „klassisches" Wort über den idealen Schwung und die Kraft des Glaubens — — gemeint ist allerdings nicht der spezifisch christliche —, über die Hoheit Christi und über die unüberholbare sittliche Kultur des Christentums bei Goethe findet und wenn zugegeben werden muß, daß dem Geiste dieses Heros die Seichtigkeit des Rationalismus nichts weniger als verwandt war, so muß doch wiederum auch zugestanden werden, daß Goethe in solchen Worten mehr als ein „vorneh-

mer Gönner des Christentums" erscheint. Für die eigene Person glaubte er des Christentums entbehren zu können. Er selbst blieb ihm innerlich fern. Er hat die Erlösung durch Christus nicht gesucht, nicht gefunden, nicht erfahren. „Es gibt zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten: der Standpunkt einer Art Urreligion, der reinen Natur oder Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbe bleiben und gelten, so lange gottbegabte Wesen vorhanden sind. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann der Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art ist. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen. Doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und vielen wohl werde." Daß Goethe sich zu jenen „Auserwählten" rechnete, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Friedrich Schiller. Stich von J. G. Müller.

Johann Christoph Friedrich Schiller (geb. 1759 zu Marbach, gest. 1805 in Weimar), alles was seine Zeit begeisterte, besingend: Menschenrecht, Humanität, Völkerbefreiung, Freundschaft, Gewissensfreiheit, hatte für das Christentum, das unter den Idealen seiner Zeit fehlte, nichts übrig. Aber Schillers Seele müßte des echt Menschlichen bar gewesen sein, hätte nicht auch in ihr der Zug zum Göttlichen wohnen sollen. Wodurch aber hofft er ihn zu befriedigen? Kants Philosophie gibt ihm die Antwort:

Nimm die Gottheit auf in deinen Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Ebenso ist es der Trost der Philosophie, wenn er spricht:

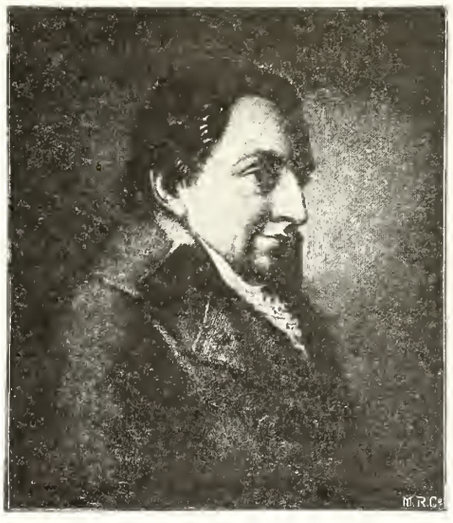
Vor dem Tode erschrickst du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Daß er keine geoffenbarte Religion glaube und daß ihm die Bibel gerade dort, wo sie offenbaren will, als unwahr gilt, hat Schiller selbst klar ausgesprochen. Ihm erschien die äußere, positive Religion als unvereinbar mit der im Herzen zu tragenden und im Gemüt empfundenen Religiosität, die nichts mit dem Verstand zu tun hat:

Allen gehört, was du denkst: dein Eigen ist nur, was du fühlst;
Soll er dein eigen sein, fühle den Gott, den du denkst!

Es zeugt für die Kraft des Protestantismus, daß er die Bewegung der Aufklärung, die die römische Kirche niemals ertragen hätte, in seiner Mitte überwunden hat, und es beweist, wie tief das Christentum trotz aller Unkirchlichkeit der Aufklärungszeit im Herzen des deutschen Volkes wohnte, daß es die großen Werke seiner Dichterfürsten in sich aufnahm und dennoch auch wieder das Evangelium mit neuer Freudigkeit ergriff. Jene hatten den Blick für das rein Menschliche geschärft und die Begeisterung für irdische Ideale geweckt. Das bedeutet einen wichtigen Fortschritt über die Aufklärung hinaus.

Einen weiteren Schritt tut die deutsche Philosophie. Immanuel Kant (geb. 1724 zu Königsberg, gest. daselbst 1804) stellt die Frage auf, ob überhaupt die menschliche Vernunft fähig sei, die Wahrheit zu erkennen und erklärt alle Vernunftbeweise für das Dasein Gottes als nichtig. Aber wenn alles wankt, vom Standpunkt der reinen Vernunft gesehen, so gibt die praktische Vernunft festen Boden. Das eine steht unverbrüchlich fest, ohne eines Beweises zu bedürfen, mit der praktischen Vernunft selbst gegeben: das Gewissen, das Sittengesetz, der kategorische Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" Von hier aus baut sich Kante seine Welt auf. Das Sittengesetz fordert die durch die reine Vernunft nicht zu erweisende Wirklichkeit der Sinnenwelt, in der das Sittengesetz sich zu betätigen hat. Es fordert die Freiheit, ohne die keine Sittlichkeit denkbar ist, es fordert Gottes Dasein und die Unsterblichkeit. Auf dem Sittengesetz baut Kant seine Religion auf. Das Verhältnis desselben zum Christentum hat er in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" dargestellt. In der Offenbarung will er, wie Lessing, nur die Vorausgabe der religiösen Wahrheit erblicken. Christus ist ihm nicht der Erlöser, sondern das sittliche Ideal. Versöhnung ist die Anerkennung der Herrschaft des Sittengesetzes. So hat Kant mit der Bestreitung der Zuverlässigkeit der reinen Vernunft das Fundament der Aufklärung erschüttert, mit dem sittlichen Ernste seiner Philosophie aber mächtig das Gewissen des deutschen Volkes geweckt und die Einkehr des Geistes bei sich selbst veranlaßt.



Johann Gottlieb Fichte.

Auf dem Boden der Kantschen Philosophie stehend, aber voll Sehnsucht nach einem religiösen Glauben, in sich „eine eingeborene Andacht zu einem unbekannten Gott" tragend, nach seinem eigenen Bekenntnis „mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gemüt ein Christ", hat Friedrich Heinrich Jacobi (geb. 1743 in Düsseldorf, gest. 1819 in München) den Beweis geliefert, daß jene Philosophie das Herz nicht satt zu machen vermag.

Johann Gottlieb Fichte (geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, gest. 1814 in Berlin) trat in den vollsten

Gegensatz gegen die von Frankreich stammende Leugnung alles Geistigen, indem er den Satz aufstellte: „Es gibt gar kein Ding an sich, nur der Geist ist und erkennt sich selbst.“ Daß die Vernunft über die moralische Weltordnung hinausgehen und hinter dieser eine besondere Person suchen müsse, leugnend erklärt er Gott für die moralische Weltordnung selbst, „die als sittliches Gesetz den Willen aller harmonierende lebendige Macht, durch welche jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse mißlingt, ohne die kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt.“ In späteren Jahren bekundete Fichte allerdings eine andere Anschauung. Sein Gemüt zieht die Schlüsse, die er für seine Vernunft als unnötig ansah. Er sieht die Religion an als „Einigung des individuellen Ich mit dem absoluten Geist durch die Liebe“. Christus als der Erlöser und der Mittler dieser Einigung blieb ihm fremd. Und trotzdem hat er in seinem Hause jeden Abend einen Choral singen lassen, ihn selbst auf dem Klavier begleitend, ein Stück aus der Bibel, oft aus den johanneischen Schriften gelesen und daran eine Betrachtung geknüpft.

In der Theologie erhielt sich eine Richtung, die mit dem Rationalismus Religion und Christentum als Lehre und Moral ansah, infolgedessen auch mit ihm das Verstandesmäßige vorherrschen ließ, mit ihm die alte Orthodoxie preisgab, aber den Glauben an eine übernatürliche Offenbarung festhielt, wenn auch diese nicht viel zu offenbaren hatte, was nicht der Verstand auch aus sich selbst heraus hätte finden können. Man befaßt diese Richtung unter dem Namen Supranaturalismus. Unter den Supranaturalisten begegnen wir einer Reihe von ernsten Männern, die mit Entschiedenheit der Mißachtung der reformatorischen Errungenschaften der Heilserkenntnis entgegentreten. Von großem Einflusse war der Dresdener Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard (gest. 1812). Von frühester Jugend auf in heiliger Ehrfurcht vor der Bibel erzogen, hat er diese Ehrfurcht festgehalten auch bei seinen eingehenden philosophischen Studien, die ihm keinen Seelenfrieden brachten. So ist er endlich zum Erfassen der paulinischen und reformatorischen Rechtfertigungslehre gekommen, von der er in seiner berühmten Reformationsfestpredigt am Anfang des Jahres 1800 ein beredtes, weithin das größte Aufsehen erregendes, seiner Umgebung fremdes Zeugnis abgelegt hat. Es ist uns, als langten wir nach der Wanderung durch die dürren Einöden des Rationalismus wieder auf grüner, frischer, erquickender Oase an, wenn wir in Reinhards „Geständnissen“ das warme Bekenntnis eines in Buße demütigen und im Glauben freudigen Herzens lesen: „Ich bedarf bei dem Verhältnis, in welchem ich mit Gott stehe, eines Heilandes und Mittlers, und zwar eines solchen, desgleichen Christus ist. Mein Herz und Gewissen lehren mich, wie verwegen es ist, auf seine Tugend vor Gott zu trotzen. Was man menschliche Tugend nennt, steht sehr tief unter allen Forderungen Gottes, daß ich keine Möglichkeit absehen kann, wie der Sünder sich selbst und ohne eine besondere Veranstaltung und Hilfe Gottes in ein besseres Verhältnis mit Gott setzen und der Gnade Gottes würdig und gewiß werden soll. Alle Frömmigkeit zu Gott hängt davon ab, daß ich bei dem, was ich zu bitten und zu hoffen habe, mich nicht auf eigene Verdienste, dergleichen habe ich ja nicht, sondern auf das Verdienst und die Vermittlung einer Person berufen kann, die Gott auf die unverkennbarste Art für den erklärt und als den ausgezeichnet hat, durch den unserem Geschlechte Heil widerfahren soll. So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir; das weiß jeder aus Erfahrung, der der Ordnung Gottes in Christo von ganzem Herzen gehorsam geworden ist.“

Auf dem Gebiete der Pädagogik führt über den Rationalismus hinaus Johann Heinrich Pestalozzi (gest. 1827). Wenn auch dem kirchlich-orthodoxen Christentum mit seiner ganzen Zeit fernstehend, so hat er doch aus dem Christentum die Innigkeit und Glut der Liebe geschöpft, mit der er der Jugend, und zwar auch insbesondere der gefährdeten oder verwahrlosten Jugend, sich annahm. Er macht das Haus, die Familienstube zur ersten Stätte der Erziehung, deren höchstes Ziel ein tugendhafter Charakter und religiöser Sinn ist. Pestalozzi will wieder ein Christentum der Liebe und der Bibel in das Herz der Jugend gepflanzt wissen.

* * *

Fünfter Hauptteil.

Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert.

Erster Abschnitt.

Die innere Entwickelung der evangelischen Kirche.

1. Die Erneuerung.

Eine große, ernste Frage trat an das neue Jahrhundert heran. „Die ganze Welt war in Auflösung. Nicht bloß die äußere, sondern ebenso die innere, geistige Welt. Die Aufklärung war gekommen und hatte den Himmel hinweggenommen: nicht bloß den sichtbaren, welcher vor den Entdeckungen der Naturwissenschaft in eine bloße optische Täuschung sich verwandelte, sondern, was mehr war, den unsichtbaren Himmel, welchen der christliche Glaube über die Welt dieses Lebens herrlich, trostbringend ausgespannt hatte. Die feste, gegebene, von der Kirche getragene Weltanschauung, welche in den Zeiten des Mittelalters, und ebenso noch in den Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts den einzelnen empfangen, ihn sicher, unerschütterlich, mit fester Hand durch das Leben geführt hatte, war durch die Zweifel der Philosophie zerstört worden. Und mit dieser festen, religiösen, das sittliche Leben des einzelnen wie der Gesellschaft beherrschenden Weltanschauung war zugleich die überlieferte Grundlage von Staat und Kirche vernichtet worden. Die Folge der Aufklärung war Revolution. Das 19. Jahrhundert ward mit der Frage geboren: Kannst du wiederherstellen, was zerstört ist? Kannst du der in ihrem Innersten erschütterten Gesellschaft die feste Grundlage, kannst du ihr den welterlösenden und welterhaltenden Glauben, den christlichen Glauben wiedergeben?“ (Sohm.)

F. W. J. v. Schelling. Stich von Schnetheis.

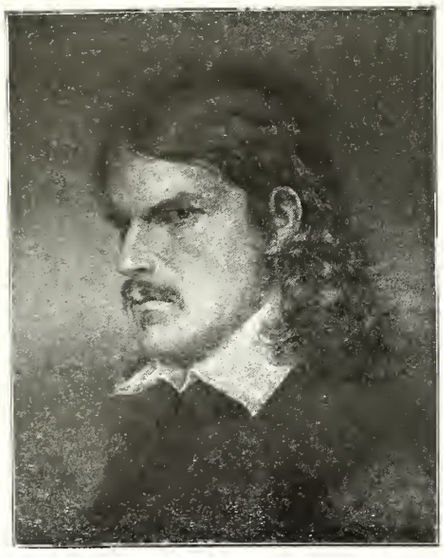
Wieder zurück zum christlichen Glauben wies bereits die deutsche Philosophie. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775—1854) blickt auf die Natur. Diese ist ihm der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur. Beide sind gleich wirklich und doch voneinander verschieden. Die höhere Einheit beider ist Gott. In der Weltgeschichte wird Gott sich seiner selbst bewußt. „Jede Blume, jedes Menschenleben ist ein Gedanke Gottes über sich selbst, aber der Gedanke ist zugleich eine schöpferische Tat.“ In Christus stellt sich der Wendepunkt der Weltgeschichte dar. Die Menschheit wird sich ihrer Verschiedenheit von Gott bewußt, aber in der Versöhnung beginnt das sich eins Wissen mit Gott. In der Weltgeschichte gelangt die göttliche Dreieinigkeit zur Anschauung. Der Vater ist der Urgrund, in dem Geist und Natur noch nicht unterschieden ist; der Sohn ist die Welt, die Menschheit; der Geist ist die Rückkehr in Gott. In seinen späteren Lebensjahren hat Schelling seine Philosophie zu einem christlichen Gnostizismus ausgebildet. Petrus, Paulus und Johannes werden ihm die Heerführer der drei christlichen Zeitalter. In Petrus stellt sich die römische Kirche dar. Paulus hat mit seinem Satze von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben die Kirche von der blinden, gesetzlichen Einheit Roms befreit. Aber auch der Protestantismus, in dem sich Paulus weltgeschichtlich darstellt, ist nur der Durchgangspunkt für das dritte christliche Zeitalter der „mit Überzeugung gewollten, darum immer bleibenden Einheit in der Liebe und im Geiste, die Kirche des Johannes. Die Rede: Johannes wird nicht sterben, bezieht sich auf dieses Amt, diese Bestimmung.“

Hegel. Stich von Vollinger.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770—1831) sieht das, was Schelling in der Welt erblickt, im Denken und Tun des Menschengeistes. Hier entfaltet sich das göttliche Selbstbewußtsein zur Wirklichkeit. „Das Christentum ist die absolut wahre Religion, weil in Christo und von da an in der Christenheit die Einheit Gottes mit sich selbst in

seinem Anderen erkannt wurde.“ Alle anderen Religionen sind nur Vorbereitungsstufen. Hegel hat einmal seinen Zuhörern gesagt, was er sie lehre, sei nur das, was in Luthers kleinem Katechismus stehe. Aber er unterschied von der niederen Form der Vorstellung und des Gemütes, wie sie im Christentum enthalten sei, die Form des Wissens und der Wahrheit, wie sie die Philosophie biete. „Das Wissen der Menschheit von Gott ist das Wissen Gottes von sich selbst. Im Geiste der Menschheit entwickelt sich Gott selbst.“

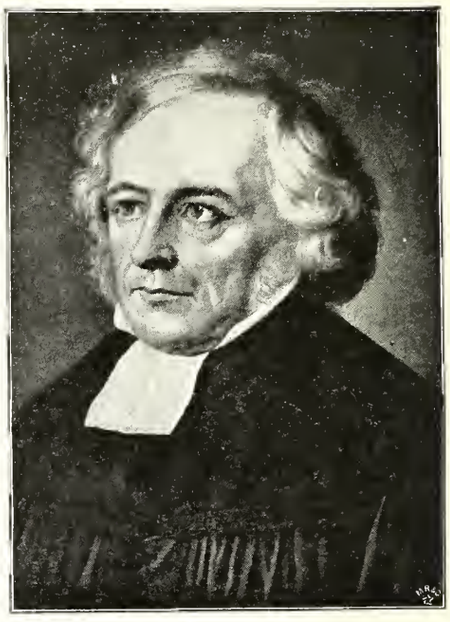
Die Gedanken der Schellingschen Philosophie fanden begeisterte Anhänger in den sogenannten Romantikern. Ihre Anschauung ist der der Aufklärung gerade entgegengesetzt. „Der Sinn für das nicht von dem einzelnen willkürlich Gemachte, nicht von des Gedankens Blässe Angekränkelte, der Sinn für das Gegebene, Naturmächtige, Gewordene, Autoritäre war erwacht. Die reale Welt mit ihren Kräften übte jetzt, gerade deshalb, weil sie in den Kategorien des Verstandes nicht aufging, weil sie in dem einzelnen überlegen und im letzten Grunde unverständlich gegenübertrat, diesen bestrickenden Zauber auf das der Vernunft übersatt gewordene Jahrhundert. Nicht das Verständliche und Vernünftige, sondern das Unverständliche und Unvernünftige, das Naturtrieb Atmende, Erdgeruch an sich Tragende, Geheimnisvolle, Abenteuerliche, Romanhafte, Märchenhafte, Kindliche, Naive, Unbewußte, das war es, was der Romantik groß und herrlich deuchte, was das 19. Jahrhundert mit Sehnsucht erjagte, in Wissenschaft und Kunst zu hinreißender Darstellung brachte.“ (Sohm.) Die Romantiker wollten Kunst und Poesie aus den streng geregelten Formen der klassischen Antike befreien und suchten im Mittelalter ureigene deutsche Formen. Mit der Form aber übernahmen sie den Inhalt: eine entschiedene christliche Weltanschauung. Daß diese römisches Gewand trug, wurde mehreren Romantikern die Veranlassung, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Wir nennen aus der Reihe jener Dichter nur den edlen Friedrich Georg von Hardenberg (1772—1801), unter dem Namen Novalis bekannt. Nicht auf jenem Umwege ist er ein Freund des Christentums geworden. Eine fromme Mutter hatte es in sein Herz gepflanzt und ernste Lebenserfahrungen hatten es vertieft. Seine geistlichen Lieder, „der lebendigste Ausdruck des festen, unzerstörbaren Glaubens an Christum, der innigsten Hingebung an den Heiland der Welt“, erinnern an die Hymnen der älteren Kirche und zeichnen sich zugleich durch eine edle Sprache und Form aus. Es sei nur erinnert an „Was wär' ich ohne dich gewesen“, „Wenn ich ihn nur habe“, „Ich sag' es jedem, daß er lebt“. Sie gehören noch heute zu den Lieblingsliedern der Gemeinde.



Rückert.
Auf Stein gezeichnet von P. Rohrbach.

Aber viel mächtiger, aus den großen Nöten der Zeit geboren, mitten hinein in das Volk rufend, Vaterlandsliebe und Glaubenskraft verbindend, ergriffen die Herzen die Lieder der edlen Dichter der deutschen Freiheitskriege. Ernst Moritz Arndt (1769—1860), „der getreue Eckart des deutschen Volkes“, lehrt in seinem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, „wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehn sollte“. Arndt glaubte wieder an Deutschland: Deutscher Gott und deutscher Glaube werden das Vaterland nicht zugrunde gehen lassen, sondern aus seiner Erniedrigung emporheben. Die tiefste Religiosität spricht sich aus in Arndts Liedern:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wenn alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.
Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.
Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm.
Die heil'ge Glut gibt frohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.



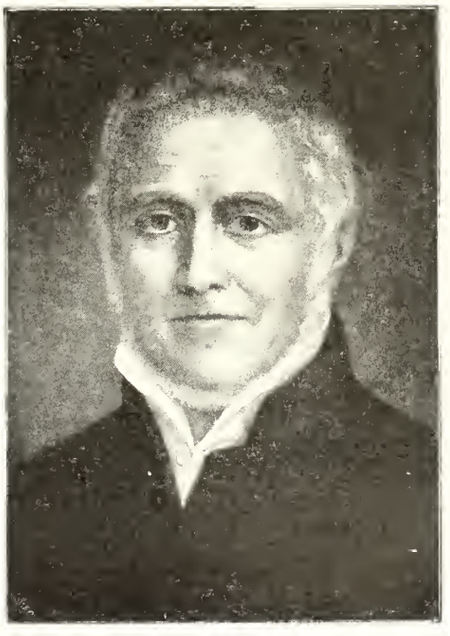
Schleiermacher.
Nach einer Photographie.

Eine Reihe Arndtscher Lieder haben Aufnahme in das Gesangbuch gefunden, so das Abendmahlslied „Kommt her, ihr seid geladen“ und das Glaubenslied „Ich weiß, an wen ich glaube“. Theodor Körner (1791—1813), einer der Lieblinge des deutschen Volkes, für dessen Freiheit er sein Leben ließ, sang das „Gebet während der Schlacht“. Echt christliche Gesinnung verband mit glühendem Patriotismus Max von Schenkendorf (1783—1817). Von ihm haben wir, wie von Arndt, im Gesangbuch ein Weihnachtslied. Friedrich Rückert (1789—1866), auch ein Dichter der deutschen Freiheitskriege, hat gleichfalls den Schatz des Kirchenlieds bereichert. Ihm danken wir das Adventslied „Dein König kommt in niedern Hüllen“. Ergreifend ist sein „Bethlehem und Golgatha“ mit dem Schlusse:

Daß er dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

Von größtem Einflusse aber ist Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768—1834) gewesen. In herrnhutischen Anstalten erzogen, ergriffen von dem herrnhutischen Gemeindegefühl, sich versenkend in die „Wundenmale

des Lammes" ist er doch bald von den schwersten Zweifeln geplagt worden und hat sich endlich durch Philosophie und Romantik hindurchgerungen zu der unumstößlichen Gewißheit, daß das Ziel des Christentums sein müsse: „religiöse Selbständigkeit des einzelnen mit der Ableitung des ganzen neuen Lebens von einem, und dieser eine ist ihm Christus als der Erlöser." Im Jahre 1799 erschienen Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Das war eine Tat, eine Tat von weittragender Bedeutung, ein Johannesruf in der Wüste, einen mächtigen Widerhall im Herzen besonders der deutschen Jugend findend. „Ich weiß, daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht, und daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine anderen Heiligtümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von eurem Gemüte Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseit der Welt liegt, nichts übrig bleibt." Nicht für den Kirchenglauben will der Redner eintreten, nicht „die eingestürzten Mauern des jüdischen Zions und die gotischen Pfeiler wieder emporschreien". Als einer aus ihrer Mitte will er zu ihnen reden. Es war ein tiefer Irrtum, die Religion zu verwerfen, weil sich in den Gebieten des Wissens und des Wollens keine Stätte für sie fand. Dort ist auch ihre Stätte nicht, vielmehr im Gefühl. Es handelt sich um das Einswerden des Menschen mit dem Universum. Nur von einer falschen Auffassung der Religion kann man zu dem irrtümlichen Urteile kommen, die eine sei wahr, die andere unwahr. „Die positiven Religionen sind die verschiedenen individuellen Ausprägungen und geschichtlichen Erinnerungen der einen Religion der Menschheit, das Christentum die Anschauung des Universums in seiner Einheit und Allheit." In seinen 1800 erschienenen „Monologen" hat Schleiermacher seinen sittlichen Standpunkt dargestellt. Die Aufgabe des Lebens ist, sich selbst in der Unendlichkeit zu gewinnen und darum über den Tod erhaben zu bleiben. „Beginne schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge, dich nicht selbst zu verlieren, und weine, wenn du dahintreibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen." Alle diese philosophischen, in ihrem Grunde spinozistischen Gedanken gewinnen jedoch durch Schleiermachers Arbeit in der Kirche ein immer mehr praktisches, christliches Gepräge. Dem hat er seinen klassischen Ausdruck verliehen in seinem 1821 erschienenen Hauptwerk: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt". Die Religion verlegt er auch jetzt noch in das Gefühl. Sie ist das Bewußtsein unbedingter Abhängigkeit von Gott. In Christus wohnte das Gottesbewußtsein in unbedingter Kräftigkeit. Er hat „durch das von ihm ausgehende Leben die Welt erlöst, indem er das vom sinnlichen Bewußtsein gebundene und daher erlösungsbedürftige Gottesbewußtsein seiner Gläubigen befreit". Christentum ist christliche Lebensgemeinschaft in Leben und Geist. Ein Jahr vor seinem Tode hat sich Schleiermacher darüber in einer Predigt also ausgesprochen: „Sehet da, von dem ersten Anfang, dem ersten Hinwenden des Herzens zum Erlöser bis zu dem freudigen Abschied aus dieser Welt gilt nichts anderes als diese mitteilende, diese dienende Liebe in ihrem zuvorkommenden, ihrem sich hingebenden Wesen. Sie ist es, mit welcher der Erlöser die Welt umfaßt; sie, mit der wir uns lieben sollen untereinander. Sagt man euch etwas anderes von der christlichen Kirche, so glaubt es nicht! Sagt man euch, es gehören dazu menschliche Satzungen, so antwortet: dazu ist der Sohn Gottes gekommen, daß er uns befreite von der Herrschaft der Satzungen, auf daß wir den Geist der Kindschaft empfingen. Sagt man euch, es gehöre dazu ein Bekenntnis, diese oder jene Gebräuche, so erwidert: der Erlöser sagt: Ein Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe. Und wenn man euch entgegnet, auf diese Weise würde ja die christliche Kirche etwas sein, was man bei nichts anfassen, bei nichts halten könne, man würde nicht wissen, wo sie wäre, wo sie anfinge, wo sie aufhöre, so entgegnet: also ist jeder, der aus dem Geist geboren ist; ihr wisset nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt, aber ihr höret sein Sausen. Und wohl euch, wenn ihr es vernehmet; wohl euch, wenn euer eigenes Leben mit zusammengefaßt ist in diesem Wehen des Geistes; wohl euch, wenn auch durch euch die Worte des ewigen Lebens Geist und Leben werden in dem menschlichen Geschlecht!"



Ernst Moritz Arndt.
Gemälde von E. Hader.

2. Die Vermittelung.

Wissenschaftlich war das Urteil über die Aufklärung gefällt. Damit war sie aber noch nicht beseitigt. Sie saß hier und da noch fest auf Lehrstuhl und Kanzel und in den weiten Schichten des entkirchlichten Volkes. Das zeigt sich z. B. in der großen Verbreitung, die das heute noch nicht vergessene Erbauungsbuch Heinrich Zschokke's (1771—1848) „Stunden der Andacht" fand. Den alten Rationalismus suchten noch aufrecht zu erhalten Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851), Professor in Heidelberg, dessen letzte Worte völlig seine Grundanschauung widerspiegeln: „Ich stehe rechtschaffen vor Gott durch das Wollen des Rechten. Es gibt eine andere Welt," der Hallesche Professor Julius August Ludwig Wegscheider (1771—1849), dessen vielverbreitete Dogmatik die Lehre des Rationalismus zusammenfaßte, und der Weimarer Oberhofprediger Johann Friedrich Röhr (1777 bis 1848), der in seinen Briefen über den Rationalismus zeigen wollte, „wie einer mit ganzem Herzen Rationalist und doch mit Liebe ein ehrlicher christlicher Lehrer sein könne". Das „wissenschaftliche Endurteil" über jenen Ra-

tionalismus, den sogenannten „Vulgärrationalismus“ hat Karl August Hase gesprochen in seinem „Anti-Röhr“. Als Gründe, weshalb der Rationalismus keinen Boden mehr unter den Füßen habe, gibt Hase an das Erwachen einer religiösen Innigkeit und eines frommen Gefühlslebens im Volke, denen eine bloße Verstandesreligion nicht mehr genüge, das Erwachen einer streng historischen Betrachtung der Vergangenheit und die Erkenntnis des Irrtums, daß die Vernunft die letzte Richterin über die religiöse Wahrheit sei.

Die neuere Theologie schloß sich nun teils an Hegel, teils an Schleiermacher an. Von Hegel ging die sogenannte Tübinger Schule mit ihrem Meister Ferdinand Christian Baur (1792—1860) aus. Baurs Bedeutung liegt in der Untersuchung der Denkmäler des Urchristentums auf ihre Echtheit hin. Während er die Briefe an die Römer, Galater und Korinther für echt erklärte und die Offenbarung Johannis noch der Zeit des Urchristentums zuwies, fand er in den Evangelien und der Apostelgeschichte Schriften erst aus jüngerer Zeit. Als den wahren Gründer des Christentums stellte Baur Paulus hin. Allerdings hat er in späteren Jahren Christus, den er einst nur für eine nebelhafte Gestalt hielt, in seiner persönlichen Bedeutung und sittlichen Hoheit anerkannt. David Friedrich Strauß (1808—1874) wandte in seinem „Leben Jesu kritisch bearbeitet“ (1835 und 1836) die Hegelsche Philosophie auf die Person Jesu an. Jesus ist ihm nur eine menschliche Person wie jede andere, allein dadurch andere überragend, daß er die Geistesreligion zuerst verkündigt. Die Wunder Jesu weist er der dichtenden, liebevollen Sage zu, „ein Schlinggewächs, das den historischen Kern überwuchert hat“. 1864 erschien unter Zugrundelegung der Baurschen Resultate Strauß' „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet“. Nur das, was wir von Jesu nicht wissen, ist gewiß, nämlich daß an seiner Person und an seinem Werke nichts Übernatürliches haftet. Er meint, „keinen Frevel am Heiligen zu begehen, vielmehr ein gutes und notwendiges Werk zu tun, wenn er alles dasjenige, was Jesum zu einem übermenschlichen Wesen macht, als wohlgemeinten und zunächst vielleicht auch wohltätigen, in die Länge aber schädlichen und jetzt geradezu verderblichen Wahn hinwegräumt und das Leben des geschichtlichen Jesus in seinen schlicht menschlichen Zügen, so gut es sich noch tun läßt, wieder herstellt“. In seiner letzten Schrift „Der alte und der neue Glaube“ (1872) hat Strauß gezeigt, wohin seine Theologie treiben mußte. Auf die Frage: „Sind wir noch Christen?“ gibt er die Antwort: „Wir, die wir die Grundlage der evangelischen Geschichte kritisch aufgelöst, die wir die schriftmäßigen Grundlehren der Kirche in die Rumpelkammer des Aberglaubens geworfen haben, wir sind keine Christen mehr!“ Strauß aber wurde noch weit überboten durch Bruno Bauer (1809 bis 1882) „in dem der ungeheure Gährungsstoff der ganzen Zeit gleichsam explodiert ist“. In dem Markus-Evangelium erblickte er das Urevangelium, aber dessen Inhalt galt ihm nur als das eigene Erzeugnis des Markus, Christus also lediglich für ein Phantasiegebilde. Bauer hat es sogar gewagt, den christlichen Glauben als Quelle der Lüge und bedientenartigen Heuchelei zu bezeichnen.

Eine ganz andere Entwickelung gewann die Theologie in ihren an Schleiermacher sich anschließenden Vertretern, die im Christentum in erster Linie ein neues Lebensprinzip erblickten. Man hat diese Theologie die Vermittelungstheologie genannt. Sie zeigt in ihren einzelnen Vertretern viel Verschiedenheit und Eigenart. Darauf einzugehen kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Wir müssen uns darauf beschränken, die bekanntesten jener Männer hier anzuführen. Als Begründer der Vermittelungstheologie darf August Neander (1789—1850) gelten. Seit 1813 wirkte er an der Berliner Universität, von der die Wiedererweckung des christlichen Glaubens ausging. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche“, dessen Grundanschauung uns Neanders Bekenntnis darlegt: „Das Christentum erkennen wir als eine nicht aus den verborgenen Tiefen der menschlichen Natur herausgeborene, sondern als eine aus dem Himmel, indem dieser sich der von ihm entfremdeten Menschheit geöffnet hat, stammende Kraft, eine Kraft, welche in ihrem Wesen, wie in ihrem Ursprunge erhaben über alles, was die menschliche Natur aus ihren eigenen Mitteln zu schaffen vermag, neues Leben ihr verleihen und von ihrem inwendigen Grunde aus sie umbilden sollte.“ In der Geschichte der Kirche stellt sich die sauerteigartige Durchdringung der Welt durch das Göttliche dar. Christus selbst lebt in der Menschheit. Neanders Kirchengeschichte hat somit — darin liegt das Anziehende, aber zugleich das Mangelhafte derselben — einen erbaulichen Charakter: sie soll „ein sprechender Erweis von der göttlichen Kraft des Christentums, eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hintönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für alle, die hören wollen“, sein. Auch Neanders Persönlichkeit ist von größtem Einfluß gewesen. Er hat an sich selbst dargestellt, was sein Grundsatz war: Pectus est, quod facit theologum, das Gemüt, das Herz ist's, was einen zum Theologen macht. Mit Neanders Wirksamkeit in Berlin kann man die August Tholuck's (1799—1877) in Halle vergleichen, der außerordentlich vielseitig gebildet, keiner theologischen Richtung ausschließlich folgend, immer sich „die ganze Wärme, Tiefe und Frische eines von Christo innerlichst ergriffenen Gemütes“ bewahrt und durch seine Tätigkeit als Professor, Prediger und Seelsorger Tausende zu Christo geführt hat. Ferner seien genannt Karl Immanuel Nitzsch (geb. 1787, gest. als Professor der Theologie in Berlin 1868), „Theologe vom Haupt bis zur Fußsohle“, der erste, der die neuere Theologie systematisch darstellte, und Karl Ullmann (geb. 1796, gest. als Prälat in Karlsruhe 1865), bekannt durch seine trefflichen Werke „Reformatoren vor der Reformation“ und „Wesen des Christentums“. Besonders aber sei hier noch gedacht des berühmten Jenenser Karl August Hase (geb. 1800 zu Steinbach in Sachsen, gest. 1890 zu Jena), der uns bereits bis in die letzten Jahrzehnte unserer Kirche führt. Die größte Bedeutung dieses reich begnadeten Mannes liegt auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Hatte Neander mit seiner Darstellung erbauliche Zwecke verfolgt, so erhob Hase die Kirchengeschichte auf einen höheren, wissenschaftlicheren Standpunkt, zugleich dieselbe einreihend in die Weltgeschichte und ihre Zusammenhänge mit der Kunst und Bildung wie mit dem gesamten Geistesleben nachweisend. Im Kampfe gegen Rom übersah er nicht das Gemeinsame. Die

gern ausgleichende und überbrückende Friedensliebe war ein Grundzug seines Wesens. Für ihn handelte es sich „nicht um das Bekenntnis zu irgendeiner dogmatischen Form, sondern zu der freien, liebevollen Auffassung des Christentums aus seinen evangelischen Quellen in seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung, wie dieselbe, für jede religiöse Gesinnung in mancherlei Geistern Raum lassend, seit Herder in Thüringer Landen sich verbreitet hat". Hases gesammelte Werke, eine stattliche Reihe bildend, gehören zu den klassischen Werken der deutschen Literatur. Als man bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages an seinem Geburtshause in Steinbach eine Gedächtnistafel enthüllte, hat man ihn als „einen Großen im Reiche Gottes, eine Leuchte der Wissenschaft, eine Zierde des evangelischen Namens, einen protestantischen Kirchenvater" gepriesen. „Ohne eine Kampfnatur zu sein, hat er doch sein Leben lang das Schwert des Geistes geschwungen zur Rechten und zur Linken. Als in seiner Jugend die flache Aufklärung sich breit machte, ist er für das gute Recht des Glaubens der Väter zu Felde gezogen und hat auf das Christentum der Bibel und der evangelischen Bekenntnisse hingewiesen; und er hat die Freude gehabt, dies Christentum siegen zu sehen. Als übereifrige Vertreter des lutherischen Kirchentums das Recht der freien Wissenschaft antasten wollten, da hat er wieder sein Schwert hervorgeholt und das Unprotestantische und Unchristliche solchen Beginnens zurückgewiesen. Als Rom immer kühner sein Haupt erhob und der alte böse Feind wieder einmal mit großer Macht und viel List gegen den Protestantismus wütete, da hat er gegen den Erbfeind des protestantischen Namens einen Hauptschlag geführt und die evangelische Welt sich wieder auf sich selbst besinnen gelehrt und ihre Kraft, ihr Selbstvertrauen neu gestählt. Und so oft drinnen und draußen eine Erscheinung sich zeigte, die dem Geiste echten Christentums zuwider war, da hat er die Waffe gegen sie gerichtet, nicht aus Lust am Kampf, sondern aus Lust an der Wahrheit. So hat er gestritten mit blankem, scharfem Stahl für die Kirche der Reformation, für die Kirche des Herrn, für das Reich Gottes, damit der das Feld behalte, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist."

3. Die Union.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es keine theologische Richtung, die Wert auf die Erhaltung des besonderen lutherischen Bekenntnisses im Gegensatz gegen die reformierte Kirche gelegt hätte. Vielmehr lag eine Ausgleichung oder mindestens ein stillschweigendes Übersehen der Lehrunterschiede in der Anschauung der Zeit. Es war daher von vornherein zu erwarten, daß der Gedanke, beide Bekenntnisse auf breiterer, gemeinsamer Grundlage zu verschmelzen, weithin Anklang fand. Dieser Gedanke lag schon seit langem für die preußische Monarchie nahe, innerhalb deren das lutherische Bekenntnis überwog, während das Königshaus der reformierten Kirche angehörte. So wurde es in der Tat mit begeisterter Freude begrüßt, als Friedrich Wilhelm III. am Reformationsfeste 1817 folgenden Aufruf erließ: „Schon meine in Gott ruhenden erleuchteten Vorfahren haben mit frommem Ernste es sich angelegen sein lassen, die beiden getrennten protestantischen Kirchen, die reformierte und lutherische, zu einer evangelisch-christlichen zu vereinigen. Ihr Andenken und ihre heilsame Absicht ehrend, schließe ich mich gern an sie an und wünsche ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen unglücklichen Sektengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitigt und die Hauptsache im Christentum, worin beide Konfessionen eins sind, festhält, zur Ehre Gottes und zum Heile der christlichen Kirche, in meinen Staaten zustande gebracht und bei der bevorstehenden Säkularfeier der Reformation damit den Anfang gemacht zu sehen. Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden, nur durch äußere Unterschiede getrennten protestantischen Kirchen ist den großen Zwecken des Christentums gemäß; sie entspricht den ersten Absichten der Reformatoren; sie liegt im Geist des Protestantismus; sie befördert den kirchlichen Sinn; sie ist heilsam der häuslichen Frömmigkeit; sie wird die Quelle vieler nützlichen, oft nur durch den Unterschied der Konfessionen gehemmten Verbesserungen in Kirchen und Schulen. Dieser heilsamen, schon so lange und auch jetzt wieder so laut gewünschten und so oft vergeblich versuchten Vereinigung, in welcher die reformierte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neu belebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres Stifters werden, steht kein in der Natur der Sache liegendes Hindernis mehr entgegen, sobald beide Teile nur ernstlich und redlich in wahrhaft christlichem Sinn sie wollen; und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, welchen wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter, in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die Tat ehren. Aber so sehr ich wünschen muß, daß die reformierte und lutherische Kirche in meinen Staaten diese meine wohlgeprüfte Überzeugung mit mir teilen möge, so weit bin ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit etwas verfügen zu wollen. Auch hat diese Union nur dann einen wahren Wert, wenn weder Überredung noch Indifferentismus an ihr teilhaben, wenn sie aus der Freiheit eigener Überzeugung rein hervorgeht und sie nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen nach echt biblischen Grundsätzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat."

Es war also nicht auf Beseitigung der lutherischen oder reformierten Kirche in ihrer Eigenart abgesehen. Vielmehr konnten beide in ihrem Sonderbekenntnis weiterbestehen, ohne die Unterscheidungslehren als trennend anzusehen. Eine dritte Richtung ließ in der Tat die Unterscheidungslehren fallen. Aber mit dem Erwachen des kirchlichen Bewußtseins ging das Erwachen des konfessionellen lutherischen Bewußtseins Hand in Hand. Es begann ein Widerstand gegen die Union, der insbesondere von Breslau ausging. Daß es eine höchst unpolitische Maßregel war, die Gegner der Union mit Gewalt unterdrücken zu wollen, hat erst Friedrich Wilhelm IV. eingesehen. Er genehmigte die Bildung einer von der Staatskirche völlig unabhängigen lutherischen Kirche in Preußen, die sich unter das Oberkirchenkollegium zu Breslau stellte. Jegliches Kirchenregiment verwerfend, lediglich die Predigt des Wortes und deren Verkündiger als Kirchenregiment anerkennend, haben ein-

zelne Gemeinden sich von jenem Oberkirchenkollegium losgesagt und die Immanuelsynode gebildet.

4. Rückkehr zum Bekenntnis.

Nicht nur innerhalb der preußischen Union, sondern auch in zahlreichen deutschen lutherischen Landeskirchen entwickelte sich zum Teil im Aufblick zu den in Preußen mutig ihr Sonderbekenntnis verteidigenden Lutheranern immer mehr ein Eifer für das lutherische Bekenntnis. Unter den Männern, die in der theologischen Wissenschaft für dasselbe eintraten, seien folgende genannt.

Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—69), aus einem reformierten Pfarrhause stammend, wurde „auf die freieste und selbständigste Weise, aus Schrift und Erfahrung, ohne irgendeine menschliche Auktorität" zu einem lebendigen, tiefgegründeten Glauben geführt, der seinen Ausdruck besonders in der Augsburgischen Konfession fand, und fühlte sich berufen, am Wiederaufbau einer gläubigen Theologie mitzuarbeiten. Seit 1824 an der Berliner Universität wirkend, gewann er bald ähnlich wie Tholuck in Halle einen weitgehenden Einfluß auf die Studentenschaft und enge Fühlung mit erweckten Laienkreisen. Aus den letzteren ging der Gedanke hervor, eine Kirchenzeitung im Sinne einer gläubigen evangelischen Theologie zu gründen. Im Jahre 1827 trat diese Zeitung als „Evangelische Kirchenzeitung" ins Leben. Hengstenberg übernahm mit vollster Energie deren Leitung und hat sie 42 Jahre hindurch geführt, unbekümmert um den Haß, Spott und Hohn, der sich über ihn ergoß. „Das Zeitalter legte in den Namen Hengstenberg alles, was ihm am Christentum mißliebig war. Er hieß der Theologe des Rückschritts, des Obskurantismus, des Jesuitismus usw." Johann Christian Karl von Hofmann (1810—1877), in Erlangen seine Bibelgläubigkeit vertiefend, aber auch die Begeisterung für alles menschlich Schöne und Edle lernend, in Berlin an keinen der großen Theologen oder Philosophen sich anschließend, aber durch Leopold von Ranke an das Studium der Geschichte gefesselt, ist der Theologie erst durch seine Berufung als Repetent nach Erlangen ausschließlich zugeführt worden. Als seine Hauptaufgabe sah er seitdem an, die Lehre von der göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift als eines Ganzen zu erhärten und zu zeigen, wie Altes und Neues Testament eine unteilbare Einheit bilden. „Die ganze alttestamentliche Prophetie ist nichts anderes als ein Schauen der innersten Bedeutung der geschichtlichen Begebnisse und Zustände: und wie nun im Neuen Testamente diese ihre innere Bedeutung selbst geschichtlich in Begebenheiten und Zuständen heraustritt, ist auch die Deutung aller Weissagungen gegeben." Die Frucht dieses Forschens und Denkens hat Hofmann niedergelegt in seiner Schrift „Weissagung und Erfüllung im Alten und Neuen Testament", einem großartigen Werke, dessen bleibende Bedeutung darin besteht, daß die ganze Heilige Schrift von der einheitlichen Heilsgeschichte aus betrachtet und von dort aus ihr gesamter Inhalt als ineinandergreifend und einem letzten höchsten Ziele dienend erkannt wird. In seinem anderen großen Hauptwerk, dem „Schriftbeweis", will Hofmann den kirchlichen Glaubensinhalt aus der Schrift in ihrer Gesamtheit darstellen. Ein Denkmal des Fleißes, mit dem er sich der Bibelauslegung widmete, ist sein achtbändiges Werk „die Heilige Schrift des Neuen Testaments zusammenhängend untersucht". Insbesondere dem Alten Testament galt die außerordentlich fleißige, liebevolle Lebensarbeit Franz Delitzsch's (1813—1890). Als Jüngling dem Rationalismus zugetan und der Philosophie und Philologie sich widmend, dann nach seinem eigenen Bekenntnis durch „einen Strahl von oben in den Zustand versetzt, in dem sich Thomas befand, als er rief: Mein Herr und mein Gott!" und zur Theologie übergehend hat Delitzsch bis 1842 in der Stille als Privatgelehrter vornehmlich auf dem Gebiete der semitischen Sprachen und des Rabbinischen gearbeitet. „Nicht minder aber als die Pflege der Wissenschaft lag ihm die Pflege christlicher Gemeinschaft am Herzen. Seelen für seinen innig geliebten Herrn und Heiland zu gewinnen und die gewonnenen durch alle Mittel des Wortes, des Zuspruchs, des Gebetes und der Fürbitte bei ihm zu erhalten, war ihm schon damals und blieb ihm zeitlebens ein nie genugsam zu befriedigendes Herzensbedürfnis. Er verstand es, die Friedelosen auf den Weg des Friedens zu führen, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, der Armen und Elenden, der Verlassenen und Verachteten sich zu erbarmen. Seinem liebewarmen Herzen entsprach allezeit seine offene, mitunter allzu offene Hand. Es gab im damaligen Leipzig Stille im Lande, meist Handwerker, kleinere Kaufleute, untergeordnete Bedienstete, welche abwechselnd in ihren Häusern zu gemeinsamer Erbauung zusammen kamen. Ihre gottesdienstlichen Übungen leitete sieben Jahre lang von 1835—1842 der gelehrte junge Magister mit seiner herzandringenden und herzgewinnenden Beredsamkeit." Nachdem Delitzsch seit 1842 zu Leipzig, seit 1846 zu Rostock, seit 1850 zu Erlangen auf dem theologischen Katheder gestanden hatte, kehrte er 1867 in seine Vaterstadt Leipzig zurück. In Wort und Schrift hat er eine außerordentlich weitreichende und gesegnete Tätigkeit, insbesondere auf dem Gebiete der Auslegung des Alten Testaments entfaltet. Im letzten Jahrzehnte seines Lebens hat er, veranlaßt durch die von Wellhausen ausgehende Umgestaltung der herkömmlichen Lehre von der Entstehung der alttestamentlichen Schriften und dem Gange der biblischen Geschichte seine eigenen Anschauungen geprüft und umgestaltet. Das Ergebnis einer vierzigjährigen Arbeit war die Übertragung des Neuen Testaments ins Hebräische. Karl Friedrich August Kahnis (1814—1888) wurde in Halle unter dem Einflusse Heinrich Leo's und Tholucks, sowie eines Kreises gleichgesinnter Freunde zu einem persönlichen Glaubensleben, in dessen Mittelpunkt die Rechtfertigung aus dem Glauben stand und stehen blieb, und zur Entscheidung für das theologische Studium geführt. In Berlin, wo er sich 1842 habilitierte, stand er besonders Hengstenberg nahe. Seit 1844 in Breslau, trat Kahnis gegen die Staatskirche der Union auf, ließ sich in die separierte lutherische Kirche aufnehmen und wurde auf ein Jahrzehnt der Vorkämpfer der lutherischen Kirche gegen die Union. 1850 folgte er einem Rufe an die Universität Leipzig, der er bis zu seinem Tode treublieb. Als er in seiner Dogmatik mit einer freieren Stellung zum Kanon, mit der Anerkennung der Vermittlungstheologie in ihren Ergebnissen für die Kritik der biblischen Schriften und die Inspirationslehre hervortrat, klagte Hengstenberg ihn des Abfalls an. Christoph Ernst Luthardt (1823—1902), seit 1856 Professor

in Leipzig, 1868—1901 Herausgeber der „Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung", der würdige Vertreter und Einiger des deutschen Luthertums, ist auch in weiten gebildeten Laienkreisen hochgeschätzt als Verfasser der „Apologetischen Vorträge". Gerhard von Zezschwitz (1825—1886), seit 1865 Professor in Gießen, seit 1866 in Erlangen als Nachfolger Theodosius Harnacks (1817—1889), fest auf dem lutherischen Bekenntnis stehend, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eine außerordentliche praktische Begabung verbindend, hat sich durch sein großes Werk „System der Katechetik" einen bleibenden Namen gesichert. Hermann Frank (1827—1894), seit 1857 Professor in Erlangen, suchte die innere Erfahrung und Selbstgewißheit des gläubigen Christen wissenschaftlich darzustellen, „eine energische Geistesarbeit, die auf der Höhe der Wissenschaft steht". Adolf von Harleß (1806—1873), seit 1833 Professor in Erlangen, später in Leipzig, dann Oberhofprediger in Dresden, endlich Konsistorialpräsident in München, gelangte von Tholuck befruchtet zu dem entschiedenen Bekenntnis des Luthertums. Er hat dasselbe mutig vertreten in seiner „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" und im Kampfe gegen den Jesuitismus wie gegen den bayrischen Ultramontanismus. Ihm verdankt die protestantische Landeskirche Bayerns ihre Organisation, wie überhaupt das Landeskirchentum eine mächtige Hebung. „Wenig Theologen dieses Jahrhunderts sind ihm an Vielseitigkeit gleichgekommen, er war des Katheders, der Kanzel, der parlamentarischen Rednerbühne wie wenige mächtig, er war eine durchaus theologische Natur, zugleich aber voll innerer Sympathie für Poesie, Kunst und Musik und in diese Gebiete in seltener Weise eingeweiht. Harleß war ein sehr bedeutender Theologe, ein begeisterter Kirchenmann, ein echter Christ, ein wahrer Lutheraner, ein ganzer voller Mensch." Für das reformierte Bekenntnis trat Heinrich Heppe (1820—1879), Professor in Marburg, ein, dessen Arbeiten gleichfalls in der Hauptsache der Geschichte der reformierten Kirche, insbesondere der seines engeren Vaterlandes Hessen gelten.

5. Gegner der Bekenntnistheologie.

Es fehlte nicht an Stimmen, die die Rückkehr zum Bekenntnis als einen Rückschritt bezeichneten. Das tat unter anderen Christian Karl Josias von Bunsen (1791 bis 1860), seit 1818 in der diplomatischen Laufbahn, erst Gesandter in Rom, später in London. Das rege Interesse, das er der Förderung christlichen und kirchlichen Lebens entgegenbrachte, bezeugen sein „Allgemeines Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch" und seine „heilige Leidensgeschichte und stille Woche". In seinen „Zeichen der Zeit" (1855), die „als ein Aufschrei nicht nur des gesunden Menschenverstandes, sondern auch des für die teuersten Güter kämpfenden christlichen Gewissens durch ganz Deutschland hin mit dankbarster Freude begrüßt wurden", wandte sich Bunsen gegen die Anschauungen und Bestrebungen Hengstenbergs. „Fürsten und Völkern" widmete er bald darauf sein Werk „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung". In seinem „Vollständigen Bibelwerk für die Gemeinde" (erst 1870 durch Heinrich Holtzmann vollendet) suchte Bunsen die wissenschaftlichen Ergebnisse der neueren Bibelforschung der Gemeinde zugänglich zu machen. Daniel Schenkel (1813—1885), seit 1851 Professor in Heidelberg, und Theodor Keim (1825—1878), erst Professor in Zürich, dann in Gießen, beide Gegner der Bekenntnistheologie, haben das Leben Jesu kritisch, aber nicht ohne einen ernsten Zug zum Positiven dargestellt.

Die Bestrebungen der eine konfessionelle Scheidung der evangelischen Kirchen verwerfenden Kreise, die, soweit das nördliche Deutschland in Betracht kam, sich bereits im Jahre 1854 in der „Protestantischen Kirchenzeitung" ihr Organ schufen, fanden im Süden in den zunächst örtlichen Protestantenvereinen ihre Mittelpunkte, die sich 1863 in Frankfurt a. M. zu einem Vereine zusammenschlossen.. Die Einigung der süd- und norddeutschen Gesinnungsgenossen kam zum ersten Male öffentlich auf dem ersten allgemeinen Protestantentag zu Eisenach (1865) zum Ausdruck. Der „Protestantenverein" wollte eine deutsche Nationalkirche anbahnen und im Kampfe gegen die rückwärtsdrängenden Mächte das Christentum mit der gesamten Kulturentwickelung ausgleichen nach den Worten des Statuts: „auf Grund evangelischen Christentums eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklange mit der gesamten Kulturentwickelung unserer Zeit anzustreben." Der hervorragendste Redner auf jener Versammlung war ohne Zweifel Richard Rothe (1799—1867). Nachdem er in Heidelberg und Berlin, dann im Predigerseminar zu Wittenberg studiert hatte, schien es, als würde er ins Lager der bekenntnisfesten Lutheraner eintreten. Dem entrückte ihn seine Ernennung zum preußischen Gesandtschaftsprediger in Rom. Von dort kehrte er, sich zu keiner bestimmten theologischen Richtung bekennend, 1828 als Professor des theologischen Seminars nach Wittenberg zurück. 1837 folgte er einem Rufe an die Universität Heidelberg, wohin er nach fünfjähriger Tätigkeit in Bonn 1854 wieder zurückkam. Auf der badischen Synode 1855 forderte er, daß jeder Geistliche nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht habe, die Lehren der Bekenntnisschriften nach der Bibel zu prüfen. Das wärmste Interesse dafür, daß das Christentum wieder Sache des Volkes in allen seinen Gliedern werde, hat Rothe in seiner Abhandlung „Zur Orientierung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche" (1862) bekundet. Er verschließt sein Auge nicht gegenüber der Tatsache, daß jenes Ziel erst erstrebt werden müsse. Als völlig unmöglich erscheint ihm die Rückkehr zu der alten rechtgläubig-pietistischen Frömmigkeit, deren dogmatische Überzeugungen er in vielen Punkten als unvereinbar mit dem Denken des modernen Menschen hinstellt. Nicht die „Kirchlichkeit" ist ihm Christentum. „Wie viele von denen, welche das kirchliche Bekenntnis von Christo nicht zu dem ihrigen zu machen vermögen, würden, wenn der Herr in Knechtsgestalt wieder erschiene, sich im tiefsten Herzensgrunde zu ihm hingezogen fühlen, würden ihm huldigend zu Füßen fallen und nicht von ihm lassen wollen." Von hier aus tritt Rothe dafür ein, daß auch die gebildeten Laien sich mit an der Führung der Kirche beteiligen. Das Gemeindeprinzip tritt in den Vordergrund. Auch Bunsen hatte sich für dasselbe erklärt, während Männer wie die Juristen Friedrich Julius Stahl (1802—61) und Ludwig von Gerlach (1795—1877) neben dem Theologen Hengstenberg und

dem Historiker Heinrich Leo (1799—1878) die Leitung der Kirche allein in den Händen des geistlichen Amtes wissen wollten. Mit dem Gemeindeprinzip stand Rothe aber auch auf dem gleichen Boden mit dem Protestantenverein, in dessen agitatorisches Wirken allerdings kaum eine Person weniger paßte als eben Richard Rothe. Ein anderer Hauptredner auf dem ersten deutschen Protestantentag war Karl Schwarz (1812—1885), seit 1856 Hofprediger und seit 1876 Generalsuperintendent in Gotha. In seinem Vortrag über „die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen" forderte er, daß nicht die Bekenntnisschriften, auch nicht die sogenannten Grundwahrheiten und Grundtatsachen des Christentums diese Grenze bildeten, sondern nur „die eine Grundwahrheit des Christentums, die nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlicher Art ist, nämlich das Christentum Christi, sein Evangelium der Gotteskindschaft". Es war zu erwarten, daß an vielen Orten dem Protestantenverein Schwierigkeiten bereitet würden. Unermüdlich sorgte er unter eifriger Benutzung der Presse für die Verbreitnug seiner Gedanken. Mit diesem Eifer aber wuchs auch die Entschiedenheit, mit der die protestantenvereinlichen Bestrebungen insbesondere seitens der Bekenntnistheologie bekämpft wurden und mit der die Kirchenbehörden hin und her gegen Glieder des Protestantenvereins als Träger des geistlichen Amtes vorgingen.

6. Evangelische Einigungsbestrebungen.

Ein Blick auf die wiedererwachte evangelische Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zeigte, wie zersplittert dieselbe war. Die Union hatte in Wahrheit neue Spaltungen hervorgerufen. Die Zersplitterung im kirchlichen Lager aber war die beste Bundesgenossin des Unglaubens wie des Katholizismus. Jeder wahre Freund der evangelischen Kirche mußte erkennen, daß gegenüber diesen inneren und äußeren Feinden ein Zusammenschluß der evangelischen Kirchen, bei dem die Einzelbekenntnisse voll gewahrt bleiben konnten, unbedingt nötig war.

Die Bruderliebe ist es zuerst gewesen, die die durch Sonderbekenntnisse Getrennten zuerst die Hände zum Bunde ineinanderlegen ließ. Als eine große Menschenmenge am 6. November 1832 die zweihundertste Wiederkehr des Todestags Gustav Adolfs an dem Stein bei Lützen beging, an dem einst der große König den Heldentod gestorben war, faßte man den Gedanken, dem Retter der Glaubensfreiheit ein Denkmal zu setzen. Ein Denkmal von Stein und Erz war zunächst ins Auge gefaßt und wurde errichtet. Der Leipziger Superintendent D. Großmann dachte aber zugleich an ein lebendiges, bleibendes und in der Fortsetzung des Werkes Gustav Adolfs die evangelische Christenheit segnendes Denkmal. Man erließ einen Aufruf für einen Verein „zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen und zur Erleichterung der Not, in welche durch die Erschütterungen der Zeit und andere Umstände protestantische Gemeinden in und außer Deutschland mit ihrem kirchlichen Zustande geraten sind, wenn sie im eigenen Vaterlande keine ausreichende Hilfe finden". Die in Dresden und Leipzig entstandenen Ausschüsse vereinigten sich zur „Gustav-Adolf-Stiftung". Wohl fand der Aufruf weithin ein Echo, aber, während zahlreiche Bitten um Hilfe an die Stiftung ergingen, fehlte noch die allgemeine, zu Opfern bereite Zustimmung des Volkes. Am 31. Oktober 1841 erließ der Darmstädter Hofprediger D. Zimmermann, unbekannt mit dem von Sachsen aus bereits Erfolgten, einen „Aufruf an die protestantische Welt", in der er die Nöte und Gefahren der evangelischen Glaubensgenossen in der Zerstreuung schilderte und zur Bildung eines Vereins zur Unterstützung hilfsbedürftiger evangelischer Gemeinden aufforderte. Die Zeiten waren bereits andere geworden. Wunderbar ward Zimmermanns schlichtes Wort gesegnet. Nicht dankbar genug kann die evangelische Kirche jenen Männern dafür sein, daß sie, ohne irgendwie eigene Ehre zu suchen, zu gemeinsamem Wirken sich vereinten. Im September 1842 traten der ältere und der jüngere Verein zu Leipzig unter dem Namen „Evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung" zusammen. Zunächst erfreute sich der Verein raschen Wachstums. Aber es fehlte bald auch nicht an Kämpfen und Krisen. In Bayern verlangte man die Beseitigung des herausfordernden Namens. Einige Zweigvereine wünschten, daß auch deutsch-katholische Gemeinden unterstützt würden. Zu einem heißen Kampfe kam es bei der Berliner Versammlung im Jahre 1846. Dieselbe schloß mit geringer Mehrheit den Königsberger Abgeordneten Dr. Rupp, der nach seiner Abordnung aus der Landeskirche ausgetreten war und eine freireligiöse Gemeinde gegründet hatte, von der Teilnahme an ihren Verhandlungen aus. Man bezeichnete jene Abstimmung als das Totengeläute des Vereins, als den Ausspruch eines Ketzergerichts. In der Tat trat eine Zersplitterung und ein Rückgang des Vereins ein. Hierzu kam die Revolution des Jahres 1848. Von 70000 Talern waren die Einnahmen des Vereins im Jahre 1849 auf 14000 Taler zurückgegangen. Und als Hengstenberg in Anlehnung an Matth. 15, 13 in bezug auf den Gustav-Adolf-Verein schrieb: „Alle Unternehmungen, die nicht in dem ewigen Grund der Kirche ihre Wurzeln haben, sind wie das Gras auf den Dächern, welches verdorrt, ehe man es ausrauft. Was die Zeit gebracht hat, nimmt die Zeit hinweg, sie klingen, sie verklingen in der Zeit. Kronos frißt seine Kinder" —, da schien es, als sei der Verein dem Tode geweiht. Gott hat es anders gewollt. Davon werden wir weiter unten hören.

Von England ging der Gedanke einer anderen Vereinigung aller evangelischen Kirchen aus, ein Gedanke, von dem auch die deutsche evangelische Kirche nicht unberührt geblieben ist. In der Erkenntnis der Gefahren, die von der römischen Kirche aus wie von nach Rom neigenden und treibenden Gliedern der englischen Staatskirche (insbesondere Professor Edward Pusey in Oxford) drohten, erließen verschiedene kirchliche Gemeinschaften Schottlands einen Aufruf zu engerer Verbrüderung. Welch ungeheuren Erfolg derselbe hatte, bewies die erste Generalversammlung der „Evangelischen Allianz", die im Jahre 1846 zu London tagte. 921 christliche Männer aus allen Teilen der Erde, darunter 47 vom europäischen Festland und 87 von Amerika und anderwärts, haben daran teilgenommen. Man bezweckte nicht einen Zusammenschluß von Landeskirchen oder irgendwelcher kirchlicher Gemeinschaften, nicht einen „Kirchenbund", sondern einen „Christenbund". Darum frug man nicht nach dem Sonderbekenntnis des einzelnen, sondern danach, ob der einzelne über sein Sonderbekenntnis

hinweg seinen christlichen Brüdern im Blick auf die Grundlehren des Evangeliums die Hand zu reichen vermöchte. In neun Artikeln faßte man diese Grundlehren zusammen. Der Evangelischen Allianz, der häufig der Mangel eines praktischen Zwecks vorgeworfen worden ist, hat es durchaus nicht an mancherlei praktischen Erfolgen gefehlt. Ganz abgesehen davon, „daß mittelst der Zweig- und Hauptversammlungen durch das persönliche Zusammenkommen und durch briefliche Mitteilungen und mündliche Vorträge eine ebenso umfassende als genaue Kenntnis der äußeren und inneren Zustände evangelischer Kirchengenossenschaften erzielt und vorbereitet" ward, und abgesehen von zahlreichen einzelnen Beispielen ihres Segens, ist es der Evangelischen Allianz zu danken, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich zur Bekämpfung der Sklaverei entschlossen. Auch war es die evangelische Allianz, die den Blick der evangelischen Christenheit auf die durchaus ungerechtfertigte, staatsmännisch höchst unkluge Bedrückung der Lutheraner in den russischen Ostseeprovinzen gelenkt hat.

Ausschließlich der deutschen evangelischen Kirche galt die Gründung des deutschen evangelischen Kirchentags im Jahre 1848, hervorgerufen aus der Sehnsucht nach der Zusammenfassung aller evangelisch-kirchlichen Kräfte, aus der Notwendigkeit, auf eine eigene Verfassung der Kirche bedacht zu sein, aus dem Bestreben, dem Unglauben entgegenzutreten und der Not des Volkslebens zu steuern. Die Seele dieser Bestrebungen war der Bonner Professor Moritz August von Bethmann-Hollweg (1795 bis 1877), der im April 1848 einen „Vorschlag einer evangelischen Kirchenversammlung im laufenden Jahre 1848" hatte ausgehen lassen. „Buße wegen des schlechten Wucherns mit dem Pfunde der vor dreißig Jahren empfangenen Geistesausgießung; Bitte um Kraft und Weisheit, namentlich wegen der Neugestaltung der Kirche; Gründung eines bleibenden Mittelpunktes für die evangelische Kirche Deutschlands in der Wiederholung der Versammlung — das waren die ausgesprochenen Ziele." Der Verfasser des „Vorschlags" begegnete sich in diesen Wünschen mit zahlreichen anderen ernst gesinnten Männern. Nach eingehenden Beratungen wurde für den September 1848 eine Versammlung nach Wittenberg einberufen. Hier, in der Schloßkirche, am Grabe Luthers und Melanchthons, faßte man folgende Beschlüsse: „1. Die evangelischen Kirchengemeinschaften Deutschlands treten zu einem Kirchenbunde zusammen. 2. Der evangelische Kirchenbund ist nicht eine die konfessionellen Kirchen aufhebende Union, sondern eine kirchliche Konföderation. 3. Der evangelische Kirchenbund umfaßt alle Kirchengemeinschaften, welche auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen, namentlich die lutherische, die reformierte, die unierte und die Brüdergemeinde. Über die Fähigkeit, dem Bunde beizutreten, entscheidet jedoch bei entstehendem Zweifel nicht die eigene Versicherung der betreffenden Gemeinschaft, sondern der Bund. 4. Jede evangelische Kirchengemeinschaft, welche zum Bunde gehört, bleibt in bezug auf die Anordnung ihres Verhältnisses zum Staate, ihres Regiments und ihrer inneren Angelegenheiten in Lehre, Kultus und Verfassung selbständig. 5. Die Aufgabe des evangelischen Kirchenbundes ist Pflege und Förderung aller gemeinsamen Interessen der zu ihm gehörigen Kirchengemeinschaften, insbesondere: a) Darstellung der wesentlichen Einheit der evangelischen Kirche, Pflege der Gemeinschaft und des brüderlichen Sinnes; b) gemeinsames Zeugnis gegen das Unevangelische; c) gegenseitiger Rat und Beistand; d) Vermittlungsamt bei Streitigkeiten zwischen Kirchengemeinschaften, die zum Bunde gehören; e) Förderung christlich-sozialer Zwecke, Vereine und Anstalten, insbesondere der inneren Mission; f) Wahrung und Verteidigung der Rechte und Freiheiten, welche den evangelischen Kirchengemeinschaften nach göttlichem und menschlichem Rechte zustehen; g) Knüpfung und Festhaltung des Bandes mit allen evangelischen Kirchen außerhalb Deutschlands. 6. Der Kirchenbund tritt ins Leben durch eine erste, mit Abgeordneten aller zu demselben gehörigen Kirchengemeinschaften beschickte evangelische Kirchenversammlung Deutschlands. Diese wird sich als rechtsmäßige Kirchenversammlung der evangelischen Kirche konstituieren durch die von einem jeden Gliede derselben abzugebende Erklärung, daß es mit seinem Glauben auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse (seiner Kirche) stehe und nur auf diesem Grunde verhandeln wolle." Vieles von diesen Beschlüssen blieb auf dem Papiere stehen. Vielleicht war der reichste, jenen Versammlungen entsprießende Segen der, der von Wicherns Rede in Wittenberg für die innere Mission ausging. Davon wird weiter unten noch die Rede sein. Der Kirchentag, von dem sich bald die konfessionellen Lutheraner Preußens zurückzogen, hat dann jährlich, später alle zwei Jahre seine Versammlungen gehalten. Eine der wichtigsten war die Oktoberversammlung 1871, auf der Ahlfeld aus Leipzig über die Frage: „Was haben wir zu tun, damit unserem Volke ein geistliches Erbe aus den großen Jahren 1870 und 1871 verbleibe?", Brückner aus Berlin „über die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im Deutschen Reich" und Wichern „über die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart" sprachen. 1872 ward der letzte Kirchentag, zu Halle, gehalten. Die Frucht der inneren Mission hat ihn überlebt. So hat er darin einen bleibenden Segen gestiftet. Aber auch „nicht wenige von den Fortschritten, welche die evangelische Kirche Deutschlands seit einem Menschenalter gemacht, haben aus den Kirchentagen Antrieb gewonnen und ein gutes Teil der glaubenswarmen und werktüchtigen Geistlichen, welche heute in der Vollkraft der Arbeit stehen, verdanken dem Kirchentag Stärkung des Glaubens, Erweiterung des Blickes und Begeisterung für den heiligen Dienst" (Wilhelm Baur 1881).

Eine Vertretung der deutschen evangelischen Kirchenregierungen ist die Evangelisch-kirchliche Konferenz, welche seit 1852 in Eisenach sich versammelt, „um auf Grundlage des Bekenntnisses wichtigere Fragen des kirchlichen Lebens in freiem Austausch zu besprechen und unbeschadet der Selbständigkeit jeder einzelnen Landeskirche ein Band ihres Zusammengehörens darzustellen und die einheitliche Entwickelung ihrer Zustände zu fördern." Auf diesen Zusammenkünften sind Angelegenheiten des Gottesdienstes, der Verfassung, und der kirchlichen Vereinstätigkeit verhandelt worden. Erfolge von besonderer Wichtigkeit dieser Besprechungen sind die Einführung eines gemeinsamen deutschen Bußtages und die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung gewesen.

Zweiter Abschnitt.

Die römische Kirche.

1. Freiere Richtungen in der römischen Kirche.

In keinem Jahrhundert hat es auch in der römischen Kirche an evangelischen Regungen gefehlt. Der Zug des menschlichen Herzens zu einer unmittelbaren Verbindung mit Gott ist zu mächtig, als daß er sich völlig beseitigen ließe. „Wie sich im Frühjahr auch die von Steinen überdeckten Gräser und Samenkörner regen, so regt es sich in gewissen Gnadenzeiten auch unter dem totliegenden Gesteine des neuen Gesetzes. Zuweilen gelingt es auch einem Halme, daß er sich durch die Fugen hindurchringe. Freilich sucht das katholische Kirchenregiment die Quadern immer genauer aneinander zu fügen und immer fester zu verkitten, damit ja in dem Netz seiner Bestimmungen kein Raum mehr übrig bleibe für eine freie Bewegung im Heiligen Geiste." In Frankreich hatte der Jansenismus das evangelische Prinzip vertreten und die ganze römische Kirche in Bewegung gesetzt. In Deutschland ging Ende des 18. Jahrhunderts von der bayrischen Universität Dillingen ein evangelischer Lebenshauch in die römische Kirche aus. Dort lehrte eine Zeitlang einer der edelsten Männer unter den deutschen Bischöfen des letzten Jahrhunderts, Johann Michael Sailer (1751—1832), seit 1770 bis zur Auflösung des Ordens Jesuit. Sein Wahlspruch war: „Die heilige Liebe kann auf Erden nicht erhalten werden außer durch liebende Menschen, die sich dem Geschäft opfern, das Reich der Liebe auszubreiten." Aufrichtig an Christus glaubend, hielt Sailer nicht viel von römischer Werkheiligkeit. Umsonst suchten die Gegner, die 1794 Sailers Entfernung von Dillingen durchgesetzt hatten, seine Erhebung auf den Regensburger Bischofsstuhl zu verhindern. Sailer „hatte sich einer ganz ausnehmenden Hochachtung und Verehrung in den allerweitesten Kreisen zu erfreuen, und alle, die irgend in Verkehr mit ihm kamen, widmeten ihm die größte Liebe. Er hatte eben selbst ein Herz, erfüllt, wie von der tiefsten Ehrfurcht vor Gott, so auch von der wärmsten Liebe zu seinem Mitmenschen. Sein eigener hoher Seelenfrieden teilte sich wie ein mildes Licht den ihn Umgebenden mit und sein edles, gemütvolles Wesen bewirkte, daß die Menschen, wenn sie in seine Nähe gekommen waren, sich gehoben und gebessert fühlten und wohl auch wirklich besser wurden." Nicht bei Sailers Mystik stehen bleibend, sondern bis in den Kern des Protestantismus eindringend, in seiner geistlichen Entwickelung mit Luther vergleichbar, verdient der bayerische Dorfpfarrer Martin Boos (1762 bis 1825) genannt zu werden. Er ward nicht müde zu warnen vor dem Vertrauen auf Fasten, Wallfahrten, Almosengeben usw. Stets ermahnte er, das Verdienst Christi im Glauben zu ergreifen, um dann aus dem „Christus für uns" den „Christus in uns" werden zu lassen. Diese Predigt fand weithin lauten Widerhall, weckte freilich auch den Haß der gegen die Wahrheit verstockten Römlinge. Auch diese Verfolgungen haben Boos jedoch nicht veranlassen können, aus der Kirche Roms zu scheiden. Angeregt durch Sailer, durch Boos aber dem protestantischen Heilsgrundsatz zugeführt, ist Johann Evangelista Goßner (1773 bis 1858), eifrig von der römischen Kirche verfolgt, endlich zur evangelischen Kirche übergetreten und hat siebzehn Jahre in größtem Segen als Prediger an der Bethlehemskirche zu Berlin gewirkt. „Männer- und Frauenkrankenvereine, Kleinkinderschulen, Elisabeth-Krankenhaus sind Erinnerungen an seine Bestrebungen nach innen, eine selbständige Heidenmission an seine Arbeit nach außen." Gleichfalls Boos seine tiefste Anregung verdankend und insbesondere durch dessen Büchlein „Christus für uns und in uns" zu evangelischer Anschauung geführt, predigte Aloys Henhöfer (1789—1862), katholischer Pfarrer zu Mühlhausen in Baden, evangelisches Christentum. Im Gewahrsam des bischöflichen Vikariats zu Bruchsal schrieb er sein „Christliches Glaubensbekenntnis". Die römische Kirche schloß ihn darauf aus. Im Jahre 1823 trat Henhöfer mit einem Teile der Gemeinde und der Grundherrschaft (Baron von Gemmingen) zur evangelischen Kirche über. Er hat als evangelischer Pfarrer eine außerordentlich belebende Tätigkeit entfaltet, nie ermüdend im Kampfe gegen Rom, mit der ganzen Hingabe seines gläubigen Herzens und mit seiner volkstümlichen Beredsamkeit die Gemeinde zu Christus führend. Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774—1860), von Sailer beeinflußt und mit dem Kurfürsten von Mainz Karl Theodor von Dalberg befreundet, arbeitete erst als Generalvikar, dann als Bistumsverweser von Konstanz an der sittlichen Hebung seiner versumpften Diözese und erstrebte insbesondere eine gründlichere Bildung des Klerus. Als er auch den katholischen Gottesdienst durch Beseitigung von Wallfahrten u. dgl., sowie durch Beschränkung der Feiertage, durch Hebung der Predigt und des kirchlichen Unterrichts, durch Einführung deutscher Kirchenlieder und der deutschen Kultussprache zu reformieren suchte, begann man ihn von römischer Seite zu verfolgen. Er reiste nach Rom, um sich vor dem Papste zu rechtfertigen. Dieser ließ ihn nicht vor sich. Man forderte Unterwerfung und Widerruf. „Er solle sich dem Papste in die Arme werfen," — verlangte der Kardinal — „für das Vergangene Abbitte leisten, für die Zukunft sich als gehorsamer Sohn der Kirche erklären, so werde alles vergessen sein." Wessenberg, ein Mann von Charakter, verweigerte dies und behauptete sich trotz des römischen Widerspruchs. Erst 1827, bei der Auflösung des Konstanzer Bistums, schied er aus seinem Amte. Neben der Förderung der edlen Künste und der Tätigkeit für Schulen, Blinden-, Taubstummen-, Rettungsanstalten und dgl. hat Wessenberg vornehmlich zwei Ziele verfolgt: die Gründung einer deutschen Nationalkirche und die Wiederbelebung der Konzilien.

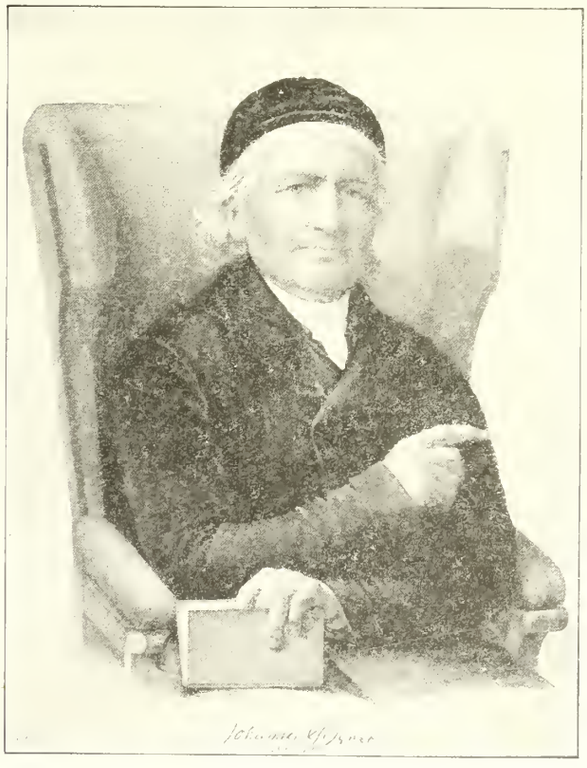
Wie die genannten Männer so bekämpfte Rom jeden, der es wagte, die römische Kirchenlehre kritisch zu untersuchen oder zu beleuchten oder auch nur eine freundliche Stellung dem Protestantismus gegenüber einzunehmen, so den Bonner Theologen Georg Hermes (1775—1831), den Münchener Philosophen Franz von Baader (1765 bis 1841), die den römischen Zölibatzwang verwerfenden

Gebrüder Theiner in Breslau, in den letzten Jahren den Würzburger Professor Hermann Schell, der von seiner Grundanschauung aus, daß nicht in der vom Jesuitismus erstrebten starren Einheit der Kirche das Höchste liege, sondern in einer durch Gegensätze lebendigen Einheit, eine wissenschaftliche Erneuerung des Katholizismus zu erstreben versuchte.

2. Die römische Kirche und der Staat.

Stets ihrer Ziele bewußt, jede günstige Gelegenheit erspähend und ausnutzend, in ungünstiger Lage wenigstens durch das Wort seine Ansprüche behauptend, auf Grund des Erreichten immer neue Forderungen stellend, nie aber zurückweichend, feierte die römische Kirche während des neunzehnten Jahrhunderts nicht geringe Triumphe und langte am Ende desselben bei der Inanspruchnahme der mittelalterlichen glänzenden Machtstellung an. Napoleon I. hatte das Papsttum gebeugt, aber nicht gebrochen. Sobald den Korsen sein Glück verließ, erhob sich der Papst (Pius VII. 1800—23) und widerrief alle durch die Not ihm aufgedrungenen Zugeständnisse. 1814 stellte er, in allem beraten von seinem schlauen, diplomatischen Staatssekretär Kardinal Consalvi, den Jesuitenorden wieder her, 1815 verwahrte er sich gegen die Beschlüsse des Wiener Kongresses und verlangte die Wiederaufrichtung der geistlichen Fürstentümer und des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, 1815 sprach er das Verdammungsurteil über die Bibelgesellschaften als eine Pest der Christenheit und verbot die Verbreitung der Bibelübersetzungen. Das stimmte wenig zu den Worten, die Pius VI. (1775 bis 1799) an den Erzbischof von Florenz gerichtet hatte: „Du tust wohl daran, die Gläubigen zum Lesen des göttlichen Wortes anzuhalten; denn es ist die lauterste Quelle, die allen Gläubigen geöffnet sein soll, damit sie daraus die Reinheit der Sitten und der Glaubenslehren schöpfen können." Der päpstlichen Diplomatie war man in Deutschland durchaus nicht gewachsen. Preußen gab dem stets fordernden Papsttum nach, blind gegen Wesen und Geschichte desselben, taub gegen die Bedenken weiter blickender Leute. Im Jahre 1821 wurde zwischen Preußen und Rom eine Vereinbarung getroffen, wonach in Preußen zwei Erzbistümer (Köln und Posen) und sechs Bistümer errichtet und reichlich dotiert wurden. Den Domkapiteln wurde das Recht der Bischofswahl übertragen mit dem Befehle, sich zuvor der Zustimmung des Königs zu vergewissern.

Den kurzen Frieden störte die Mischehenfrage. Pius VIII. (1824—38) untersagte im Gegensatz zu dem preußischen Gesetz, das in streitigen Fällen die Kinder der Religion des Vaters zuwies, den katholischen Geistlichen die Einsegnung einer gemischten Ehe für den Fall, daß katholische Kindererziehung nicht verbürgt sei. Zwar hatte der Kölner Erzbischof Graf Spiegel mit der preußischen Regierung eine geheime Vereinbarung getroffen, in der jenem päpstlichen Befehl eine viel mildere, mit den Landesgesetzen verträgliche Deutung gegeben wurde. Spiegels Nachfolger aber, Clemens Droste von Vischering, hielt sich nicht daran, sondern vertrat in schroffster Weise den päpstlichen Standpunkt. Jetzt schritt die Regierung zu strengen Strafen und setzte den Erzbischof, sowie andere ihm folgende katholische Geistliche gefangen. Die Regierung Friedrich Wilhelms III. hatte für Nachgiebigkeit Rom gegenüber Schlimmes geerntet und suchte nun mit Gewalt diese Ernte zu vernichten. Als man eben bei dieser Arbeit war, starb der König. Noch verfehlter war es, daß sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. auch diese Arbeit einstellte und meinte, anstatt dem Übel an die Wurzel zu greifen, auf friedlichem Wege von Rom etwas erreichen zu können. Er gab den Gefangenen die Freiheit und gestattete den Bischöfen den selbständigen, unmittelbaren Verkehr mit Rom. Was hatte der Vorbehalt zu bedeuten, „daß dieser Ausfluß des großartigsten Vertrauens nicht mißbraucht werde!" Wie konnte man hoffen, daß die Bischöfe der Erwartung entsprechen würden, „nicht nur der Regierung über den Inhalt ihrer Verhandlungen mit dem Papste Mitteilung zu machen, sondern auch die



Johannes Goßner.

päpstlichen Erlasse, welche nicht ausschließlich die Lehre beträfen, nicht wider den Wunsch und Willen der Regierung zu verkündigen und auszuführen!" Das Revolutionsjahr 1848 entriß dem Staate seine letzten Hoheitsrechte über die Kirche und ließ ihm, der glaubte, in der römischen Hierarchie die beste Stütze des Thrones zu besitzen, nichts als die Pflicht, dieselbe möglichst reich auszustatten und zu schützen. Der Jesuitenorden breitete sich aus, zahlreiche Klöster entstanden, der Jugendunterricht in den katholischen Landesteilen geriet in die Hände geistlicher Orden, der junge Klerus wurde in schroffster Unduldsamkeit und in der Zuversicht zu Roms Weltherrschaftsberuf erzogen. Eine Abteilung für katholische Kirchensachen im preußischen Kultusministerium, ins Leben gerufen zur Wahrung der Kronrechte, wirkte als „Staatsministerium des Papstes in Preußen". So lange Preußen Roms Forderungen bewilligte, sah dasselbe freundlich hinweg über die „tief betrübende" Tatsache, daß das zu einer Welt-

stellung emporstrebende Hohenzollernhaus protestantisch war. Die weltbewegenden Erfolge Preußens in den Jahren 1866 und 1870/71, die Begründung eines protestantischen Kaisertums, die Verbindung Deutschlands mit dem „kirchenräuberischen" Italien und die Weigerung Deutschlands, zur Wiederherstellung des Kirchenstaates seinen starken Arm zu leihen, riefen Rom zum Kampfe gegen Deutschland auf, das im Mittelalter mehr als einmal der Retter des Papsttums gewesen war. Das Reich und seine Regierungen, Preußen voran (unter Bismarck und Kultusminister Falk) traten den römischen Ansprüchen mit voller Entschiedenheit entgegen. Der „Kanzelparagraph" (1871) untersagte den Mißbrauch der Kanzel zu politischer Agitation, d. h. zum Kampfe gegen den Staat, und das Schulaufsichtsgesetz (1872) übertrug die Schulinspektion auf den Staat, das Jesuitengesetz (1872) verwies die auswärtigen Jünger Loyolas des Landes, hob alle Ordensniederlassungen auf und untersagte den einzelnen Gliedern jede Ordenstätigkeit in Deutschland. Um der ultramontanen, staatsfeindlichen Bildung der Geistlichen zu begegnen, bestimmte die preußische Regierung in den sogenannten Maigesetzen (1873), daß jeder, der zu einem geistlichen Amt zugelassen sein wolle, deutscher Staatsangehöriger sein, drei Jahre auf einer deutschen Universität studiert und abgesehen von der theologischen eine allgemein wissenschaftliche Staatsprüfung (in Philosophie, Geschichte, deutscher Literatur) bestanden haben müsse. Im Jahre darauf machte sich ein weiteres Gesetz gegen die unbefugt Amtshandlungen verrichtenden Kirchendiener nötig. 1875 überwies der Reichstag die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung der Kompetenz des Staates. Wenige Monate später folgte das „Sperrgesetz", welches den Widerspenstigen gegenüber die Einstellung sämtlicher Staatsleistungen anordnete, ferner das Verbot aller Orden und die Aufhebung derjenigen Verfassungsartikel, welche den Religionsgesellschaften Selbständigkeit in ihren Angelegenheiten gewährt hatten.

Kaiser Wilhelm I.
Nach einem Gemälde von Lenbach (F. Bruckmann, A.-G.).

Die katholische Kirche war weit entfernt, sich unter den Staat, der ihren Bestrebungen bisher ruhig zugeschaut hatte, nunmehr aber zum Selbstbewußtsein erwachte und die ihm drohenden Gefahren erkannte, zu beugen. Der Bischof Martin von Paderborn belehrte seine Diözesanen, daß „seit den Tagen Diokletians eine so heftige Verfolgung des Namens Jesu Christi nicht gesehen worden sei". Es wurde überhaupt Gepflogenheit, den Staat als den Vertreter des Heidentums hinzustellen. Eine ganze Reihe von Bischöfen wurde gefangen gesetzt, andere verloren ihr Amt oder entwichen ins Ausland. Inzwischen war der Reichstag zum Kampfplatz geworden, auf dem die Zentrumspartei im Bunde mit allen staatsfeindlichen Parteien dem Staate bei allen Vorlagen die größten Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Als „Staatskatholiken" wurden die königstreuen katholischen Beamten verspottet, die dem Deutschen Kaiser nach einem fluchwürdigen Attentat ihre Ergebenheit versicherten und der „katholische Zorn über die Bismarcksche Kirchenpolitik" konnte „in einem katholischen Kopfe" zu einem Mordversuche gegen den Reichskanzler „sich verdichten" („Germania"). Auch der Papst Pius IX. verhehlte seinen Zorn nicht. Nach dem Erlaß der „Maigesetze" beschuldigte er in einem Briefe an Kaiser Wilhelm I. dessen Regierung, daß sie den Katholizismus vernichten wolle: „Wenn es wahr ist, daß Eure Majestät nicht billigen, daß Ihre Regierung auf den eingeschlagenen Bahnen fortfährt, die strengen Maßregeln gegen die Religion Jesu Christi immer weiter auszudehnen und letztere hierdurch so schwer schädigt, werden dann Euer Majestät nicht die Überzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben als diejenige, den eigenen Thron Euer Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimut, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind. Denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgendeiner Beziehung oder auf irgendeine Weise, welche hier näher darzulegen nicht am Orte ist, gehört, sage ich, dem Papste an." Männlich und fest hat Kaiser Wilhelm geantwortet und auf seine königliche Pflicht hingewiesen, die Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten: „Zu Meinem tiefen Schmerze hat ein Teil Meiner katholischen Untertanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. — Ich gebe Mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jesu Christi hat, wie ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu tun, auch nicht die Wahrheit, zu derem von Eurer Heiligkeit angerufenen Panier Ich Mich rückhaltlos bekenne. — Noch eine Äußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann Ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen,

sondern auf Eurer Heiligkeit Glauben beruht, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich Meinen Vorfahren und mit der Mehrheit Meiner Untertanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. Diese Verschiedenheit des Glaubens hält Mich nicht ab, mit denen, welche den unseren nicht teilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen." Unerhört aber war es, daß der Papst in einer Encyklika (Quod nunquam) vom Februar 1875 die preußischen Maigesetze für „nicht freien Bürgern gegeben, um einen vernünftigen Gehorsam zu fordern, sondern als Sklaven auferlegt, um den Gehorsam durch des Schreckens Gewalt zu erzwingen", weiterhin für unverbindlich, weil gegen die Ordnungen der Kirche verstoßend, erklärte.

Fürst Bismarck.
Nach einem Gemälde von Lenbach (F. Bruckmann, A.-G.)

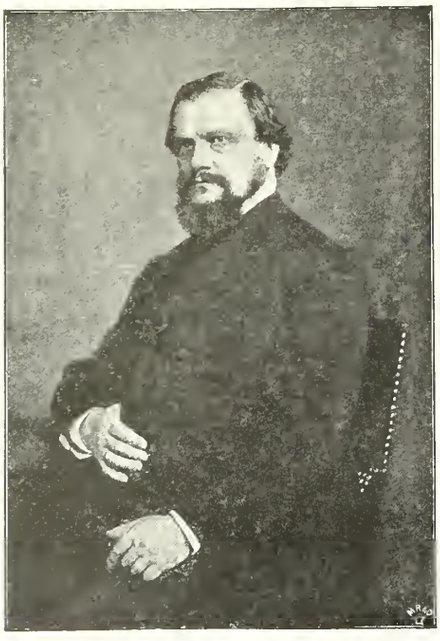
Infolge dieses Kampfzustandes waren im Jahre 1880 in Preußen 601 katholische Pfarreien gänzlich, 584 teilweise verwaist und neun Bischofsstühle (einige allerdings infolge Todes des Inhabers) erledigt. Die preußische Regierung (unter Kultusminister von Puttkamer) begann einzulenken. Der Ausdruck dieser Wendung war das der römischen Kirche entgegenkommende Gesetz vom Juli 1880, durch welches auch den religiösen Genossenschaften, die sich ausschließlich mit der Pflege von Kranken, von Nichtvollsinnigen usw. beschäftigen, die Errichtung neuer Niederlassungen gestattet wurde. Schritt für Schritt näherten sich Preußen und Rom, bis das Jahr 1887 den Friedensschluß brachte. Von der einstigen Kulturkampfgesetzgebung war, und zwar als Reichsgesetz, nur noch wenig übrig geblieben, so der Kanzelparagraph und das Jesuitengesetz. Rom freilich erklärte sofort, daß es mit dem Erreichten nicht zufrieden sein könne, sondern weitere Zugeständnisse erhoffe. Die „Katholikentage" haben seitdem regelmäßig als unbedingt zu erkämpfende Forderungen hingestellt: die Rückgabe der weltlichen Macht an den Papst, die Aufhebung des Jesuitengesetzes und die Auslieferung der Schule an die Kirche. Im Mai 1872 hatte Bismarck im Reichstag erklärt: „Nach Canossa gehen wir nicht!" Der Weg nach Canossa wurde mit der im Jahre 1880 beginnenden Umkehr angetreten. Die Ansprüche des Ultramontanismus sind seitdem stetig gestiegen.

3. Das Vatikanische Konzil und der Altkatholizismus.

Für das Jahr 1869 schrieb Pius IX. ein allgemeines Konzil nach Rom aus. Als Zweck desselben verlautete: die Rettung der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft von allen sie bedrohenden Übeln, die Vereitelung der Bestrebungen aller derer, welche Kirche und Staat umzustürzen trachten, die Ausrottung aller modernen Irrtümer und die Niederwerfung aller gottlosen Feinde der Kirche und des apostolischen Stuhls. Das Organ des Jesuitenordens, die Civiltà cattolica gab jedoch bald die wahre Absicht kund, die Unfehlbarkeit des Papstes zu erklären. Eine tiefe Erregung ergriff die Gemüter, insbesondere in Deutschland. Dieser gegenüber wagte der päpstliche Kardinalstaatssekretär Antonelli noch zu leugnen, daß die päpstliche Unfehlbarkeit „vom heiligen Stuhle beantragt" werden solle. Der Besuch des Konzils, auf dem die romanische Rasse mit 600, Deutschland nur mit 14 Stimmen vertreten war, und die für das Konzil aufgestellte Geschäftsordnung ließen von vornherein erwarten, daß die Gegner der Unfehlbarkeit auf keine Erfolge zu rechnen haben würden. Am 8. Dezember 1869 wurde das Konzil eröffnet. Bald darauf begann der Jesuitenorden für die Unfehlbarkeitserklärung tätig zu werden. Eine zahlreiche Unterschriften tragende Eingabe an den Papst bat um eine die Unfehlbarkeit betreffende Vorlage an das Konzil. Die Gegner warnten dringend vor einer solchen. Umsonst! Im Mai begann die Verhandlung. Weil Christus unfehlbar war, der Papst aber sein Stellvertreter sei, so sei hierdurch die Unfehlbarkeit des Papstes gefordert. Bei der Abstimmung in der Generalkongregation war eine beträchtliche Minorität gegen die Vorlage. Auf den Knien hat Bischof Ketteler von Mainz den Papst beschworen, nachzugeben und die Einheit wie den Frieden der Kirche zu retten. Von jenen Gegnern reiste bei weitem der größte Teil in die Heimat, andere brachten das „Opfer des Verstandes". Als am 18. Juli 1870 die endgültige Abstimmung stattfand, war der Widerspruch bis auf zwei Stimmen verstummt. Nunmehr verlas der Papst „die Konstitution Pastor aeternus, welche in ihrem letzten Teil als göttlich geoffenbartes, zum Heile notwendiges Dogma verkündet, daß der römische Pontifex, wenn er vom Lehrstuhl aus eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Lehre über den Glauben oder über die Sitten festsetzt, kraft des im seligen Petrus ihm verheißenen göttlichen Beistandes — gemeint ist Luk. 22, 32 — mit der Unfehlbarkeit gebietet,

mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei der Feststellung einer Lehre über Glauben oder Sitten ausgestattet haben wollte, und sonach derartige Bestimmungen aus eigener Kraft, nicht erst aus der Zustimmung der Kirche unverbesserlich seien." Unter Donner und Blitz ist solches der Welt verkündet worden. Die einen dachten dabei an Moses auf Sinai, die anderen an den Zorn Gottes.

Besonderer Scharfsinn hatte nicht dazu gehört, vorauszusehen, daß die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes, die „Aufstellung des Idols im Vatikan" eine Spaltung in der Kirche herbeiführen werde. Zwar haben die deutschen Bischöfe, einer nach dem andern, ihre Überzeugung zum Opfer gebracht und die Unfehlbarkeit anerkannt, selbst Bischof Hefele von Rottenburg, der noch im Dezember 1870 geschrieben hatte: „Ich kann mir in Rottenburg so wenig als in Rom verhehlen, daß das neue Dogma einer wahrhaftigen biblischen und traditionellen Begründung entbehrt und die Kirche in unberechenbarer Weise beschädigt, so daß letztere nie einen herberen und tötlicheren Schlag erlitten als am 18. Juli d. J. Aber mein Auge ist zu schwach, um in dieser Not einen Rettungsweg zu entdecken, nachdem fast der ganze deutsche Episkopat, sozusagen über Nacht, seine Überzeugung geändert hat und zum Teil in sehr verfolgungssüchtigen Infallibilismus übergegangen ist. Ich sehe mit Schrecken, daß demnächst in allem Religionsunterrichte Deutschlands die Infallibilität als das Hauptdogma des Christentums wird gelehrt werden und ich kann mir den Schmerz der Eltern vorstellen, welche ihre Kinder solchen Schulen überlassen müssen." Viele ernste katholische Laien haben tief über das Vatikanum getrauert. Kein Staat hat das unerhörte Dogma, das die Hoheit des römischen Bischofs himmelhoch über die des Staates stellte, anerkannt. Diejenigen Katholiken aber, welche es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren konnten, weiterhin in der Papstkirche zu bleiben, schlossen sich zu der „altkatholischen" Kirche zusammen. Die Wissenschaft war es, die zuerst gegen den Vatikanischen Beschluß protestierte, und zwar von München, Breslau und Bonn aus. Döllinger (s. den nächsten Abschnitt) erklärte: „Werde ich mit Zeugnissen und Tatsachen überführt, so verpflichte ich mich hiermit, öffentlichen Widerruf zu leisten. Tausende im Klerus, Hunderttausende in der Laienwelt denken wie ich. Bisher hat noch keiner selbst von denen, welche sich unterworfen haben, nur gesagt, daß er von der Wahrheit des Dogmas überzeugt sei. Kein einziger glaubte daran, höre ich Tag für Tag." Diese männlichen, wahrhaftigen Worte fanden eine jubelnde Zustimmung in weitesten Kreisen. Über Döllinger ward der große Bann verhängt. Er hat trotzdem alles vermieden, was seiner Meinung nach eine Sektenbildung nach Art des Protestantismus herbeiführen könnte. Im Mai fand die erste Synode der deutschen Altkatholiken in Bonn statt, nachdem bereits im Jahre zuvor Professor Josef Hubert Reinkens zum Bischof erwählt und von dem Bischof Heykamp zu Deventer geweiht worden war. Preußen, Baden und Hessen haben ihn anerkannt, Preußen und Baden auch eine Bistumsdotation gewährt. Zwar nicht in der anfangs erhofften Ausdehnung, aber doch in langsamem Fortschritt hat der Altkatholizismus sich verbreitet. Er wird allerdings hauptsächlich als Durchgangspforte vom Katholizismus zum Protestantismus anzusehen sein.



Dr. Adalbert Falk.
1872—1879 preußischer Kultusminister.

4. Katholische Theologen und katholische Wissenschaft.

Mit dem Wachstum des jesuitischen Einflusses auf die Kirche sank in gleichem Maße die Wissenschaftlichkeit der katholischen Theologie. Wahre Wissenschaft und die Gebundenheit an vorher bestimmte, sich ergeben müssende Resultate sind unvereinbar. Aus der Zahl der wissenschaftlich gerichteten katholischen Theologen Deutschlands, die immer geringer wird und werden muß, seien zwei genannt, die auch auf die evangelische Kirche rückwirkend gewesen sind: Möhler und Döllinger. Johann Adam Möhler (1796—1838), von der Sailerschen und Wessenbergschen Richtung, sowie von dem Kirchenhistoriker Planck in Göttingen und Schleiermacher und Neander in Berlin beeinflußt, erst in Tübingen, dann in München wirkend, trat in seiner ersten Hauptschrift: „Die Einheit der Kirche und das Prinzip des Katholizismus dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte" für einen über den Katholizismus und Protestantismus der Geschichte hinausstrebenden idealen Katholizismus ein. Allmählich hat sich Möhler allerdings mehr in die Bahnen der römischen Kirche gefunden. So hat er in seiner „Symbolik", einer vergleichenden Darstellung der Unterscheidungslehren der römischen und der evangelischen Kirche, die freilich mehr eine Kampfschrift gegen den Protestantismus wurde, die Reformation dargestellt „als eine revolutionäre Bewegung, durch welche die ruhige Entwicklung der mittelalterlichen Kirche und der in derselben reichlich vorhandenen guten Keime zerstört, die kirchliche Einheit zerrissen worden sei". Möhlers Schrift hat eine mächtige Bewegung in der protestantischen Theologenwelt hervorgerufen. Auch sie ist ihm zu Danke verpflichtet, „sofern er durch seine energischen Angriffe sie zur tieferen Besinnung über sich selbst, über ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zur römischen Kirche genötigt und ihre Theologen zu scharfer Kritik und Abwehr veranlaßt hat. Seine aufrichtige Frömmigkeit, sein sittlicher Ernst, sein zartes Gemüt, sein klarer, durch klassische und historische Studien vielseitig gebildeter Geist, seine ganze, ebenso milde wie feste und entschiedene Persönlichkeit mußte ihm in und außer seiner Kirche Achtung und Vertrauen gewinnen und schon die äußere seelenvolle Erscheinung hatte nach dem Zeugnis solcher, die ihn in der besten Zeit seines Lebens und Wirkens kannten, etwas Anziehendes und zugleich Imponierendes." Jo-

hann Joseph Ignaz von Döllinger (1799—1890), seit 1826 Professor in München, galt infolge seiner ersten Schriften, insbesondere seines Werkes: „Die Reformation, ihre Entwicklung und ihre Wirkungen", als ein rechtgläubiger Katholik vom reinsten Wasser, erregte aber durch seine Behauptung, daß die weltliche Herrschaft des Papstes seinem Amte eher schädlich als förderlich sei, und durch seine „Papstfabeln des Mittelalters" Anstoß bei den Ultramontanen. Seine oben berührte, charakterfeste Ablehnung des Unfehlbarkeitsdogmas hat ihn aus der römischen Kirche ausgeschieden.

Der Versuch, die unter einem „unfehlbaren" Papste stehende katholische Kirche mit wissenschaftlicher Forschung zu vereinen, muß ergebnislos bleiben und jeden, der ihn wagt, entweder zum Widerruf oder zum Bruch mit Rom zwingen. Was im römischen Lager als Wissenschaft bezeichnet wird, läuft auf eine „Umkorrigierung" der bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse, soweit sie den Tendenzen Roms widersprechen, zugunsten einer Verherrlichung der Papstkirche hinaus. Auf dem Gebiete der Geschichte bietet das Muster derartiger „Arbeit", für die reiche Mittel zur Verfügung stehen, der Frankfurter Johannes Janssen (gest. 1897) mit seiner „Geschichte des deutschen Volkes", der „noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden testamentarische Bestimmungen getroffen, welche die Herausgabe von „Erläuterungen und Ergänzungen" zu seinem Lebenswerke ermöglichen". In gleichem Sinne arbeitet die 1876 gegründete Görres-Gesellschaft. „Wissenschaft" schuf und kennt nur der Protestantismus. Gibt Rom und sein Haupt vor, die Wissenschaft fördern zu wollen, so ist es bei näherem Zusehen „nicht die Wissenschaft um ihrer selbst willen, sondern die Wissenschaft als Scholastik, als Trägerin von Propaganda und Polemik. Was der unfehlbare Papst sagt und tut, das hat die Wissenschaft als gehorsame Dienerin als wahr und gut zu erweisen, alle entgegenstehenden Tatsachen weg- oder umzudeuten. Noch interessanter und für das geistige Leben des deutschen Volkes bedeutungsvoll ist der Eifer, mit welchem sich der deutsche Katholizismus zum Echo der päpstlichen Wissenschaftsbestrebungen macht. Hier hat sich, nachdem für alle diese Dinge wohl schon früher Anfänge und Keime vorhanden gewesen waren, ein vom gemeinsam deutschen abgesondertes Geistesleben gebildet. Man hat jetzt katholische Philosophen, katholische Geschichte, katholische Poesie, katholische Literarhistoriker, katholische Presse, katholische Unterhaltungsliteratur und Belletristik, katholische Reisehandbücher, katholisches Konversationslexikon" usw.

5. Rom und die evangelische Kirche.

Mit dem Wachstum des jesuitischen Einflusses auf die römische Kirche wuchs auch der Geist der Unduldsamkeit und des Hasses gegenüber dem Protestantismus. Es ist drüben Mode geworden, diesen als „Empörung", als eine „Pest", die Protestanten als den Abschaum der menschlichen Gesellschaft, Luther als eine Art Teufel zu bezeichnen. So führt der römische Jesuit Giovanni Perrone (1794 bis 1876) aus: „Hätte nicht die Wollust ihren Geist vergiftet, wie hätten die Völker den absurden Protestantismus der katholischen Religion vorziehen können! Der Protestantismus ist in religiöser Hinsicht, was in natürlicher Hinsicht die Pest; schon bei dem bloßen Sprechen davon müßt ihr zurückschrecken wie vor einem Mordversuch auf euer Leben!" Luther sei „ein Rebell, der aus maßlosem Ehrgeize gegen die Kirche sich erhoben habe, von Irrtum zu Irrtum fortschreitend die ganze Ordnung des Glaubens und der Sitte verkehrte, Hochzeit machte mit einer verächtlichen davongelaufenen Nonne und als Haupt einer verlorenen, jeder Art von Schändlichkeit hingegebenen Rotte ganz Europa mit Blutvergießen erfüllte." Der Tridentiner Fürstbischof Riccabona schrieb im Jahre 1863: „Nachdem Martin Luther, um seine Leidenschaften zu befriedigen, die Fahne der Empörung gegen die Kirche Jesu Christi erhoben hatte, scharten sich um ihn die verworfen-

Pius IX. Papst 1846—1878.

sten Menschen von ganz Europa." Es ließe sich ein langes Kapitel über diese Schmähungen schreiben. Wir wollen die Blätter einer deutschen Kirchengeschichte damit nicht beschmutzen, ebensowenig mit den Schändungen, die der Name Luthers, des „Revolutionärs", des „meineidigen Mönches, der mit einer entlaufenen Nonne im Konkubinate lebte", des „Teufelsboten, der nach einer wüsten Nacht im Selbstmord zum Teufel fuhr", insbesondere seit dem Jubiläumsjahr 1883 seitens Roms vom Papste herab bis zu dem bildungsärmsten Preßkaplan erfahren hat. Leo XIII. hat noch im Jahre 1897 in der berüchtigten „Canisiusencyklika" die Reformation als „Revolution" und „äußersten Ruin der Sitten" bezeichnet und im Jahre 1899 hat der „Osservatore Romano" von dem „höllischen Werk der mannigfaltigen und verschiedenartigen protestantischen Sekten, die Seelen zu verderben, die ihnen vom Hauch der

Revolution zugetrieben werden", gesprochen und „evangelische Kirchen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten auf eine Stufe mit Leib und Seele vergiftenden prostituierten Weibern" gestellt. Wie blind der Haß macht, zeigt sich an dem päpstlichen Urteil über die evangelischen Missionen. Am 3. Dezember 1880 hat Leo XIII. in seiner „Missionsencyklika" im Blick auf die protestantischen Missionare erklärt: „Oft treten Männer voll Trugs, Verbreiter von Irrtümern auf unter dem Vorgeben, Apostel Christi zu sein und mit menschlichen Hilfsmitteln reichlich versehen, kommen sie der Tätigkeit der katholischen Priester zuvor, schleichen sich an deren Stelle, wenn diese gerade mangeln, oder richten ihnen gegenüber ihre Lehrstühle auf. — Ach daß sie doch mit ihren Künsten keinen Erfolg haben möchten! — Wir hegen das feste Vertrauen, daß die Katholiken ihren Eifer in der Ausbreitung des Reiches Christi nicht besiegen lassen durch die Rührigkeit und den Fleiß derer, welche bestrebt sind, die Herrschaft des Reiches der Finsternis zu verbreiten."

So tief wir über solche Verleumdungen trauern möchten, so muß man doch dankbar dafür sein, wenn dem Toleranz predigenden und empfehlenden Rom mit solchen Worten die Maske entfällt. Leider verraucht der Zorn des deutschen Protestantismus angesichts solcher Schändlichkeiten nur zu rasch und immer wieder wird es vergessen, daß mit einem Gegner, der zu solchen Waffen greift und der Wahrheit frech und systematisch ins Gesicht schlägt, der das, was einst Deutschland groß, stark und einig gemacht hat, als ein Teufelswerk hinstellt, überhaupt nicht verhandelt werden kann und darf.

6. Die Erneuerung des mittelalterlichen Aberglaubens.

Bereits aus dem oben Gesagten erhellt, daß die Entwickelung der römischen Kirche sich rückwärts bewegt und immer bewußter und handgreiflicher in das Mittelalter zurücktreibt. Das tritt zutage auch in der Erneuerung des Aberglaubens, wie ihn die römische Kirche des 19. Jahrhunderts selbst auf deutschem Boden gezeitigt hat. Im Jahre 1844 wurde zu Trier der „ungenähte heilige Rock" ausgestellt. Von Maria für das Jesuskind gesponnen, sollte er mit diesem gewachsen, dann von den Kriegsknechten verlost und endlich von der heiligen Helena nach Trier geschenkt worden sein. Tausende drängten sich zu jener Ausstellung. Einige Krankenheilungen glaubte man erweisen zu können. Zwei junge Bonner Gelehrte zerstörten den Nimbus, indem sie nachwiesen, daß die Tradition nur bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreiche und daß auch anderwärts „heilige", und zwar vom Papst als echt anerkannte Röcke dessen sich fänden, der zu seinen Jüngern sagte: „Niemand habe zween Röcke." Die Trierer Schaustellung sollte aber noch ein bedeutsames Nachspiel haben. In den „Sächsischen Vaterlandsblättern" erschien Mitte Oktober 1844 ein Brief an den Bischof Arnoldi von Trier, in dem dieser in scharfen Worten beschuldigt wird, ein „Götzenfest" veranstaltet zu haben, wodurch „dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden ist, der Lasterhaftigkeit Tor und Angel geöffnet wird. Dies der Segen, den die Ausstellung des heiligen Rockes verbreitet, von dem es im übrigen ganz gleich ist, ob er echt oder unecht." Der Verfasser fordert den Bischof auf, dem Ärgernis ein Ende zu bereiten, „das unchristliche Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rockes aufzuheben, das erwähnte Kleidungsstück der Öffentlichkeit zu entziehen und das Ärgernis nicht noch größer zu machen, als es schon ist! Denn wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen — daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi von Trier! gehört seinen Henkern! — — Doch wenn Sie vielleicht dies alles nicht wußten, wenn Sie nur das Heil der Christenheit durch die Ausstellung der Trierschen Reliquie erzielten, so haben Sie doch eine doppelte Schuld auf Ihr Gewissen geladen, von der Sie sich nicht reinigen können. Einmal ist es unverzeihlich von Ihnen, daß Sie, wenn dem bewußten Kleidungsstücke wirklich eine Heilkraft beiwohnt, der leidenden Menschheit dieselbe bis zum Jahre 1844 vorenthalten haben. Zum anderen ist es unverzeihlich, daß Sie Opfergeld von den Hunderttausenden von Pilgern nehmen. Oder ist es nicht unverzeihlich, daß Sie als Bischof Geld von der hungernden Armut unseres Volkes annehmen?" Der Verfasser dieses Briefes war der suspendierte katholische Priester Johannes Ronge. Sein Wort fand ein lautes Echo. In weiten Kreisen glaubte man an eine Loslösung von der römischen und die Aufrichtung einer nationalen deutsch-katholischen Kirche. Zunächst von der Rongeschen Bewegung unabhängig hatte der Pfarrer Johann Czerski zu Schneidemühl mit seiner Gemeinde sich von der römischen Kirche losgesagt und ein christlich-apostolisch-katholisches Glaubensbekenntnis aufgestellt, in dem zwar die Heilige Schrift als einzige Glaubensquelle, aber nicht auch die protestantische Rechtfertigungslehre anerkannt wurde. Im Jahre 1845 einigten sich die Anhänger Ronges in Breslau zu folgendem Bekenntnis: „Ich glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt erschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat. Ich glaube an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden. Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Gläubigen, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben." Auf dem Grunde dieses Bekenntnisses bildete sich in Breslau die erste deutsch-katholische Gemeinde. Auf einer „allgemeinen Kirchenversammlung" zu Leipzig Ostern 1845 trat der völlige „religiöse Nihilismus" der Bewegung zutage. Man schied aus dem hier angenommenen Glaubensbekenntnis die Gottheit Christi aus. Czersky protestierte zwar dagegen, aber besaß nicht den Mut, auch mit der Tat Protest einzulegen. Schließlich erklärte man, die neue Gemeinschaft dürfe überhaupt keinen Glaubenssatz aufstellen. Alle ernster gerichteten Männer zogen sich bitter enttäuscht zurück. Der Deutschkatholizismus wurde „ein Tummelplatz für alle negativen Geister". Die deutschkatholischen Gemeinden zerfielen unter sich. Zum Teil gingen sie in die „freireligiösen Gemeinden" der vom protestantischen Lager, aber mit gleicher Verneinung aller Offenbarung ausgegangenen „Lichtfreunde" über. Die Leere ihres Geistes und den inneren Widerspruch, der in ihrem Namen liegt, bezeugt am besten die erst im Jahre 1880 polizeilich beseitigte In-

schrift über der Pforte ihres Berliner Totenackers: „Schafft hier das Leben gut und schön, kein Jenseits ist, kein Wiedersehn."

Trotz dieser Vorgänge oder vielleicht auch dadurch ermutigt, daß jene ernste Gefahr ohne schlimme Folgen an der Kirche vorübergegangen war, hat Bischof Korum von Trier im Jahre 1891 abermals eine Rockausstellung veranstaltet. Und — kaum glaublich — am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind fast zwei Millionen Menschen an diesem Stück altbyzantinischer Seide vorübergepilgert.

Auch auf anderen Gebieten zeigt sich der mittelalterliche Aberglaube. So in den Stigmatisationen, d. h. Erscheinungen der Wundmale Christi am Körper eines Menschen, worin die römische Kirche als in einem göttlichen Wunder einen Gnadenerweis für die betreffende Person, eine Stärkung des Glaubens für die Mitwelt und eine göttliche Bestätigung der Wahrheit der römischen Lehre erblickt. Öfters sind die betreffenden „Begnadeten" als Betrüger entlarvt und gerichtlich bestraft worden. In zahlreichen Fällen ließ sich die „Mutter Gottes" sehen. Viel machte ihre angebliche Erscheinung bei Marpingen im Regierungsbezirk Trier von sich reden. „Im Sommer 1876 wollten drei achtjährige Mädchen bei einer Quelle eine weißgekleidete Frau mit einem Kinde auf dem Arm gesehen haben, die sich ihnen als die unbefleckt Empfangene kund gab und zur Errichtung einer Kapelle an diesem Orte aufforderte. Später sahen sie auch über dem Haupt der Mutter Gottes mit dem Kinde den Heiligen Geist schwebend und hörten eine Stimme: Das ist mein lieber Sohn usw. Dann folgten himmlische Prozessionen mit Engelsposaunen, ein Leichenzug in der Luft u. dgl. m. Auch den Teufel sahen sie in weißer und schwarzer Gestalt, der sie aufforderte, vor ihm niederzufallen und ihn anzubeten." Unerhört war der Zudrang zu der neuen „Gnadenstätte". Vorzüglich ging der Handel mit dem „heilkräftigen" Wasser aus der benachbarten Quelle. Nur schade, daß jene Kinder des Schwindels überführt wurden und in eine Besserungsanstalt für Verwahrloste gebracht werden mußten. Zum mittelalterlichen Aberglauben gehört auch der Handel mit geweihten Amuletten in Form von Skapulieren. Das Tollste, mittelalterlichen Aberglauben noch Überbietende aber war der Leo-Taxil-Schwindel im Jahre 1897. Taxil (in Paris) veröffentlichte, um den Aberglauben vor aller Welt lächerlich zu machen, angebliche Enthüllungen einer amerikanischen Miß Diana Vaughan über das Erscheinen des Teufels Bitru in den Logensitzungen der Freimaurer, über Audienzen, die derselbe erteile usw. Die römische Kirche, an ihrer Spitze der „Unfehlbare", hat den „Enthüllungen" Glauben geschenkt; sonst hätte Leo XIII. Taxil nicht seinen Segen gespendet! Und im April 1897 erklärte Taxil öffentlich in Paris, daß — seine „Enthüllungen" von Anfang bis Ende Schwindel gewesen seien.

7. Ordens und Vereinstätigkeit.

Eine außerordentlich ausgebreitete Ordens- und Vereinstätigkeit, völlig durchdrungen vom Geiste Loyolas soll der römischen Kirche helfen, ihre Ziele zu erreichen. Untergegangen war der Jesuitenorden trotz seiner Aufhebung nicht. Zum Teile bestand er im geheimen fort. Zum Teile gingen seine Glieder in den geistverwandten Orden der Liguorianer oder Redemtoristen über, der 1732 von Alfons Maria de Liguori „zum Dienst der Ärmsten und Verlassensten im Volke mittels Seelsorge und Jugendunterricht" gestiftet, sich von Italien aus auf die Länder diesseits der Alpen verbreitet hatte. Nach seiner 1814 erfolgten Wiederherstellung blieb dem Jesuitenorden vielfache Verfolgung nicht erspart. Unter deren Druck ist er erstarkt und gewachsen. Immer mehr hat sich die römische Kirche mit dem Jesuitenorden identifiziert. Darum stellte sie unermüdlich die Forderung auf, daß dem Orden die Rückkehr nach Deutschland gestattet werde. Es war zu fürchten, daß über kurz oder lang diese Forderung auch seitens des Bun-

Ludwig Windthorst.

desrats erfüllt werden würde. Deutschland wird dann seinen ärgsten Feind einmal wieder in der Nähe sehen und kennen lernen, an dessen Gefährlichkeit viele, trotz der beredten Lehre der Geschichte nicht glauben wollen. Eine bedeutende Vermehrung haben in Deutschland die klösterlichen Niederlassungen erfahren.

Allerlei religiöse Genossenschaften, Bruder- und Schwesternschaften vereinen ungezählte Laien zu gemeinsamen Gebeten, Barmherzigkeitsübungen, Unterrichtszwecken u. dgl. Im Jahre 1882 forderte Leo XIII. zur Neubelebung des Instituts der Franziskanertertiarier auf. Seit 1853 finden jährlich „Deutsche Katholikentage" statt. „Wie Paraden bieten diese großen Heerschauen der Getreuen Roms und des Zentrums alljährlich dasselbe Bild, an das man sich in Deutschland nachgerade gewöhnt hat." Nach Ludwig Windthorst (gest. 1891) übernahm die Führung der deutschen Katholiken Ernst Lieber (gest. 1902).

Fast unzählig sind die Vereine, die die einzelnen Stände und Berufsklassen, die Kaufleute (Verband kaufmännischer Vereine) und Juristen (katholischer Juristenverein), Gymnasiasten (marianische Kongregationen), Studenten (katholische Verbindungen) und Bauern (Bauernvereine), Gesellen (katholische Gesellenvereine) selbst Kinder (Vereine der Kindheit Jesu) usw. für die Zwecke der römischen Kirche organisieren. Der Bonifatiusverein, eine Nachbildung des Gustav-Adolf-Vereins, unterstützt Katholiken in der Zerstreuung unter Protestanten und ist ihnen zur Gründung selbständiger Gemeinden behilflich. Die Borromäusvereine sorgen für die Verbreitung katholischer Bücher, während der Augustinus-Preßverein die katholische Tagespresse mit gut ultramontanen Artikeln versieht.

Angespornt durch die erfolgreiche Missionsarbeit der Protestanten hat sich die römische Kirche im neunzehnten Jahrhundert mit besonderem Eifer der Mission gewidmet. Gern sucht sie neben der protestantischen Mission zu arbeiten, dieser entgegenzutreten und ihr Schwierigkeiten zu bereiten. So stellte sich für Deutsch-Ostafrika neben die evangelisch-ostafrikanische Missionsgesellschaft in Berlin die katholische „St. Benediktus-Mission" in München. Unumwunden ist die Selbstverleugnung, Opferwilligkeit und Treue der katholischen Missionare, unter denen mancher im Dienste seines Berufs den Märtyrertod erlitt, anzuerkennen. Aber für die Ausbreitung des Christentums würde es von größtem Segen sein, wenn die katholischen Missionare sich andere Gebiete als die bereits von protestantischen Missionaren bearbeiteten heraussuchten.

Dritter Abschnitt.

Die Vereinstätigkeit der evangelischen Kirche.

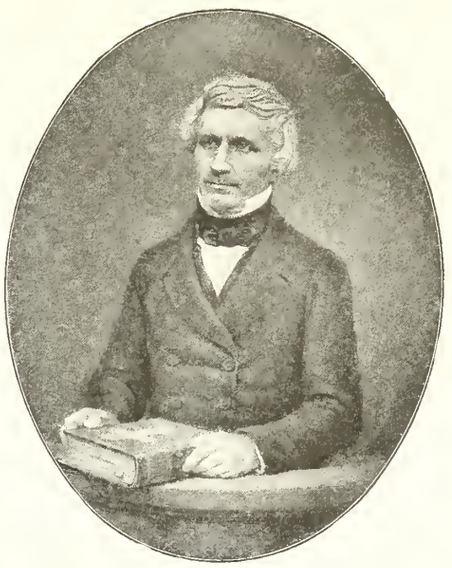
1. Die innere Mission.

Schon im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts finden wir Bestrebungen in der evangelischen Kirche Deutschlands, welche auf das hinausgehen, was wir als „Innere Mission" zu bezeichnen pflegen. Die 1780 durch Johann August Urlsperger (1728—1806) in Basel gegründete „Christentumsgesellschaft" „zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" hatte auch auf Deutschland Einfluß, indem sie die Bildung freier, aber untereinander verbundener Vereine von Gleichgesinnten zur Ausübung christlicher Liebestätigkeit veranlaßte. Die Verbindung der Christentumsgesellschaft mit England führte 1805 zur Gründung der ersten deutschen Bibelgesellschaft (in Nürnberg — später nach Basel verlegt), zu der sich bald die Preußische Hauptbibelgesellschaft in Berlin und die „Königliche privilegierte Bibelanstalt" in Stuttgart gesellten. In Norddeutschland führte zur Betätigung des Christentums in der Liebe insbesondere das durch die Not der Napoleonischen Kriege vertiefte religiös-patriotische Empfinden. Auch hier bildeten sich Bibel- und Traktatgesellschaften. Der aus Danzig stammende edle Johannes Daniel Falk (1768—1826) gründete im Jahre 1813 in Weimar die „Gesellschaft von Freunden in der Not". Im „Lutherhof" zu Weimar fanden zahlreiche verlassene und arme Kinder ein neues Vaterhaus. Während der Befreiungskriege waren auch die deutschen Frauen in der Liebestätigkeit nicht zurückgeblieben. Die Frauenvereine, die sich damals gebildet hatten, bestanden auch nach dem Kriege weiter als Vereine für Arme, Kranke oder sonstige Hilfsbedürftige.

Als der Vater der inneren Mission wird aber mit Recht Johann Hinrich Wichern (1808—1881) bezeichnet, der im Jahre 1833 im Rauhen Hause (eig. Ruge's Haus) zu Horn bei Hamburg eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder mit dem Grundsatze der Familienerziehung eröffnete und im Zusammenhang damit eine Brüderanstalt zur Ausbildung von Gehilfen gründete. Die Geburtsstunde der inneren Mission schlug aber erst auf jener Versammlung in der Schloßkirche zu Wittenberg im September 1848 (s. o. S. 239), der Wichern als die einzigen Heilmittel für die tiefen Volksschäden den Glauben an das Evangelium und die alles überwindende Liebe anpries. Ein Jahr später veröffentlichte er eine Denkschrift über die Aufgaben und Arbeiten der inneren Mission: „Als innere Mission gilt uns nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christum geborenen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheimgefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Ämtern erreicht werden." So fanden sich denn außerordentlich umfangreiche Aufgaben für die innere Mission. Auf dem staatlichen Gebiete haben sich die Vereine in erbarmender Liebe der Gefangenen anzunehmen, für seelsorgerlichen Zuspruch in den Gefängnissen zu sorgen, Gefängnisprediger anzustellen und ein christlich gesinntes Wärterpersonal zu beschaffen. Für die entlassenen Sträflinge ist zu sorgen, damit sie der bürgerlichen Gesellschaft wieder eingefügt werden; im Bedürfnisfalle sind Asyle als Zwischenstationen zu errichten. Auf dem kirchlichen Gebiete fordert Wichern, daß im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied derselben mehr sei, das nicht das lautere Wort Gottes in rechter, d. h. gerade für ihn sich eigenender Weise hörte und die ihm sich darbietende Gelegenheit zu diesem Hören fände, auch ohne sie zu suchen. So weist er auf die Bibelgesellschaften hin und auf die Anregung zum Hausgottesdienst, damit jede Gemeinde eine Bibelgesellschaft in dem Sinne werde, daß alle Familien sich um die Bibel scharen. Bibelstunden müssen von den dazu Begabten, Kandidaten und Schullehrern eingerichtet, gemeinverständliche Schriftauslegungen verbreitet werden. Demgemäß müssen Büchervereine, Gesellschaften zur Verbreitung evangelischer Bücher errichtet werden und Volks- und Wanderbibliotheken in Städten und Dörfern, nicht nur erbaulichen, auch, ja vornehmlich,

belehrenden und gut unterhaltenden Inhalts. Kolporteure und aus dem niedern Volk hervorgegangene Wanderprediger müssen zu dem gedruckten Wort das mündliche hinzufügen, Reiseprediger und Straßenprediger sind anzustellen, Bethäuser zu bauen und Hilfsprediger zu besolden. Die Gemeindeglieder in den Einzelvereinen haben sich zusammen zu tun und für die Armen, Kranken, Verlassenen, für groß und klein zu sorgen, und Stadtmissionare müssen diesen Vereinen zur Verfügung stehen. An Arbeiten auf dem allgemeinen sittlichen Gebiet ist vor allem der Kampf gegen die Prostitution zu nennen. Die Dienstbotenpflege ist den Herrschaften ans Herz zu legen, Mägdeanstalten und sogen. Magdalenenasyle sind zu errichten. Die schlechte Volksliteratur ist durch eine gute zu ersetzen und das Laster der Trunksucht ist durch Enthaltsamkeitsvereine zu bekämpfen. Die Arbeiten der inneren Mission auf sozialem Gebiete haben sich in der Kinderpflege, in den Sonntagsschulen für arme Kinder, in den Rettungsanstalten für gefährdete und verkommene Kinder zu ergehen. Die gläubigen Gemeindeglieder haben die Kinder zu unterweisen und die Eltern der im Rettungshause weilenden Kinder zu besuchen, damit das heimkehrende Kind eine gesunde Atmosphäre findet. Die Armen- und Krankenpflege ist im Anschluß an bereits bestehende bürgerliche und kirchliche Einrichtungen ernst in die Hand zu nehmen, Frauenvereine sind zu organisieren, Diakonissenanstalten zu gründen und zu erhalten, den arbeitsfähigen Kranken und Armen ist Arbeit zu verschaffen. Gegenüber den revolutionären und kommunistischen Assoziationen sind christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst zu errichten in den verschiedenen Arbeits- und Besitzständen als Zünfte, Innungen, Jünglingsvereine, Fortbildungsschulen, Vereine junger Kaufleute u. dgl. mehr. Auch die Armen haben sich in Sparkassen zu assoziieren, die Wohlhabenden müssen Baugesellschaften bilden, damit der Wohnungsnot der Armen gesteuert werde. Für die evangelischen Deutschen in Frankreich, besonders in Paris und Marseille, wie in der Französischen Schweiz, diesen Brutherden gotteslästerlichen Umsturzes, in London, Rom, Portugal, Spanien, Ungarn hat die innere Mission einzutreten. Für die Auswanderer ist an den Hafenorten der Einschiffung Sorge zu tragen und vor allem sind sie seitens der inneren Mission an den Ausschiffungsorten in Empfang zu nehmen, und für ihre Versorgung mit der Predigt des göttlichen Wortes jenseits des Meeres hat die innere Mission einzustehen. (Achelis.)

Was die innere Mission in dankenswertester Weise bezweckte, war im Grunde genommen die Aufgabe der Kirche und es hätte zunächst das Bestreben der ersteren sein müssen, die Kirche in der Erfüllung dieser Aufgabe zu unterstützen. Statt dessen arbeiteten die Vereine für innere Mission in der Hauptsache neben der Kirche. Das gereichte beiden zum Nachteil. Allmählich jedoch vollzog sich eine Annäherung. Nicht nur der Kirche, sondern auch der Gesellschaft und dem Staate waren die Augen aufgegangen über das, was zu tun nötig war. So verbinden sich mehrfach Humanität, innere Mission und Staat in der Lösung ernster Aufgaben. Es entstand die Genfer Konvention (1864): „Alle Verwundeten und Kranken von Freund und Feind, ihre Lagerstätten und die zu ihrer Pflege gehörenden Gerätschaften, sowie alle Ärzte und ärztlichen Gehilfen sind als neutral zu behandeln, sobald sich die Häuser durch das Rote Kreuz im weißen Felde, die Ärzte und Gehilfen durch eine Armbinde mit gleichem Zeichen kenntlich machen.“ Nach dem Kriege von 1866 bildeten sich die Vaterländischen Frauenvereine. Schon 1852 hatte Friedrich Wilhelm IV. den 1810 säkularisierten Johanniterorden der Ballei Brandenburg seiner ursprünglichen Bestimmung der Armen- und Krankenpflege zurückgegeben. Tüchtige Kräfte für die Not des Krieges, im Frieden ausgebildet, stellen die „Genossenschaften freiwilliger Krankenpfleger im Kriege“ und die „Schwestern vom Roten Kreuz“, von den Diakonissen sich dadurch unterscheidend, daß sie nicht auf irgendeiner konfessionellen Grundlage ausgebildet sind. Auch zur Steuerung der in den Großstädten geradezu entsetzlich gewordenen Wohnungsnot haben sich Humanität und innere Mission verbunden. Hier und da haben die



J. H. Wichern.

Arbeitgeber für ihre Arbeiter Häuser gebaut, anderwärts setzen gemeinnützige Baugesellschaften oder Arbeiterbaugenossenschaften den Arbeiter in den Stand, sich eine billige eigene Wohnung zu beschaffen. Im Jahre 1881 lenkte Pastor Friedrich von Bodelschwingh in Bielefeld die Aufmerksamkeit auf die etwa 200000 arbeitslosen oder arbeitsscheuen Leute, die heimatlos geworden, bettelnd auf den Straßen liegen. Clemens Theodor Perthes in Bonn regte die Gründung von Herbergen zur Heimat an, während Bodelschwingh 1882 die erste Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld eröffnete. Jetzt beträgt deren Zahl gegen dreißig.

Vieles hat der Staat als seine Verpflichtung anerkannt, was einst als Aufgabe der inneren Mission galt, so die geistliche Versorgung der Gefangenen, die Unterbringung der Irrsinnigen, die Ausbildung und den Unterricht der Taubstummen und der Blinden, die Fürsorge für die verwahrloste oder von der Verwahrlosung bedrohte Jugend, insbesondere aber die Armenpflege. Für die städtische Armenpflege ist zumeist das sogenannte Elberfelder System vorbildlich geworden, dessen Grundzüge sind: „genaue Einteilung in Bezirke und Distrikte, eine große

Menge von freiwilligen Pflegern, deren jedem nur zwei bis vier arme Familien übergeben werden, eine relative Selbständigkeit der freiwilligen Armenpfleger in Gewährung und Verweigerung der Unterstützung, Verschaffung von Arbeit an die Armen und Arbeitserziehung zu wirtschaftlicher Selbständigkeit unter Betonung des sittlich hebenden Einflusses des Pflegers." Aus den Händen der inneren Mission ging an die Kirche über die Veranstaltung von Kindergottesdiensten, die Leitung und Pflege von Jünglings- und Jungfrauenvereinen, die Fürsorge für arme Kranke durch Gemeindediakonissen.

Geblieben ist der inneren Mission und wird ihr bleiben vornehmlich die Ausbildung von Berufsarbeitern und Berufsarbeiterinnen für alle die Aufgaben, die sie der Humanität, dem Staat und der Kirche zeigte, bzw. überwies, die Ausbildung von Diakonissen und Diakonen. Am 13. Oktober 1836 eröffnete der Kaiserswerther Pastor Theodor Fliedner (1800—1864) das erste Diakonissenhaus. Aus kleinen Anfängen ist ein großes Werk geworden, dessen Leitung nach Fliedners Tode Julius Disselhoff (1827—1901) übernahm. Die Kaiserswerther Diakonissen pflegen im deutschen Hospital zu London, wie zu Philadelphia und bedienen Krankenhäuser in Konstantinopel, Alexandria, Jerusalem, Beirut und Smyrna. Bald erstanden auch anderwärts Diakonissenhäuser. Besonders sei gedacht der streng lutherischen Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau in Franken, im Jahre 1854 von Wilhelm Löhe (geb. 1808, hochverdient um die Einbürgerung der inneren Mission, insbesondere aber um die Förderung des Diakonissenwesens, gest. 1872) gegründet. In der Kaiserswerther Generalkonferenz sind 83 reichsdeutsche Diakonissenmutterhäuser mit rund 21000 Diakonissen zusammengeschlossen. Dazu sind noch die vom Diakonieverein in Berlin-Zehlendorf ausgebildeten 1600 Schwestern zu zählen. Täglich werden von 3123 Diakonissen in nicht weniger als 2595 Kleinkinderschulen 200000 Kinder gesammelt und erzogen. Hierzu kommen noch 1245 Kinderhorte mit 84241 Kindern, ungerechnet die zahlreichen Kinderrettungsvereine usw. (Nach dem Stande vor dem Kriege.) Unermeßlich ist der Segen, der von diesen Häusern in die Welt ausgegangen ist. Ähnlich den Diakonissenhäusern sind die Anstalten organisiert, in denen Brüder oder Diakonen zur Krankenpflege, zur Stadtmission, zur Leitung von Rettungshäusern, Herbergen zur Heimat u. dergl. ausgebildet werden (die erste in Beuggen, weitere in Düsselthal, Chrischona bei Basel, Duisburg, Rauhes Haus usw.). Einen ungeheuern Aufschwung hat ganz besonders auch die in der „Nationalvereinigung der evangelischen Jünglingsbündnisse" zusammengeschlossene christlich-nationale Jugendarbeit genommen. Es gehören ihr (1912) 2419 Vereine mit 142826 Mitgliedern an. Durch diese Arbeit wird eine unberechenbare innere und äußere Ertüchtigung der Jungmannschaft in nationalem Sinne erzielt. Der auf sozialem Gebiete unermüdlich tätige Düsseldorfer Pfarrer Wilhelm Ilgenstein hat in seinen Schriften die furchtbare Verhetzung gezeigt, die seitens der sozialdemokratischen Jugendschriften auf die heranwachsende Generation ausgeübt wird.

Eines starken Anwachsens erfreute sich auch die deutsche Seemanns-Mission, die in 214 Welthäfen durch 153 Berufsarbeiter in 84 Heimen und Lesezimmern den Seeleuten ein deutsches Heim im Ausland gewährte und viel Elend durch die Anlegung und Beförderung von Ersparnissen abwandte. (1912.)

2. Die äußere Mission.

Das neunzehnte Jahrhundert verdient den ihm oft beigelegten Namen „Jahrhundert der Mission". Die Mission, für die der Pietismus und die Herrnhuter den Sinn geweckt hatten, wird Volks- und Kirchensache. Große Entdeckungen und ungeahnte Erfindungen bringen die Völker einander näher. Die Welt tritt in das „Zeichen des Verkehrs". Die Humanität erkennt auch in dem tiefstehenden Heiden den Bruder und das göttliche Ebenbild. Das Gewissen erwacht und erinnert an die Verpflichtung, den Heiden aus ihrem Elend zu helfen. Christus wird wieder lebendig in unserm Volk. Er erinnert es an sein heiliges Testament: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" Veranlaßt wurde der Aufschwung des Missionswerkes in Deutschland durch den Einfluß der englischen Mission und der Christentumsgesellschaft (s. o. S. 203). Schon seit dem Jahre 1800 bildete der Berliner Prediger Jänicke (gest. 1827) in der von ihm gegründeten Missionsschule tüchtige Missionare aus. 1815 entstand die Baseler Missionsgesellschaft, der bald die weiteren großen Missionsgesellschaften Berlin I und II, Barmen, Hamburg und Dresden (1848 nach Leipzig verlegt) folgten. 1849 gründete Ludwig Harms (1808—65), Pastor in Hermannsburg (Regierungsbezirk Lüneburg), eine eigene, im streng lutherischen Geiste wirkende Mission. Eine neue Bewegung kam in den deutschen Missionseifer nach der Einigung des Reiches und der Erwerbung von Kolonien. Im Jahre 1886 bildete sich die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutschostafrika.

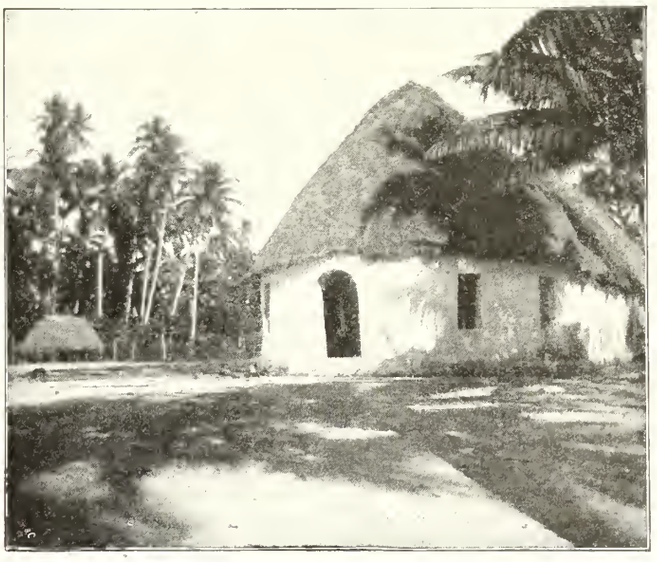
Im neunzehnten Jahrhundert ward auch der Blick der deutschen Christen wieder nach dem Morgenlande gelenkt. Es geschah von Preußen aus. Auf die Anregung Friedrich Wilhelm IV. und infolge der geschickten Verhandlungen Bunsens wurde 1841 die Errichtung eines englisch-preußischen Bistums auf dem Berge Zion beschlossen. Unter dem zweiten, von Friedrich Wilhelm IV. berufenen Bischof Samuel Gobat (gest. 1878) entwickelte sich ein reges Missionsleben im Heiligen Lande, gefördert durch tüchtige Missionare von Chrischona bei Basel und durch Kaiserswerther Diakonissen. Das Interesse, das in der Heimat der Evangelisation Palästinas entgegengebracht wurde, kam in dem Ende des Jahres 1852 gegründeten Berliner Jerusalemverein zum Ausdruck. Besondere Fürsorge verdankt das Selbstbewußtsein des deutschen Protestantismus Kaiser Wilhelm II. Als am 31. Oktober 1892 in seiner Gegenwart die erneuerte Schloßkirche zu Wittenberg eingeweiht wurde, legte er das schöne Bekenntnis ab: „Wie wir zu dem die gesamte Christenheit verbindenden Glauben an Jesum Christum, den menschgewordenen Gottessohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, Uns von Herzen bekennen und wie wir zu Gott hoffen, allein durch diesen Glauben gerecht und selig zu werden, also erwarten wir auch von allen Dienern der evangelischen Kirche, daß sie alle Zeit beflissen sein werden, nach der Richtschnur des Wortes Gottes in dem Sinne und Geiste

des durch die Reformation wiedergewonnenen reinen Christenglaubens ihres Amtes zu warten, das Volk zur Gottesfurcht und Untertanentreue, zur herzlichen Liebe und Erbarmung gegen alle Mitmenschen, auch die andersgläubigen, anzuleiten. Unseren evangelischen Untertanen vertrauen wir, daß sie treu festhalten an dem durch das gesegnete Werk der Reformation erneuerten, reinen Christenglauben, daß sie durch Übung christlicher Liebe, Duldung und Barmherzigkeit gegen die Mitbrüder als wahre Jünger und Nachfolger des Herrn und Heilands sich erweisen, daß sie mit uns alle ihre Hoffnungen setzen auf die alleinseligmachende Gnade unseres Herrn Jesu Christi, hochgelobt in Ewigkeit!" Genau ein Jahr darauf ließ der Kaiser den Grundstein zu einer evangelischen deutschen Kirche in Jerusalem legen und in die Urkunde schreiben: „An demselben Tage, an welchem ich vor einem Jahre durch Gottes Gnade die Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg im Vereine mit den evangelischen Fürsten Deutschlands festlich begehen durfte, soll der Grundstein zu dieser Kirche gelegt werden, um damit kund zu tun, daß auch sie dastehen soll als ein Denkmal des Glaubens an den menschgewordenen Gottessohn, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, als ein Bekenntnis zu dem seligmachenden Evangelium von der Gnade Gottes, wie es durch den Dienst der Reformatoren für die evangelische Christenheit wieder erschlossen ist, als ein sichtbares Zeugnis der Glaubensgemeinschaft, in welcher die evangelische Kirche in Deutschland und darüber hinaus miteinander verbunden ist." Genau fünf Jahre später aber weihte der Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin den vollendeten Bau selbst in einer die ganze evangelische Welt erhebenden Feier ein. Seitdem hat sich die ihres Glaubens freudig bewußte evangelische Kirche Deutschlands von Jahr zu Jahr eifriger der Evangelisation Palästinas zugewandt. Dem Jerusalemverein haben sich zahlreiche (1901: dreizehn) Zweigvereine angegliedert, die im Jahre 1900 fast 100000 Mark aufbrachten. Wie der Jerusalemverein auch unter den Mohammedanern Palästinas, so missioniert die 1898 von Dr. Lepsius in Berlin gegründete Deutsche Orientmission unter den armenischen und persischen Muselmännern und hat sich insbesondere der Pflege armenischer Waisenkinder angenommen.

Wohl vergeht kein Jahr, ohne daß die Mission blutige Opfer für ihr Wirken bringen muß. So wurden im Oktober 1897 die beiden jugendlichen Leipziger Missionare Ewald Ovir und Karl Segebrock am Meruberge in Deutschostafrika ermordet. Aber eine Verfolgung wie seit langem nicht erfuhr die Mission, ohne Unterschied der Nation oder Konfession, im Jahre 1900 in China. Anfang des Jahres gab es dort 1100 evangelische Missionare, 710 Missionsarbeiterinnen, 124 Spitale, 240 Apotheken, 200000 Getaufte. Im Mai brach der Boxeraufstand los, der es auf die Vertreibung der Fremden und die Vernichtung des Christentums abgesehen hatte. Furchtbare Martern ersann der Haß. Aber der Glaube der Christen war größer. „Gerade die Blutzeugen aus den chinesischen Christen haben es bewiesen, daß Chinas Volk des Evangeliums wert ist, wie sie nicht minder bewiesen haben, daß das Christentum in China schon eine große Macht geworden ist. Das Blut dieser Märtyrer darf nicht umsonst geflossen sein. Auf ihren Gräbern wird sich die chinesische Kirche in neuer Kraft zu neuer Blüte erheben. Sie haben dem chinesischen Volke die Liebe aller gläubigen Christen und Missionsfreunde erst recht erworben, so daß sicher nicht eher Ruhe werden wird, als bis ganz China Jesum Christum bekennt."

In den deutschen Kolonien und Schutzgebieten arbeiteten nicht nur — von den katholischen Missionen ganz abgesehen — deutsche Missionsgesellschaften, so in Kamerun die amerikanischen Presbyterianer, in Ostafrika mehrere englische Missionsgesellschaften, unter den Kannibalen des Bismarckarchipels die australische methodistische Missionsgesellschaft, auf den Salomoinseln die englische Melanesische und auf den Marschallinseln die Bostoner Missionsgesellschaft.

Einst war die Mission das Werk kleiner Kreise, zu denen die Landeskirche sich gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend verhielt. Gott sei Dank ist dies ganz anders geworden. Missionsschriften finden die weiteste Verbreitung. In



Missionskirche bei Matauto auf Samoa.

allen Kirchen pflegen Missionsstunden gehalten zu werden. Mit Eifer und Hingabe hören die Gemeinden an Missionsfesten von der Ausbreitung des Evangeliums. Selbst Professuren für Missionswissenschaften (in Halle und Leipzig) wurden begründet und mit D. Gustav Adolf Warneck (geb. 1834) und D. Karl Paul (geb. 1857) besetzt.

In einer dem „Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1914" entnommenen Übersicht geben wir ein Bild von dem damaligen Stande der deutschen evangelischen Mission:

1. Mission der Brüdergemeinde (gegr. 1732) arbeitet auf 156 Hauptstationen (168 Nebenstationen) in Labrador, Alaska, im Indianergebiet von Nordamerika, auf den westindischen Inseln, an der Moskitoküste, in Demerara, Surinam, in der Kapkolonie, in Deutsch-Ostafrika, Australien, Himalaya und Tibet.

2. Basler Missionsgesellschaft (1815) arbeitet auf 70 Hauptstationen (728 Nebenst.) in Südindien, China, an der Goldküste und in Kamerun.

3. Berliner Missionsgesellschaft, Berlin I (1824) arbeitet auf 88 Hauptstationen (547 N.) in Südafrika, China und Deutsch-Ostafrika.

4. Rheinische Missionsgesellschaft, Barmen (1828) arbeitet auf 116 Hauptstationen (654 N.) in Deutsch-Südwestafrika, in der Kapkolonie, Borneo, Sumatra, Nias, China und Neuguinea.

5. Norddeutsche Missionsgesellschaft, Bremen (1836) arbeitet auf 9 Hauptstationen (169 N.) an der Sklavenküste.

6. Goßnersche Missionsgesellschaft, Berlin II (1836) arbeitet auf 46 Hauptstationen (305 N.) in Nordindien.

7. Leipziger Missionsgesellschaft (1836) arbeitet auf 46 Hauptstationen (305 N.) in Vorderindien, Rangun, Englisch-Ostafrika und Deutsch-Ostafrika.

8. Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande (1842) arbeitet in Nordindien.

Gustav Adolf Warneck.

9. Hermannsburger Missionsgesellschaft (1849) arbeitet auf 60 Hauptstationen (203 N.) in Südafrika, Ostindien und Persien.

10. Berliner Frauenverein für China (1850) unterhält das Findel- und Erziehungshaus in Hongkong.

11. Jerusalemsverein (1852) arbeitet auf 6 Hauptstationen im Heiligen Lande.

12. Schleswig-Holsteinische evang. luth. Missionsgesellschaft (1877): 15 Hauptstationen (151 N.) in Ostindien.

13. Neukirchener Missionsgesellschaft (1881): 20 Hauptstationen (37 N.) in Java und Englisch-Ostafrika.

14. Allgemeiner evang. protestantischer Missionsverein (1884): 4 Hauptstationen (12 N.) in Japan und China.

15. Bielefelder Missionsgesellschaft (1886): 14 Hauptstationen (56 N.) in Deutsch-Ostafrika.

16. Neuendettelsauer Missionsgesellschaft (1886): 16 Hauptstationen (2 N.) in Neu-Guinea und Queensland.

17. Deutsche China-Allianz-Mission in Barmen (1889): 10 Hauptstationen (41 N.) in den Provinzen Tschekiang und Kiangsi.

18. Deutsche Blindenmission in China (1890): Hongkong.

19. Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten in Berlin (1890): 6 Hauptstationen (45 N.) in Kamerun.

20. Mission der Hannoverschen ev. luth. Freikirche (1892): 9 Hauptstationen (29 N.) in Natal und Transvaal.

21. Pilgermission von St. Chrischona bei Basel (1895): 3 Hauptstationen (4 N.) in China.

22. Liebenzeller M. (Jugendbund) (1899): 15 Hauptstationen (40 N.): verbunden mit der China-Inland-Mission. Die Mission des Jugendbundes: Karolinen, Bismarckarchipel.

23. Sudan-Pionier-Mission in Eisenach (1900): 3 Hauptstationen, Sudan.

24. Kieler China-Mission (1899): 2 Hauptstationen (3 N.).

25. Deutsche Orientmission (1900): 5 Hauptstationen (4 N.) in Bulgarien, Armenien, Persien.

26. Deutsche Adventistenmission (1903): 14 Hauptstationen (24 N.): Deutsch-Ostafrika, Neukamerun.

3. Der Gustav-Adolf-Verein.

Wir hörten oben von mancherlei Gefahren, die die junge Stiftung des Gustav-Adolf-Vereins zu bestehen hatte. Es kam vor allem darauf an, daß der Verein oberhalb des wechselnden Parteitreibens sich zu behaupten und das Einheitsband der auf dem Glauben an Jesus Christus als den alleinigen Mittler ruhenden Liebe zu den Glaubensgenossen in der ganzen evangelischen Welt zu pflegen verstand. Daß ihm das gelang, dazu haben nicht zum mindesten die gottbegnadeten Männer beigetragen, die den Verein leiteten. Als der unvergeßliche D. Großmann starb (1857), richtete er durch seinen Sohn an den Verein die Mahnung: „Sage dem Verein, daß er vor allen Dingen lebendig stehen möge im Glauben und nicht wanken vom festen Grunde der Kirche, der er dient und der durch ihn aller Segen zuwächst. Lutheraner und Reformierte und Unierte mögen die große Lehre der Geschichte beherzigen und in brüderlicher Liebe da treu zueinander stehen, wo es gilt, in des Herrn Namen die schützende Rüstung nicht abzulegen und die Kelle nicht müßig zu lassen, daß wir unsere armen, bedrängten Brüder unserer Kirche erhalten und die große gemeinsame Sache des reinen Evangeliums nach unserem Maße in alle Wege verbreiten. Nur möge der Verein nie vergessen, daß er ein Diener der Kirche ist und nie Kirche machen wollen, am allerwenigsten Mengerei!" In diesem Geiste hatte der Sterbende gewirkt und dem stetig wachsenden Verein die Anerkennung und Zustimmung immer weiterer Kreise und der Kirchenbehörden zu erwerben gewußt. Nach Großmann übernahm und führte im Sinne seines Vorgängers die Leitung des Vereins Kirchenrat D. Ewald Friedrich Hoffmann. Unter ihm bildeten

sich Gustav-Adolf-Vereine in Österreich. Hier hatte Kaiser Franz Josef I. unter dem 8. April 1861 das „Protestantenpatent" erlassen, das den evangelischen Untertanen die grundsätzliche Gleichheit vor dem Gesetz auch in Betreff der Beziehungen ihrer Kirche zum Staat gewährte. Eine schwere Gefahr drohte den Evangelischen Österreichs acht Jahre später durch das österreichische Volksschulgesetz (vom 14. Mai 1869), welches die Errichtung „konfessionsloser" Schulen anordnete. In einem Lande mit 80 % Römischen, 2 % Evangelischen und 8 % Juden bedeutete „konfessionslos" selbstverständlich soviel als streng-katholisch. Der Gustav-Adolf-Verein hatte nunmehr, um die Jugend dem Evangelium zu erhalten, besonders große Opfer für die evangelischen Schulen Österreichs zu bringen. Unter dem dritten Vorsitzenden, dem Leipziger Professor der Theologie Geheimen Rat D. Gustav Adolf Fricke (seit 1875) hat der Verein einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. „Schon als Student hatte er, dessen ganzes Leben mit dem Verein verwachsen gewesen ist, an der grundlegenden Versammlung des Vereins 1842 teilgenommen, als Professor in Kiel den dortigen Hauptverein geleitet und zu einem der blühendsten gemacht, nach seiner Übersiedelung nach Leipzig war er Schriftführer des Zentralvorstandes geworden und führte nach Hoffmanns Rücktritt 1875 zum erstenmal das Präsidium auf der Hauptversammlung zu Potsdam, welche durch die rege Teilnahme des Kaisers Wilhelm I. und dessen wiederholtes Bekenntnis zu den Zwecken des Vereins ein Höhepunkt in dessen Geschichte wurde. Fünfundzwanzig Jahre war es Fricke vergönnt, in dieser leitenden Stellung dem Verein zu dienen und durch seine eminente Arbeitskraft und Sachkenntnis, wie durch seine glühende Begeisterung ihn zu immer erhöhter Wirksamkeit zu führen. Erst 1900 trat er infolge seines hohen Lebensalters zurück und fand in dem Superintendenten von Leipzig, Geheimen Kirchenrat D. Oskar Pank einen Nachfolger, welcher durch langjährige und hingebende Mitarbeit im Zentralvorstand zu seinem neuen Amt ausgerüstet war."

Nach dem über das Jahr 1912 erstatteten Bericht zählte der Verein 45 Hauptvereine, 2123 Zweigvereine, 718 Frauenvereine und einige Studentenvereine. Die Einnahmen der Einzelvereine werden gedrittelt. Über das erste Drittel verfügt der Einzelverein selbständig auf Grund eines ihm vom Zentralverein zugehenden Unterstützungsplanes. Das zweite Drittel übergibt er mit besonderem Wunsche für die Verwendung, das dritte Drittel zu völlig freier Verwendung an den Zentralvorstand. Im Jahre 1912 wurden vereinnahmt 2 268 706 Mark. Insgesamt hat der Verein bis Ende 1912 an Unterstützungen gewährt 60 224 668 Mark, und zwar an 6357 Gemeinden zu 2729 Kirch-, Bethaus- und Turmbauten, 967 Schulhausbauten, 1070 Pfarrhausbauten, an 884 Konfirmanden-, Waisen- und Diakonissenanstalten usw. Sein Arbeitsgebiet umfaßt die evangelische Welt. Besondere Aufgaben sind ihm durch die Los-von-Rom-Bewegung erwachsen, wie sie fast durch die Welt gehend, besonders in Österreich hervortritt. „Wenn alle die Kirchen," so sagt jener Bericht, „die jetzt im Bau sind oder geplant werden, binnen wenig Jahren, will's Gott, fertig sind, dann wird, es ist nicht zu viel gesagt, das ganze Gelände am Südfuß des Erzgebirges von Eger bis Außig nicht mehr den Eindruck eines rein katholischen, sondern eines Landes mit gemischter Bevölkerung machen. Wer hätte sich das noch vor drei Jahren träumen lassen? Und in Steiermark, wo sonst außer der Hauptstadt nur an der Südbahn hin und in Obersteiermark von Protestanten die Rede sein konnte, ist ein ganzer Kranz von Gemeinden ausgebreitet. Und Großes haben wir in Mähren zu erwarten. Ganz Nordmähren wird evangelisch, das kann die katholische Kirche nicht aufhalten! schreibt man von dort!"

Welch ein unermeßlicher Segen ruht im Gustav-Adolf-Verein! „Eine windschiefe Bretterbaracke" hat vor kurzem im evangelischen Sachsen ein römischer Kaplan die evangelische Kirche genannt. Schon der Gustav-Adolf-Verein allein ist ein beredtes Zeugnis von dem wahren Leben in unserer Kirche, von der Kraft ihres Glaubens und der Macht ihrer Liebe. „Er hat für die evangelische Kirche die schöne Bedeutung erlangt, daß er das Gemeinschaftsbewußtsein gepflegt und, wo es fehlte, wachgerufen hat und fort und fort wachruft. Den zerstreuten Evangelischen hat er die Liebeshand zur Rettung aus oft übertiefem Elend und großer Verkommenheit gereicht, ganz vergessene Protestantenhäuflein hat er ans Licht gezogen und durch Gründung und Sicherstellung von Gemeinden für die Zukunft erhalten, den mutlosen und verzagenden Evangelischen in der Zerstreuung, denen der allmähliche Übertritt zu Rom die einzige Aussicht war, hat er Freudigkeit und Glaubensmut neu gewonnen. Was würde in der Tat aus den 500 000 Evangelischen, denen nach allgemeinem Überschlag die Fürsorge des Gustav-Adolf-Vereins gilt, geworden sein ohne seine Hilfe? Welch eine Summe von liebender Fürsorge ist und wird denselben gewidmet und welch eine Befruchtung des Glaubenslebens und des Liebeslebens strömt zurück auf die, welche Liebe geübt und Bruderliebe gepflegt haben!" (Achelis.)

4. Der lutherische Gotteskasten.

Der Umstand, daß der Gustav-Adolf-Verein nicht nur Lutheranern, sondern auch Reformierten und Unierten zu Hilfe kam, veranlaßte viele, die auf streng lutherischem Boden standen und in den Reformierten und Unierten nicht Glaubensgenossen im Sinne von Gal. 6, 10 anzuerkennen vermochten, dem Gustav-Adolf-Verein fern zu bleiben. Andere traten ihm nicht bei, weil sie Anstoß daran nahmen, daß der Gustav-Adolf-Verein den Evangelischen nur den Römischen gegenüber zu Hilfe kommt, während nach ihrer Meinung auch diejenigen notleidenden lutherischen Gemeinden unterstützt werden müßten, die in Gefahr ständen, der reformierten Kirche oder der Union zuzufallen. Daß es auch in diesen Kreisen nicht an opferwilligem Sinn für bedrängte Glaubensgenossen fehlte, bewies die kräftige Hilfe, die die Lutheraner Nordamerikas erfuhren, insbesondere dadurch, daß Löhe (s. o. S. 250) lutherische Prediger für sie ausbildete. Eine Organisation der bedrängten Lutheranern zu gewährenden Hilfe erstrebten die Hannoveraner Pastor D. Petri, Generalsuperintendent Steinmetz und Superintendent Münchmeyer. Ihr am 31. Oktober 1853 erlassener Aufruf, dem auch bald die Stimmen anderer sich anschlossen, hatte allerdings nur langsamen und schwachen Erfolg. Erst etwa 25 Jahre später begann der „Gotteskasten" — so nannte man das neue Liebes-

werk — regere Teilnahme zu finden. Die neu erstehenden Vereine schlossen sich 1880 zu einem Verbande zusammen. Auf drei Gebiete verteilt sich die Arbeit des Gotteskastens. Wie der Gustav-Adolf-Verein kommt auch er Lutheranern (aber diesen ausschließlich) unter Katholiken zu Hilfe, so in Bayern, Hannover, Paris, Brasilien und Österreich. Besonders erfuhren die lutherischen Tschechen die Hilfe des Gotteskastens, der in dem von ihm gegründeten Lutherstift zu Königgrätz jungen Lutheranern, die die katholischen höheren Lehranstalten besuchen, christliches Familienleben, Religionsunterricht und sonntäglichen Gottesdienst gewährt. Der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung ist auch der Gotteskasten im Maße seiner Kraft zu Hilfe gekommen. Sein zweites Arbeitsgebiet bilden die bedrängten Lutheraner unter Reformierten oder anderen evangelischen Konfessionen. So ist der Gotteskasten den lutherischen Gemeinden zu Metz und Mülhausen i. E. beigesprungen und hat seine Hand selbst Lutheranern (außer in Nordamerika) in Südafrika und Australien dargereicht. Endlich gilt die Hilfe des Gotteskastens auch Lutheranern unter Unierten; aber mit vollem Recht will er absehen von einer gemeinsamen Unterstützung derjenigen lutherischen Freikirchen, die die lutherischen Landeskirchen bekämpfen.

Nach der im Organ der verbündeten lutherischen Gotteskasten, dem „Lutherischen Gotteskasten" gegebenen Übersicht bestanden im Jahre 1913 Vereine in Bayern, Braunschweig, Elsaß-Lothringen, Hamburg, Hannover (Hann. Gotteskasten, Lutherverein Stade, kirchlicher Verein Verden), Lauenburg, Lippe-Detmold (Luth. Hilfsverein), Mecklenburg, Oldenburg, Reuß, Sachsen, Sachsen-Altenburg, Schleswig-Holstein und Württemberg, welche zusammen eine Jahreseinnahme von 116068 Mark aufwiesen.

5. Der evangelische Bund.

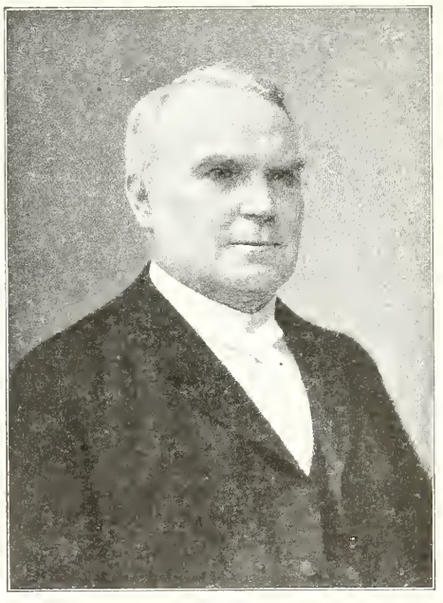
Im August 1887 hielt zu Frankfurt a. M. der „Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" seine erste Jahresversammlung. In ihm reichten sich einer Anregung des Hallenser Professors Wilibald Beyschlag folgend ohne Unterschied des konfessionellen Standpunktes evangelische Männer Deutschlands die Hand, um gegenüber der stetig wachsenden Machtentfaltung des ultramontanen Katholizismus die Evangelischen „behufs Überwindung der unserer nationalen wie kirchlichen Existenz vom Romanismus bereiteten Gefahren" zu einer starken Einheit zusammenzufassen. Nicht geringe Schwierigkeiten galt es zu überwinden, vielerlei „Bedenken" als unbegründet und unberechtigt zu widerlegen. Aber bereits im Laufe eines Jahrzehnts wurde der Bund zu einer geistigen Macht, die nicht nur auf den großen Jahresversammlungen zum Ausdruck kam. Als seine Zwecke und Aufgaben bezeichnet der Bund, der „sich zu Jesu Christo dem eingebornen Sohn Gottes als dem alleinigen Mittler des Heils und zu den Grundsätzen der Reformation bekennt" folgendes: gegenüber den äußeren und inneren Gefahren, welche den deutschen Protestantismus bedrohen, dazu mitzuwirken, daß dem deutschen Volke die Segnungen der Reformation erhalten und immer weiter erschlossen werden. Im Kampf gegen die wachsende Macht Roms will er die evangelischen Interessen auf allen Gebieten wahren, ihrer Beeinträchtigung durch Wort und Schrift entgegentreten, dagegen allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen. Gegenüber der Gleichgültigkeit und dem Materialismus der Zeit will er das evangelische Gemeindebewußtsein stärken, gegenüber dem lähmenden Parteitreiben den innerkirchlichen Frieden pflegen, gegenüber der landeskirchlichen Geteiltheit des evangelischen Deutschlands die Wechselbeziehungen zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen beleben und wahren.

Die praktische, an die große Öffentlichkeit tretende Wirksamkeit des Bundes läßt sich (nach Beyschlag 1897) unter die drei Gesichtspunkte fassen: „Widerstand gegen öffentliches Unrecht, Preßtätigkeit und materielle Hilfeleistung an bedrängtes evangelisch-kirchliches Leben. 1. Es ist seit zehn Jahren kein römischer Übergriff und keine Schädigung unserer Kirche im deutschen öffentlichen Leben zutage getreten, die der Bund, insonderheit der Zentralvorstand nicht zum Gegenstand einer Gegenbemühung gemacht hätte, sei es in Eingaben an die Behörden, sei es in Resolutionen der Generalversammlungen oder sonst in Anregung öffentlicher Proteste. Nicht alles, aber manches ist ihm gelungen, wie z. B. die Abwehr römischer Kollekten von evangelischen Häusern, die Festhaltung der evangelischen Theologen beim Heeresdienst gegenüber den Anträgen des Zentrums auf Militärbefreiung der künftigen Geistlichen; auch in der Jesuitenfrage haben die Freunde des Bundes das Ihre getan. Er hat als Antwort auf die systematische Beschimpfung und Verleumdung Luthers die jährliche Lutherfeier am 10. November im evangelischen Deutschland eingebürgert und bei der schwedischen Gedächtnisfeier Gustav Adolfs das evangelische Deutschland in eindrucksvoller Weise mitvertreten. 2. Das weiteste Arbeitsgebiet tat sich dem Bunde auf dem Felde der Presse auf, welches er vom Ultramontanismus im weitesten Umfang, bis in die Beeinflussung konservativer und demokratischer Blätter, angeblich neutraler Zeitschriften, Revuen, Lexika, Volks- und Adelsblätter beschlagnahmt fand. Er suchte eine protestantische Kontrolle dieses zum Einfangen der öffentlichen Meinung gewobenen Netzes zu organisieren, stiftete eine evangelische Korrespondenz für die Tagespresse, daneben eine Monatskorrespondenz samt Literaturblatt für die Bundesmitglieder (1914 in 350000 Exemplaren verbreitet) und setzte der überreichen römischen Flugschriftenliteratur eine deutsch-evangelische entgegen. Als Herd dieser literarischen Tätigkeit wurde im Jahre 1889 eine Buchhandlung in Schwäbisch-Hall übernommen und bald darauf nach Leipzig verpflanzt; sie verlegt auch größere Werke, teils im Auftrag des Bundes, teils unter eigener Verantwortung. 3. Materielle Hilfeleistungen erforderte vor allem die Kranken- und Waisenpflege in der Diaspora. Gleich im Jahre 1889 ging der Bund auf das Anerbieten ein, ihm in Schwäbisch-Hall ein eigenes Diakonissenhaus einzurichten; er beschaffte die Bau- und Unterhaltungskosten desselben, mußte aber die Erfahrung machen, daß der Dualismus einer Leitung in der Nähe und aus der Ferne nicht aufrecht zu erhalten war und gab daher das Unternehmen in die an Ort und Stelle leitenden Hände zurück. Das aufgegebene Unternehmen fand seinen Ersatz in dem vom badischen Hauptverein ausgehenden Bundesdiakonissenhaus in Freiburg, das auf der Zwickauer Generalversammlung eine

freigebige Unterstützung fand. Außerdem leistet der Bund in Ergänzung der Tätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins Beihilfen zu zahlreichen anderen Diasporaanstalten, regt auch selbst an gefährdeten Punkten, wie in dem vom verbündeten Polonismus und Romanismus überfluteten Westpreußen solche an. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Wirksamkeit des Bundes nach der außerordentlichen Rührigkeit und Reichlichkeit der römischen Propaganda am wenigsten noch in greifbaren Früchten hervortritt und noch am meisten der Ausdehnung und materiellen Unterstützung bedarf, aber unfruchtbar ist sie nicht." Das beste Zeugnis dafür, daß der Bund, der von Anfang an sich der trefflichen Leitung des hochverdienten Grafen Wintzingerode erfreute, seine Aufgabe erfüllt, stellt ihm der steigende Haß Roms aus, der Leiter und Mitglieder des Bundes mit Schmähungen zu überhäufen pflegt. Der Evangelische Bund zählt 37 Hauptvereine mit vielen Zweigvereinen, Ortsgruppen und angeschlossenen Vereinen. Ein besonderes Verdienst hat der Bund, hauptsächlich in der Person des rührigen, tatkräftigen und unerschrockenen Superintendenten D. Friedrich Meyer in Zwickau (gest. 1912), sich um die Förderung der evangelischen Bewegung in Österreich erworben. Eine ganze Reihe neu entstandener evangelischer Gemeinden haben es ihm zu verdanken, daß sie ihr geordnetes Kirchenwesen gründen konnten. Der evangelische Bund zählt 39 Hauptvereine mit über 2700 Zweigvereinen und etwa 430000 Mitgliedern.

6. Die evangelisch-soziale Bewegung und die evangelischen Arbeitervereine.

Das neunzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert des Dampfes und der Maschine, schuf einen vierten Stand. Dieser erkannte sich nach seiner Kopfzahl als das eigentliche Volk. Die „Arbeiterbataillone" begannen sich zu formieren. Es bildete sich die „sozialdemokratische Arbeiterpartei". Ihr rasches Anwachsen deckte der bürgerlichen Gesellschaft den furchtbaren Abgrund auf, vor dem sie stand. Man erkannte, daß unbegrenzter Reichtum in wenigen Händen und bittere Armut unter Hunderttausenden das Schlimmste befürchten lassen mußten. Je entschiedener die Sozialdemokratie Abhilfe forderte und mit je rosigeren Farben sie die Zukunft ausmalte, zu der sie führen wollte, um so freudiger fielen alle Unzufriedenen ihr zu. Rastlos arbeitete sie daran, dem vierten Stande alle Rechte der Selbständigkeit zu erobern. Ihre Presse wurde zu einer ungeheuren Macht. Es ist heute allgemein anerkannt, daß viele Forderungen der Sozialdemokratie grundsätzlich berechtigt waren, und niemand wird ernstlich daran zweifeln, daß dieselbe auf der einen Seite sich ein Verdienst um unser Volk, und zwar gerade weil ihre Arbeit dem vierten Stand galt, in seiner Gesamtheit erworben hat. Aber auf der andern Seite beschwor sie eine neue furchtbare Gefahr herauf, indem sie gegenüber der Kirche, in der sie die Schleppenträgerin der „oberen Zehntausend" erblickte, eine feindliche Stellung einnahm und es nicht verhindern konnte, daß als ihr Ziel angekündigt wurde, „die ganze Gesellschaftsordnung, Staat, Kirche und Familie zu zerstören, weil alle diese Träger unserer Bildung und Gesittung den Führern des Anarchismus lediglich als die Machtmittel des auf den Tod gehaßten Gegners, des dritten Standes erscheinen". Nur über den Trümmern jener Institutionen glaubte sie das erhoffte Paradies erstehen sehen zu dürfen. Da war es der Berliner Hofprediger Adolf Stöcker (geb. 1835), der bereits im Jahre 1877 in öffentlichen Vorträgen gegen die revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie auftrat, mit anderen (z. B. Professor Adolf Wagner) im Bunde durch Stiftung einer christlich-sozialen Arbeiterpartei die Arbeiter für christliche und patriotische Gesinnung zurückzugewinnen versuchte und „eine arbeiterfreundliche Politik der Regierung und ein kräftiges Eintreten der Kirche für die Interessen des vierten Standes" forderte. Mit voller Energie ergriff Bismarck die Aufgabe, vor die der Staat gestellt war, unbekümmert um die, die mit absichtlicher Gleichsetzung von Sozialdemokratie und Anar-



D. Stöcker

chismus ihm nachsagten, er besorge selber die Geschäfte der Sozialisten. „Diese Bestrebungen der Regierung," so erklärte er im Reichstag, „den verunglückten Arbeiter in Zukunft besser und namentlich würdiger zu behandeln wie bisher, seinen noch gesunden Genossen nicht das Beispiel eines sozusagen auf dem Kehrichthaufen verhungernden Greises zu gewähren, das kann man doch nicht in dem Sinn als sozialistisch bezeichnen, wie diese Mörderbande uns neulich dargestellt worden ist, und das ist ein ziemlich wohlfeiles Spiel mit dem Schatten an der Wand, wenn man sozialistisch! darüber ruft!" „Praktisches Christentum" sollten die Bestrebungen der Regierung darstellen, „aber sans phrase, wobei wir die Leute nicht mit Reden und Redensarten bezahlen, sondern wobei wir ihnen wirklich etwas gewähren wollen". Nachdem bereits die kaiserliche Thronrede vom 15. Februar 1881 es ausgesprochen hatte, daß die soziale Gefahr dauernd nur zu heben sei durch soziale Reform, d. h. durch Heilung der sozialen Schäden, welche die Arbeiterwelt bisher im Anschluß an die soziale Demo-

kratie gesucht hatte, kündigte Kaiser Wilhelm I. in der berühmten Botschaft vom 17. November 1881 eine Reihe von Vorlagen über Sozialreform an. Sie betrafen Unfallversicherung, Krankenkassenwesen und staatliche Fürsorge für infolge von Alter oder Invalidität erwerbsunfähig gewordene Arbeiter. „Wir halten es für unsere kaiserliche Pflicht," so lautet es in jener Botschaft, „dem Reichstag diese Aufgabe aufs neue an das Herz zu legen und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Kaiser Wilhelm hat die Verwirklichung seiner Hoffnungen nicht erlebt. Treulich hat der Enkel daran weitergearbeitet und es war, wenn auf seiten der Gebildeten und Besitzenden nach diesen Grundsätzen gehandelt worden wäre, doch Aussicht vorhanden, daß die soziale Gefahr nicht zur Revolution und zur Zertrümmerung unserer Kultur führen würde.

Im Jahre 1890 entstand der „evangelisch-soziale Kongreß", ins Leben gerufen von Stöcker, Pfarrer D. Weber, Prof. Adolf Wagner und dem Landtagsabgeordneten Dr. Kropatscheck, in der Absicht, auch auf die Gebildeten behufs Versöhnung der Klassen zu wirken. Ein ständiges Aktionskomitee, an dessen Spitze Landesökonomierat Nobbe trat, übernahm die unmittelbare Leitung der Geschäfte. Die regelmäßigen Jahresversammlungen mit wertvollen Vorträgen über die verschiedensten sozialen Themata sind der Beweis für die bedeutsame Mitarbeit des Kongresses an der Lösung der für das ganze deutsche Volk so ungeheuer wichtigen Frage.

Eine nicht zu unterschätzende, aber leider oft unterschätzte Bedeutung für die Wiedergewinnung der dem Christentum entfremdeten Glieder unseres Volkes und für die Versöhnung der Klassen haben die evangelischen Arbeitervereine. Ein Bergmann, Fischer in Gelsenkirchen, hat 1882 den ersten gegründet. Pfarrer D. Weber in M.-Gladbach und Pfarrer D. Friedrich Naumann erwarben sich — jeder in seiner Weise und von seinem Standpunkt aus — um die Arbeitervereinssache große Verdienste. Der „Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands" zählte am 1. Januar 1914 1105 Vereine mit 139775 Mitgliedern. Hierzu kommen noch einige Landesverbände und Einzelvereine, die sich dem Gesamtverband nicht angeschlossen haben, mit etwa 60000 Mitgliedern, ferner die außerhalb des Verbandes stehenden Vereine. Alle bekennen sich zu den gleichen Grundsätzen: „Der Verein steht auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses und der Treue zu Kaiser und Reich und hat folgenden Zweck: 1. Weckung und Förderung des evangelischen und nationalen Bewußtseins unter den Glaubensgenossen; 2. Pflege des christlichen Familienlebens; 3. sittliche Hebung und allgemeine Bildung seiner Mitglieder; 4. Wahrung und Pflege eines friedlichen Verhältnisses zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern; 5. Unterstützung seiner Mitglieder bei außerordentlichen Notfällen."

Vierter Abschnitt.

Aus Wissenschaft und Praxis, Kunst und Literatur der evangelischen Kirche.

1. Berühmte Namen auf Katheder und Kanzel.

Es ist ein frisches Leben, das auf allen Gebieten der Wissenschaft in der evangelischen Kirche Deutschlands sich Bahn bricht. Die Namen zahlreicher Männer leuchten hervor. Hier können nur wenige genannt werden. Die neutestamentliche Textforschung wurde in neue Bahnen geleitet durch den Leipziger Professor Konstantin von Tischendorf (1815—1874), der mit außerordentlichem Glück in den Bibliotheken Europas und des Orients nach alten Handschriften des Neuen Testaments forschte. Die hervorragendste Entdeckung war die der Reste der mit zu den ältesten zählenden Bibelhandschrift im Katharinenkloster am Sinai (Codex Sinaiticus). Unter den Auslegern des Alten Testaments seien genannt der bereits erwähnte Leipziger Franz Delitzsch, der Göttinger Ernst Bertheau (gest. 1888) und der Berliner August Dillmann (gest. 1894). Eine Umwälzung auf dem Gebiete der alttestamentlichen Textauslegung ging von der Wellhausenschen Schule aus. Julius Wellhausen stellte entgegen der bisher geltenden Anschauung das Gesetz an das Ende der israelitischen Geschichte. Man kam hier zu dem Ergebnis, daß „die Religion Altisraels Naturreligion war und sich nur durch die Verehrung Jehovas als Volksgottes von den Religionen der umwohnenden Völker unterschied; in den Schriftpropheten erhoben sich sodann religiöse Führer des Volkes, die sich als Träger göttlicher Offenbarung wissen, darauf folgte die Religion des Judentums mit der Zentralisation des Kultus und dem Gesetz." Auf dem Gebiete des Neuen Testaments nimmt die erste Stelle ein Wilhelm Meyer, Superintendent zu Hannover (gest. 1873), der mit einer Anzahl tüchtiger Gelehrter einen großen, streng wissenschaftlichen Kommentar zum Neuen Testament herausgab. Vornehmlich den praktischen Zwecken des Geistlichen sollte Johann Peter Langes (gest. 1884 als Professor in Bonn) „theologisch-homiletisches Bibelwerk" dienen, das in weitesten Kreisen Eingang fand. Die gesamte christliche Wissenschaft nur auf die Bibel aufzubauen ohne Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung von Wissenschaft und Kirche versuchte Johann Tobias Beck (gest. 1878 als Professor in Tübingen).

Zahlreiche Schüler, mit Begeisterung in des Lehrers Fußstapfen tretend, sammelten sich um den Göttinger Albrecht Ritschl (1822—1889). Ritschl wollte das Christentum von allen Einflüssen der Philosophie befreit wissen. Als Quelle religiöser Erkenntnis gilt ihm nur die Heilige Schrift. Das Bild Christi zeichnet er aus dessen Selbstzeugnis in den drei ersten Evangelien. Ritschls Hauptwerk ist seine „christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung". „Die Bedeutung Christi für die von ihm gegründete Gemeinde beruht auf seinem eigenartigen religiösen und sittlichen

Verhältnis zu Gott, wie es Matth. 11, 27 beschrieben ist. Indem er in seiner Verkündigung und durch seine ganze Lebensführung von dem Gotte zeugt, dessen Macht und Liebe er an seiner Seele erfahren hat, ist er für uns der prophetische Offenbarer Gottes. Indem er in vollkommenem Gehorsam und unerschütterter Treue seine ganze Persönlichkeit Gott zum Opfer darbringt, ist er das priesterliche Haupt und der Führer der Gemeinde, der Anfänger ihres Glaubens. Und wie er durch seinen Gehorsam die Liebe seines Vaters für sich immer neu erwirbt (Joh. 15, 10), so verbürgt er auch den Seinen, soweit sie ihm nachfolgen, den Besitz dieser Liebe und Gnade Gottes. An Christus glauben kann daher nichts anderes bedeuten als dem Gott, den er uns nahe gebracht hat, im Vertrauen und Gehorsam sich unterwerfen und die ganze sittliche Kraft in den Dienst des von Jesus begonnenen Werkes zu stellen, des Reiches Gottes." (Joh. Weiß.) Ganz in Luthers Geist betont Ritschl die Wichtigkeit des Berufs, innerhalb dessen der Christ auch sein Christentum zu betätigen habe.

Aus dem großen Kreise der Historiker seien hervorgehoben Adolf Harnack (seit 1888 in Berlin) mit seinem berühmten „Lehrbuch der Dogmengeschichte" und der Leipziger Albert Hauck mit seiner vorzüglichen, noch unvollendeten „Kirchengeschichte Deutschlands". Seit dem Lutherjubiläum 1883 entwickelte sich ein besonderer Eifer auf dem Gebiete der reformationsgeschichtlichen Forschung. Es entstand ein „Verein für Reformationsgeschichte", in dessen Veröffentlichungen sich manche vortreffliche Gabe findet. Unter anderen erwarben sich als gelehrte Forscher Theodor Brieger (in Leipzig) und Gustav Kawerau (in Breslau) einen bleibenden Namen. Julius Köstlins (in Halle gest. 1902) unübertroffener Lutherbiographie folgten weitere aus der Feder Theodor Koldes (in Erlangen), Arnold E. Bergers (in Kiel) und Otto Scheels (in Tübingen). Die seit dem Jahre 1883 erscheinende „Kritische Gesamtausgabe" der Werke Luthers vereint eine große Zahl Gelehrter in ihrer Mitarbeiterschaft. Auch die praktische Theologie fand fleißige wissenschaftliche Bearbeitung, in ihrer Gesamtheit zuletzt durch Ernst Christian Achelis (in Marburg) und Georg Rietschel (in Leipzig). Von den Kirchenrechtslehrern verdient auch um seines warmen christlichen Bekenntnisses willen genannt zu werden Rudolf Sohm (in Leipzig), dessen „Kirchengeschichte im Grundriß" einen vortrefflichen Überblick über den großen Gang der Entwicklung und einen Einblick in die geistigen Kräfte, welche vom Christentum in die Welt ausgeströmt sind, gewähren will und gewährt.

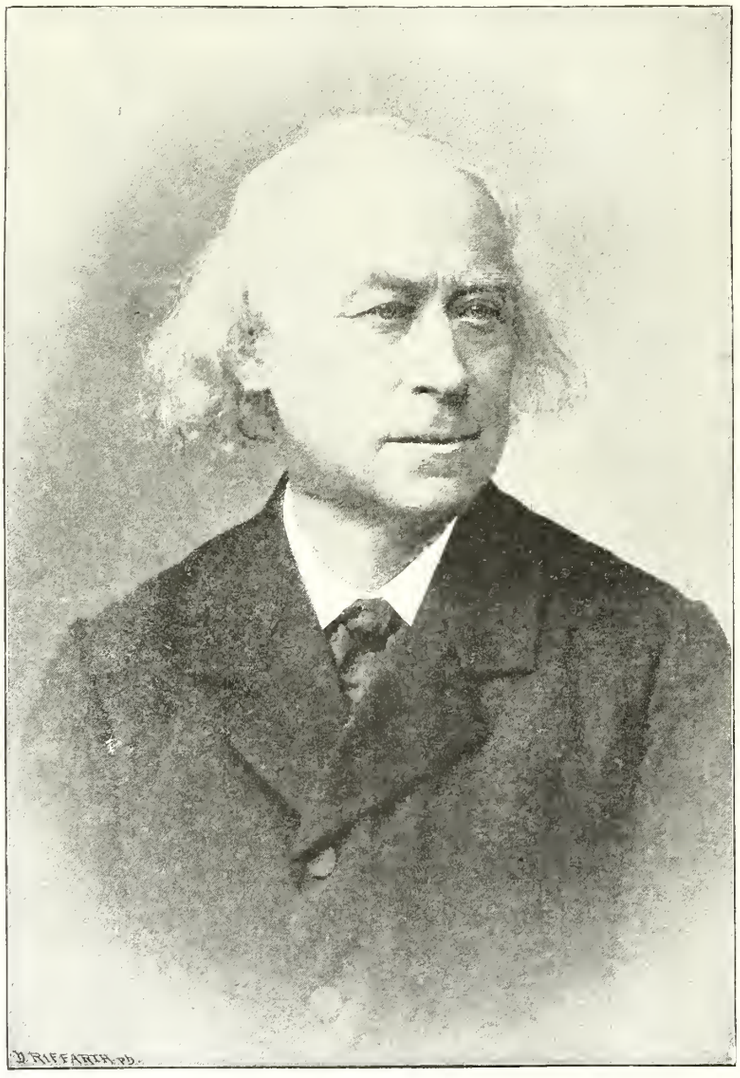
Auf dem Gebiete der evangelischen Predigt vollzog sich seit Anfang des Jahrhunderts eine mächtige Umwandlung. Auch hier mußte der Rationalismus überwunden werden. Auch die Predigt mußte heruntersteigen „aus der erträumten Höhe der sittlichen Selbsthilfe und Selbstseligmachung durch eigenes Wollen und Tun zur demütigen Erkenntnis der eigenen Ohnmacht und Unwürdigkeit vor Gott". Die Erkenntnis mußte sich Bahn brechen, daß die Gemeinde ein Recht habe auf die unverkürzte Verkündigung des lauteren Gotteswortes. Auch hier ist Schleiermacher epochemachend gewesen. „Im Gegensatz zu der Aufklärung, die in Christus den weisen Volkslehrer zu sehen gewohnt und beflissen war, hat Schleiermacher Jesus Christus als den sündlosen Erlöser von Sünde und Tod in den Mittelpunkt seiner Theologie gestellt; er hat die christliche Frömmigkeit in dem Verhältnis des Menschen zu Christus aufgezeigt und ihr Ziel in der durch Christus vermittelten Gemeinschaft mit Gott; aus diesen Zentralgedanken und Zentralverhältnissen leitete er die Normierung des gesamten sittlichen Lebens ab. Im Gegensatz zur Orthodoxie und zur Aufklärung, die beide die Idee der einheitlichen religiösen Gemeinde, die unter den Wirkungen der in Christus geschehenen Erlösung und des Lebens Christi steht, verloren hatten und nur von ihren ‚Zuhörern' redeten, zu denen der amtlich Hochgestellte oder der alleinwissende Volkslehrer sich herabzulassen habe, macht Schleiermacher den Begriff der einheitlichen Gemeinde Christi wieder geltend. Er kennt keine höhere ‚geistliche' Würde als die, ein erlöster Christ, ein wiedergeborenes Kind Gottes zu sein, und darum redet er zu der Gemeinde wie der Bruder zu den Brüdern, nicht um in falschem Optimismus vor der Sünde und dem Verderben der Sünde die Augen zu verschließen, sondern in der Zuversicht, daß erst dann, wenn das Bewußtsein der empfangenen Heilswohltat Christi in einem Menschenherzen aufgeleuchtet ist, auch das Bewußtsein der Sünde und Untugend und das Bedürfnis nach Gnade und Sinnesänderung entstehen und sich geltend machen kann." (Achelis.)

Rudolf Kögel.

Schleiermachers Anregungen wurden vertieft durch eine Anzahl Prediger, welche den biblischen Offenbarungsglauben in seinem ganzen Umfange der Gemeinde darzubieten suchten. Der Bremer Pfarrer Gottfried Menken (gest. 1831) sieht in der Schrift wieder ein großes, zusammenhängendes Selbstzeugnis Gottes und legt dieses auf der Kanzel aus. Noch heute werden zu großem Segen weithin gelesen die Predigten des Württembergers Ludwig Hofacker (gest. 1828). „Bei schwachem Leibe aus gläubiger Selbstversenkung in die Schrift und innigstem Gebetsumgang mit dem Herrn die gewaltigste Kraft schöpfend, ergießt er in tiefer, auf einen Punkt konzentrierter Glut seine Worte oft wie einen Feuerstrom des Geistes über die Tausende, die von nah und fern ihm lauschten, wenn er in schmuckloser Einfalt, mit allverständlicher, bündiger, oft drastischer Sprache bald mit wahrhaft niederschmetternder und zermalmender Kraft die Tiefen der Sünde und Schuld

aufdeckt, bald aus übervollem Herzen die freie Gnade und unbegreifliche Liebe Gottes preist, zum Kreuze Christi lockt und in aufrichtigem, wehmütigem Mitleid mit der verlorenen Sünderwelt das geschlachtete Lamm Gottes immer wieder als einzigen Heilsgrund vor die erschütterte Seele stellt, wie im Geist eines paulinisch verklärten Täufers Johannes." Der (reformierte) Bekenntnisstandpunkt tritt bereits wieder hervor bei den Elberfeldern Gottfried Daniel Krummacher (gest. 1837) und dessen Neffen Friedrich Wilhelm Krummacher (gest. 1868). Der lutherische Bekenntnisgrund wird stark betont von dem Kieler Claus Harms (gest. 1855), „einem Volksredner, ebenso die Gebildeten fesselnd als schlichten Leuten verständlich durch die Plastik seiner Sprache, durch den Reichtum und die Wucht seiner Gedanken". Die wachsende Hervorhebung der konfessionellen Gegensätze und die gesamte Entwickelung der evangelischen Kirche Deutschlands spiegelt sich wider in der Predigt, die aber trotz aller Mannigfaltigkeit in ihrer großen Wahrheit sich zu einem Zeugnis von dem Evangelium der Gnade Gottes in Christo Jesu gestaltet. Auf streng lutherischem Boden stehen die oben genannten Wilhelm Löhe, Ludwig Harms, Adolf von Harleß und der Leipziger Friedrich Ahlfeld (gest. 1884), der es verstand, in schlichtester, von packenden Erzählungen durchwobener, klarer und frischer Darstellung alle Kreise seiner zahlreichen Gemeinde zu fesseln. Hier seien auch erwähnt, obgleich weniger den besonderen Bekenntnisstandpunkt als den gemeinsamen Schriftgrund betonend, der früher genannte Hallenser August Tholuck, dessen Predigten „nicht selten zu einem Stadt und Universität durchzitternden Ereignis" wurden, und der reformierte Bremer Prediger Friedrich Ludwig Mallet (gest. 1865) mit seiner warmen, herzlichen, volkstümlichen und edlen Predigt von Christus. Unter den Predigern des Protestantenvereins ist der bedeutendste der Gothaer Generalsuperintendent Karl Schwarz (gest. 1885). Um seiner Treuherzigkeit und Originalität willen darf hier der auch bereits früher erwähnte, durchaus volkstümliche Aloys Henhöfer nicht übergangen werden.

Aus der Zahl der Prediger der letzten Zeit nennen wir Rudolf Kögel (gest. 1896). In seinen kurzen, aber gedankenreichen, auf das sorgfältigste durchgefeilten Predigten und geistlichen Gelegenheitsreden ist er ein kaum übertroffener Meister. Seine Predigten, durchaus Kunstwerke, erfassen Herz und Gewissen. Einem Künstlerhause entstammen die beiden „in Gottes Gnadensonne" frohen Brüder Emil und Max Frommel (gest. 1896, 1890). Max Frommels „Herzpostille", „Hauspostille" und „Pilgerpostille" werden sich auf lange ihren Platz unter den besten Predigtbüchern behaupten. Der Hallenser Heinrich Hoffmann (gest. 1899), „ein moderner Prediger im besten Sinne des Wortes", tief aus der Schrift schöpfend, stets die eigenen Seelenzustände studierend und daraus Verständnis für andere Seelen gewinnend, schenkte der evangelischen Kirche drei Predigtsammlungen: „Unter dem Kreuz", „Kreuz und Krone", „Eins ist not". Karl Gerok (gest. 1890 in Stuttgart) wird mit seiner schlichten, aber tief gegründeten und stets praktischen Art, ins volle Menschenleben greifend, „den ganzen Umkreis von Natur und Kunst, Dichtung und Wissenschaft, Geschichte und Vaterland mit dem Lichte des Christentums" beleuchtend, jedermann verständlich, immer ein rechter evangelischer deutscher Hausprediger bleiben.



Karl Gerok.

2. Aus der deutschen Dichtkunst.

Auch die Dichtkunst spiegelt die geistig-religiöse Entwickelung des Jahrhunderts wider. Das Religiöse findet wieder Beachtung und Behandlung. Die großen sozialen Fragen werden in den Bereich der Dichtung gezogen. Vor allem aber ist es die Neubelebung eines seiner selbst bewußten Protestantismus und das Erwachen der frischen Begeisterung für die Reformation und ihre Helden, die auch auf dem Gebiete der Dichtkunst ihre Blüten treibt.

Manche herrliche Gaben verdanken wir der religiösen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, in der der konfessionelle Standpunkt des Dichters wenig in den Vordergrund tritt. Neben der Katholikin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff (1797—1848), die in ihrem letzten Werke, „Das geistliche Jahr", 72 Lieder auf alle Sonn- und Festtage, sowie die Tage der Karwoche herausgab, nennen wir Julius Hammer (1810—62), der die eigenen Lieder in seiner einst viel gelesenen Sammlung „Schau um

dich und schau in dich" darbot und die besten Gaben religiöser Lyrik in seiner noch heute weitverbreiteten Sammlung „Leben und Heimat in Gott" zusammenstellte. Auch bei den weltlichen Dichtern tritt im Laufe des Jahrhunderts mehr und mehr das Religiöse in den Vordergrund: „Am Anfang ein katholisierendes und sentimentales Flüchten zurück in das Mittelalter mit seinen festen kirchlichen Formen und Dogmen; in der Mitte viel weichlich Religiöses in rosa und himmelblau; jetzt ein protestantisches ehrliches Vorwärtsringen und Vorwärtsdrängen zu der Quelle aller Religion, zu Gott selbst." Besonders sei hier der edle Emanuel Geibel (1815—1884) genannt, „der größte und christlichste unter den weltlichen Dichtern" aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, dem „deutsch" und „evangelisch" in eins zusammenfloß.

Die neuere geistliche Dichtung ist von Württemberg aus zuerst erklungen. Es war der Stuttgarter Stadtpfarrer Albert Knapp (1798—1864), der die alten Töne des

Philipp Spitta.

evangelischen Kirchenliedes wieder anstimmte, dessen Lieder „Eines wünsch' ich mir vor allem andern", „Ergrünt, ihr Siegespalmen", „Der du zum Heil erschienen", „Einer ist's, an dem wir hangen" u. a. Aufnahme in die meisten Gesangbücher fanden. Weithin weckten Knapps Lieder ein Echo. Durch die ganze evangelische Welt ertönte Philipp Spittas (1801—59, gest. als Superintendent in Burgdorf bei Hannover) „Psalter und Harfe". Seine Lieder: „O komm, du Geist der Wahrheit", „Sehet, sehet, welche Liebe", „Wort des Lebens, lautre Quelle", „Bei dir, Jesu, will ich bleiben", „O du schönes Weltgebäude", „Ich steh in meines Herren Hand", „Kehre wieder, kehre wieder", „Ich und mein Haus wir sind bereit", „O selig Haus, wo man dich aufgenommen", gehören zu den besten Gaben der geistlichen Lyrik und sind Gemeingut der evangelischen Kirche geworden. Der Augsburger Pfarrer Christian Heinrich Rudolf Puchta (1808—58) schenkte uns die innig empfundenen Lieder: „Ein neues Jahr ist angefangen", „Gott der Gnaden schwerbeladen" u. a. Die heute bekanntesten und gelesensten geistlichen Dichter sind ohne Zweifel Sturm und Gerok. Der Köstritzer Pfarrer Julius Sturm (1816—96), dessen Lieder manche Komposition der besten Meister verbreiten half, hat alles Schöne und Erhabene mit den Augen des gläubigen Christen geschaut und mit der ganzen Innigkeit und Wärme eines von christlicher Liebe durchdrungenen Herzens besungen. Sein „Herr, ich lasse nicht von dir, betend will ich mit dir ringen" hat wohl in jedem Gesangbuch einen Platz gefunden. Wie Sturm und fast noch mehr als dieser sang sich in das Herz des deutschen Volkes der schwäbische Dichter Karl Gerok (1815—90, gest. als Prälat und Oberhofprediger in Stuttgart), unter dessen Gedichtsammlungen die „Palmblätter" die meiste Verbreitung fanden. Aus der Zahl der Dichterinnen seien genannt Luise Hensel (1798—1877), eine evangelische Pfarrerstochter, die zur katholischen Kirche übertrat, als achtzehnjähriges Mädchen aber das auch von Tausenden protestantischer Kinder gebetete Abendlied dichtete: „Müde bin ich, geh' zur Ruh", und Eleonore Fürstin Reuß, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode (geb. 1835), mit ihrem vielgesungenen,

Julius Sturm.

tief empfundenen Silvesterlied, „Das Jahr geht still zu Ende".

Mit großer Begeisterung hörte und sah man die zum Teil in echt volkstümlichem Tone gehaltenen dramatischen Darstellungen, welche die Reformation behandelten. Vielfach betraten Studenten und Männer wie Frauen aus bürgerlichen Kreisen dabei die Bretter. Luther selbst steht bei diesen Dramen im Mittelpunkt. Die sorgsame wissenschaftliche Durchforschung des Lebens Luthers, wie der Reformationszeit überhaupt und die gesamte geistige Zeitströmung, von der sie erfüllt und getragen waren, setzte die Dichter in den Stand, etwas ganz anderes zu bieten als die Reformationsdramatiker am Anfang des Jahrhunderts. Da hatte Zacharias Werner (geb. 1768, 1811 katholisch geworden, gest. 1823) in seinem „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" (1807) aus Luther einen „zerflossenen Fratzenschatten" (Jean Paul) gemacht. Auguste Klingemanns „Martin Luther. Ein dramatisches Gedicht" (1808) und Heinrich Schorchs „Luthers Entscheidung. Dramatisches Gedicht in vier Akten" (1817) finden kaum noch in einer Literaturgeschichte Erwähnung. Jetzt stellte Wilhelm Henzen (geb. 1850), seiner Aufgabe

allerdings kaum gewachsen, Luther dramatisch dar. Hans Herrig (1845—92) wählte unter großem Beifall für seinen „Luther" statt des Kunsttheaters die Volksbühne, statt der Berufsschauspieler Dilettanten und ließ die Zuhörer durch Choralgesang an der Aufführung teilnehmen. Unter den übrigen Dichtern, die sich an denselben Stoff wagten (es seien genannt der Magdeburger Superintendent August Trümpelmann, Albrecht Thoma in Karlsruhe und Friedrich Meyer-Mühlhausen) verdient den Preis Otto Devrient (1838—94), dessen „Luther" allerdings einen bedeutenden Aufwand von Kräften und Mitteln zur Aufführung erfordert.

Die dramatische Dichtung blieb aber nicht bei Luther stehen. Vielfach wurde die lokale Reformationsgeschichte dramatisch behandelt (z. B. Thüringen von Paul Scherffig, Altenburg von Karl Eckardt, Plauen von Julius Vogel, Zwickau von Eduard Müller). Die Person Melanchthons wählten zum Helden einer dramatischen Darstellung Albrecht Thoma und der sächsische Pfarrer Hermann Otto Schmidt. Ulrich von Hutten steht im Mittelpunkt eines Dramas von Wilhelm Henzen und von August Bungert. Ernst von Wildenbruch (geb. 1845) hat in seiner als „das beste Reformationsdrama" gepriesenen „Tochter des Erasmus" (1901) Hutten und Erasmus gegenüberstellend, die Überlegenheit des reformatorischen Geistes zum Ausdruck gebracht. Gustav-Adolf-Festspiele schenkten uns Otto Devrient, Paul Kaiser und Albrecht Thoma; dasjenige Devrients überragt die anderen bei weitem. „Die gewaltigste Wirkung aber übt die schöne, lyrisch-dramatische Dichtung Albert Hackenbergs „Gustav Adolf" mit der Musik von Max Bruch aus, den man unter den heutigen vielleicht den Komponisten des Protestantismus nennen könnte. Kein geistliches oder weltliches Oratorium unserer Zeit greift so mächtig an die Herzen wie diese Verbindung von Poesie und Musik. Es ist eine Komposition voll Tiefe und Gehalt, voll hinreißender, dramatischer Wucht und hoher lyrischer Schönheiten. Sie packt mit unmittelbarer Gewalt, so kunstreich sie zum Teil ist, und tönt in Ohr und Herzen unvergeßlich nach" (Weitbrecht).

Die materialistische Weltanschauung und die soziale Frage suchten auf die Bühne zu bringen Gerhart Hauptmann (geb. 1862) mit seinen „Webern" und Hermann Sudermann (geb. 1857) mit seinen Stücken „Die Ehre", „Sodoms Ende" und „Heimat". Wird hier das Elend des Volkes, die verdorbene Moral, die gähnende Kluft zwischen reich und arm dargestellt, so sucht das deutsche Volksschauspiel (Ludwig Anzengruber, Ludwig Ganghofer, Hans Neuert u. a.) auch die helleren Seiten des Volkslebens zu erfassen und insbesondere aus dem Gemüt zu schöpfen und auf das Gemüt zu wirken.

Wir nähern uns der Gegenwart und dem Schlusse unserer Darstellung. Das Christentum ist Weltüberwindung und Weltverklärung auf dem Grunde der Welterlösung durch Jesum Christum. Das erklärt seinen Kampf. Das begründet seine Hoffnung. In der deutschen Kirchengeschichte spiegelt sich der Kampf des Christentums deutlich wieder. Er kämpft gegen den weltmüden Pessimismus, dem diese Welt als die denkbar schlechteste und dieses Leben als des Lebens nicht wert erscheint. Er kämpft gegen den Materialismus, der glaubt, eine Welt ohne Gott setzen zu können. Er kämpft gegen den Geist des Umsturzes, der ein Reich des Glückes träumt über den Trümmern von Altar, Ordnung und Gesetz. Er kämpft gegen den Geist sinnlichen Genusses, der im Diesseits des Lebens letzten Zweck erblickt. Er kämpft gegen den Geist von jenseits der Berge, dessen Ziel ist ein die ganze Welt umspannendes Reich unter dem Papst in Rom. Er kämpft gegen den Geist der Sektiererei, der einzelne Stücke des Glaubens hervorhebt und darüber zum Feind des Ganzen wird.

In ein neues Ringen aber ist die evangelische deutsche Kirche geführt worden durch den Weltkrieg.

Fünfter Abschnitt. Durch tiefste Not zu neuem Leben.

Wie für unser ganzes Volk und Vaterland, so ist der Weltkrieg (1914—1918) auch für die Kirche von ungeheuren, zurzeit noch nicht abzusehenden Folgen gewesen. Wohl schien es bei Ausbruch des Krieges, als sollte eine innere Erneuerung, eine sittlich-religiöse Wiedergeburt des deutschen Volkes seine nächste Folge sein. Die Kirchen füllten sich wie kaum je zuvor. Mächtig erklang auch auf Straßen und Plätzen, auch aus dem Munde der in den Kampf ziehenden Krieger das alte Trutzlied: „Ein feste Burg ist unser Gott." Die Kirche, die evangelische wie die katholische, entwickelte eine eifrige Tätigkeit, den Glauben zu stärken, die Liebe zu festigen, die Opferwilligkeit zu wecken, die Hoffnung auf den Sieg zu erhalten, die mit dem sich verlängernden Kriege stetig sich vertiefenden Nöte durch Werke fürsorgender Liebe zu lindern, in der auch auf den entlegensten Dörfern Pfarrer und Lehrer, Männer und Frauen sich die Hand reichten.

Mit dem Ausbruche des Krieges wurde die Mission aufs schwerste bedroht. Die Kolonien waren von der Heimat abgeschnitten. Aus den feindlichen Ländern wurden die deutschen Missionare vertrieben oder in die Gefangenschaft geführt. Aber die Kirche der Heimat blieb den alten Liebeswerken, wie sie in der inneren und äußeren Mission und im Gustav-Adolf-Verein gepflegt wurden, treu und wurde nicht müde, ihre Gaben zu spenden.

In den Gottesdiensten wurde allerorten das Gedächtnis der gefallenen Helden ehrenvoll begangen. Bekränzte Tafeln meldeten ihre Namen. An vielen Orten legte man Heldenehrenhaine an. In tiefer Wehmut sahen die Gemeinden, wie ihren Orgeln die metallenen Pfeifen und ihren Türmen die Glocken entnommen wurden, um in Kriegsgerät umgeschmolzen zu werden.

Der lange, die furchtbarsten Opfer an Gut und Blut fordernde Weltkrieg, der kaum ein Haus verschonte, der ungebrochene Vernichtungswille einer Welt von Feinden und die in einem solchen Kriege immer sich zeigenden, am

von Hindenburg.

Nach dem Gemälde von Walther Firle

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München

Marke des Volkes zehrenden Kriegssünden, insbesondere der Wucher und das Sinken der Sittlichkeit überhaupt zermürbten schließlich das deutsche Volk.

Im November 1918 kam es zur Revolution. Das deutsche Volk gab jeden Widerstand gegen seine Feinde auf und beugte sich zunächst unter die drückendsten Waffenstillstandsbedingungen, dann unter die entsetzlichen Bedingungen des Friedens von Versailles. Die deutschen Fürstenthrone brachen zusammen. Der Kaiser flüchtete in die Niederlande.

Auch für die Kirche wurde der Krieg zum Verhängnis. Viele sahen im Kriege zwischen christlichen Völkern den Beweis, daß das Christentum machtlos, hohl geworden sei und ausgewirtschaftet habe. Andere warfen der Kirche vor, daß sie mit ihrer Betätigung vaterländischen Sinnes den Krieg verherrlicht und verlängert hätte. Aber vor allem war es die Revolution, die die Kirche in Mitleidenschaft zog und die Feinde bereits ihren nahe bevorstehenden Untergang bejubeln ließ. Der Sturm, der sich jetzt gegen die Kirche erhob, die Christentumsfeindschaft, die sich jetzt auszuwirken und in Volksversammlungen schamlose Orgien zu feiern begann, war freilich schon seit langem durch die geistesgeschichtliche Entwicklung Deutschlands vorbereitet. „Erst kam die kluge und aufgeklärte Weisheit des Rationalismus; dann ist der breite Strom des Materialismus über Deutschland dahingegangen, in allen seinen Schattierungen: von der seichtesten Massivität bis zu den mannigfachen Verästelungen seiner philosophischen Auswertungen. Vor allem ist er ein halbes Jahrhundert lang in der verführerischsten Form den Massen des Volkes eingehämmert worden: in der Form der sozialistischen Diesseitsreligion. Nun zogen viele einfach die Konsequenzen, die längst nur noch den Namen Christen trugen, und ebenso zog der Staat die Konsequenz, der gleichfalls längst nicht mehr eine in ihrer Gesamtheit christliche Volksgemeinschaft umfaßte. Mit einem mächtigen Ansturm hat die revolutionäre Bewegung die äußeren Bindungen und Hemmungen zerrissen, die bis dahin alles gedämpft und unter der Oberfläche gehalten hatten." Da es der Kirche nicht gelungen war, am wenigsten der evangelischen, den Weg zu den Arbeitermassen zu finden, schenkten diese den agitatorischen Reden der Kirchenfeinde Glauben, daß die Kirche immer nur im Bunde des Staates und der Kirche gegen die Arbeiterschaft gestanden habe. So setzte eine starke Bewegung ein, die zum Austritt aus der Kirche — nicht ohne Erfolg vor allem in den Großstädten und Industriezentren — aufrief und ihn zur pflichtmäßigen Parteisache erhob. Der Austritt aus der Kirche wurde von den alten, damit verbundenen Formalitäten befreit und selbst Unmündigen gestattet. Viele meinten, die tief eingewurzelte sozialdemokratische Normalvorstellung, daß mit der sozialen Revolution Religion und Kirchen sofort allen Boden unter den Füßen verlieren würden, werde sich jetzt rasch bestätigen. Dazu sollte vor allem die völlige Entkirchlichung der Schulen dienen. Die kirchliche Beaufsichtigung des Religionsunterrichts wurde beseitigt. Aber dabei blieb man nicht stehen. Man fing an, die völlige Beseitigung des Religionsunterrichts aus den Schulen herbeizuführen.

In jenen Tagen begann eine wahnsinnige Vergnügungssucht weite Kreise des Volkes zu beherrschen. Fabelhafte Löhne verwirrten die Jugend, die sich aller Schranken und Bande frei fühlte. Maßlose Gewinne gewissenloser Wucherer und Schieber wurden in unsinnigen Genüssen vergeudet. Eine wahre Tanzwut kam auf, dazu eine grenzenlose Vergnügungssucht und freier Geschlechtsverkehr. Kein Wunder, daß allerlei Krankheiten, insbesondere auch Geschlechtskrankheiten, sich in erschreckendem Maße verbreiteten. Von Osten her das Gespenst des alles vernichtenden Bolschewismus, von Westen her der Druck des unversöhnlichen, auch im „Frieden" noch an Deutschlands Untergang arbeitenden Feindes — im Innern der Kampf der Parteien eines wehrlos und freiheitslos gewordenen Volkes, auf das unerhörte Lasten gewälzt wurden. Wie ein furchtbarer Alp legte sich auf dieses Volk die Verzweiflung und die völlige Hoffnungs- und Trostlosigkeit seines politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Da darf man wohl zugunsten des deutschen Volkes sagen: „Ein gut Teil von dem, was äußerlich als Religionshaß und Gottlosigkeit in die Erscheinung tritt, ist in Wirklichkeit Verzweiflung von Menschen, auf die das Unglück so wirkt, wie einst auf Hiobs Weib: daß sie den Gott verfluchen, von dem sie meinen, daß er sie ganz verlasse. Was äußerlich als Genußsucht und Vergnügungssucht und Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit in krassen Formen in die Erscheinung tritt, ist in der einen Hälfte Reaktion gegen die enorme Anspannung der fünf Kriegsjahre und in der anderen Hälfte ein Stück Verzweiflung von Menschen, die meinen, es sei ja doch alles aus und alles umsonst, und die darum schließlich als einzige und letzte Weisheit noch haben: Laßt uns essen und trinken und lieben, denn morgen sind wir tot!"

Und in dieser furchtbaren Brandung die Kirche! Wie mit einem Schlage war alles vergessen, was sie einst der Volksgemeinschaft gewesen war und geleistet hatte: fast alle Wohlfahrtsbestrebungen im öffentlichen Leben entstammen unbestreitbar der Kirche, sind herausgeboren aus der Welt christlichen Glaubens und christlicher Liebe. Dieser Glaube und diese Liebe haben jährlich viele Millionen geopfert, die durch die Hände warmer, christlicher Persönlichkeiten sich in einen Segen, geistlich und leiblich, der Volksgesamtheit wandelten, der sich nicht nach Geldwert bemessen läßt.

Die Revolution brachte die Trennung von Staat und Kirche mit sich. Auch darin liegt das Ende einer langen geschichtlichen Entwicklung. Schon geraume Zeit war der Auflösungsprozeß des Bundes von Staat und Kirche im Gange. In demselben Grade, als sich die Entchristlichung des Staates vollzog, mußte die Entstaatlichung der Kirche fortschreiten. Die Reformation hatte notgedrungen ein Band zwischen Kirche und Landesherrn geknüpft. Sie brauchte dessen starken Arm. Aber nie hat Luther aufgehört, die vom Landesherrn der Kirche geleistete Hilfe als ein Notwerk zu bezeichnen. Der Kurfürst blieb ihm stets nur der „Notbischof", während er andererseits stets zäh an seinen Anschauungen über Macht und Recht der christlichen Gemeinde festhielt und nie den Gedanken aufgab, daß das höchste Ziel die Herstellung einer christlichen Bekenntnisgemeinde wäre, die der Hilfe des Staates und seiner äußeren Machtmittel nicht bedürfte. Seine Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Es kam nicht dazu, daß

sich die evangelische Gemeinde zur Selbstverwaltung ihrer geistlichen Rechte organisierte. Kirchenordnung und Kirchengewalt verblieben dem Notbischofstum des Landesherrn und den weltlich-geistlichen Konsistorien. Es kann hier nicht ausführlich auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche eingegangen werden. Es lag in der geschichtlichen Entwicklung, daß der Staat den Begriff eines christlichen oder gar konfessionellen Staates je mehr und mehr verlieren mußte. Da er aber andererseits seine Hoheitsrechte über die Kirche nicht aufgab, klagte man in den 80er Jahren (Hammerstein, Stöcker), „der christlich gleichgültige Staat beschütze die Gleichgültigkeit innerhalb der Kirche, verhindere Lehr- und Sittenzucht, dulde Irrlehren auf dem Katheder und Duelle in der Armee, lähme die Initiative Geistbegabter durch die formale Rechtsauffassung seiner Bureaukratie, durch seine oberste Sorge, Wahrung des Landesfriedens unter den religiösen Gegensätzen. So übe er durch seine staatlichen Genehmigungsrechte und durch seine staatsseitig bestellten Kirchenbehörden mehr als nur formale Ordnungsgewalt aus, er greife unerträglich hemmend ein in die freie innere Entwicklung des kirchlichen Wesens aus seinem ewigen Lebensgrunde."

Da war es denn nicht zu verwundern, wenn sich der Blick auf das Freikirchentum lenkte, das keine staatlichen Privilegien, dafür aber auch keine staatliche Leitung kennt. Man erhoffte von der Befreiung der Kirche vom Staate deren freiere Bewegungsmöglichkeit, intensivere innere Entwicklung, vor allem aber auch mehr Vertrauen des Volkes zu ihrer Uneigennützigkeit und die Überwindung des Vorurteils, daß sie nur der Büttel des Staates sei. Andererseits erkannte man wohl die Schwierigkeit und die bedenklichen Folgen der Trennung von Staat und Kirche. So war die Frage bis zum Ausbruche des Krieges viel besprochen, aber nicht geklärt. Die Revolution brach die Entwicklung ab und forderte im Sinne des Erfurter Programms: „Religion ist Privatsache", endgültige und entschiedene Trennung von Staat und Kirche. Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 besagt in Artikel 137: „Es besteht keine Staatskirche."

Die Revolution erstrebte die möglichste Schwächung der Kirche und die Ausschaltung ihres Einflusses auf das öffentliche Leben. Die Erreichung dieses Zieles wäre das größte Unglück des Staates selbst, der damit seine eigene Kulturkraft vernichten würde. Die, die jenes Ziel erstrebten, rechneten nicht mit der unbrechbaren inneren Kraft des Christentums.

Tiefschmerzliche Störung der alten, treuen Arbeit hat der Weltkrieg dem Gustav-Adolf-Verein und der evangelischen deutschen Heidenmission gebracht. Mehrere Kundgebungen des Gustav Adolf Vereins sind wertvolle, die furchtbare Zeitlage beleuchtende Dokumente, die unvergessen bleiben sollen. Aus ihnen sei hier mitgeteilt, was der Zentralverein nach der Übergabe der Friedensbedingungen im Juni 1919 erklärte: „Die Friedensbedingungen, die der deutschen Delegation in Versailles und der deutsch-österreichischen in St. Germain übergeben wurden, sind für die evangelische Kirche deutscher Zunge von tiefeinschneidender Bedeutung. Sollten in der Tat an Deutschlands Grenzen im Westen wie im Osten und im Gebiet des ehemaligen Österreich-Ungarn ganze Länder ohne jedes Selbstbestimmungsrecht ihrer Bewohner oder unter Formen der Befragung, die einer Verhöhnung dieses Rechtes gleichkommen, unter fremde Gewaltherrschaft kommen und der freiwillig begehrte Anschluß Deutschösterreichs ans Mutterland verboten und verhindert werden, so bedeutet das für die deutschen evangelischen Diasporakirchen in diesen Ländern schwerste Bedrängnis und bringt sie in die Gefahr völligen Untergangs. Sollte überdies der unerhörte Plan verwirklicht werden, daß uns unsere Kolonien genommen werden und den in ihnen ansässigen Deutschen sowie denen im feindlichen Ausland sämtliches Vermögen zu Lasten der Kriegsentschädigung enteignet wird, und daß von solchem Raub selbst die Wohlfahrtseinrichtungen einschließlich der Kirchen, Schulen, Pfarrhäuser usw. nicht ausgenommen werden, so ist die deutsche Auslandsdiaspora in dem Augenblick, wo sie infolge der zu erwartenden großen Auswanderung vor größte Aufgaben gestellt wird, eine Ruine. — Wir erheben namens des deutschen evangelischen Kirchenvolkes, insbesondere namens der Glaubensgenossen in der Diaspora aus der Tiefe unseres deutschen und evangelischen Gewissens nachdrücklichen Einspruch gegen diese Pläne, die an die schlimmsten Verfolgungszeiten des deutschen Protestantismus erinnern. Wir erwarten zwar nicht, durch unseren Einspruch bei den rachsüchtigen Feinden des deutschen Volkes und Hassern des deutschen Wesens einen Erfolg zu erzielen; aber wir rufen die glaubensgenössischen Kirchen im neutralen Ausland auf, als das Gewissen ihrer Völker Zeugnis abzulegen gegen diese Sünde wider Gott und die geistige Zukunft der Menschheit; denn eine solche ist es, wenn so viel blühende Provinzen des evangelischen Kirchentums mit Vernichtung bedroht werden. Unseren Glaubens- und Volksgenossen aber in den bedrohten Gebieten wiederholen wir unseren brüderlichen Zuruf: „Haltet aus und habt Vertrauen! Der Herr schaffet Gerechtigkeit und Gericht allen, die Unrecht leiden."

Wie dem Gustav-Adolf-Verein, so ist es auch der deutschen evangelischen Heidenmission ergangen. Der unselige Vertrag von Versailles hatte sie von den im gegnerischen Machtbereich liegenden Arbeitsfeldern ausgeschlossen, da man in den deutschen Missionaren die allergefährlichsten Vertreter der verhaßten Nation erblickte. Aber wunderbar schnell änderte sich die Lage. „Zuerst gewannen in England andere politische Gedanken die Oberhand, als diejenigen waren, die im Versailler Vertrag ihren Ausdruck gefunden hatten. Führende Kreise rückten mehr und mehr von Frankreich ab, wenn es die völlige Vernichtung Deutschlands zum Ziel seiner Politik machte, oder verweigerten doch wenigstens die unbedingte Gefolgschaft. Gleichzeitig wurde in den Herzen englischer Missionsleute das Bewußtsein lebendig, daß sie zur Wiederherstellung der deutschen Missionsarbeit in der weiten Welt die Hand bieten sollten. Diese Männer sahen deutlich, daß die Mitarbeit der deutschen Mission nicht entbehrt werden dürfe. Ja sie waren bereit zuzugeben, daß es ein Unrecht sei, wenn maßgebende Kreise dieselbe weiter unterdrücken wollten. So entstand eine tatkräftige Bewegung zugunsten der Freiheit der deutschen Mission. Im Juni 1924 wurde der Bann gegen die deutschen Missionsgesellschaften vom britischen Kolonialamt aufgehoben. Das bedeutete, daß in allen Kolonien, Pro-

tektoraten und Mandatsgebieten (also nicht in Indien) die grundsätzliche Ausschließung der deutschen Mission aufgehoben sein sollte." Am 1. April 1925 konnten Leipziger Missionare ihre Arbeit am Kilimandscharo und dem Meru wieder aufnehmen.

Für Indien ist besondere Missionsarbeitszeit gekommen. Dort war unter der Führung des Mahatma Gandhi eine große nationale Revolutionsbewegung entstanden, die aber allmählich sich beruhigte. Seitdem und seit Gandhi sich der großen wichtigen Aufgabe gewidmet hat, sein Volk sozial zu heben, ist in Indien eine Ruhe wie kaum je eingetreten. Im Jahre 1925 durfte die Leipziger Mission auch dort ihre Arbeit wieder aufnehmen. Das bedeutet für die gesamte deutsche Mission einen wichtigen Schritt vorwärts zur völligen Freiheit und es ist zu hoffen, daß sie allmählich das Werk, an dem sie so treu und in so reichem Segen gearbeitet hat, in vollem Umfange wieder übernimmt.

Ein denkwürdiger Tag von höchster Bedeutung war der Himmelfahrtstag (25. Mai) 1922. An diesem Tage unterzeichneten die Vertreter der 28 deutschen evangelischen Landeskirchen in der Schloßkirche zu Wittenberg den Vertrag, durch den sie sich unter dem Namen „Deutscher Evangelischer Kirchenbund" zu einem dauernden Verbande zusammenschlossen. Dieser Bund bezweckte die gemeinsame Interessenvertretung, die Pflege des Gesamtbewußtseins des deutschen Protestantismus sowie die Geltendmachung der religiös-sittlichen Weltanschauung der deutschen Reformation im öffentlichen Leben. Es handelt sich nicht um eine „Reichskirche", vielmehr verbleibt den einzelnen Landeskirchen ihre volle Selbständigkeit in Bekenntnis, Verfassung und Verwaltung. Die Aufgaben des Bundes sind: Wahrung der gemeinsamen Interessen im Verhältnis zum Ausland und zum Reich und Pflege der evangelischen Deutschen im Ausland. Er will Anregungen geben in bezug auf Festigung des Bundes zwischen evangelischem Volkstum und Kirche, Pflege des christlichen Hauses und der Volkserziehung, christliche Liebestätigkeit, Ausgleich der sozialen Gegensätze, kirchliche Versorgung der staatlichen und städtischen Anstalten, Schutz der christlichen Feiertage usw.

Vom 19. bis 30. August 1925 tagte in Stockholm die Weltkonferenz für praktisches Christentum, an der Vertreter des gesamten Protestantismus wie der griechisch-katholischen Christenheit (nur die römisch-katholische Kirche hatte eine Beteiligung abgelehnt) teilnahmen. Es handelte sich nicht etwa um Fragen des Glaubens und der Lehre, der Verfassung oder des Kultus oder um den Plan einer Wiedervereinigung der getrennten kirchlichen Gebilde. Vielmehr versuchte man eine Fühlungnahme und Verständigung auf dem Gebiete der christlichen Ethik und des sozialen Handelns. Das war gerade in dieser Zeit von besonderer Bedeutung, da infolge des Weltkriegs die internationalen Beziehungen, die auch auf jenem großen Gebiete zwischen den einzelnen Kirchen und Ländern vielfach bestanden hatten, fast restlos zerrissen und vernichtet waren. Eine persönliche Berührung sollte diese Beziehungen wieder anknüpfen und aufnehmen. Die Konferenz gliederte sich in vier Sektionen: die amerikanische, die europäische, die britische und die orientalische. Die europäische Sektion wurde von dem Erzbischof von Upsala D. Söderblom und dem Präsidenten des deutschen Evangelischen Kirchenausschusses (des vollziehenden Organs des Kirchenbundes) D. Kapler geführt Die Stockholmer Weltkonferenz hat gezeigt, „daß das Christentum trotz aller seiner Spaltungen eine Macht ist, deren Mitarbeit auch im öffentlichen Leben nicht entbehrt werden kann, und daß die christlichen Kirchen die sozialen und internationalen Probleme der Gegenwart in ihrem ganzen Ernst empfinden und entschlossen sind, an ihrer Erkenntnis und an ihrer Lösung mitzuarbeiten."

In vier Kreisen betätigten sich die interkonfessionellen und internationalen kirchlichen Bestrebungen: „im Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen", in der „Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung", in der „Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen" und in der „Allgemeinen Konferenz der Kirche Christi für praktisches Christentum". Man möchte sich vielleicht wundern, daß der weltweite interkonfessionelle Gedanke erstarkte gerade in der Zeit nach dem Weltkriege, da die Gegensätze zwischen den Völkern in der furchtbarsten Weise sich offenbarten und auswirkten. Die Gründe dafür sind mancherlei: 1. Das große Entsetzen über die furchtbare Macht und Verderbtheit des unchristlichen Weltgeistes. 2. Die große Sehnsucht nach wirklichem Christusgeist, nach dem Geist der Brüderlichkeit und Hilfswilligkeit. 3. Ein kirchliches Schuldgefühl darüber, daß die Kirchen bei weitem nicht ihre volle Kraft dafür eingesetzt haben, daß der Christusgeist im Einzelleben und im Völkerleben mehr zur Herrschaft komme. Vor allem aber 4. ein hohes kirchliches Selbstgefühl, begründet in der Erkenntnis, daß gerade die Kirchen bei der gegenwärtigen Verwirrung der Geister und Gewissen eine große Aufgabe und Verantwortung und zugleich eine ungeahnt weite und tiefe Verantwortungsmöglichkeit haben.

Wiederholt wurde auf den Versammlungen des Weltbundes vor aller Welt die Frage der allgemeinen Abrüstung und der Gleichberechtigung Deutschlands behandelt. Bei seiner Tagung im Jahre 1931 kam der deutsche Standpunkt klar zur Geltung. In Hinsicht auf Umfang und Art der Abrüstung müsse Deutschland mit den andern Staaten völlig gleichberechtigt sein. Es gehe nicht an, ein Sechzigmillionenvolk als ein Volk minderen Rechts zu behandeln und ihm Auflagen zu machen, die nicht auch die anderen auf sich nehmen. Die Frage sei, ob der Gedanke einer Neuordnung der Völkerbeziehungen auf der Grundlage der Gerechtigkeit und der gegenseitigen Achtung, des Vertrauens und der allseitigen Opferwilligkeit eine bloße Illusion sei oder ein Ideal, dem nachzustreben Menschen- und Christenpflicht sei.

Daß die weltweite Bewegung in den letzten Jahren abebbte, erklärt sich leicht aus zwei Tatsachen. Die wirtschaftliche Not der Kirchen beeinträchtigte die Arbeit, die wie jede andere nicht ohne finanzielle Mittel getan werden kann. Entscheidend aber war dies, daß die große Welle des Internationalismus der gewaltigen Strömung der nationalen Bewegung weichen mußte.

Auch die deutsche Kirche mußte ihre ganze Kraft auf die Überwindung ihrer eigenen und des Vaterlandes Nöte richten. Sie hat ihre enge Verbundenheit mit dem deutschen Volke wiederholt offen und mutig zum Ausdruck gebracht. Das sind bleibende Ehrendokumente unserer evangelischen Kirche.

Zum Tage der zehnjährigen Wiederkehr der schmachvollen Unterzeichnung des Schandfriedens von Versailles erließ der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß eine Kundgebung und gab den Landeskirchen die Anregung, diesen Tag als Trauertag zu begehen:

„Mit dem gesamten deutschen Volke gedenkt der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß als die berufene Vertretung des Bundes der deutschen Landeskirchen in Trauer der zehnjährigen Wiederkehr des Tages von Versailles.

Unermeßliche politische und wirtschaftliche Verluste und Schädigungen sind dem deutschen Volke in allen seinen Ständen auferlegt. Unübersehbar und noch schmerzlicher sind die dauernden schweren seelischen und sittlichen Wirkungen. Die durch die ungeheuerliche finanzielle Belastung hervorgerufene Not und Verarmung mußte eine tiefe Verbitterung auslösen. Der Glaube an menschliche und selbst an göttliche Gerechtigkeit ist bei vielen ins Wanken gekommen. Die sittlichen Grundlagen des Volks- und Völkerlebens sind erschüttert. In dem Diktat von Versailles und noch mehr in der Mantelnote werden die Deutschen zu Kriegsverbrechern gestempelt. Mit verbrecherischer Absichtlichkeit sollen sie den Krieg hervorgerufen, in verbrecherischer Weise ihn geführt haben. Das bleibt für das deutsche Volk unerträglich. Um seiner Ehre und um der Wahrheit willen kann es sich niemals dabei beruhigen, daß es für alle Zeiten mit einem solchen Makel gebrandmarkt sein soll.

Mit allen gerecht Denkenden und sittlich Empfindenden hält der Kirchenausschuß das Erzwingen eines Schuldbekenntnisses durch äußere Gewalt für verwerflich.

Auch der Fortsetzungsausschuß der Weltkonferenz für praktisches Christentum hat bei seiner Tagung in Bern 1926 ein erzwungenes Schuldbekenntnis für moralisch wertlos und religiös kraftlos erklärt. Überzeugt, daß bei einer unparteiischen Untersuchung das deutsche Volk gerechtfertigt werden wird, unterstützt der Kirchenausschuß nach wie vor nachdrücklich die Forderung einer restlosen Aufklärung der wahren Kriegsursachen, wie dies auch vom Stockholmer Fortsetzungsausschuß verlangt ist. Er stellt fest, daß schon jetzt die Wahrheit hierüber auch außerhalb Deutschlands sich durchsetzt. Der Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn in allen Völkern und Kirchen muß dafür eintreten, daß die im Diktat von Versailles und in der Mantelnote ausgesprochene Belastung des deutschen Volkes mit der Kriegsschuld baldigst beseitigt wird. Nur so können die Beziehungen zwischen den Völkern entgiftet werden.

Der Kirchenausschuß hält es für erwünscht, daß in den evangelischen Landeskirchen der 28. Juni 1929 als Trauertag begangen wird."

Zur Befreiung des Rheinlandes von fremdherrlicher Besatzung (30. Juni 1930) erließ der Evangelische Oberkirchenrat und der Kirchensenat der altpreußischen Landeskirche folgende Kundgebung:

„Mit ernster Freude und mit tiefer Bewegung erlebt die evangelische Kirche der altpreußischen Union die Befreiung ihrer Brüder in rheinischen Landen. — Die getroste Opferbereitschaft und willige Treue der Evangelischen der Westmark sind uns immer ein Ansporn gewesen im schweren Ringen der Zeit. Wir haben spüren dürfen, daß den Brüdern aus den tiefsten Quellen evangelischen Wesens Kraft zur unerschütterlichen Geduld, zum gläubigen Beharren und zum mutigen Widerstand wider Druck und Unrecht zugeflossen ist. Wenn die Not eines Jahrzehnts in Beugung, Gehorsam und Vertrauen ertragen worden ist, so legen wir mit unsern Brüdern den Dank dafür Gott dem Herrn zu Füßen und geben ihm die Ehre! — Dem gnädigen, starken Gott befehlen wir auch die Zukunft der evangelischen Kirche und ihrer Gemeinden am Rhein! Auf dem geistigen Kampffeld evangelischer Selbstbehauptung und Bewährung dürfen die Waffen auch in Zukunft nicht ruhen. In edlem Wettstreit mit allen, die für die ewigen Wahrheiten des Glaubens und die unveräußerlichen Güter des Volkstums sich einsetzen wollen, wird die evangelische Kirche am Rhein sich gründen auf den Fels der göttlichen Gnade und ringen um die Durchdringung des gesamten Volkslebens mit der Segensmacht des Evangeliums."

Zur Kriegsschuldfrage erließ am 23. Oktober 1931 der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß folgenden Aufruf an die Christenheit der Welt:

„Von Monat zu Monat wächst die innere und äußere Not im deutschen Volke. Sorgen und Elend sind ins Unerträgliche gestiegen, treiben zur Verzweiflung, Empörung und Gewalttat. Unser Volk ist mit seinen moralischen und physischen Kräften dem Ende nahe.

Unermeßliche Verluste, ungeheuerliche Lasten sind ihm unter Verletzung feierlicher Versprechungen auferlegt. Dieses Unrecht wird vor dem Gewissen der Völker immer wieder zu rechtfertigen gesucht durch die Belastung unseres Volkes mit der Kriegsschuld. Durch diese Belastung wird das deutsche Volk zum Verbrecher unter den Völkern der Erde gestempelt.

Das können wir nicht ertragen, ohne uns der Selbstachtung zu berauben und uns der Lüge mitschuldig zu machen."

In immer schrofferen Gegensatz gegen die Kirche traten die Sekten, die schon früher erwähnten Adventisten und Ernsten Bibelforscher, besonders aber die Weißenberg-Sekte, die von Joseph Weißenberg gegründete „Evangelisch-johanneische Kirche" mit der Zeitschrift „Der weiße Berg". In den Versammlungen redeten Propheten und Apostel der Vorzeit sowie große Männer aus Deutschlands Geschichte durch den Mund hysterischer Frauen und bestätigten Weißenberg als den „endgesandten Propheten". Den unversöhnlichen Kampf gegen die Kirche und gegen alles Religiöse überhaupt im Volke führte der Marxismus in den Freidenkern und Atheisten. Die mit immer größerer Entschiedenheit einsetzende Gottlosenbewegung betrieb mit allen Mitteln den Kirchenaustritt der Massen. Allerdings erkannte man mit Bedauern, daß die religiös Gleichgültigen doch mit dem kirchlichen Erbe fester verbunden waren, als man geahnt hatte. Insbesondere wehrten sich die Frauen gegen

die Entwurzelung ihrer Kinder aus dem kirchlichen Boden. Darum hielt man die stoßweise Agitation nicht für ausreichend, sondern betrieb eine dauernde irreligiöse Beeinflussung, die von allerlei staatlichen Maßnahmen, insbesondere der Schulpolitik, unterstützt wurde. Der stetigen Arbeit der Kirche innerhalb der Familie und bei ihren ernsten und frohen Tagen wollte man gleichwertig erscheinende, aber irreligiöse Veranstaltungen entgegenstellen. Die schlichte kirchliche Konfirmation sollte durch die aufgeputzte „Jugendweihe" ersetzt werden, der die Schule bereitwillig ihren Festsaal überließ. Man sprach von „proletarischer Kindertaufe". An die Gräber schickte man wortgewaltige atheistische Redner. Nicht selten wurde die Kirche vor den Kindern in der Schule verspottet. Aus dem öffentlichen Leben wurde der Einfluß der Kirche soviel als möglich entfernt. Es gab nun sozialistische Kindergärten, Schwestern, Samariter usw. Statt der kirchlichen Gottesdienste forderte man in den Gefängnissen „für freireligiöse Gefangene" eine sonntägliche „Weltanschauungsstunde", an der auch andere Gefangene teilnehmen dürfen sollten. In städtischen Krankenhäusern verbot man die Seelsorge und Weihnachtsfeiern. Ganz unverhohlen verlangten die Freidenker, daß den Kirchen ihre Eigenschaft als Körperschaft des öffentlichen Rechts und damit die Befugnis entzogen würde, Kirchensteuern auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten zu erheben. Besonderer Schutz durch das Strafgesetz hat aufzuhören usw. Christentum und Religion sollten mit der Wurzel aus Herz und Leben des deutschen Volkes gerissen werden. Das war das teuflische Ziel des Marxismus.

Dieses Ziel endgültig und restlos zu erreichen hat sich der Bolschewismus zur Aufgabe gemacht. Er will eine Kultur aufbauen ohne jene Grundpfeiler, auf denen bisher alle höhere Kultur ruhte: Religion, Familie, Parteieigentum. Nach Marx ist die Religion „Opium", nach Lenin ist Gott zu denken bereits eine „unbeschreibliche Gemeinheit". Diese darf nicht durch etwas anderes ersetzt werden, sondern ist auszurotten. Der Bolschewismus bietet zum erstenmal in der Weltgeschichte das furchtbare „Schauspiel der bewußten Ausrottung alles Gottesglaubens im großen Stil".

Die Kirche wies unermüdlich und unerschrocken auf die furchtbare Gefahr hin, die nicht nur ihr, sondern dem ganzen deutschen Volke, ja allen westeuropäischen Völkern drohte, und nahm mit ihren zahlreichen Verbänden den ungeheuer schweren Kampf auf.

* * *

Wie wunderbar sind die Wege Gottes! Unser Volk steht am Abgrund, innerlich zerrissen in zahllose Parteien, nicht „ein einzig Volk von Brüdern", sondern untereinander zum Tode verfeindet, verseucht durch das Gift einer Gott leugnenden Weltanschauung, in seiner Schwäche und nationalen Würdelosigkeit der Spott der Feinde, die mit satanischen Mitteln jede Regung der Freiheit und jeden Versuch zum Aufstieg verhindern. Aber schon seit langem regt sich in Deutschlands Jugend ein neuer Geist: wir wollen brechen die Fesseln alles undeutschen Wesens, wir wollen unser Volk zurückführen zu den nie versiegenden Quellen deutscher Kraft, wir wollen bauen die neue Zukunft unseres Volkes, fest im Glauben an Gott, treu in der Liebe zu den Volksgenossen, stark in dem alle einenden, geschlossenen Willen, daß unser Volk wieder frei, groß und in Ehren dastehe unter den andern.

Und Gott gab dem jungen, erwachenden Deutschland seinen Führer in Adolf Hitler. In grenzenloser Opferbereitschaft, in unentwegter Treue, keinen Schritt breit weichend von dem ihm durch das Gewissen und sein hohes Ziel gebotenen Wege, erfüllt von glühender Liebe zu deutscher Art und deutschem Volke, in unüberwindlichem Mute jedem Feinde trotzend, in unverbrüchlichem, sieghaftem Glauben an Deutschlands Auferstehung und Erneuerung führt er zum leuchtenden Ziele. Hunderte, Tausende, Hunderttausende folgen ihm, bis Millionen und Abermillionen sich zu ihm bekennen und in flammender Begeisterung unter sein Banner treten. Der greise Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg betraut am 30. Januar 1933 Hitler unter dem dankbaren Jubel des deutschen Volkes mit dem Kanzleramt, und am 1. Februar tritt die neue Reichsregierung vor die deutschen Männer und Frauen: Entsetzlich ist das Elend, vor dem wir stehen. 14 Jahre Marxismus haben Deutschland ruiniert. Die Regierung steht vor der schwersten Aufgabe, die je deutschen Staatsmännern gestellt wurde. Sie „wird die Fundamente wahren und verteidigen, auf denen die Kraft unserer Nation beruht. Sie wird das Christentum als Basis unserer gesamten Moral, die Familie als Keimzelle unseres Volks- und Staatskörpers in ihren festen Schutz nehmen. Sie wird über Stände und Klassen hinweg unser Volk wieder zum Bewußtsein seiner volklichen und politischen Einheit und der daraus entspringenden Pflichten bringen. Sie will die Ehrfurcht vor unserer großen Vergangenheit, den Stolz auf unsere alten Traditionen zur Grundlage machen für die Erziehung unserer deutschen Jugend. Sie wird damit der geistigen, politischen und kulturellen Zersetzung einen unbarmherzigen Krieg ansagen. Deutschland darf und wird nicht in Anarchismus und Kommunismus versinken." „Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Gnade nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken. Denn wir wollen nicht kämpfen für uns, sondern für Deutschland!"

Und wie lauschte dann das deutsche Volk den Worten seines Kanzlers! Millionen hörten sie im Rundfunk. Unvergeßlich wird bleiben, was er am 10. Februar 1933 sprach: „Einer muß hier Sieger sein, entweder der Marxismus oder das deutsche Volk. Aber siegen wird das deutsche Volk! — Wir wollen dieses geeinte deutsche Volk wieder zu den ewigen Quellen seiner Kraft führen. Wir wollen in der Erziehung unserer Kleinen den Glauben an Gott und den Glauben an unser Volk einpflanzen in die jungen Gehirne."

Inzwischen geschah noch der bisher ungeheuerlichste Terrorakt des Bolschewismus in Deutschland. Am Abend des 27. Februar brach im Reichstagsgebäude in Berlin Feuer aus. Im ganzen Gebäude waren Brandherde angelegt. Als man dann das Karl-Liebknecht-Haus durchsuchte, fand man die Anweisungen für die Durchführung des kommunistischen Terrors nach bolschewistischem Muster. „Hiernach sollen Regierungsgebäude, Museen, Schlösser und lebenswichtige Betriebe in Brand gesteckt werden. Es wird ferner die An-

weisung gegeben, bei Unruhen und Zusammenstößen vor den Terrorgruppen Frauen und Kinder herzuschieben, nach Möglichkeit sogar solche von Beamten der Polizei." Der Brand des Reichstagsgebäudes sollte das Flammenzeichen zum Bürgerkrieg werden! Er beleuchtete noch einmal die entsetzliche Gefahr, in der Deutschland schwebte, und leuchtete hinein in den gähnenden Abgrund, der es begraben sollte!

Am 5. März erfolgten die Neuwahlen für den Reichstag. Sie ergaben den völligen Sieg des Nationalsozialismus. Am 21. März wurde in der Potsdamer Garnisonkirche, in deren Gruft Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm I. ruhen, der neue Reichstag feierlich eröffnet. „Der Ort", lautete es in der Kundgebung des Reichspräsidenten, „an dem wir uns heute versammelt haben, mahnt uns zum Rückblick auf das alte Preußen, das in Gottesfurcht durch pflichttreue Arbeit, nie verzagenden Mut und hingebende Vaterlandsliebe groß geworden ist und auf dieser Grundlage die deutschen Stämme geeint hat. Möge der alte Geist dieser Ruhmesstätte auch das heutige Geschlecht beseelen, möge er uns freimachen von Eigensucht und Parteizank und uns in nationaler Selbstbestimmung und seelischer Erneuerung zusammenführen zum Segen eines in sich geeinten, freien und stolzen Deutschlands!" Und dann nahm der Kanzler das Wort zur Regierungserklärung:

„Wir wollen wiederherstellen die Einheit des Geistes und des Willens der deutschen Nation!

Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens: unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte!

Wir wollen die Organisation und die Führung unseres Staates wieder jenen Grundsätzen unterwerfen, die zu allen Zeiten die Vorbedingung der Größe der Völker und Reiche waren.

Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.

Aufbauen wollen wir eine wahre Gemeinschaft aus den deutschen Stämmen, aus den Ständen, den Berufen und den bisherigen Klassen. Sie soll zu jenem gerechten Ausgleich der Lebensinteressen befähigt sein, den des gesamten Volkes Zukunft erfordert. Aus Bauern, Bürgern und Arbeitern muß wieder werden Ein deutsches Volk.

Es soll dann für ewige Zeiten in seine treue Verwahrung nehmen unseren Glauben und unsere Kultur, unsere Ehre und unsere Freiheit."

Am 23. März 1933 wurde dem Reichstag das sogenannte Ermächtigungsgesetz, der „Entwurf eines Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich" vorgelegt. In seiner Begründung schilderte der Reichskanzler die deutsche Geschichte seit dem November 1918 als die unselige Herrschaft des Marxismus. „Es wird die oberste Aufgabe der nationalen Regierung sein, diese Erscheinung nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern im Interesse des übrigen Europas in unserem Lande restlos auszurotten und zu beseitigen." „Gleichlaufend mit dieser politischen Entgiftung unseres öffentlichen Lebens wird die Reichsregierung eine durchgreifende moralische Sanierung des Volkskörpers vornehmen. Das gesamte Erziehungswesen, Theater, Film, Literatur, Presse, Rundfunk, sie werden alle Mittel zu diesem Zweck sein und demgemäß gewürdigt. Sie haben alle der Erhaltung der im Wesen unseres Volkes lebenden Ewigkeitswerte zu dienen. — Indem die Regierung entschlossen ist, die politische und moralische Entgiftung unseres öffentlichen Lebens vorzunehmen, schafft und sichert sie die Voraussetzung für eine wirklich tiefe Einkehr religiösen Lebens. Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums."

Die nationale Revolution hat gesiegt. Der Marxismus ist niedergeworfen. Eine neue Zeit beginnt. National und sozial vollzieht sich die deutsche Volkswerdung. „Nun stehen wir", sprach am 1. Mai 1933, am Tag der deutschen Arbeit, der Reichsminister Dr. Goebbels, „vor der schweren und verantwortungsvollen Aufgabe, nicht nur das deutsche Arbeitertum zum sozialen Frieden zurückzuführen, sondern es als vollberechtigtes Glied in den Staat und in die Volksgemeinschaft mit einzufügen. Wo ehedem marxistische Haßgesänge ertönten, da werden wir uns zum Volke bekennen. Wo einst die Maschinengewehre der roten Weltbeglücker knatterten, da wollen wir dem nationalen Frieden der Stände die Bresche schlagen. Wo früher der Geist eines öden Materialismus triumphierte, da wollen wir, fußend auf das ewige Recht unseres Volkes auf Freiheit, Arbeit und Brot, in einem neuen, glühenden Idealismus die nationale Verbundenheit aller Stände, Stämme und Berufe zu einem einigen Deutschland vor unserem Volk und vor der ganzen Welt bekunden."

Und die Krönung des großen Werkes, eines national und sozial geeinten Deutschland? Sie kann in nichts anderem bestehen als darin, daß das deutsche Volk, einst irregeführt durch undeutschen und irreligiösen Geist, einst getrennt durch Weltanschauungen, die einander in Todfeindschaft gegenüberstanden und ihre Anhänger aus Brüdern zu Todfeinden machten, in allen seinen Gliedern einig werde auch im Höchsten und sich zusammenfinde auf dem Boden des Evangeliums, des christlichen Glaubens und Lebens unter dem Kreuze Jesu Christi.

Das Evangelium in der Schweiz

von

Karl Stockmeyer
Pfarrer am Münster zu Basel

Titeleinfassung mit Gottvater und Christus, den Evangelistensymbolen und den Aposteln, gezeichnet von Hans Holbein d. J. Metallschnitt aus Andreas Cratanders Offizin in Basel 1525.

Nach dem Gemälde von W. Dürr.

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. München

St. Gallus predigt den Alemannen.

Holzschnitt um 1523.
Bauer dringt auf einen Mönch ein, der seine Tochter entführt hat. Der Mönch sucht ihn durch Geld zu beschwichtigen; rechts steht die weinende Mutter, links ein anderer Mönch, der sagt:

Der Sach muß ich schweigen still,
doch ist es nit mein Will.

Aus der Schweizer Reformationsgeschichte.

I. Wie es in der Schweiz vor der Reformation aussah.

In der Gegend, die jetzt die Ostschweiz genannt wird, predigte zu Anfang des 7. Jahrhunderts der irische Mönch Columban das Evangelium, um dann nach Italien weiter zu ziehen. Sein Begleiter Gallus war infolge einer Krankheit in der Schweiz zurückgeblieben. Am Flüßchen Steinach baute er ein Kirchlein aus Holz, von einigen Mönchszellen umgeben. Dasselbe war so klein, daß ein großer Mann nicht ohne sich zu bücken durch die niedrige Pforte eintreten konnte. Das nebenstehende Bild zeigt uns den Gallus in seiner Predigttätigkeit. Als er starb, ging seine Zelle nicht ein, sondern wurde mit der Zeit zu dem berühmten Kloster St. Gallen, das lange als eine Stätte der Bildung berühmt war. Hier dichtete der Vorsteher der Klosterschule, Notker Balbulus († 912), das gewaltige, bis auf unsere Zeit in deutscher Übersetzung unter der Gemeinde heimische Lied:

Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen
Wer ist, der uns Hilfe schafft, daß wir Gnad erlangen usw.

Am 6. Dezember 1146 predigte Bernhard von Clairvaux zum Kreuzzug auffordernd im Basler Münster vor einer gewaltigen Volksmenge, worauf Bischof Ortlieb sich das Kreuz anheftete, um mit einer Schar von Rittern zur Befreiung des heiligen Landes auszuziehen.

In Basel tagte 1431—1448 das große Kirchenkonzil, welches eine Reformation der verweltlichten Kirche an Haupt und Gliedern vornehmen sollte. Es setzte den Papst Eugen IV. ab und wählte an dessen Stelle Felix V. Aber die Bemühungen auch dieser Kirchenversammlung um Verbesserung der Kirche waren vergeblich. Immer weiter griffen auch in den Schweizer Landen Verderben und Zerfall der Kirche um sich.

Die Burgunderkriege und der Schwabenkrieg waren siegreich beendigt. Das Schweizervolk war zu Ansehen und Macht in Europa gekommen wie vorher und nachher nie. Es war äußerlich eine Blütezeit, aber innerlich eine Zeit des Niedergangs. Die siegreichen Kriege brachten Geld und Ruhm, aber auch Roheit, Habgier und Verderbnis der Sitten. Es waren nicht mehr die braven, frommen Eidgenossen von ehedem. Man war mehr gläubig als fromm. Und dieser Glaube war vielfach ausgeartet in krassen Aberglauben. Wie es zur Zeit Christi im römischen Reich von Göttern und Altären wimmelte, so hatte sich am Anfang des 16. Jahrhunderts der Heiligenkultus ins Maßlose gesteigert. Man überbot sich in kirchlichen Stiftungen und beschwerlichen Wallfahrten. Man durchzog Länder und Meere und gab ungeheure Summen aus, um wundertätige Reliquien zu gewinnen. Allein die Kirche zu Burgdorf hatte im Jahr 1497 deren folgende: Haare der heiligen Mutter Gottes, Überbleibsel vom Grabe Jesu, einen Stein, mit dem Stephanus ge-

Papst Leo X., links sein Vetter Kardinal Giulio dei Medici, der spätere Papst Clemens VII., rechts Kardinal de Rossi.
Nach dem Gemälde von Raphael im Pittipalast zu Florenz.

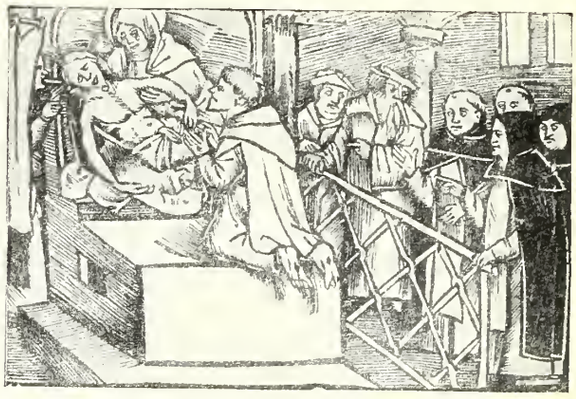
steinigt wurde, drei Windeln, in welche Maria das Jesuskind auf der Flucht nach Ägypten gewickelt hatte. Welch ein unglaublicher Schwindel mit diesen Reliquien getrieben wurde, das zeigt der folgende historisch verbürgte Vorfall. Die Urner erbaten sich, als ihr Land durch die Engerlinge verwüstet wurde, den in St. Gallen aufbewahrten Arm des heil. Magnus und wirklich nach einer mit dieser Reliquie veranstalteten Prozession verschwanden die schädlichen Tiere. Und die Marienverehrung. Ein einfältiger aber exzentrischer Schneidergeselle von Zurzach, Namens Hans Jetzer, war von den Dominikanermönchen zu Bern als Laienbruder in ihr Kloster aufgenommen.

Wie Hans Jetzer von Zurzach zu Bern umb den Predigerorden bittend ofgenommen wird.

Das Wappen links über dem Stadttor soll einen Bären — das redende Wappen der Stadt Bern — darstellen.
Titelholzschnitt des berüchtigten Jetzer-Skandals in Bern (1507—1509) von Nicolaus Manuel Deutsch.

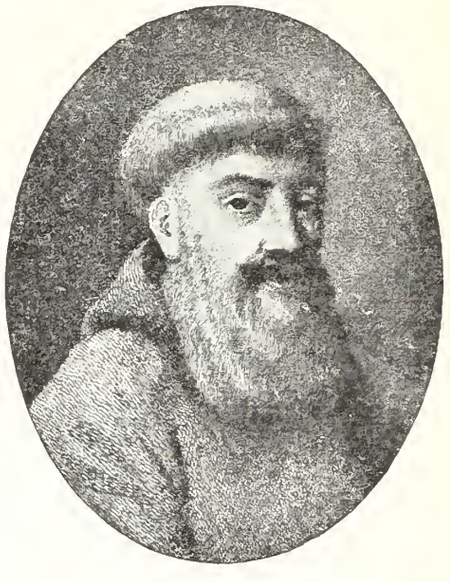
Dort hatte er häufig die Erscheinung der heil. Jungfrau. Sie drückte ihm die Wundmale Christi auf und alles freute sich, daß das Kloster solch wunderbarer Gnadenerweisung gewürdigt sei. Aber es kam noch besser. Einst erschien Maria auf dem Lettner der Klosterkirche in weißem Gewand und wallendem Haar, eine Krone auf dem Haupt und einen Leuchter in der Hand, die versammelte Gemeinde zu segnen. Es war niemand anders als Jetzer, in dessen Gemach man Krone und angeheftetes Haar fand. Als der Betrug zur Schande des Klosters und der Stadt entdeckt war, verurteilte die Obrigkeit vier von den Mönchen zum Feuertod. Jetzer konnte in Frauenkleidern entweichen. Wer die Schuldigeren waren, er oder die Dominikaner, ist bis zur Stunde noch nicht völlig erwiesen.

Jedenfalls war die Kirche in erster Linie schuld an der damaligen Entartung des Glaubens und der Sitten. Es ging ein Geldgeruch durch die Kirche. Die Religion war zum Geschäft geworden. Papst Leo X. soll gesagt haben, daß „die Fabel von Jesu Christo ihm viel einbrächte". Mit Pfründen und Pfarrstellen wurde ein förmlicher Handel



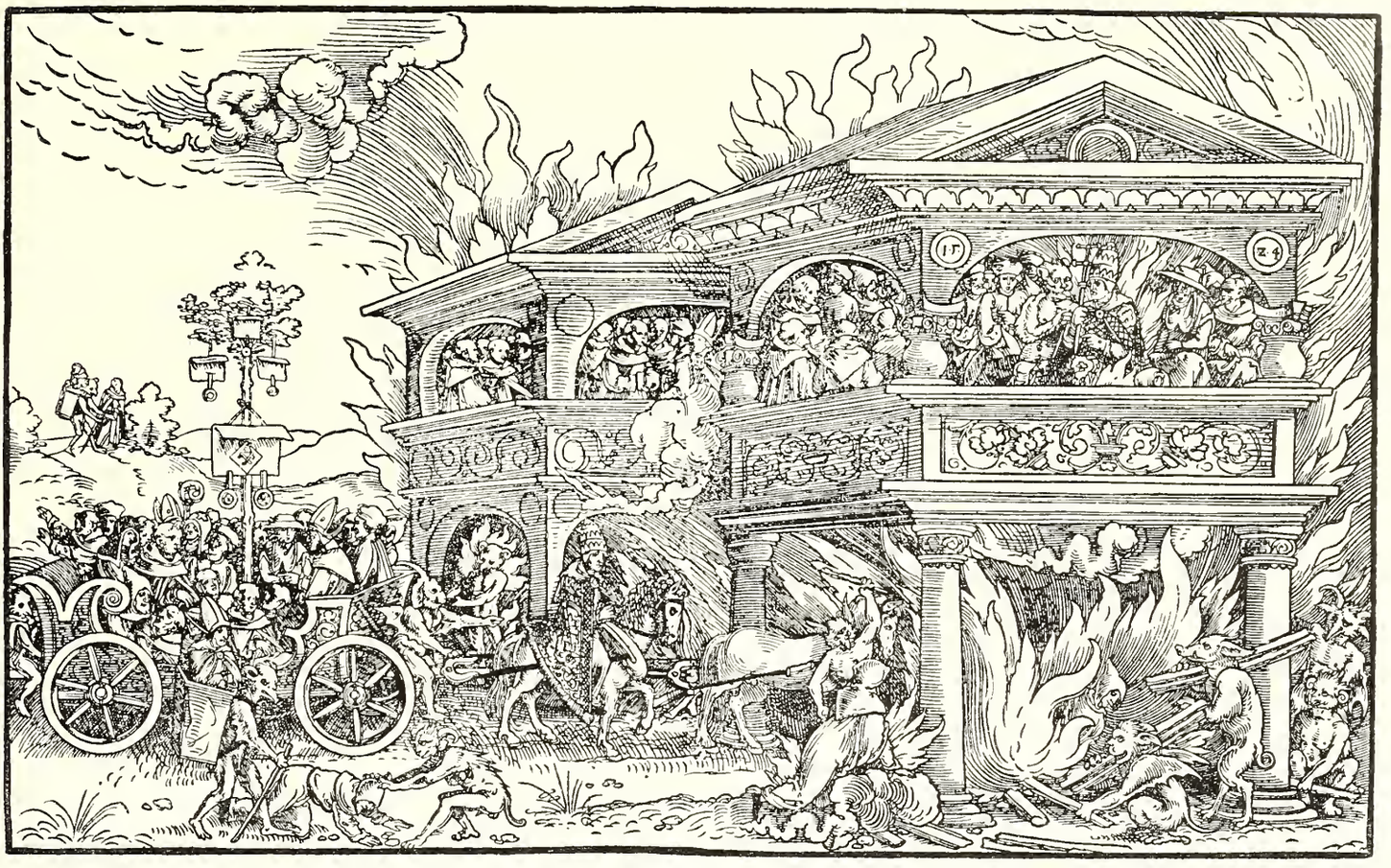
Jetzer werden von dem weinenden Madonnenbilde die Wundmale Christi aufgedrückt in Gegenwart von Ratsmitgliedern und Predigermönchen.
Szene aus dem Jetzerhandel in Bern. Aus der Schrift: Von den 4 Ketzern des Predigerordens. (Holzschnitt wahrscheinlich von Urs Graf)

getrieben. Es war allgemein Brauch, sich deren möglichst viele zu erwerben, ihre Einkünfte zu beziehen, das Amt selbst aber von unfähigen Kaplänen verwalten zu lassen. Hart drückten auch die zahllosen Klöster mit ihren Abgaben das arme Volk. Eine besonders einträgliche Erwerbsquelle der Kirche war der Ablaß. Gewiß, ursprünglich war es



Thomas Murner.
Nach einem Stich von H. Pfenniger.

so gemeint, daß die Vergebung der Sünden nur dem Reuigen zu teil werde durch die Absolution des Priesters und daß der Ablaß, den man sich durch Geld erwerben konnte, nur den Nachlaß von Kirchenstrafen gewähre. Aber recht in Flor kam die Sache doch erst, als das Volk des Glaubens war, durch Ablaßgelder sich die Sündenvergebung selbst zu erkaufen. Und nur zu gern ließ der Priester die Leute bei dieser Meinung. Man sparte die Reue und kaufte sich los.



Satire auf den Ablaß; der Papst fährt einen Wagen, in dem allerhand Geistliche und Mönche um die aufgehängten Urkunden sitzen, in die Höllenglut, wo bereits viele Geistliche mit einem Papst in der Mitte sich befinden. Basler Holzschnitt um 1524 von Hans Holbein d. J.

Unbeschreiblich war in jener Zeit die Sittenlosigkeit der Priester und Klosterleute. Auf dem päpstlichen Stuhl saßen Männer, die der ärgsten Verbrechen und Laster überwiesen waren. Furchtbar machte der Fluch des Zölibats (Ehelosigkeit der Priester) sich geltend. Es war allgemein üblich, daß der Priester sich eine Konkubine hielt und die Art, wie man da und dort derartige Sünden zu strafen suchte, zeigt erst recht die Ohnmacht, mit der man solchen Krebsschäden gegenüberstand. Ein gut katholischer Geschichtsschreiber der neuesten Zeit teilt in verblüffender Offenheit Haarsträubendes aus diesem Gebiete mit, das sich nicht wiedergeben läßt. Daß eine solche Priesterschaft auch geistig und wissenschaftlich nicht auf der Höhe war, braucht nicht erst gesagt zu werden, und was ein Historiker des 16. Jahrhunderts bemerkt, mag wohl das allgemeine Urteil gewesen sein: „Bei der Priesterschaft war wenig Studierens, sondern ihr Treiben war Spielen, Prassen und sich in aller Üppigkeit üben." So stand es damals um die Geistlichkeit, was war dann vom gemeinen Volk zu erwarten?

Wohl fehlte es nicht an Männern, die mit Wort und Wandel gegen das allgemeine Verderben und für die christliche Wahrheit zeugten. Wir denken an den frommen Einsiedler Niclaus von der Flüe und sein gottinniges Gebetlein:

O Herr, nimm von mir,
Was mich wendt von Dir,
O Herr, gib auch mir,
Was mich kehrt zu Dir —
O Herr, nimm mich mir
Und gib mich ganz zu eigen Dir.

Wir denken an den ernstgesinnten Zürcher Chorherrn Felix Hemmerli und an den evangelisch-frommen Bischof Christoph von Utenheim in Basel, von dem wir noch reden werden. Wir denken an die Dichter Thomas Murner, Sebastian Brant und die Maler Hans Holbein und Niclaus Manuel, die mit ihrer beißenden Satire die Sünden der Kirche schonungslos geißelten. So wenn Murner sagt:

Es sind wohl etlich Pfarrer gwesen,
Die nicht singen konnten noch lesen,
Das bringt der Christenheit großen Schaden.

oder:

Wie überreden sie alle Lande,
Daß sie leben im Bettelstande,
Und von dem Bettel nähren sich,
Die mehr haben als du und ich.

oder wie Brant in seinem Gedicht „das Narren Schiff" über die Ausgelassenheit der Priester spottet:

Seit man das Tanzen auserdacht,
Auf Kirchweih und Primitz (Priesterweihe) gebracht,
Da tanzen Pfaffen, Mönche, Laien,
Die Kutte muß sich hinten reihen.

oder in Ahnung künftiger Kämpfe weissagt:

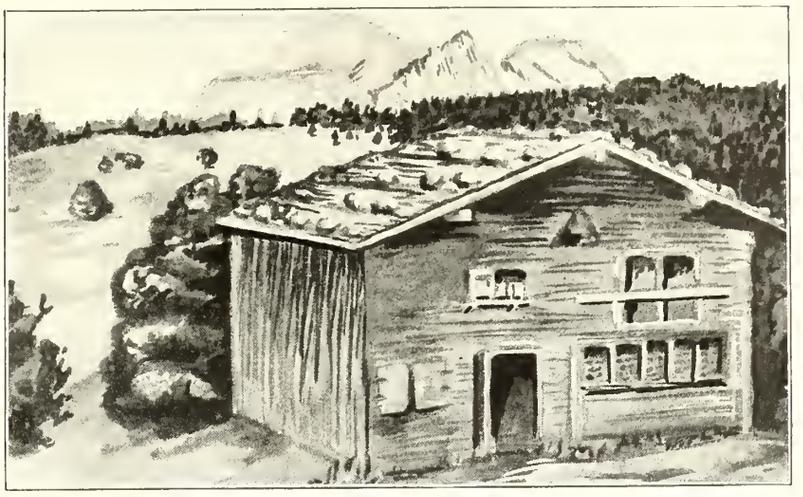
Sankt Peters Schifflein ist im Schwank,
Ich sorg fast gar den Untergank,
Die Wellen schlagen allseit dran,
Es wird viel Stürm und Plage han.

Auch fehlte es nicht an rechtgesinnten Obrigkeiten, die sich nicht scheuten, pfäffischen Übergriffen mannhaft

entgegenzutreten, sich das Recht nahmen, in kirchlichen Dingen Ordnung zu schaffen und Skandale und Vergehungen geistlicher Personen aufzudecken und zu strafen. Endlich war, begünstigt durch die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, der sog. Humanismus emporgekommen, eine Geistesbewegung, die vom klassischen Altertum und dessen Pflege des allgemein Menschlichen ausgehend, die Schäden in der Christenheit einer scharfen Kritik unterzog. Das alles waren einzelne Stimmen, Zeugnisse, Kritiken, Versuche, zu bessern und zu helfen. Aber gründliche Heilung konnten sie nicht bringen. Es mußten Persönlichkeiten kommen, die das Übel energisch bei der Wurzel faßten und das Heilmittel am rechten Orte holten. Und als die Zeit erfüllt war, sandte Gott wie anderswo in Deutschland, so auch dem Schweizerland diese Männer: die Reformatoren.

Von einigen unter ihnen soll nun im folgenden die Rede sein.

Holzschnitt vom Jahre 1524.
Erhebung der Bauern.
Kampf gegen das Papsttum, Kampf gegen das Mönchstum.



Zwinglis Geburtshaus zu Wildhaus.

Nach einer photographischen Aufnahme.

II. Huldreich Zwingli.

1. Zwinglis Jugend.

Im hochgelegenen Dörflein Wildhaus im Toggenburg wurde Ulrich oder Huldreich Zwingli am 1. Januar 1484 geboren. Das Geburtshaus, in welchem er als das drittälteste von zehn Kindern aufwuchs, steht heute noch, ein einfacher, nach unseren Begriffen ärmlicher Holzbau. Und einfach genug mochte das Leben in dem kinderreichen Bauernhause gewesen sein. Zwingli dankt es später seinen Eltern, daß sie ihn von Kindesbeinen an gelehrt hätten, seine Armut und Übel fröhlich zu tragen, wie Christus mit seiner reinen Mutter sie getragen hat. Immerhin gehörte die Familie zu den angesehenen der Gegend. Der Vater war Ammann und dessen Bruder Pfarrer der Gemeinde. Zwei Brüder der Mutter standen benachbarten Klöstern als Äbte vor. So wurde der Knabe in gut kirchlicher Luft erzogen. Gerne hörte er zu, wenn ihm die Großmutter eine Heiligengeschichte erzählte, etwa wie der Herrgott und Petrus zusammen durchs Land wanderten und nachts auf einem und demselben Lager schliefen, und einen tiefen Eindruck pflegte es auf ihn zu machen, wenn am Himmelfahrtstage in der Dorfkirche eine Figur, die Christus vorstellte, in die Höhe gezogen wurde und dann von dieser Höhe Nüsse, Äpfel, Birnen und Backwerk als Gaben des auffahrenden Heilandes auf die Kinder herunterfielen.

Aber die herbe Majestät der ihn umgebenden Gebirgswelt und der auf die selbsterworbenen Rechte und Freiheiten stolze Sinn seiner Volksgenossen weckten in Zwingli schon früh das Bewußtsein, daß es auch außerhalb der Kirche Gottesoffenbarung und Gottesdienst gebe.

Gern durchschweifte der Knabe die Höhen und Felsschluchten des Säntis und der Churfirsten und ergötzte sich hellen Sinnes an den Wundern des Alpenlebens, und es beruht gewiß auf solchen Eindrücken und Beobachtungen seiner Kindheit, wenn Zwingli später in seiner Schrift von der Vorsehung die Vorsicht und Klugheit des Murmeltieres beim Herannahen einer Gefahr oder die Kunst des Eichhörnchens, sich aus einem Holzstückchen ein Schiff zum Übergang über einen Bach zu bauen, als Beweise der Weisheit Gottes, wie sie im Tierleben waltet, anführt.

Der Vater übergab den glänzend begabten Huldreich dem Bruder zur Erziehung, der inzwischen Pfarrer in Weesen am Walensee geworden war. Der schickte den Knaben jedoch bald zu seiner Weiterbildung nach Basel und dann nach Bern. Am letzteren Orte hatte der gelehrte Heinrich Wölflin eine humanistische Schule eröffnet. An einer solchen wurde die Jugend im Gegensatz zur verknöcherten Schulweisheit und Kirchenlehre, der sog. Scholastik des Mittelalters, in die heitere lebensfrohe Welt der alten griechischen und römischen Schriftsteller eingeführt und so der Sinn für das allgemein Menschliche und für das Schöne in Kunst und Poesie in ihr geweckt.

Der junge Zwingli lag in Bern eifrig diesen Studien ob und betätigte daneben mit Begeisterung sein musikalisches Talent. Er war ein guter Sänger, spielte fast alle damals üblichen Instrumente, wie Laute, Harfe, Geige, Hackbrett, Zinke usw., versuchte sich sogar in der Komposition von Liedern. Allein diese Vorzüge wären ihm beinahe zum Verhängnis geworden. Die Dominikanermönche suchten den jungen Musikus für ihr Kloster zu gewinnen und luden ihn freundlich ein, einstweilen in demselben seinen Aufenthalt zu nehmen. Da erfuhr der Oheim in Weesen von der Sache und sorgte dafür, daß Huldreich sofort von Bern weggenommen und zum weiteren Studium möglichst weit fort auf die Universität nach Wien geschickt wurde. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst kehrte Zwingli nach Basel zurück, um hier seine Studien fortzusetzen und zugleich — erst achtzehnjährig — an der Lateinschule zu Sankt Martin als Lehrer tätig zu sein. In Basel war damals Professor an der Universität der fromme und gelehrte Thomas Wyttenbach. Durch diesen trefflichen Mann wurde Zwingli in ein liebevolles Verständnis der Theologie eingeführt und zugleich auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Kirchenlehre an der heil. Schrift auf ihre Wahrheit und Gültigkeit zu prüfen.

2. Zwingli in Glarus und Einsiedeln.

Im Jahre 1506, noch in Basel, hatte sich Zwingli die Würde eines Magisters der freien Künste erworben, ungefähr was wir heute Doktor der Philosophie zu nennen pflegen, und es schien, als wolle er sich dem Schul- und Lehrfach zuwenden. Da wählte die Gemeinde Glarus den Zweiundzwanzigjährigen zu ihrem Pfarrer. Zwingli folgte dem Rufe, ließ sich vom Bischof zu Konstanz zum Priester weihen, hielt in Wildhaus seine erste Messe und trat Ende des Jahres sein Pfarramt in Glarus an. Es war eine große weit ausgedehnte Gemeinde, der er zu dienen hatte, und er nahme es ernst mit seinem Beruf. Immer stand ihm, entgegen der katholischen Auffassung, die Predigt im Vordergrund seiner amtlichen Tätigkeit. Ihr hatte das Andere sich unterzuordnen, für sie mußten die alten Schriftsteller der Griechen und Römer ihm die praktischen Beispiele liefern und bei ihren Rednern ging er in die Schule, um sich eine gefällige Form anzueignen.

Zwinglis Meßkelch in Glarus.

Vor allem vertiefte er sich in das Studium der heil. Schrift. Um das Neue Testament in der Ursprache zu lesen, erlernte er mit unermüdlichem Eifer das Griechische. Die Briefe des Paulus schrieb er später im griechischen Texte ab und lernte sie auswendig, indem er zugleich die wichtigsten Erklärungen der Kirchenväter an den Rand seines Manuskriptes schrieb. Aber wie fern ihm damals noch ein Bruch mit Kirche und Papst lag, zeigt der Umstand, daß er noch bis zum Jahre 1520 ein päpstliches Jahrgeld von 50 Gulden bezog, die er zur Anschaffung von Büchern für seine nach damaligen Begriffen reich ausgestattete Bibliothek verwendete.

Zwingli hatte mit einem andern Feind zu kämpfen. Die Eidgenossen galten zu jener Zeit als die besten Soldaten und wurden bald von diesem bald von jenem Fürsten in Sold geworben. Diese fremden Kriegsdienste, Reislaufen genannt, brachten viel Geld und Waffenruhm, aber noch mehr Üppigkeit, Lockerung der Sitten und Zwietracht ins Land. Zwingli selbst konnte es in Glarus beobachten, wie bald vom Papst, bald vom Kaiser, bald vom König von Frankreich, bald von Mailand, Venedig und Savoyen Gesandte erschienen und wie das Leben der Landeskinder um schnödes Gold verschachert wurde. Ja, es konnte nicht ausbleiben, daß in derselben Schlacht hüben und drüben Eidgenossen gegen Eidgenossen fochten. Es kam öfter vor, daß man treulos aus dem einen Lager in das des mehr Bietenden überging. Zwingli begleitete zweimal als Feldprediger seine Glarner auf den italienischen Zügen und kämpfte wohl auch selber mit. Da lernte er den Fluch des Reislaufens kennen. Am 7. September 1515, hielt er auf dem Rathausplatz zu Monza eine gewaltige Predigt, worin er die Eidgenossen zur Einigkeit und zum Festhalten am gegebenen Wort ermahnte. Auch besitzen wir aus jener Zeit ein Gedicht von ihm, worin er unter dem Gewande einer Tierfabel das fremde Söldnerwesen geißelt. Der listige Leopard, der König von Frankreich, schickt seine Katzen, der hungrige Tiger, Deutschlands Kaiser, und das Füchslein Venedig, sie alle wollen den Schweizer Ochsen aus seiner guten sicheren Weide zu sich locken. Daß es Zwingli dabei im letzten Grunde auf eine sittliche Erneuerung des Schweizervolkes in Christi Gerechtigkeit und Liebe ankommt, zeigt die ernste und mutige Frage:

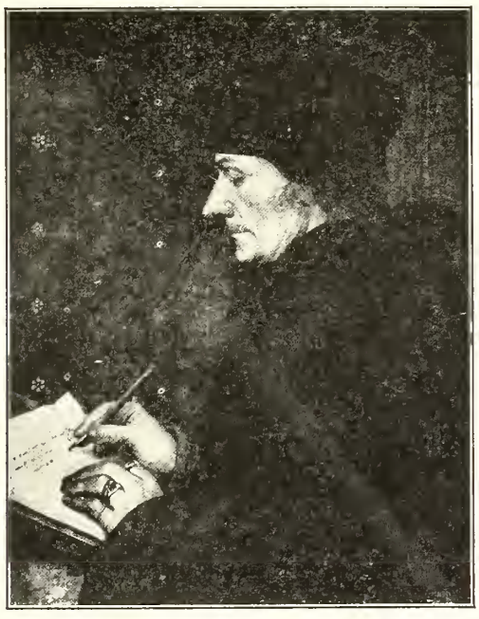
Hat uns das Christus gelehrt?
Er, von dess' Munde wir gehört,
Daß der allein wahrhaftig liebt,
Der für den Freund das Leben gibt.
Für schlechten Ruhm schon geben wir
Das Leben preis, und mit Begier
Den Nächsten ruchlos wir verletzen,
Wir wollen unsre Ehre setzen
Auf Krieg und Blutvergießen nur,
Und alle Rechte der Natur
Betrüben wir durch Zank und Streit,
Als wären auf der Erde heut'
Hervor aus dunkler Hölle Schoß
Die wilden Furien frei und los.
Was haben denn wir Christen mehr
Als unsern Namen? Aber leer
Sind wir an Werken und an Geist:
Niemand Geduld noch Lieb' erweist.

Man kann sich denken, daß diese freimütigen Äußerungen, mit denen Zwingli auch in seinen Predigten nicht zurückhielt, bei den tonangebenden Persönlichkeiten, die von den fremden Fürsten Jahrgelder bezogen, Anstoß und Feindschaft erregten. Er mußte Glarus verlassen und fand als Leutpriester in Einsiedeln eine äußerlich bescheidene Stellung. Es war eine Fügung Gottes, daß er hier an diesem durch sein wundertätiges Marienbild so berühmten Wallfahrtsorte den abergläubischen Werkdienst der damaligen Kirche aus nächster Nähe kennen lernen und zugleich fern vom politischen Treiben in beschaulicher Stille seine evangelische Erkenntnis vertiefen sollte. Die frommen Pilger, die beim Gnadenbild der Gottesmutter Ablaß zu finden hofften, wies der neue Priester auf den Sohn Gottes hin; bei ihm würden sie wahre Sündenvergebung finden,

Sogenanntes Bildnis Heinrich Wölflins (Lupullus) auf dem von ihm dem Chorherrenstift in das Berner Münster gestifteten Vincenzenteppich im Historischen Museum in Bern.

und ihm gehorchen sei die rechte Erfüllung des göttlichen Willens. Als im Sommer 1518 der Ablaßkrämer Samson in der unmittelbaren Nähe von Einsiedeln sein Wesen trieb, trat ihm Zwingli auf der Kanzel tapfer entgegen. Und doch auch hier war von einem reformatorischen Auftreten noch keine Rede. Zwingli blieb nach wie vor mit dem Schweizer Kardinal Schinner befreundet und ließ sich noch 1518 zum päpstlichen Hofkaplan ernennen. Er wollte auch jetzt nichts anderes als ein treuer Sohn der katholischen Kirche sein und alles, was als Auflehnung gegen ihre Ordnungen konnte gedeutet werden, vermeiden.

Zwingli stand damals mit den sog. Humanisten in regem persönlichen und brieflichen Verkehr, besonders mit den Anhängern dieser Richtung, die in Basel sich um ihr auch von Zwingli hochverehrtes Haupt, den gelehrten und geistreichen Erasmus, sammelten. In diesem Kreise wur-



Erasmus.
Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. J.

den Schäden und Mißbräuche in Kirche und Staat, wie Ablaß und Reislaufen, scharf kritisiert, weidlich über Priester und Mönche gespottet und mit Nachdruck auf die Schrift hingewiesen und Christi heiliges Vorbild und reinigende Lehre. Zwinglis Freunde, die Basler Buchdrucker, mußten ihm sofort alles senden, was sie von Schriften des Erasmus und seiner Genossen herausgaben. Aber tadeln ist nicht besser machen und Kritik ist nicht Wiedergeburt. Zur Reformation bedurfte es stärkerer Impulse und Kräfte. Auch in seiner sittlichen Lebensführung hatte sich Zwingli, wie ein neuerer Biograph treffend bemerkt, noch lange nicht in dem Maße von den Sünden seines Standes frei gemacht, um mit freiem Gewissen ihnen entgegentreten zu können. Wir machen aus unsern Reformatoren keine Heiligen. Sie waren Menschen mit Fleisch und Blut und die sittlichen Jugendfehltritte Zwinglis können aus der Verderbtheit der damaligen Zeit und Priesterschaft begriffen, aber nicht entschuldigt werden. Er mußte ein Anderer werden, sollte das große Werk, zu dem er von Gott berufen war, gelingen. Und er ist ein Anderer geworden.

Drucker und Verleger Johann Froben (Frobenius) in Basel.
Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. J.

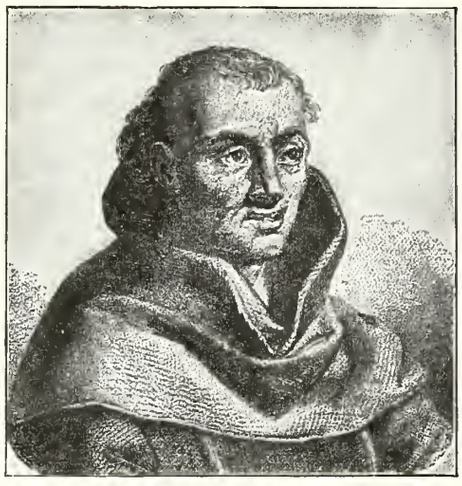
3. Wie Zwingli Reformator wurde.

Am 11. Dezember 1518 wurde Zwingli von der Versammlung der Chorherren mit 17 von 24 Stimmen zum Leutpriester am Großmünster in Zürich gewählt. Die Ernstgesinnten wollten den gelehrten Humanisten, den volkstümlichen Prediger und tapferen Patrioten für den wichtigen Posten in dem blühenden und einflußreichen Vorort der Eidgenossenschaft gewinnen. Am 27. Dezember traf er „ehrlich und wohlempfangen" in Zürich ein, kündigte Samstag, den 1. Januar 1519, seinem Geburtstag, der Gemeinde an, er werde, nicht wie bisher üblich, über die von der Kirche bestimmten sonntäglichen Perikopen (Schriftabschnitte), sondern fortlaufend und zusammenhängend über

Drucker und Verleger Bonifazius Amerbach in Basel.
Nach dem Gemälde von Hans Holbein d. J.

die ganze heilige Schrift predigen. Schon am 2. Januar begann er mit der Auslegung des Evangeliums Matthäi.

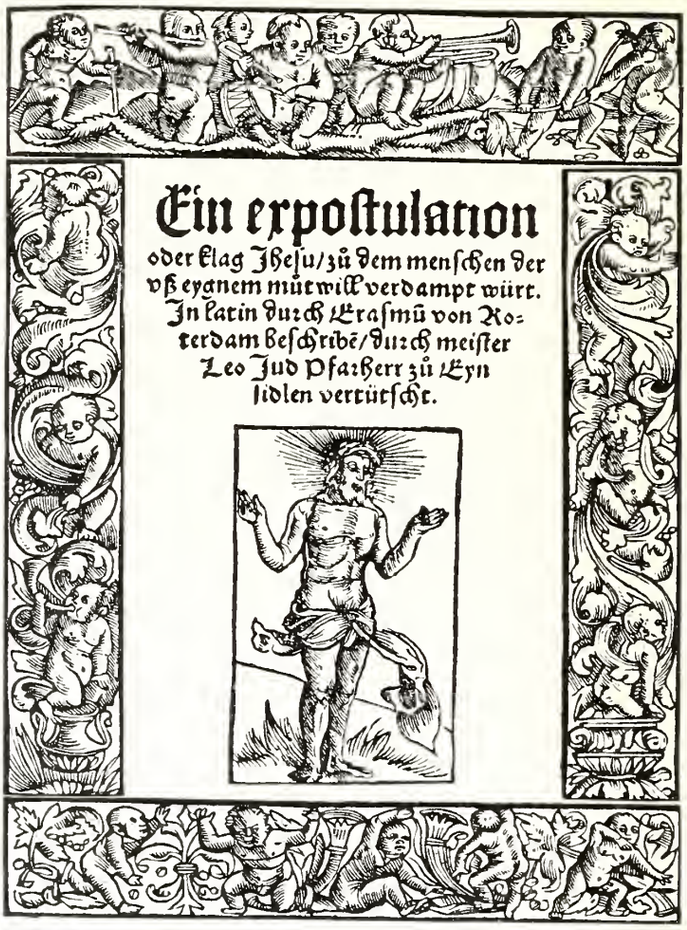
Wie hat Zwingli gepredigt? Da er frei und ohne schriftliche Aufzeichnung zu reden pflegte, sind wir meist auf die Zeugnisse der Zuhörer angewiesen. Hören wir einige derselben. Eine starke Stimme scheint ihm nicht zu Gebote gestanden zu haben. Ein Freund klagt scherzhaft, daß man sie nicht drei Schritte weit hören könne. Aber sein Vortrag war von einer seltene Würde, unterstützt von einer sorgfältig geübten rhetorischen Kunst. Das Bewußtsein, nicht Menschen-, sondern Gottes Wort zu verkündigen, gab seiner Rede etwas Prophetisches. Dem jungen Thomas Platter war es beim Anhören einer Predigt über den guten Hirten und die hohe Verantwortlichkeit des Hirtenamts, als wenn Einer ihn bei den Haaren emporzöge und er meinte: wenn es so steht, dann ade Pfaffenstand, ein Pfasse werde ich nimmermehr. Zwingli hat in dem damals durch seine Sittenverderbnis weithin berüchtigten Zürich die Sünden bei hoch und niedrig nicht geschont, hat mit großem Freimut gegen Müßiggang, Unmäßigkeit in Essen und Trinken, gegen Kleiderluxus, Unterdrückung der Armen, fremde Jahrgelder und fremde Kriegsdienste geeifert. Aber wenn er so recht kräftig gegen diese Laster losgedonnert hatte, pflegte er etwa hinzuzufügen: Frommer Mann, nimm Dich's nicht an. Auch in Zürich ist er gegen den Ablaßkrämer Samson aufgetreten, aber das war nichts Unerhörtes, geschah es doch im Einvernehmen, ja auf ausdrückliches Geheiß des Bischofs von Konstanz, dem es der Samson auch zu bunt trieb und zuviel Geld aus dem Lande trug. Im übrigen scheint Zwingli damals mit der Kritik der Kirche und ihrer Lehre noch vorsichtig zurückgehalten zu haben. Er wollte zuerst pflanzen und bauen und dann erst niederreißen und ausrotten. Er war überzeugt, wenn nur einmal der wahre Glaube mit seiner Frieden und Freiheit bringenden Kraft in den Herzen Eingang gefunden habe, dann würden die falschen Stützen und Trostmittel leicht hinwegzuräumen sein.



Ablaßkrämer Samson.

So hat Zwingli in viel verheißender Weise seine Arbeit in Zürich begonnen, indem er das neue Leben aus Gott in seinem Innern pflegte und einer in „schnellem und wunderbar großen Zulauf" herbeiströmenden Gemeinde treulich mitteilte. Und es waren vorab zwei Mittel und

Titelblatt zu der Schrift des Erasmus von Rotterdam. Die Episteln St. Pauli zu den Ephesern in Latein beschrieben. Verdeutscht durch Meister Leo Jud, Leutpriester zu Einsiedeln. Gedruckt von Christophorus Froschover, Zürich, 1521.



Titelblatt zu der Schrift des Erasmus von Rotterdam. Klage Jesu über den Menschen, der aus eigenem Mutwillen verdammt wird. Verdeutscht durch Leo Jud, Pfarrherr zu Einsiedeln. Gedruckt von Christophorus Froschover, Zürich, 1522.

Werkzeuge, deren Gott sich bediente, dieses Leben in ihm zu vertiefen und zur Reife zu bringen.

Im Sommer 1519 wütete in der nördlichen Schweiz die Pest, kam Mitte August auch nach Zürich und Umgebung, wo sie bis ins folgende Jahr hinein ihre Opfer zu tausenden forderte. Zwingli befand sich beim Ausbruch der Seuche zu seiner Erholung im Bad Pfäfers, eilte aber sofort an seinen Posten nach Zürich, wohin der Leutpriester nach seiner Amtsordnung in der Pestzeit gehörte. Seine Freunde sahen mit Besorgnis und Bewunderung, wie er sich täglich der Todesgefahr aussetzte und mahnten zur Schonung. Was sie befürchteten, geschah. Ende September wurde der tapfere Seelsorger von der Krankheit ergriffen und war lange in großer Lebensgefahr. Der päpstliche Legat schickte seinen Arzt, dem Kranken Hilfe zu leisten. In Basel verbreitete sich bereits die Nachricht von seinem Tode. Um so größer war die Freude, als anfangs November die Kunde kam, daß die Krisis überstanden und die Gefahr abgewandt sei. Obwohl von der Krankheit noch hart mitgenommen, nahm Zwingli im selben Monat seine Tätigkeit in ihrem vollen Umfang wieder auf. Am 30. Dezember legte er das letzte Pflaster von der Pestwunde ab. Der bischöfliche Generalvikar Faber, damals noch sein Freund, später sein erbitterter Gegner, schrieb ihm zu seiner Genesung: „So eifrig arbeitest Du im Weinberg des Herrn, daß mit Deiner Gefährdung die christliche Sache Schaden leiden müßte. Der Herr weiß, wen er etwa mit der Peitsche zur Besserung seines Lebens antreiben muß; in diesem Sinne nimm es an, was Dir vom himmlischen Vater widerfahren ist." Zwingli bedurfte dieser salbungsvollen, sauersüßen Ermahnung nicht. Er hatte bereits die Lehre und den Segen, die in der Prüfung für ihn bereit lagen, erfaßt und sich zu eigen gemacht. Das ersehen wir aus jenem schönen Liede, welches er während der Krankheit dichtete. Es tönen uns echt evangelische Klänge daraus entgegen: Restlose Abhängigkeit von Gottes Macht und Gnade, gläubiges Vertrauen auf Christum und seine den Tod überwindende Kraft, aufrichtige Reue über begangene Sünden und fester Entschluß, das neugeschenkte Leben Gott und seinem Dienste zu weihen. Tiefernst und zugleich getrost hebt es an:

Hilf, Herr Gott, hilf
In dieser Not,
Ich mein, der Tod
Sig an der Tür,
Stand Christe für,
Denn Du ihn überwunden hast ...
Ist es Dein Will,
Züch us den Pfil,
Der mich verwundt —

aber demütig-ergeben fährt er fort:

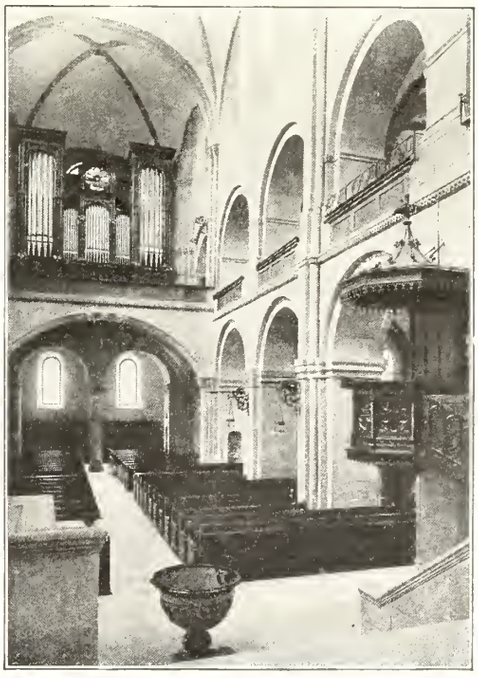
Willst Du dann glych
Todt haben mich
In Mitt' der Tagen min,
So soll es willig sin.
Tu wie Du willst
Dein Haf (Gefäß) bin ich,
Mach ganz mich oder mich zerbrich.
Denn nimmst Du hin
Den Geiste min
Von dieser Erd,
Tust Dus, daß er nit böser werd
Und Andern nit
Besleck ihr Leben fromm und Sitt.

Die Wasserkirche mit Zwinglidenkmal (von Natter), rechts die Türme des Großmünsters in Zürich.

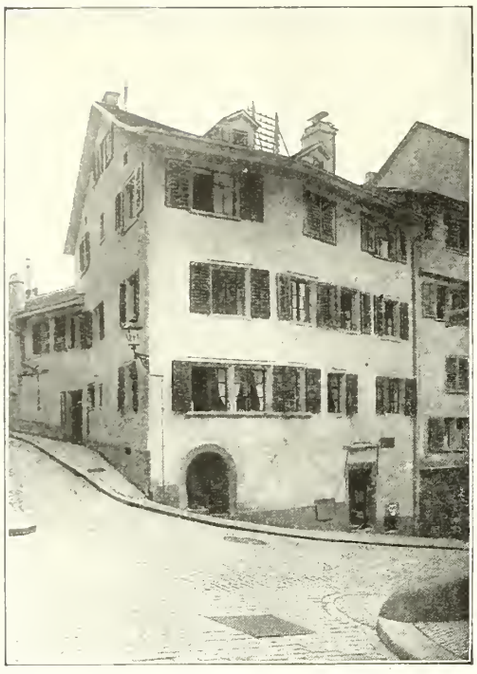
Und dann, als die Krankheit überwunden, welch dankbares Aufatmen und heiliges Geloben

Gsund, Herr Gott, gsund!
Ich mein, ich kehr
Schon wiederum her.
Ja wann Dich dünkt
Der Sünden Funk
Werd nit mehr bherrschen mich uf Erd,
So muß min Mund
Din Lob und Ehr
Usprechen mehr
Denn vormals je,
Wie es auch geh
Einfältiglich, ohn alle Gfährd. —

So hat Zwinglis evangelische Erkenntnis und Gesinnung im Leiden sich vertieft und geläutert. Hand in Hand damit machte sich noch ein anderer Einfluß geltend. Bald, schon Ende 1518, besonders aber seit 1519, finden Luthers Schriften ihren Weg nach Zürich zu Zwingli, der sie nach seiner eigenen Aussage „gierig" verschlingt, seine Freunde, die Basler Buchdrucker, dringend bittet, ihm ja sofort alles, was von Luther neu gedruckt werde, zu senden. Zwingli schickt selbst einmal einen berittenen Boten nach Basel, der ihm einige hundert Exemplare von Luthers Auslegung des „Vater unser" bringen muß zur weitesten Verbreitung in Zürich zu Stadt und Land. Zufällig und ohne Zwinglis Zutun wird es auch nicht geschehen sein, daß im Jahre 1520 sechs junge Zürcher Theologen in Wittenberg studierten und bekannt ist die hübsche Geschichte, wie Luther auf seiner Rückkehr von der Wartburg im Schwarzen Bären zu Jena mit den beiden St. Galler Studenten Keßler und Reutiner zusammentraf, sie an seinen Tisch einlud und ohne von ihnen

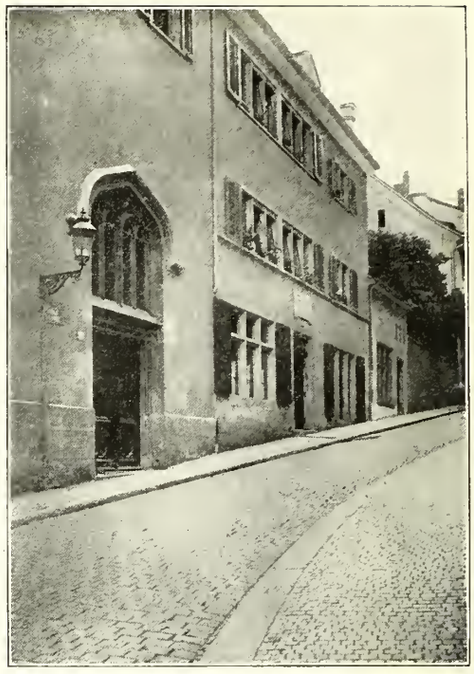


Großmünster in Zürich. Die Kanzel, von der Zwingli predigte.



Zwinglis Amtswohnung. Zürich 1522—1524. Haus zur „Sul", Neustadtgasse Nr. 11.

erkannt zu werden, über den Wittenberger Reformator sich unterhielt. Zwingli begrüßt Luther mit den ehrenvollsten Namen, er nennt ihn einen Elias, dann wieder den Herkules, der den römischen Stier tötete. „Du bist", so schreibt er ihm selbst, „der treue David und holtest Dir aus dem himmlischen Gewässer glatte Steine und warfst sie so leicht und kräftig, daß Du die mächtigen Glieder des Gegners weithin zu Boden strecktest." Und etwas in allen Fällen verdankt Zwingli dem großen deutschen Reformator — das hätte er aus sich selbst und auch bei seinem verehrten Meister Erasmus nicht gelernt — nämlich das volle Verständnis des Paulus. Das sehen wir aus den Randbemerkungen, die er damals in seine Abschrift der pauliniſchen Briefe hineinschrieb. Da lesen wir etwa: „Nirgends gedenkt der Apostel Solcher, die selig sind aus den Werken" oder „Du hast, Hieronymus, den Sinn des Paulus nicht getroffen". Gewiß hat Zwingli neben Luther seine Eigenart und sein selbständiges Gepräge bewahrt und ist als Schweizer Reformator festen Schrittes seine eigenen Wege gegangen, so daß er später mit gutem Recht und keckem Trotz verlangen konnte: „Also will ich nicht, daß mich die Päpstler Lutherisch nennen." Aber eine leise Selbsttäuschung scheint doch mitzuspielen, wenn er an derselben Stelle — die Worte stammen aus dem Jahre 1523 — sagt: „Ich habe die Lehre Christi nicht von Luther gelernt, sondern aus dem Selbstwort Gottes: Wer hat mich aufgerüstet, das Evangelium zu predigen? Hat das der Luther getan? Ich habe angefangen, es zu predigen, ehe ich den Luther je nennen gehört habe. Luther hat mich nicht unterwiesen, des Namen mir noch zwei Jahre unbekannt gewesen ist, nachdem ich mich allein an die heilige Schrift gehalten habe." Alles schön und gut und bis zu einem gewissen Grade auch ganz wahr und richtig. Die Schrift hat er schon vorher gepredigt, aber ihren tiefen vollen Gehalt doch erst seit Luther. Von Erasmus durch Luther zu Paulus — diesen Weg wurde Zwingli geführt, vielleicht ohne daß er selbst sich dessen völlig bewußt war. Wie das Werkzeug hieß, dessen Gott sich bediente, war für Zwingli nicht so wichtig, das wichtigste war ihm, daß sein Glaube sein fester innerer Besitz wurde und in diesem Sinne durfte er damals von sich sagen: „Ich weiß, daß mich Gott lehrt, denn ich habe sein empfunden." So wurde er zum Reformator. Nun konnte der Kampf beginnen.



Die „Schulei" (Kirchgasse Nr. 13, Zürich). Zwinglis letzte Amtswohnung. Von hier aus zog er am 11. Oktober 1531 nach Kappel

4. Zwingli als Reformator Zürichs.

Wer recht kämpfen will, muß sich frei und ungehindert bewegen. Darum verzichtete Zwingli vor allem auf das bisher vom Papste bezogene Jahrgeld, das er als eine Hemmung im Kampf für die Wahrheit betrachtete. Und sein freies und mannhaftes Kämpfen wurde von einem fast beispiellosen Erfolg begleitet. „Mit Staunen", sagt ein Geschichtsschreiber, „blickte man von weit her auf die Umwandlung, die durch seine Predigt in Zürich hervorgerufen wurde und in der vor kurzem noch so übel beleumdeten Stadt einen neuen Geist sittlichen Ernstes, glaubensfreudigen Mutes und hilfsbereiter Liebe geweckt hatte." Zwingli sah die wahre Gottesverehrung und Frömmigkeit in einem nach Gottes Willen geführten Leben. Darum drang er in den Rat, daß er durch strenge Gesetze die Armenversorgung, die Krankenpflege, die ehelichen Verhältnisse und die öffentliche Sitte im christlichen Geiste ordne, auch den Leuten auf dem Lande durch Regelung des Zehntenwesens ihre Lage erleichtere. Ja, es gelang dem tapferen Patrioten, zu bewirken, daß Zürich fortan alle fremden Kriegsdienste und alle Verträge, kommen sie von Frankreich oder vom Papste, verbot. Zürich stand allein mit dieser Maßregel. Es entstand ein Riß zwischen ihm und der übrigen Eidgenossenschaft. Man maß Zwingli die Schuld bei. Es konnte nicht anders sein, als daß ihm neben begeisterten Anhängern auch viele Feinde erwuch-

Zwinglizimmer in der „Schulei" (Kirchgasse Nr. 13, Zürich).

J. Kaspar Boßhardt. Museum zu St. Gallen.

Luther und die St. Galler Studenten im Schwarzen Bären zu Jena.

sen. Die Unzufriedenen, durch die von ihm herbeigeführten Neuerungen Geschädigten, schimpften in den Wirtshäusern über ihn, man solle ihn, den Ketzer, von der Kanzel herunterwerfen. Man umstellte des Nachts sein Haus, so daß seine Freunde es bewachen mußten. Zwingli scheute, wenn er die Wahrheit sagte, auch vor derben Ausdrücken nicht zurück. So sagt er von den päpstlichen Unterhändlern — mit deutlicher Anspielung auf den Kardinal Schinner — „sie tragen billig rote Hüte und Mäntel, denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus, windet man sie aber, so rinnt Deines Sohnes, Bruders, Vaters und Freundes Blut heraus.“ Schonungslos greift er die Mißbräuche und Einrichtungen der Kirche an. Die Lehren der Scholastiker nennt er wüste Pfützen und Mistlachen, sie selbst tolle Phantasten, die schrieben, was ihnen in ihren schmutzigen Kappen und Kutten zwischen ihren Mauern geträumt habe und in den Grind gekommen sei. Das lautete anders als noch vor wenig Jahren und mußte zum Bruch mit der Kirche führen.

In der Fastenzeit des Jahres 1522 ließ der Buchdrucker Christoph Froschauer sich und seinen Gesellen im Beisein einer größeren Gesellschaft, in der auch Zwingli sich befand, Würste zur Mahlzeit auftragen. Er habe ein großes Werk, nämlich die Episteln des heiligen Paulus, auf die Frankfurter Messe spedieren und daher Tag und Nacht arbeiten müssen; von bloßem Mus könne er und sein Hausgesinde nicht leben und Fische seien ihm zu teuer. Darob große Aufregung. Zwingli predigte am 29. März über die Sache und gab dem Buchdrucker recht. Der Rat rief die Entscheidung des Bischofs an. Dieser sandte seinen Weihbischof (Gehilfen) Melchior Wattli nach Zürich, der vor den versammelten Chorherren Beschwerde führte und Abstellung der aufrührerischen Lehren verlangte, ohne jedoch Zwinglis Namen zu nennen. Der antwortete so schlagfertig, daß Wattli auf eine Diskussion verzichtete. Als die Angelegenheit auch in der Ratsversammlung zur Sprache kam, verlangte er, Zwingli dürfe nicht zur Verhandlung zugelassen werden. Der Rat ließ ihn aber doch zu und der Weihbischof, der sich auch jetzt nach gehaltener Rede aus dem Staube machen wollte, mußte dableiben und sich's Punkt für Punkt von Zwingli beweisen lassen, daß die Übertretung des Fastengebotes durch die Schrift gerechtfertigt und aus der Freiheit des christlichen Glaubens hervorgegangen sei. Zwingli legte seine Meinung außerdem in einer Schrift dar, die den Titel führt: Vom Erkiesen der Speisen, von Ärgernis und Verböserung.

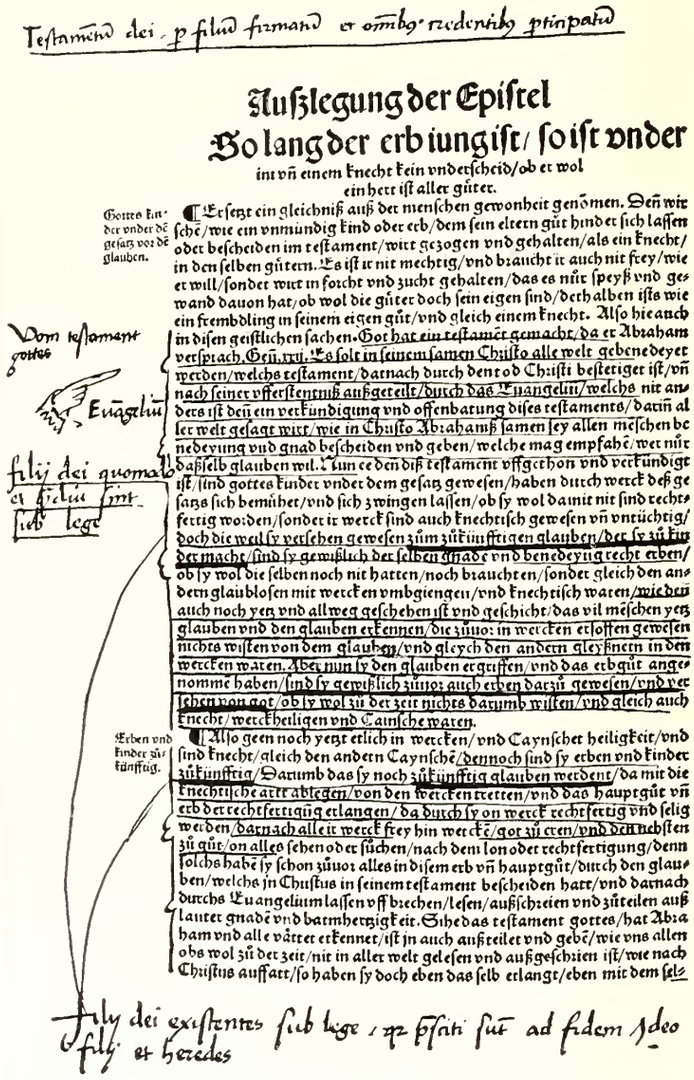
Hier zeigt er mit großem Freimut, wie Ärgernis und Verböserung nicht von ihm und seinen Leuten herkommen, sondern vom Bischof und den Oberen, die dem christlichen Volk unerträgliche Lasten auflegen. Das konnte der Bischof nicht schweigend hinnehmen. Er wandte sich an die Eidgenössische Tagsatzung und diese, dem Zürcher Reformator wegen dessen Opposition gegen das Reislaufen ohnedies nicht günstig gesinnt, beauftragte die Regierungen, sie sollten ihre Priester anweisen, mit solchen Predigten aufzuhören, woraus dem gemeinen Mann Unwillen, Zwietracht und Irrung im Glauben erwachse.

Titelblatt: Von Erkiesen und Freiheit der Speisen.

Daß in dem ganzen Fastenstreit von den Gegnern geflissentlich Zwinglis Name verschwiegen wurde, zeigt deutlich, wie sehr man ihn fürchtete.

Aber trotz dem Entscheid der Tagsatzung und trotz der zögernden Haltung des Zürcher Rates, der ebenfalls weislich verfügte, man solle nicht streiten und disputieren, sondern das Evangelium predigen, fuhr Zwingli mannhaft zu streiten fort. Er richtete im Verein mit zehn gleichgesinnten Pfarrern an den Bischof und an die Tagsatzung eine Bittschrift um freie Gewährung der Priesterehe. Es war der ergreifende Aufschrei des priesterlichen und christlichen Gewissens gegen das „unehrbare und schändliche Leben", in welches die kirchliche Satzung den Klerus verstrickt habe und die aus ernster Not geborene Forderung, daß den Priestern gestattet werde, frei von der Schande der Unkeuschheit als ehrliche Biedermänner unter ihrem Volke zu wohnen. „Erbarmt Euch über uns, Eure treuen und gutwilligen Diener und gewährt es uns, daß das, was vor Gott nicht Sünde ist, auch vor den Menschen nicht schändlich sei."

Das war im Juli 1522. Zwingli persönlich hatte die Entscheidung schon getroffen. Anfang desselben Jahres war er bereits in die Ehe getreten, glaubte aber mit Rücksicht auf das damals herrschende Vorurteil die Verbindung noch volle zwei Jahre geheim halten zu müssen.

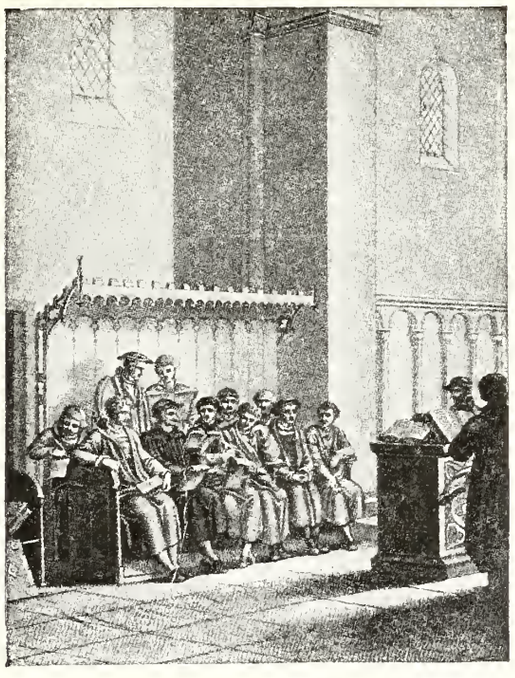


Martin Luthers „Auslegung der Episteln und Evangelien", Basel, Adam Petri, 1522. Die Randbemerkungen sind wie bei der Abschrift der paulinischen Briefe von Zwinglis Hand (Zwingli-Museum, Zürich).

Im selben Jahr richtete Zwingli ein letztes Wort an den Bischof, eine Schrift, die den merkwürdigen Titel: Archeteles, d. h. Anfang und Ende, trägt. Er wollte damit sagen: zwischen uns Beiden ist's zu Ende und ein Neues nimmt nun seinen Anfang. Er zeigt darin in wahrhaft freier, weitblickender Weise, wie nicht die Kirchenlehre, sondern allein die heilige Schrift die Richtschnur wahren Glaubens und Lebens sei. Fast modern mutet uns die folgende Stelle an: „Der Streit der Gegenwart stammt aus keinem andern Grunde als daher, daß wir uns nicht ganz dem

Geiste dessen überlassen, der die Haare auf unserm Haupte gezählt hat, sondern wir halten uns an menschliche Lehrer, wollen unser Licht der Schrift borgen, statt von ihr das Licht zu empfangen, und fassen den Quell der evangelischen Wahrheit in so enge Schranken, daß ohne unsre Hilfe die Schrift niemand soll lesen können. Und doch hat der Herr seinen Geist allen verheißen und nicht nur einzelnen, sondern allen, die an ihn glauben, spricht er das Urteil über die Schrift zu." Damit war der Bruch mit Bischof und Kirche eigentlich schon vollzogen, wenn auch noch nicht tatsächlich durchgeführt.

Noch ein anderer wurde durch diesen Archeteles dem Reformator dauernd entfremdet. Es war der ängstliche konservative Stubengelehrte Erasmus in Basel. Wie der die Schrift erhalten, es war am 8. September, und ein Stück weit darin gelesen hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf,



Predigerpult im Großmünster Zürich. Am Pult Pellikan. Auf der Bank als zweiter sitzend Zwingli.

griff noch in später nächtlicher Stunde zur Feder und beschwor den Zürcher Reformator in aufgeregten Worten, doch ja Bescheidenheit und Klugheit nicht außer acht zu lassen, ernsthafte Sachen ernsthaft zu behandeln und, falls er wieder etwas öffentlich herausgebe, doch zuerst gelehrte Freunde um Rat zu fragen. Und als Zwingli gleich darauf in einer andern anonym herausgegebenen Schrift noch rücksichtsloser für Luther und gegen den Papst auftrat, schrieb ihm Erasmus noch deutlicher: Wenn alle Lutheraner so sind, so können sie mir gestohlen werden, so viel ihrer sind. Vollständig wurde der Bruch im folgenden Jahre, als Zwingli den armen kranken aus Deutschland vertriebenen Ritter Ulrich von Hutten, einen persönlichen Feind des Erasmus, gastlich bei sich aufnahm und ihm eine Zufluchtsstätte auf der Insel Ufenau im Zürichsee verschaffte, wo er im Frieden sterben konnte.

Während das alles geschah, war ein neuer Papst, der schlaue Hadrian VI., auf den Stuhl Petri gekommen. Der richtete, als wäre nichts vorgefallen, am 23. Januar 1523 an Zwingli ein huldvolles Schreiben, worin er ihn einen lieben Sohn nennt und ihm die höchsten Ehren und Gnaden im Dienste der Kirche in Aussicht stellt. Und als ein Freund Zwinglis, den es Wunder nahm, beim päpstlichen

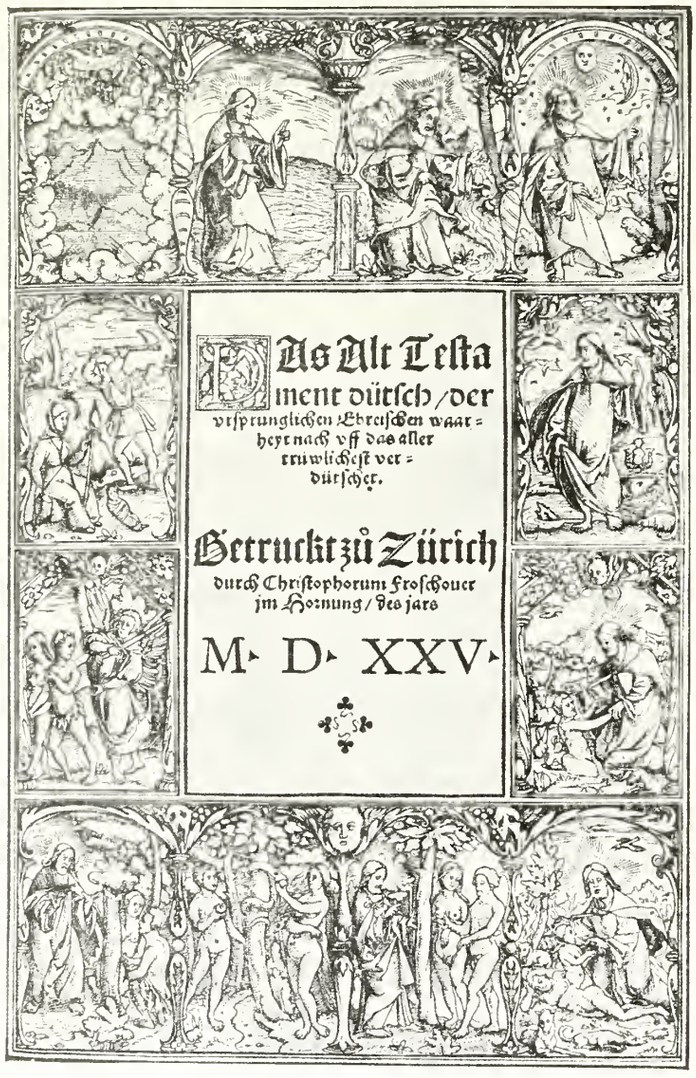
Ulrich von Hutten.
Holzschnitt in Ulrichiale Hutten cum Erasmo expostulatio 1523.

Vermittler anfragte, worin denn diese Ehren bestünden, lautete die Antwort: Alles, außer dem päpstlichen Stuhl. Zwingli selbst aber fertigte den Versucher kurz ab. „Ich habe," so erzählt er selbst, „den Überbringer der päpstlichen Versprechungen nach Verdienen behandelt und ihm gezeigt, wer der römische Papst sei, nämlich der Antichrist." Das war deutlich gesprochen.

Papst Hadrian VI.
Kupferstich von Daniel Hopfer 1521—23.

Das alles waren Kämpfe, die den Sieg der Reformation in Zürich vorbereiteten. Der Sieg selbst wurde nun ohne große Mühe erfochten. Eines Sonntags beim Gottesdienst in der Augustinerkirche unterbrach der Freund und Kollege Zwinglis, Leo Jud, wiederholt die Predigt eines Mön-

ches und es wäre beinahe zu einem Handgemenge unter der Zuhörerschaft gekommen. Zwingli benützte die entstandene Aufregung und veranlaßte den Rat, Freunde und Gegner zu einem Religionsgespräche einzuladen. Hier sollte der Streit entschieden werden. Das Gespräch fand am 29. Januar 1523 auf dem Rathause statt. An die 600 Personen waren erschienen: Die Zürcher Geistlichen von Stadt und Land, der Rat der Zweihundert, auch der Bischof von Konstanz hatte eine Abordnung geschickt, vier gelehrte Herren, unter ihnen den einstigen Freund Zwinglis, den



Titelblatt zum Alten Testament.
Gedruckt 1525 von Christoph Froschauer in Zürich.

bischöflichen Generalvikar Dr. Johann Faber, den wir schon kennen.

Über den Verlauf des Gesprächs ist uns aus der Feder eines Freundes Zwinglis ein ausführlicher und anschaulicher Bericht erhalten. Man begann am frühen Morgen. In der Mitte des Saales saß Zwingli allein an einem Tisch, auf welchem die Bibel in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache aufgeschlagen war. Zuerst erhob sich der Bürgermeister Markus Röist, eröffnete die Versammlung und forderte jedermann auf, seine Klagen gegen Meister Ulrich vorzubringen. Darauf nahm Zwingli das Wort. Er habe seit bald fünf Jahren in Zürich das lautere Evangelium gepredigt und werde daher ein Lügner und Ketzer gescholten. „Und doch weiß ich, daß Gott durch mich mit Einhauchen des Geistes hat reden wollen. So erbiete ich mich, jedem, der meine Predigt und Lehre für unchristlich und ketzerisch hält, Aufschluß, Rat und Antwort zu geben. Nun wohl, her im Namen Gottes, hier bin ich!" Schlau erwiderte Faber, der fast der einzige war, der Zwingli ernstlich zu widersprechen wagte. Daß Meister Ulrich das Evangelium predige, bezweifle er keineswegs. Welcher Pfarrer sollte das nicht tun. Im übrigen sei er eigentlich nur zum Hören und nicht zum Disputieren hierhergekommen. Ob man ihm zumuten wolle, vor Handwerkern über Glaubensfragen zu diskutieren? Über solche Dinge hätten die hohen Schulen von Paris, Cöln und Löwen oder am besten ein Kirchenkonzil zu entscheiden. Zwingli blieb ihm auf diese hochnäsige Rede die Antwort nicht schuldig. Die gegenwärtige Versammlung sei auch ein christliches Konzil, noch mehr und besser als jene Kirchenkonzile, die oft geirrt und sich widersprochen hätten und einen unfehlbaren unparteiischen Richter haben wir auch unter uns: die heilige Schrift. Nun erlaubte sich ein Pfarrer vom Lande die Frage: Wenn denn Zwingli das Evangelium predige, warum der Bischof dessen Anhänger, den Pfarrer Wyß von Fislisbach ins Gefängnis geworfen habe. Faber behauptete, dieser Wyß sei ein unwissender Mensch, der die Anrufung und Fürbitte der Maria leugne. Er habe ihn aber sogar mit Beweisen aus der heiligen Schrift seines Irrtums überwiesen. Das war nicht klug geredet von dem gescheiten Generalvikar. „Her mit diesen Schriftbeweisen!" rief nun natürlich Zwingli. Und als hierauf Faber nichts Stichhaltiges ins Feld führen konnte, bemerkte der Bürgermeister spöttisch: „O weh, der Spieß, mit dem der Pfarrer von Fislisbach erstochen worden, will nicht herfür." So stand man sich gegenüber: Hier Schrift, dort Kirche, hier Menschensatzung, dort Evangelium. Und was Zwingli für dieses vorbrachte, die andern sprachen steil an ihm vorüber von der unantastbaren Autorität der Kirchenlehre. Rat und Volk von Zürich traten freudig auf Zwinglis Seite und am Nachmittag wurde der Beschluß verkündigt: da Zwingli keiner Ketzerei überführt sei, so solle er fortfahren und wie bisher das heilige Evangelium und die rechte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes, wie es in seinem Vermögen stehe, verkündigen, so lange, bis er eines Bessern berichtet werde und ebenso sollten die andern Priester und Prädikanten in ihren Gemeinden nichts anderes vornehmen und predigen, als was sie mit dem Evangelium bewähren könnten und alle Schmähworte und Verketzerung gegen einander unterlassen. Als dieser Bescheid verlesen war, brach Zwingli in die Worte aus: „Gott sei Lob und Dank, der sein heiliges Wort im Himmel und auf Erden will herrschen lassen!"

Zwingli hatte als Grundlage für das Religionsgespräch 67 sog. „Schlußsätze" oder Thesen aufgestellt und drucken lassen. Sie enthalten zusammen mit der nachfolgenden „Auslegung" in knapper und klarer Form das Programm seiner Reformation. Wir teilen einige der wichtigsten mit:

2. Die Summe des Evangeliums ist, daß unser Herr Jesus Christus, der wahre Sohn Gottes, uns den Willen des himmlischen Vaters kundgetan und mit

seiner Unschuld uns von dem Tod erlöst und mit Gott versöhnt hat.

3. Christus ist daher der einzige Weg zur Seligkeit für alle, die je waren, sind und sein werden.
6. Christus ist der Wegführer und Hauptmann, allem menschlichen Geschlecht von Gott verheißen und bewährt.
7. Christus ist das ewige Heil und Haupt aller Gläubigen, die sein Leib sind, der aber tot ist und nichts vermag ohne ihn.
8. Aus dem folgt, daß alle, so in dem Haupte leben, Glieder und Kinder Gottes sind und das ist die Kirche oder Gemeinschaft der Heiligen, eine Hausfrau Christi.
17. Christus ist der einzige Hohepriester, daher die Anmaßung des Papstes, oberster Priester zu sein, eine Verletzung der Ehre Christi ist.
18. Christus, der sich selbst einmal geopfert, ist das in die Ewigkeit währende Opfer für die Sünde aller Gläubigen. Daraus wird ermessen, daß die Messe nicht ein Opfer, sondern ein Wiedergedächtnis des Opfers und eine Versicherung der Erlösung ist, die Christus uns zuwegegebracht hat.
22. Unsere Werke sind nur insoweit Werke, als sie Christi Werke sind.

Titelblatt von Zwinglis Lehrbüchlein. 1524.

34. Die sog. geistliche Gewalt (Papsttum) hat für ihre Herrschaft keinen Grund in der Lehre Christi.
35. Aber die weltliche Gewalt hat Kraft und Bestätigung in der Lehre und Tat Christi.
37. Jeder Christ ohne Ausnahme ist der weltlichen Obrigkeit Gehorsam schuldig,
38. sofern sie nicht gebietet, was wider Gott.
50. Gott vergibt die Sünde allein durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Herrn.
52. Darum die Beichte nicht für eine Nachlassung der Sünde, sondern für eine Ratserholung erklärt werden soll.
54. Christus hat unsere Schmerzen und Mühen getragen. Wer nun den Bußwerken beimißt, was allein Christi ist, der irrt und schmähet Gott.
56. Welcher gewisse Sünden allein um Geldes willen nachläßt (Ablaß), ist Simons und Balaams Geselle und der eigentliche Apostel des Teufels.
66. Es sollen alle geistlichen Vorgesetzten sich eilends demütigen und allein das Kreuz Christi aufrichten, sonst gehen sie zu Grunde, denn ich sage dir: Die Axt ist an den Baum gelegt.

Die Reformation war in Zürich volkstümlich geworden. Man verlangte, daß die in den Schlußreden erhobenen Forderungen nun auch praktisch durchgeführt wurden. Und es fehlte nicht an Stürmern, die auf eigene Faust ans Werk gingen. Fort mit den Götzen! war ihre Losung. Sie meinten die Heiligenbilder in den Kirchen, drangen in mehrere Gotteshäuser, rissen die Ampeln herunter, bespritzten einander mit Weihwasser, beschädigten und zerschlugen die Altartafeln. In Stadelhofen stand an der Straße ein Kruzifix. Der Schuster Niclaus Hottinger stürzte es am hellen Tage in Gesellschaft einiger Hitzköpfe um. Es fehlte zu Stadt und Land nicht an Pfarrern, die solches Treiben billigten und dazu aufforderten. Und als die Täter von der Obrigkeit ins Gefängnis gelegt wurden, nahm auch Zwingli sie in Schutz und erklärte ihr Vorgehen für ein gutes und christliches Werk, das nur insofern strafbar sei, als sie es „hinter der Obrigkeit und aus

eigener Gewalt" unternommen hätten. Bei Andern erregte das Treiben der Bilderstürmer Widerwillen und Abscheu. Der Rat ordnete auf den 26. Oktober ein zweites Religionsgespräch an. Es sollte über Bilder und Messe disputiert werden. Das Gespräch dauerte drei volle Tage und war von nicht weniger als 900 Teilnehmern beschickt. Der Bischof hatte diesmal auf eine Abordnung verzichtet. Ein eigentlicher Beschluß wurde nicht gefaßt, doch gewann die Meinung Zwinglis die Oberhand, die Bilder seien in der heiligen Schrift verboten und die Messe nicht eine Wiederholung, sondern ein Wiedergedächtnis des Opfers Christi und darum beides, Bilder und Messe abzuschaffen. Die Bilderstürmer wurden der Gnade des Rates empfohlen. Sie hatten die Kosten zu tragen und die Hauptschuldigen wurden auf einige Zeit verbannt. Zwingli billigte dieses Urteil.

Regula Gwalther, Zwinglis älteste Tochter und ihr Töchterchen Anna Gwalther von Hans Asper (im Zwingli-Museum in Zürich).

Nun folgten sich die Neuerungen Schlag auf Schlag. Die Klöster wurden aufgehoben, die dadurch gemachten Ersparnisse für Schulen, für Armen- und Krankenpflege verwendet, die Taufe in deutscher Sprache eingeführt, Prozessionen, Wallfahrten, Fronleichnam und andere Feiertage abgeschafft, ebenso das Sakrament der letzten Ölung, die Reliquien entfernt. Die Gebeine der beiden Stadtheiligen, Felix und Regula, wurden „ehrlich und still begraben".

Im Sommer 1524 vom 20. Juni bis 2. Juli kamen Handwerker unter Aufsicht des Stadtbaumeisters und unter Beisein von Priestern und Mitgliedern des Rats in die Kirchen und nahmen sämtliche Bilder und heiligen Geräte weg. Es war kein Bildersturm, wie jene Hitzköpfe ihn begonnen hatten, sondern ein stiller, friedlicher „Götzenkrieg". Aber allzu glimpflich wurde nicht verfahren. Manches wertvolle Kunstwerk wurde zertrümmert, verbrannt oder in den See geworfen. Die prachtvollen Meßgewänder brachte man zur Steigerung und dabei oft in sehr unwürdige Hände. Die kostbaren Gefäße des Kirchenschatzes vom Großmünster schmolz man ein und prägte Goldmünzen daraus. Die katholischen Eidgenossen stempelten kleine Kelche auf solche Münzen und die Zürcher mußten sich lange Zeit den Schimpfnamen „Kelchdiebe" gefallen lassen.

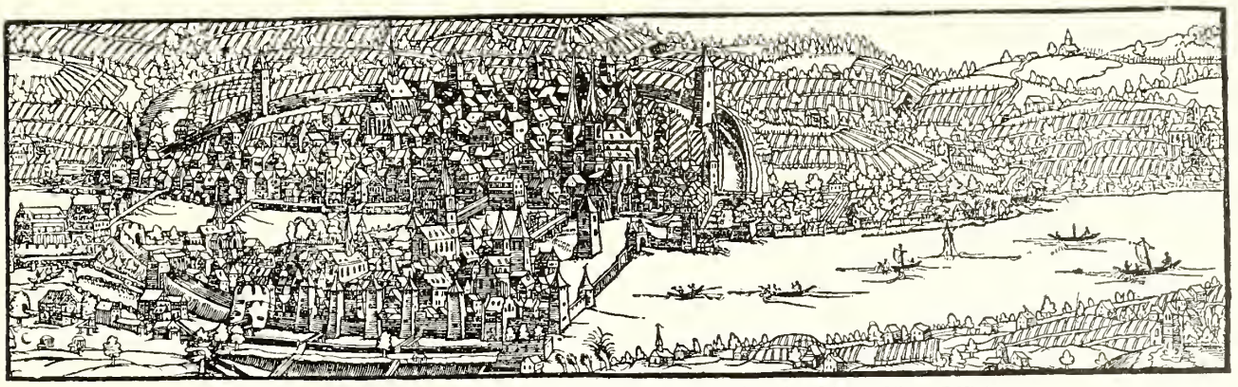
Auf Ostern 1525 hielt man statt der Messe das heilige Abendmahl, am hohen Donnerstag für das jüngste Volk, am Charfreitag für die Leute mittleren Alters und am Osterfest für die Alten. Wie es heute noch in der Ostschweiz gebräuchlich ist, blieb die Gemeinde sitzen und bekam Brot und Wein von den Dienern der Kirche zugeteilt, den Wein in hölzernen Gefäßen. Dazwischen wurden Schriftabschnitte: Joh. 13—17, Psalm 113 u. a. vorgelesen. Kein Gesang, keine Orgel, keine Meßgewänder, kein Weihrauch, keinerlei Pomp und Gepränge. Die Kirchen kahl und nackt und der Gottesdienst so einfach und nüchtern als möglich. Der künstlerische Schönheitssinn hat seither manches unbeschadet der evangelischen Wahrheit wieder eingeführt. Aber damals hieß es ganzen Ernst machen mit dem Wort: Gott ist Geist und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Es galt, den Sinn wegzulenken von allem Äußerlichen und Nebensächlichen auf die Hauptsache, auf das Wort des lebendigen Gottes. Es war eine große Zeit herber Entscheidung und die kennt keine kleinen Rücksichten. Und das Wort wurde freudig auf den Leuchter gestellt. Alle Tage hielt Zwingli mit andern Pfarrern zusammen die sog. Prophezei. So nannte man nach 1. Cor. 14 die Auslegung der heil. Schrift. Die Bibelübersetzung Martin Luthers, soweit sie damals erschienen war, verbreiteten die Zürcher Pfarrer in drei verschiedenen Ausgaben. Sie verbesserten manches daran und fügten einen großen Teil des Alten Testaments in selbständiger Übersetzung bei, wobei Zwingli die Hauptarbeit leistete. Manchem ehrsamen Bürgersmann mochte die Wandlung der Dinge zuerst seltsam und ungewohnt vorkommen. Aber die Freude, unter der Hülle der Einfachheit und Armut das Leben zu haben, überwog.

In den Schlußreden und anderswo erkennt Zwingli der weltlichen Obrigkeit die Gewalt in kirchlichen Dingen zu, sofern sie nach Gottes Wort rate und erkenne. Und daß sie streng nach ihm verfahre, darüber wachte kein Anderer als der Reformator selbst, der alles selber anregte, begutachtete und oft genug auch entschied, und vor dessen überlegenem Geist der Rat sich willig beugte.

Wir können uns kaum vorstellen, welch ungeheure Arbeitslast und Verantwortung in jenen Jahren auf Zwingli lag. Nicht nur aus Zürich, von überall her kamen Anfragen, Bitten, Begehren, bald galt es Freunde zu stärken, bald Feinde abzuwehren, kurz der Arbeit und des Kampfes gab es so viel, daß einmal ein Freund zu ihm sagte: „Ich wundre mich, daß du noch nicht wahnsinnig geworden bist."

5. Zwinglis Familienleben.

Am 2. April 1524 fand die öffentliche Trauung Zwinglis mit Anna Reinhart, der Witwe des Hans Meyer von Knonau, statt. Sie war damals vierzig Jahre alt und ihren Kindern aus erster Ehe eine treffliche Mutter. Darum ich sie auch genommen habe, sagte Zwingli selbst, und nicht,



Zürich ums Jahr 1545 nach einem Holzschnitt aus der Froschauerschen Offizin.

wie seine Feinde behaupteten, des Geldes wegen, denn sie brachte ihm nicht mehr als 400 Gulden in die Ehe, dazu eine Rente von 30 Gulden. Sie hatte einen schlichten einfachen Sinn und legte als Pfarrfrau ihre Seidengewänder und Kleinodien ab, um die Tracht gemeiner Handwerkerfrauen zu tragen. Leider wissen wir über Zwinglis Familienleben nur wenig zu berichten. Es lag nicht in seiner Art, über intime Verhältnisse sich auszusprechen. Von der gemütvollen Poesie, die Luthers häusliches Leben umgab, ist recht wenig zu spüren. Man denke an Luthers Tischreden, an die Briefe, die er an seine Käthe oder seinem Söhnlein Hänschen schrieb. Von Zwingli ist uns nur ein Brief an seine Frau erhalten und dieser läßt an Kürze und Trockenheit nichts zu wünschen übrig. Immerhin ist auch darin allerlei von herzlicher, in Glaubens- und Gebetsgemeinschaft stark gewordener ehelicher Liebe zwischen den Zeilen zu lesen. Zwingli schrieb das Brieflein in Bern, wo er zur großen Disputation weilte und wohin ihm die Nachricht von der Geburt seines zweiten Sohnes, Huldreich, war gemeldet worden. Es lautet: „Der Frauen Anna Reinhart von Zürich, seiner lieben Hausfrau. Gnade und Friede von Gott. Liebste Hausfrau, ich sage Gott Dank, daß er Dir eine fröhliche Geburt verliehen hat; er wolle uns die nach seinem Willen zu erziehen verleihen. Schicke meiner Base ein oder zwei Tüchlein von solcher Art und Weise, wie du sie trägst. Sie kommt sittsam, doch nicht (allzu schlicht) wie eine Beghine (Nonne) ist eine Frau von vierzig Jahren, tut mir und uns allen über die Maßen gütlich. Sei hiemit Gott befohlen. Grüße mir die Gevatter Schaffnerin, Ulman Trinkler, Schultheißin Effinger und wer dir lieb ist. Bitte Gott für mich und uns alle. Gegeben zu Bern, den 11. Tag Jänner 1528. Grüße mir alle deine Kinder, besonders Margarethe tröste in meinem Namen.

Huldreich Zwingli, dein Hauswirth. Schicke mir so bald du kannst den Tolggenrock." (Offenbar einen tintenfleckigen Hausrock, um den bessern bei der Arbeit im Zimmer zu schonen).

Bei den Freunden des Reformators scheint dessen Gattin in hohem Ansehen gestanden zu haben. Einer nennt sie geradezu „eine bewährte Schwester und eine Gehilfin Christi am Wort, die auch in der Erkenntnis Christi ihres Mannes Genossin geworden, ja in ihm mit Christo sich vermählt habe." Wie in Luthers Haus, so war auch in der Großmünsterpfarrei zu Zürich die edle Frau Musika ein gern gesehener Gast und Hausgenosse in Wohn- und Kinderstube. Luther pflegte zu sagen: Fort Teufel, ich muß jetzt meinem Herrn Christo singen und spielen. Und Zwingli gibt seinem Gegner Faber, der ihn seiner musikalischen Fertigkeiten wegen verspottet, die Antwort: „Was ich auf der Laute und Geige und andern Instrumenten gelernt habe, kommt mir jetzt wohl zu Statten, um meine Kinder zu geschweigen. Aber du bist für diese Torheiten zu heilig. Darum wisse, daß David ein gar guter Harfner gewesen ist und dem Saul damit die Teufelsucht vertrieben hat."

Zwingli bekam im Verlauf seiner siebenjährigen Ehe vier Kinder zu geschweigen. Er hat ihre Namen auf dem Schlußdeckel seiner griechischen Bibel eingetragen. Regula, die spätere Gattin des Pfarres Rudolf Gwalther, Wilhelm, der fünfzehnjährig in Straßburg starb, Huldreich, der Pfarrer an der Predigerkirche und Professor der Theologie in Zürich wurde, endlich Anna, die schon einjährig starb. Mit einem Großsohn Zwinglis, der ebenfalls Huldreich hieß, ist im Jahre 1600 der Mannesstamm des Reformators erloschen.

6. Neue Feinde.

Begleiten wir nun den Reformator wieder in seine öffentliche Tätigkeit. Der Kampf mit der alten Kirche war siegreich hinausgeführt. Aber nun standen neue Feinde auf, gefährlichere, weil sie aus dem eigenen Lager hervorgegangen waren. Es waren Anhänger der neuen Ordnung, die sich wie Zwingli auf die Schrift beriefen, denen aber der kluge umsichtige Reformator viel zu langsam und bedächtig vorging. Seine Reformation sei ein vom Teufel klug ersonnenes „Mittelding". Man dürfe nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern müsse ganze Arbeit machen. Sie wollten eine Gemeinschaft von heiligen Gotteskindern bilden, die vom Geiste Gottes regiert wird. Wozu dann der weltlichen Obrigkeit noch gehorchen, der Zwingli sogar alle Gewalt übertragen hatte? Wozu ihr den Zehnten noch entrichten? Von Deutschland her hatten sie vernommen, daß die Kindertaufe wertlos, unbiblisch, vom Papst, ja vom Teufel erfunden sei, nur die Geistestaufe sei die rechte, die von den Gläubigen selbst begehrt werde, darum müßten die bereits Getauften wieder getauft werden.

Seither nennt man sie Wiedertäufer oder Anabaptisten. Phantastische Leute. Sie kamen von Zollikon, wo sie ihren Hauptsitz hatten, in Säcke gekleidet und mit Stricken umgürtet nach Zürich und weissagten auf dem Markt und in den Gassen. Sie schimpften Zwingli den „alten Drachen" und den „Endchrist am Großmünster". Sie schrien: Weh, Weh dir Zürich! Noch vierzig Tage und du wirst untergehen. Immer weiter breiteten sie sich aus, immer toller trieben sie's. Sie verwarfen das geordnete Predigtamt, den Eid, versuchten hie und da die Güter-

gemeinschaft einzuführen. Es kam zu krankhaften Exzessen. Im Appenzellerland liefen sie mit an Fäden gereihten Tannenzapfen und anderem Spielzeug herum, denn es stehe geschrieben: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Andere setzten sich seufzend und klagend an den Weg, denn es heiße: Weh euch, die ihr hier lacht. Das Entsetzlichste aber geschah in der Nähe der Stadt St. Gallen, wo ein Bruder dem andern im Namen Gottes das Haupt abschlug.

Zwingli sah dem Treiben lange geduldig zu. Dann suchte er die Sektierer von ihrem Irrtum zu überzeugen.

Daß die Kindertaufe von Gott geboten sei, konnte er aus dem Neuen Testamente natürlich nicht beweisen. Aber er vergleicht sie mit der Beschneidung. Wie diese das Zeichen der Aufnahme in die Volksgemeinschaft Israels ist, so sei die Kindertaufe die äußere „Einweihung" in die christliche

Johann Eck auf seinem Epitaph in Ingolstadt.

Gemeinschaft. Er nennt sie ein Pflichtzeichen und sagt: „wie wenn ein Eidgenosse sich ein weißes Kreuz annäht, um damit auszusagen, daß er ein Eidgenosse sein wolle, also ist die Taufe ein Zeichen, das uns in den Herrn Christum verpflichtet." Sie ist ihm die äußere Veranschaulichung und Versicherung der in der Kirche empfangenen Heilsgüter. Damit aber dieses Zeichen des Bundes und Volkes Gottes ein wirksames sei, bitten wir Gott, daß er zur äußern Taufe auch die innere durch den heil. Geist kommen lasse.

Zwingli hielt die Volkskirche und ihren erzieherischen Wert hoch, von einer Gemeinschaft, die aus lauter Wiedergeborenen und Heiligen bestehe, wollte er nichts wissen. Solche Spaltung und Absonderung gefalle ihm gar nicht. Es seien zu dieser Zeit viel ehrbare Leute, die sich dem Worte Gottes nicht widersetzen, welche aber durch die Absonderung unwillig und abfällig gemacht würden. Das Rotten werde die Kirche nicht säubern, ja in der Kirche werde allezeit etwas zu bessern bleiben und nicht ein Wesen mit dem Reiche Christi werden.

Auch die Obrigkeit hatte allen Grund, sich mit den Täufern zu befassen. Predigten sie doch nicht bloß auf dem kirchlichen, sondern ebenso auf dem politischen Gebiet die Revolution. Es wurden mehrere Disputationen angeordnet und abgehalten, aber ohne Erfolg. Der Rat erließ ein Mandat, daß ungetaufte Kinder binnen acht Tagen und bei Strafe der Landesverweisung zur Taufe sollten gebracht werden. Die Täufer boten offen Trotz. Der Rat ließ ihrer 24 verhaften, worunter Grebel, Manz und Blaurock, und in den Hexenturm sperren. Aber sie konnten durch einen Laden, der nicht verschlossen war, entkommen, indem sie sich an einem Seile hinunterließen. Sie behaupteten nachher, ein Engel habe sie aus dem Gefängnis errettet, wie weiland den Petrus.

Als alles Disputieren, Mahnen und Strafen nichts fruchten wollte, schritt man zu schärferen Maßregeln. Manz und Blaurock wurden mit zwei Andern zusammen im Walde gefangen, nach Zürich gebracht und als sie auch ferner bei der Erklärung verharrten, jedem, der sie begehre, die Wiedertaufe zu erteilen, wurde Manz am 15. Januar 1527 zum Tode verurteilt, und zwar sollte er mit zusammengebundenen Händen und Füßen ins Wasser geworfen werden, damit er „also sterbe und verderbe". Er bestieg das Schiff, das ihn zum Tode führte, mit einem lauten Lobpreis Gottes, daß er um seiner Wahrheit willen zu sterben gewürdigt sei und mit dem Ruf: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" versank er in den Fluten. Blaurock wurde „aus Gnaden" zur Stadt hinausgepeitscht, „dergestalt, daß das Blut nachging".

Diese Anwendung von Gewalt und Schwert zur Unterdrückung einer abweichenden Glaubensmeinung ist und bleibt tief bedauerlich. Freilich dürfen wir zweierlei nicht vergessen; einmal, daß die Täuferbewegung nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine sozial-revolutionäre, das Staatswesen und seine Ordnungen gefährdende war und zum andern, daß die damaligen Ansichten über Glaubensfreiheit, Rechtspflege und Humanität andere waren als die heutigen. Zwingli selbst mahnte so viel und so lange er konnte zur milden schonenden Behandlung.

7. Zwingli und die Eidgenossen.

Zwinglis Reformation hatte sich weit über die Grenzen Zürichs ausgebreitet. Überall in der ganzen Schweiz hatte er seine treuen und begeisterten Freunde und Anhänger, die ihn als den von Gott gegebenen Führer betrachteten.

Aber nicht minder groß war die Zahl der Gegner. Vor allem waren es die fünf innerschweizerischen Orte, zu denen sich als sechster noch Freiburg gesellte, die Zwinglis Lehre um jeden Preis und mit allen Mitteln zu unterdrücken suchten, nicht bloß im eigenen Gebiet, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft. Sie taten sich zu diesem Zwecke zu einem Sonderbund zusammen, schlossen Zürich von der Tagsatzung aus, gingen mit Österreich ein Bündnis ein zur Vernichtung der Ketzer und rüsteten sogar zum Krieg.

Unvermeidlich war der Zwist in den sog. gemeinen Herrschaften, jenen Gegenden, die von den Eidgenossen gemeinsam verwaltet und regiert wurden. Da läßt der

schwyzerische Landvogt den reformierten Pfarrer Oechsli auf Burg bei Nacht überfallen und nach Frauenfeld ins Gefängnis schleppen. Hierauf wird das Kloster zu Ittingen von den Reformierten überfallen, ausgeplündert und niedergebrannt. Drei angesehene Männer, die fälschlich als die Rädelsführer gelten, müssen den Katholischen ausgeliefert werden und werden von diesen widerrechtlich am 28. Sept. 1524 zu Baden mit dem Schwerte hingerichtet. Die ersten Märtyrer der reformierten Kirche.

Die katholischen Regierungen verlangten nun, daß der Glaubenszwist auf einer allgemeinen Disputation zum Austrag komme und bestimmten Baden als Ort derselben. Zwingli wurde freies Geleite zugesichert. Der Rat von Zürich wünschte eine andere Stadt und verbot Zwingli, nach Baden zu gehen, wo vor kurzem evangelisches Märtyrerblut geflossen und eidgenössische Treue sei gebrochen worden. Der berühmte Disputator Dr. Eck aus Deutschland, der schon 1519 mit Luther in Leipzig ein Wortturnier gehalten, erschien mit großem Gepränge, umgeben von lauter Würdenträgern in Samt und Seide. Ihnen gegenüber wurde Oecolampad von Basel mit seinen Leuten als „elender bettelhafter verdorbener Fasel" verspottet. Ein junger Walliser, Thomas Platter, mußte, als Hühnerverkäufer verkleidet, jeweilen des Abends nach beendeter Sitzung den vierstündigen Weg nach Zürich zurücklegen, um Zwingli über den Verlauf des Gesprächs zu berichten und seine Ratschläge einzuholen. Die Verhandlungen hatten vom 21. Mai bis zum 18. Juni 1526 gedauert. Das Resultat war äußerlich ein Sieg der Katholiken. Oecolampads Thesen erhielten am Schlusse 10, diejenigen Ecks 82 Stimmen. Daß aber die Sache der Evangelischen in Wahrheit durch diesen „Sieg" keinen Schaden gelitten, sollte sich in Bälde zeigen.

In Bern, das bisher eine vermittelnde Stellung eingenommen, siegte die Reformation. Im Januar 1528 wurde daselbst ein Religionsgespräch gehalten. Und diesmal fehlte Zwingli nicht. Er traf am 4. Januar, begleitet von 100 Pfarrern und beschützt von 300 Bewaffneten — der Weg hatte durch katholisches Gebiet geführt — in Bern ein, sehnlich erwartet. Berchtold Haller, das Haupt der Berner Freunde, hatte ihm geschrieben: „Es schreien viele nach dir: komm zu uns. Wir halten den Wolf bereits bei den Ohren, aber können ihn nicht bewältigen. Drum zeige uns Weise und Weg an, den Handel zu führen." Leider fanden sich die Hauptvertreter der katholischen Partei nicht ein. Eck, von Zwingli persönlich eingeladen, hatte sich geweigert, dem Verlangen „des aussätzigen und verdammten Ketzers" Folge zu leisten. Um so leichter war der

Religionsgespräch in Marburg 1529. Nach dem Gemälde von Noack. (Mit Genehmigung der Phot. Union, München.)

Sieg. Bilder und Messe wurden in Bern abgeschafft und ein fröhlicher „Götzensturm" beschloß die Tagung. Zwingli predigte mehreremale im Münster. Einmal so überzeugend gegen die Messe, daß ein Priester, der sich gerade zu dieser Feier gerüstet hatte, „sein Butzenkleid abzog, auf den Altar warf und rief: hat es eine solche Gestalt um die Messe, so will ich weder heute noch nimmer mehr Messe halten."

Rasch folgten dem Beispiel Berns die Städte Basel, Schaffhausen — St. Gallen war schon vorangegangen (siehe Abbildung Vadian —, Biel, das Toggenburg, Zwinglis Heimat, Graubünden, Appenzell, Glarus und Thurgau. Der Badener Sieg war ausgeglichen.

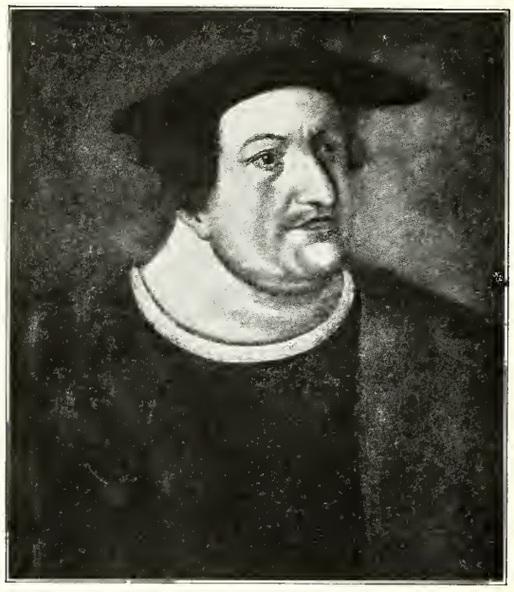
Immer größer wurde die Spaltung in der Eidgenossenschaft, immer drohender die Lage. Auf beiden Seiten schloß man auswärtige Bündnisse, auf beiden Seiten wurden Gewalttaten begangen, die den Haß schürten. Die Schwyzer nahmen den Zürcher Pfarrer Jakob Kaiser gefangen

und verbrannten ihn öffentlich. Das gab für Zürich den Kriegsfall. Zwingli drängte zur Tat und entwarf selbst den Feldzugsplan. Er war damals Bürgermeister, Bischof und Generalstabschef in einer Person. Man hatte im Jahre 1529 in Zürich einen mit höchster Machtvollkommenheit ausgerüsteten geheimen Rat eingesetzt. Zwingli wurde Mit-

Kappeler Milchsuppe. Nach einem alten Stich.

glied und Seele dieses Rates. In guter Mannszucht und voll Kampfeslust rückte das Heer der Zürcher nach der Zuger Grenze. Zwingli zog als Feldprediger mit, zu Pferd, eine Hellebarde auf der Achsel. Schon standen sich die beiden Heere gegenüber, noch war die Grenze nicht überschritten. Da trat der Glarner Landammann Hans Aebli hervor und beschwor die Eidgenossen unter Tränen, doch kein Bruderblut zu vergießen, sondern Frieden zu machen. Er fand Gehör und es kam ein Vertrag zustande, der die fremden Bündnisse verbot und in Glaubenssachen Freiheit gewährte in dem Sinn, daß den katholischen Orten der neue Glaube nicht solle aufgezwungen, dagegen in den gemeinen Herrschaften da eingeführt werden, wo die Menschheit es verlangte Die Mannschaften legten sich auf beiden Seiten längs der Grenze zur Rast und Mahlzeit. Da geschah es, daß ein paar katholische Gesellen eine große Brente mit Milch auf die Grenze stellten, die Zürcher gaben ihrerseits das Brot dazu und beide aßen nun, jeder auf seinem Gebiet liegend, die Milchsuppe gemeinsam, wobei denen, die über die Hälfte des Gefäßes hinaus sich die Brocken holen wollten, auf die Hände geschlagen und zugerufen wurde: Friß auf deinem Erdreich! Mit Staunen sah der Bürgermeister von Straßburg, Jakob Sturm, der als Schiedsrichter anwesend war, diesem lustigen Treiben zu und sprach: „Ihr Eidgenossen seid doch wunderliche Leute, bei aller Zwietracht seid ihr einig und vergeßt der alten Freundschaft nicht." Das geschah zu Kappel **am 9. Juni** 1529.

Nur einer war nicht einverstanden mit diesem Frieden: Zwingli. Er sah voraus und die Ereignisse gaben ihm recht,



Joachim von Watt (Vadianus), Reformator von St. Gallen. Gemälde in der Stadtbibliothek St. Gallen.

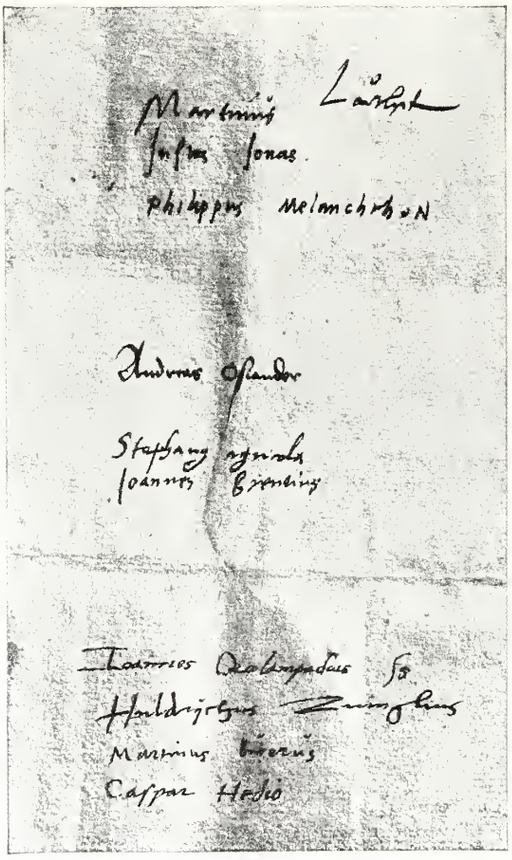
daß der Krieg doch wieder ausbrechen werde und zwar unter für Zürich viel ungünstigeren Verhältnissen. Darum rief er dem wohlmeinenden aber kurzsichtigen Hans Aebli die prophetischen Worte zu: „Gevatter Ammann, du wirst Gott noch müssen Rechenschaft geben. Die Feinde sind im Sack und ungerüstet, nun geben sie gute Worte. Hernach aber, wenn sie gerüstet sind, werden sie unser nicht schonen. Und dann wird niemand Frieden machen."

Offenbar in gleicher Stimmung dichtete und komponierte er damals im Feldlager zu Kappel das folgende Liedlein, das dann weit und breit in den Städten und an den Fürstenhöfen von den Protestanten gesungen wurde. Es hat gleichsam zum Text das kurze aber dringende Gebetlein: Herr Gott hilf!

Herr, nun heb den Wagen selb,
Schelb (schief) wird sonst all unser Fahrt
Das brächt Lust der Widerpart,
Die dich veracht so freventlich.

Gott, erhöh den Namen din
In der Straf der bösen Böck.
Deine Schaf wiedrum erweck,
Die dich lieb haben inniglich.

Hilf, daß alle Bitterkeit
Scheide fern und alte Treu
Wieder kehr und werde neu,
Daß wir ewig lobsingen dir.



Unterschriften der Teilnehmer am Marburger Religionsgespräch, nach dem Exemplar der Marburger Artikel im Staatsarchiv in Zürich.

8. Zwingli und Luther.

So war der Streit vertagt, aber nicht geschlichtet. Eine starke katholische Gegnerschaft stand den Reformierten in der Schweiz gegenüber. Ebenso den Protestanten in Deutschland. Wie nötig war da ein festes Zusammenhalten gegen den gemeinsamen Feind. Wenn nur die Evangelischen hüben und drüben einiger gewesen wären, wenn vor allem ihre beiden Häupter Zwingli und Luther, sich besser verstanden hätten. Gott hatte beide in verschiedener Weise geführt und mit gar verschiedener Art und Gaben ausgerüstet. Er wollte, daß sie über das Trennende hinweg sich die Hand reichen zu dem gemeinsamen großen Werk, an das beide mit gleicher Hingebung ihr Leben setzten. Luther, der niederdeutsche Bürgerssohn, Zwingli, der Bauernsohn, das Kind der Schweizerberge. Luther, vom Mönchstum, und Zwingli vom Humanismus herkommend, Luther, der Mensch des Gemüts und der Phantasie, Zwingli, der Verstandesmensch. Luther, der Poet und Mystiker, Zwingli, der Staatsmann und Politiker. Luther beschaulich und Zwingli praktisch. Luther, der Mann des Glaubens, Zwingli, der Mann des Willens und der sittlichen Tat. Lauter Verschiedenheiten, die ein harmonisches Zusammenstimmen nicht ausschlossen, sondern vielmehr forderten. Aber es war vor allem ein Gebiet, wo die Spannung in schrillem Mißton sich auslösen sollte.

Ulrich Zwingli.
Nach dem Gemälde von Hans Asper (1499—1571) in der Stadtbibliothek zu Zürich.
Die Überschrift lautet verdeutscht:
„Da ich durch heilige Lehre des Vaterlandes Bestes erstrebte,
Stürzt mich des Vaterlands Schwert undankbar in den Tod."

Die Lehre vom heil. Abendmahl. Zwingli, seiner ganzen Art und wohl auch der Schrift gemäß, vertrat die Meinung, daß das Abendmahl ein Gedächtnismahl des Opfers Christi und zugleich das Zeichen und Pfand unserer Erlösung und für den, der es im rechten Sinn genieße, eine Glaubensstärkung sei. Ihm hatten die Einsetzungsworte „das ist mein Leib" den bildlichen Sinn „das bedeutet meinen Leib".

Luther dagegen versteifte sich auf den klaren dürren Wortlaut der Schrift. Das ist mein Leib. Also müsse der Leib Christi im Brot und Wein enthalten sein und von den Teilnehmern leiblich genossen werden. So erst trete das Göttliche in den Menschen ein und verbinde sich Christus mit der Seele, so erst werde der Glaube mit dem göttlichen Inhalt voll und ganz erfüllt. Luther hatte damit aus dem Abendmahl etwas gemacht, was nicht in der Absicht seines Stifters lag, und wenn er auch die katholische Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi verwarf, so näherte er sich doch mit seiner Auffassung wieder jenem mysteriösen, völlig unbiblischen Dogma des Mittelalters.

Mit großer Erbitterung und Leidenschaft wurde jahrelang auf beiden Seiten gestritten. Theologische Schriften, die in die Lauge salzigster Polemik getaucht waren, verschärften den Gegensatz.

Und es muß gesagt werden, daß Luther, der sich daran gewöhnt hatten, jeden Widerspruch als Eingebung des Teufels anzusehen, im Abendmahlsstreit oft alle Grenzen und Rücksichten des Anstandes vergaß.

Es war somit ein gewagtes und wenig Erfolg versprechendes Unternehmen, als der junge Landgraf Philipp von Hessen die Parteien auf Anfang Oktober 1529 nach Marburg zu einer Disputation einlud. Zwingli zwar ging mit Freuden auf die Sache ein, hatte er doch in Süddeutschland viele Freunde und Anhänger. Heimlich, ohne seiner Frau und den Freunden den Zweck der Reise zu verraten, entwich er aus Zürich. Er fürchtete, man würde ihn nicht ziehen lassen. Die Fahrt war nicht ungefährlich, führte mehrmals durch katholisches Gebiet. In Basel stieß Oecolampad, in Straßburg Bucer zu ihm.

Luther war nur mit Mühe zu bewegen, nach Marburg zu gehen.

Zuerst sollte Luther mit Oecolampad und Zwingli mit Melanchthon, immer ein Hitzkopf mit einem Zahmen sich besprechen. Dann, am 2. und 3. Oktober, versammelte man sich im Rittersaal des Schlosses. Luther, Melanchthon, Zwingli und Oecolampad an einem Tische ander gegenüber. Unter den aufmerksamsten Zuhörern der Landgraf Philipp und sein Freund und Gast, der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg. (Man betrachte das auf Seite 286 befindliche Bild.) Luther erklärte gleich zu Anfang, er sei nicht gesonnen, seine Meinung zu ändern und schrieb mit Kreide die Worte auf den Tisch: „Das ist mein Leib" und schloß sie mit einem Kreise ein.

Da auch die Aufzeichnung der Voten verboten wurde, sind wir auf die nachträglichen Berichte einzelner Teil-

nehmer angewiesen. Doch lassen sich dieselben leicht aus den oben erwähnten Streitschriften ergänzen. Die hier vorgebrachten Argumente sind gewiß auch in Marburg wieder ins Feld geführt worden.

Gegen die wörtliche Deutung der Einsetzungsworte führte Oecolampad unzweifelhaft bildlich gemeinte Aussprüche Jesu an wie diese: Ich bin die Tür, ich bin der Weinstock. Also müsse sich Luther den Herrn als wandelnde Weinrebe in Palästina herumgehend denken. Worauf Luther nicht eben allzu geistreich erwiederte: So kann man alles bildlich verstehen und in 1. Mose 1,1 den Sinn finden: der Kuckuck fraß die Grasmücke. Gott bedeutet Kukkuck, schuf bedeutet fraß und Himmel und Erde bedeutet die Grasmücke.

Und als Oecolampad weiter fragte: „Wenn wir den Leib Christi geistlich genießen, was bedürfen wir noch das mündliche Essen?" gab Luther zur Antwort: „Ich frage nicht, was notwendig ist oder nicht, ich bleibe bei den Worten Christi. Wenn Gott redet, so sollen die armen Menschen hören. Wenn Gott mir geböte, Mist zu essen, so würde ich es tun und gewiß sein, daß es mir heilsam wäre." Wiederholt wies Zwingli auf Joh. 6 hin, wo vom geistlichen Genießen die Rede sei. Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Herr Doktor, die Stelle bricht Euch den Hals, sagte er zu Luther. Und dieser, es offenbar wörtlich verstehend: „Rühmt euch nicht zu sehr, wir sind in Hessen, nicht in der Schweiz, die Hälse brechen nicht also. Spart die stolzen trotzigen Worte, bis ihr zu euren Schweizern kommt, wo nicht, so will ich euch über die Schnauze fahren, daß es euch gereuen wird." Woranf Zwingli ihn begütigte, das sei eine schweizerische Redensart, wenn einer eine verlorene Sache habe und nichts Böses dabei gemeint, was der Landgraf durch Kopfnicken bestätigte.

So disputierte man drei Tage, ohne vorwärts zu kommen. Jeder verlangte vom Andern: Gib Gott die Ehre und nimm meine Meinung an. Auf Zwinglis Versicherung, es seien keine Leute auf Erden, mit denen er lieber möchte eins sein als die Wittenberger und daß er immer Luthers Freundschaft begehrt habe und nicht aufhöre sie zu begehren, sagte dieser: „Bittet Gott, daß Ihr Euch bekehren möget", worauf ihm Oecolampad erwiderte: „Bittet auch Ihr darum, denn Ihr habt es ebenso nötig." Und als Luther gar noch beifügte: „Unser Geist und euer Geist reimt sich nicht zusammen" — da blieb Zwingli nichts anderes übrig, als tränenden Auges zu schweigen. Immerhin gelang es dem Landgrafen, die streitenden Brüder zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntnis zu bewegen. Luther mußte es abfassen, 14 Sätze über die Hauptlehren: Gott, Christus, Sünde, Glaube, Rechtfertigung, gute Werke usw., denen die Reformierten in sehr entgegenkommender Weise zustimmten. Also darüber war man eins, das sollten die Katholiken sich merken. Über das Abendmahl konnte man sich natürlich nicht einigen, doch klingt, wenn auch schwach, ein milder versöhnlicher Ton durch den darüber festgestellten 15. Artikel: „Wie wohl wir uns darüber, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich in Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe erzeigen, sofern eines jeden Gewissen es erleiden kann und sollen beide Teile Gott fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen möge. Amen."

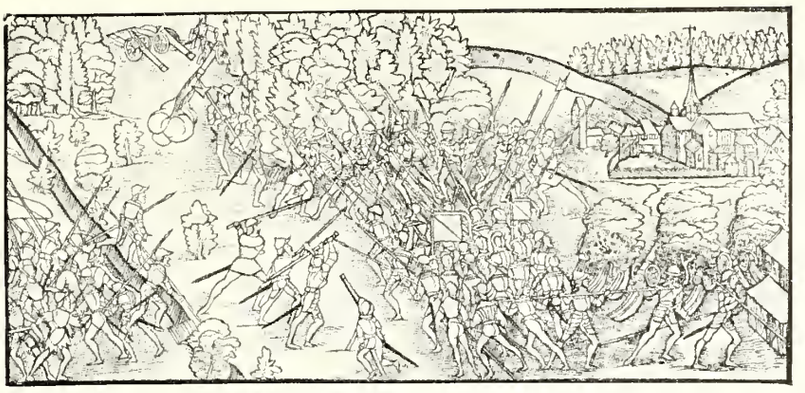
Zwinglis Abschied vor der Schlacht bei Kappel.
(Nach dem Gemälde von Georg Ludwig Vogel, gestochen von Franz Hegi.)

Das waren die Marburger Tage. Leider hat man es in der Folgezeit mit dem Gebet um den rechten Verstand nicht immer ernst genommen und es ist im Lauf der Jahrhunderte viel böser sündiger Streit über das Mahl der Liebe gewesen, viel Verketzerung und engherziges Ausschließen. Noch ist der Riß zwischen reformiert und lutherisch nicht geheilt. Aber er klafft lange nicht mehr so weit und häßlich wie früher. Möge das Gedächtnis der Reformation, das wir unlängst gefeiert haben, dazu beitragen, ihn völlig zu heilen.

9. Zwinglis Ende.

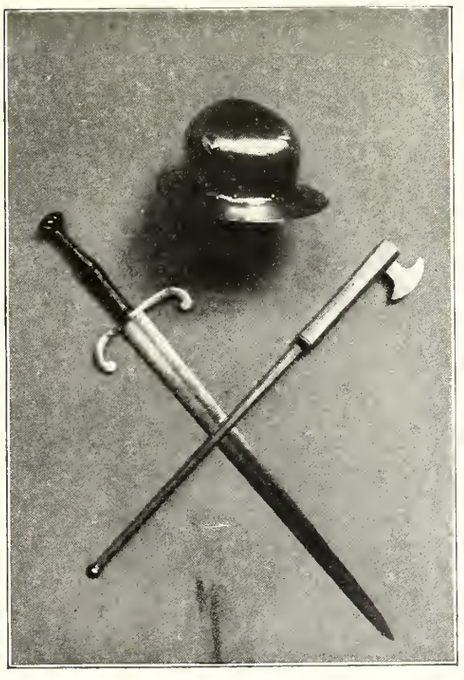
In Marburg hatte Zwingli sich noch mit anderen Dingen beschäftigt als mit dem Abendmahlsstreit. Waren die Ver-

handlungen geschlossen, so saß er mit dem Landgrafen zusammen und die beiden entwarfen bis spät in die Nacht den Plan eines Bündnisses zwischen den Protestanten Deutschlands und der Schweiz, in das sie sogar Frankreich, Dänemark und Venedig einbeziehen wollten. Das Bündnis war gegen den habsburgischen „Pfaffenkaiser" Karl V. gerichtet und wer weiß, ob im Fall des Gelingens nicht dem Landgrafen die Kaiserkrone zugedacht war. Großartige Gedanken, die den kühnen Weitblick des



Die Schlacht bei Kappel. Holzschnitt in Stumpfs Chronik 1548.

Da trat er — es war am 26. Juli 1531 — vor den Großen Rat und ersuchte um seine Entlassung. Er sehe sich genötigt, von Zürich zu scheiden und anderwärts einen Wirkungskreis zu suchen, man wolle seine Ratschläge nicht mehr befolgen und doch müsse er die ganze Verantwortung tragen. Das werde ihm zu schwer. Darob große Bestürzung. Man bat ihn dringend zu bleiben. Zwingli zeigte sich nach dreitägiger Bedenkzeit bereit und erklärte dem Rat, wie es stets sein Bestreben gewesen, Zürich groß



Zwinglis Waffen bei Kappel.
(Im Schweizer Landesmuseum in Zürich.)

Das Zwingli-Denkmal in Zürich.
(Von Heinrich Natter.)

Der Zwingli-Denkstein bei Kappel.

Zürcher Reformators bekunden. Aber so sehr sich Zwingli bemühte, sie zu realisieren, es blieb bei den Plänen.

War somit seiner auswärtigen Politik kein Erfolg beschieden, so sollte es im eigenen Vaterlande um so rascher vorwärts gehen. Mit Besorgnis sahen die katholischen Kantone die neue Lehre immer weitern Boden gewinnen unter Zürichs gewalttätigem Druck. Schmähredе wurde mit Schmähredе, Übergriff mit Übergriff, Gewalttat mit Gewalttat erwidert. Es konnte so nicht weiter gehen, es mußte zur Entscheidung mit dem Schwerte kommen. Bern sträubte sich, zu den Waffen zu greifen und wußte es durchzusetzen, daß den fünf Orten die Zufuhr von Korn, Wein, Salz und Eisen abgeschnitten wurde. Es war eine scheinbar mildere, in Wirklichkeit aber, wie Zwingli mit Recht bemerkte, viel grausamere Maßregel, da auch die unschuldigen Frauen und Kinder durch sie betroffen wurden. Schwere Sorgen lagen damals auf Zwingli, die sein Gemüt umdüsterten und niederdrückten. Selbst in seinem getreuen Zürich regte sich Widerspruch und Feindschaft gegen ihn. zu machen, so werde er, wenn der Rat Gott gehorchen wolle, bei ihnen bleiben und ihnen seine Kräfte weihen bis in den Tod.

Aber die trüben Ahnungen wollten von seiner Seele nicht weichen. Ein Komet stand am Himmel, nach damaligem Glauben das Vorzeichen schwerer Ereignisse. Was bedeutet wohl dieser Komet? fragte Zwinglis Freund, der Abt von Wettingen, als die Beiden in einer Nacht auf dem Kirchhof beim Großmünster sich ergingen. Und Zwingli gab die prophetische Antwort: „Mich und manchen Ehrenmann wird es kosten und wird die Wahrheit und die Kirche Not leiden, doch werdet ihr von Christus nicht verlassen werden."

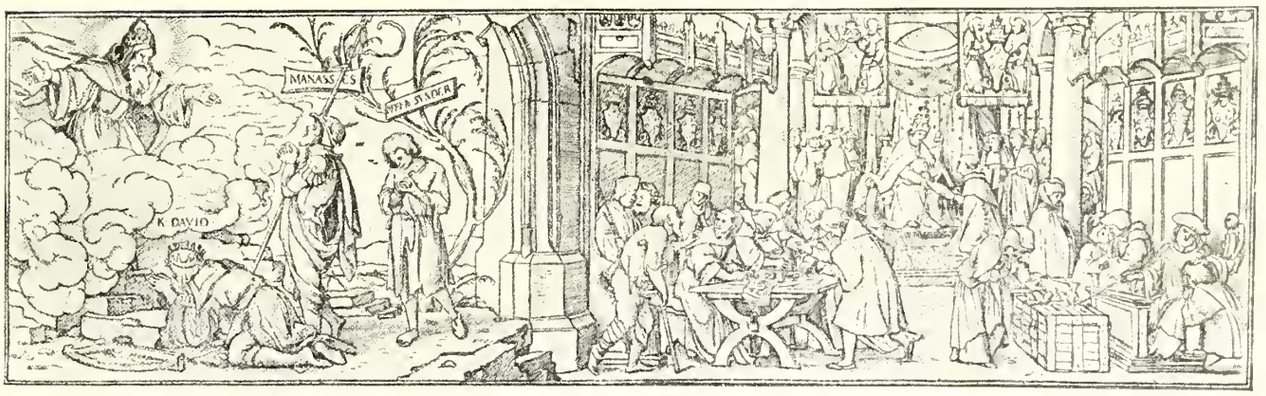
Nun schlugen die Katholischen los, durch die Grenzsperre aufs Äußerste gereizt. Am 9. Oktober, dem Tage der Kriegserklärung, rückte bereits ihr Heer von Zug her gegen das Zürcher Gebiet. Das kam den Zürchern so überraschend, daß sie in ihrer Verwirrung vergaßen, Bern um Hilfe zu rufen. Nur eine Vorhut konnte man dem Feinde entgegen-

schicken. Georg Göldli, der sie befehligte, gehörte einer der Reformation abgeneigten Familie an und sein Bruder focht im feindlichen Lager. Es war wieder bei Kappel, daß die Heere aufeinandertrafen. Am 11. Oktober gegen Mittag war endlich auch die Hauptmacht der Zürcher zum Abmarsch bereit. Eine kleine Schar, etwa fünfzehnhundert Mann, so daß im Ganzen keine dreitausend Zürcher gegen achttausend Feinde kämpften. Zwingli zog natürlich mit, zu Pferd, mit Harnisch, Helm und Hellebarde, eine große Zahl Pfarrer schloß sich ihm an. Als man sich vor dem Rathause in Zürich versammelte, scheute Zwinglis Pferd. Das wurde als üble Vorbedeutung angesehen. Still ritt er seines Wegs und einer hörte, wie er in sich versunken für des Vaterlandes und der Kirche Wohl betete. Inzwischen hatte bei Kappel der Kampf schon begonnen. Göldli hatte mit seiner Schar eine ungünstige Stellung eingenommen, links ein Gehölz, aus dem die Feinde unbemerkt hervorbrechen konnten, hinten im Rücken ein breiter mit Wasser gefüllter Graben mit sumpfigem Ufer. Es ist auffallend, daß Göldli sich um keinen Preis bewegen ließ, diese Stellung mit einer günstigeren zu tauschen. Nun langte das Gros der Zürcher unter Hauptmann Lavater auf der Höhe des Albis an. Sie erkannten sofort die verzweifelte Lage ihrer Genossen und eilten, obschon vom Marsch ermüdet, ihnen zu Hilfe. Zwingli stand mit den andern Pfarrern in einer der vorderen Reihen unmittelbar vor dem Banner. Ein Bäcker aus Zürich, Lienhard Burkhard, fragte ihn: „Meister Ulrich, wie gefällt Euch diese Sache? Sind die Rüben gesalzen? Wer will es ausessen?“ Fest und getrost antwortete Zwingli: „Ich und mancher Biedermann, der hier steht in Gottes Hand, des wir lebendig und tot sind.“ Einlenkend erwiderte Burkhard: „Auch ich will es ausessen helfen und Leib und Seele trostlich wagen.“ Es kam, wie's kommen mußte. Von zwei Seiten angegriffen, vermochten sich die Zürcher der Übermacht nicht zu erwehren. Bald begann ein furchtbares Handgemenge, in welchem ihnen ihre gute Artillerie keinen Vorteil mehr bringen konnte. Götzenknechte, gottlose Päpstler, schrien die Zürcher — Kelchdiebe, verzweifelte Ketzer, die andern. Auf einen Schlag der Zürcher kamen immer vier Hiebe der Katholischen. Als die Evangelischen, halb aufgerieben, sich endlich zur Flucht wandten, gerieten sie in den Mühlegraben und wurden totgeschlagen „wie die Wachteln“. Das Hauptbanner vermochten sie nur zu retten, indem sie's von Hand zu Hand gehen ließen. Als der Kampf noch hin- und herwogte, sprach Zwingli seinen Leuten Mut zu: „Biderbe Leute, seid trostlich und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist die Sache gut. Befehlt euch Gott, der kann uns und der unsern pflegen. Gott walt's!“ Das letzte Wort, das uns von ihm aufbehalten ist.

Heinrich Bullinger, Zwinglis Freund und Nachfolger. Kupferstich von René Boivin.

Auch Zwingli wurde in der allgemeinen Flucht fortgerissen, zweimal durch Lanzenstiche am Schenkel verwundet und durch einen Schlag auf den Kopf, der seine Sturmhaube zerschmetterte, zu Boden gestreckt. Plündernde Feinde fanden ihn, ohne ihn zu kennen, noch am Leben, die Hände zum Gebet gefaltet, den Blick zum Himmel gerichtet, lautlos die Lippen bewegend. Sie fragten ihn, ob er beichten wolle. Als er verneinend den Kopf schüttelte, hieb ihm der Reisläuferhauptmann Fokinger mit dem Schwert den Hals durch. So starb der beste und größte Eidgenosse. Rings um ihn her lagen die Leichen seiner nächsten Freunde und Angehörigen, sein Stiefsohn Gerold Meyer, der Komtur Schmid von Küßnacht, der Abt Joner von Kappel, im ganzen 25 Geistliche. Noch am Abend wurde Zwinglis Leiche erkannt und gröblich beschimpft. Noch heftiger brach die Wut am folgenden Morgen los. Da wurde „Kriegsgericht“ gehalten und auf Beschluß der Menge der Leichnam zuerst durch den Henker gevierteilt und dann mit Unrat vermischt verbrannt. Aber inmitten des brüllenden Söldnerpöbels sprach ein alter Priester aus Zug, Hans Schönbrunner, der früher als Chorherr am Fraumünster Zwinglis Kollege gewesen, das schöne Wort: „Wie du auch des Glaubens halber gewesen, so weiß ich, daß du ein guter Eidgenosse gewesen bist.“ Offenbar unter dem Eindruck der Hirtentreue Zwinglis, die die Schafe in der Stunde der Gefahr nicht verläßt und für sie in den Tod geht, schrieb der St. Galler Johannes Keßler in seine Chronik die schlichten Worte: „so hat dieser hailigmann Gottes zum letsten einen hüpschen Tod genommen.“ Auf dem Schlachtfeld von Kappel steht heute ein schlichter Denkstein errichtet mit der Inschrift: „Hier starb Zwingli den Heldentod für die Wahrheit und der christlichen Kirche Freiheit.“ Zwinglis Waffen werden im Landesmuseum zu Zürich aufbewahrt.

Groß war die Bestürzung und Trauer der Zürcher zu Stadt und zu Land. Hatten sie doch über 500 Mann, also den fünften Teil ihres Heeres auf der Wahlstatt gelassen, und die allgemeine Stimmung war, noch schwerer als diese Niederlage sei der Verlust Zwinglis zu ertragen.

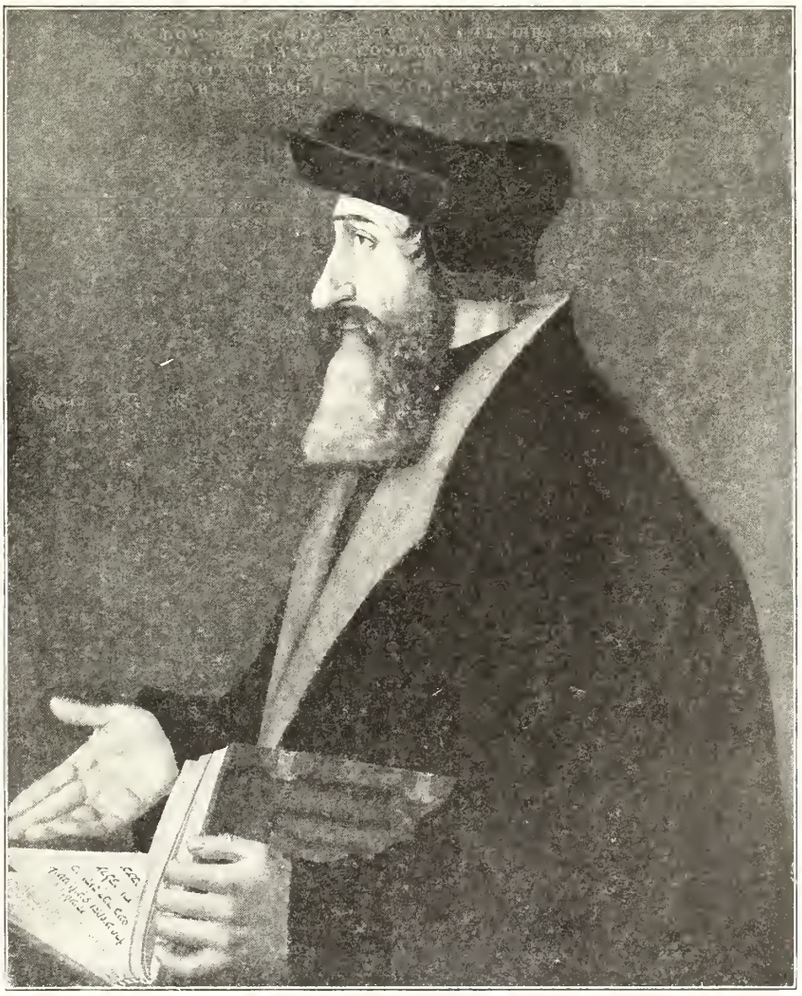


Der Ablaßhandel.

Rechts in der Kirche hört ein Priester die Beichte, eine Bürgersfrau legt ihr Geld in den Kasten; am Tisch werden Ablaßbriefe von Dominikanermönchen ausgefertigt oder verweigert, wie dem zerlumpten Bettler im Vordergrund, der nicht zahlen kann; links im Freien, als wären sie herausgetreten aus der Kirche, die wahrhaft Bußfertigen: David, König Manasse (2. Chronik, 33, 12) und der „offen Sünder", der wie der Zöllner von ferne steht und an seine Brust schlägt. (Nach einem in der Basler Öffentl. Kunstsammlung befindlichen Holzschnitt von H. Holbein d. J.)

III. Johannes Oecolampad.

Der Herr der Kirche liebte es, seine Jünger zu zweien auszusenden. Nicht bloß zur Zeit seines Erdenlebens, sondern auch später. Neben Luther geht ein Melanchthon, neben Calvin ein Farel, neben Zwingli ein Oecolampad. Immer neben dem Größern der weniger Bedeutende. Gewiß, an die Genialität und Wucht Luthers oder an die Tiefe und den Herrschergeist Calvins oder an Zwinglis Weitblick und Verstandesschärfe reicht Oecolampad nicht heran. Zum ersten Reformator der Schweiz war er nicht erkoren, aber den Rang des zweiten wird ihm niemand streitig machen. So sei ihm denn auch in diesen Blättern ein kurzes Wort gewidmet.



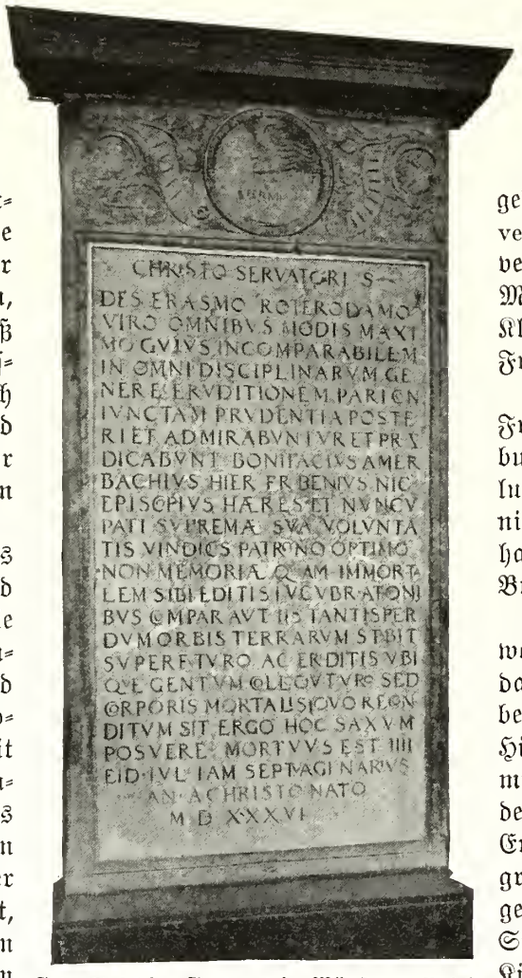
Johannes Oecolampad. Nach einem Gemälde von Hans Asper.

Die Inschrift auf dem Bilde lautet in Übertragung:
Im Tempel des Herrn glänzte ich einst als strahlendes
Licht und man sah an mir dieses Gesicht.
Hätte sich mein Inneres wie mein Gesicht malen lassen,
so stünde ich als das Vorbild frommer Gelehrsamkeit da.

Johannes Oecolampad, zu deutsch Hausschein, war 1482 in der schwäbischen Stadt Weinsberg geboren. Seine Mutter, eine geborene Baslerin, setzte es bei dem Vater durch, daß Johannes sich den Studien widmen durfte. Wir treffen den studiosus juris in Bologna, dann den Theologen in Heidelberg und Tübingen. Als junger Pfarrer in Weinsberg vollbrachte er seine erste reformatorische Tat. An Ostern suchten nämlich die Pfarrer das Volk für die lange entbehrungsreiche Fastenzeit dadurch schadlos zu halten, daß sie ihm von der Kanzel allerhand lustige Geschichten und sogar unziemliche Possen zum Besten gaben. Da ahmte einer den Ruf des Kuckucks, ein anderer das Geschnatter der Gans nach, ein dritter erzählte dumme Späße von Christus und den Aposteln. Christus habe mit dem Kreuz die Pforten der Hölle aufstoßen wollen, da hätten zwei Teufel ihre langen Nasen als Riegel vorgestreckt, bis der Herr sie ihnen abgeschlagen, und anderes mehr. Alles unter lautem Gelächter der Zuhörer. Oecolampad trat gegen dieses Unwesen auf in einer geharnischten Schrift: Wider das Ostergelächter, die er im Jahre 1518 bei Froben in Basel drucken ließ. In schneidigen Worten sagt er da, wie wenig solch possenhaftes Treiben dem heiligen Ort und dem heiligen Festtag zieme und wie man sich wohl hüten sollte, das Heilige in Scherz zu ziehen. „Niemand weiß, daß Jesus gelacht habe, aber sicher weiß man, daß er geweint. Die Apostel gingen weinend ihren Samen auszustreuen."

Oecolampad macht kein Hehl daraus, ein Schüler Luthers zu sein und ihm die Erkenntnis der Rechtfertigung aus dem Glauben zu verdanken. Um so überraschender erscheint der Schritt, den er, kaum zum Pfarrer von Augsburg ernannt, glaubte tun zu müssen: der Übertritt ins Brigittenkloster Altenmünster. Einmal fühlte er sich gesundheitlich den Aufgaben der großen Stadtpfarrei nicht gewachsen, sodann sehnte sich seine beschauliche Natur, müde der scholastischen spitzfindigen Disputationen, nach Ruhe und Stille. Immerhin ließ er sich nur unter der Bedingung aufnehmen, daß er auch als Mönch nach der Regel des Wortes Gottes leben und daß er wieder austreten dürfe, wenn er in anderer Weise der Sache Gottes nützen könne.

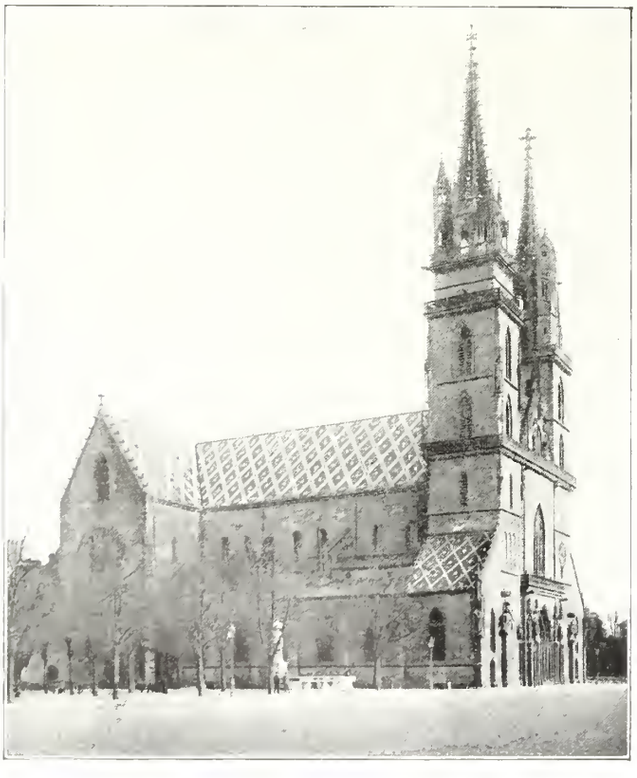
In den ersten Monaten gefiel ihm das Leben im Kloster nicht übel. Aber bald wurde ihm anders zu Mute. Schon die ganze Lebensweise mit den vielen Andachtsübungen zu jeder Tages- und Nachtzeit war seiner schwachen Gesundheit nicht zuträglich. Dann sah er mit Betrübnis, wie seine confratres die Statuten des Klosters höher achteten, als die Gebote Gottes. Und endlich wurden ihm seine beifälligen Äußerungen über Luther, die er auch jetzt nicht zurückhielt, übel verdacht. Und als er gar in einem zu dieser Zeit erschienenen Büchlein an der Beichte, wie sie damals von der Kirche gehalten wurde, scharfe Kritik übte, ihren Mißbrauch und scheinheiliges Wesen bekämpfte, auch in einer Predigt am Fronleichnamsfeste über das Abendmahl verdächtige Ansichten äußerte — da war seines Bleibens im Kloster nicht länger. Einige ihm freundlich gesinnte Brüder verhalfen ihm zur Flucht, indem sie ihm Pferd und Reisegeld verschafften. Amisi monachum, inveni Christianum — den Mönch hab ich verloren, aber den Christen gefunden. — Mit diesem Geständnis verließ er das Kloster nach zweijährigem Aufenthalt im Frühjahr 1522. Doch nun wohin?

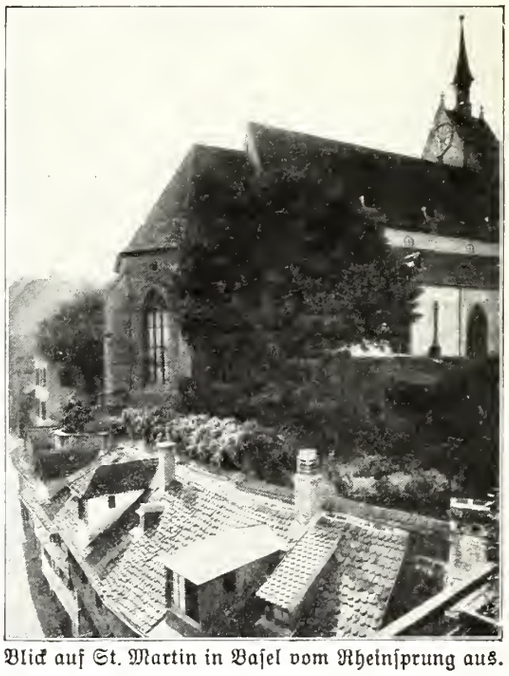


Gedenktafel des Erasmus im Münster zu Basel.

Nach kurzem Aufenthalt bei dem Ritter Franz von Sickingen auf dessen Ebernburg, wo er sich vergeblich bemühte, den lustigen Schloßbewohnern statt der lateinischen Messe deutsche Bibelstunden zu halten, folgte Oecolampad dem Ruf des Buchdruckers Cratander nach Basel.

Hier fand er einen für die Reformation wohlvorbereiteten Boden. In Basel war damals ein überaus reges geistiges Leben, da blühten Wissenschaft und Kunst. Hier wirkten die Häupter des Humanismus, vor allem der von seinen Freunden und Schülern vergötterte Desiderius Erasmus von Rotterdam, der eben sein griechisches Neues Testament herausgegeben, der Maler Hans Holbein, der mit Stift und Pinsel die Mißbräuche der Kirche nicht schonte, die berühmten Buchdrucker Froben und Amerbach. Hier residierte der freie, evangelisch gesinnte Bischof Christoph von Utenheim, dessen Wahlspruch lautete: Meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, Gnade nicht Werke suche ich. Hier predigte Pfarrer Wilhelm Röublin zu St. Alban mutig


Das Münster zu Basel.


Blick auf St. Martin in Basel vom Rheinsprung aus.

gegen Messe, Fegefeuer und Heiligenverehrung und trug bei einer Fronleichnamsprozession statt der üblichen Re-

Der Basler Bürgermeister Jacob Meyer. Ölgemälde von Hans Holbein d. J. in der Öffentl. Kunstsammlung in Basel.

liquien eine Bibel voran, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: Biblia, das ist das rechte Heiligtum, das andere sind Totenbeine.

Konrad Pellikan, Lehrer an der Universität Basel. (Ölgemälde im Zwingli-Museum in Zürich.)

Oecolampad kam nun, diesen Kampf weiter und zum Siege zu führen.

Er wurde Pfarrer zu St. Martin und hielt an der Universität Vorlesungen über die heil. Schrift. Obschon, wie wir bereits wissen, dem Disputieren abgeneigt, beteiligte

Die Frau des Bürgermeisters Jacob Meyer in Basel, Dorothea, geb. Kannegießer. Ölgemälde von Hans Holbein d. J. in der Öffentl. Kunstsammlung in Basel.

er sich doch, und zwar in führender Stellung, an mehreren in Basel abgehaltenen Religionsgesprächen. Die Thesen, die er bei dem ersten derselben aufstellte, atmen einen so

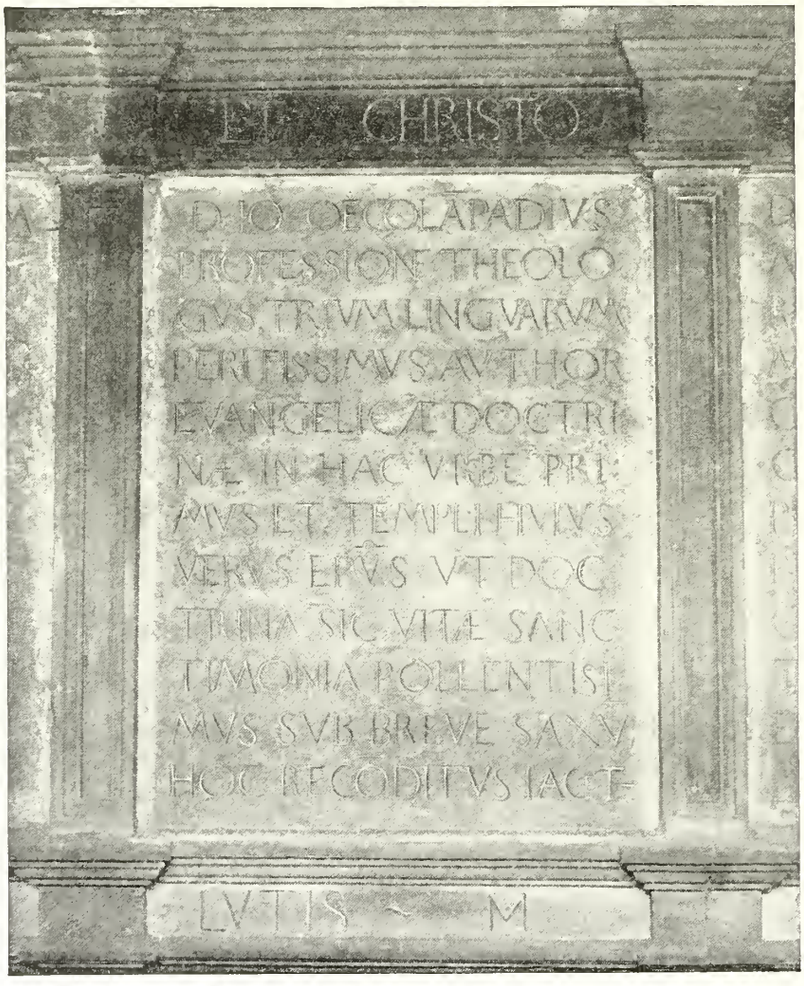
Kaspar Hedio. (Zeichnung von Burgkmeyer, Kupferstich-Kabinett Berlin.)

echt evangelischen Geist, daß wir sie gern der Hauptsache nach hier mitteilen:

Wem die Predigt des Glaubens mißfällt, dem mißfällt

Jesus der Gekreuzigte. Das wahrhaftigste und heilsamste Evangelium, von Christo und seinen Aposteln besonders befohlene ist die Predigt von der Vergebung der Sünden und das Heil, das in Christo, nicht aber in den Werken und Genugtuungen besteht. Das wahrhaftigste Evangelium ist, daß auch die allergrößten Sünder einen freien Zutritt haben in Christo und daß sie keiner Fürbitte bedürfen. Aber gottlos ist und zuwider der evangelischen Lehre, wenn uns geboten wird die Anrufung der Heiligen. Das heißt den Glauben an Christum wegnehmen, nicht aber ihn mehren. Das wahrhaftigste Evangelium ist, daß Gott seines eingeborenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns in den Tod gegeben hat. So er ihn uns hat gegeben, hat er mit ihm uns alle Dinge gegeben; denn die so Christo angehören, sind Herren aller Dinge. Welche Brüder Christi sind, sind durch Christum Priester und Könige und sind nicht mehr unter, sondern über dem Gesetz, nicht mehr Knechte, sondern Herren.

Der Erfolg war, daß der Basler Rat, ähnlich wie der in Zürich, den Pfarrern gebot, nichts anderes zu predigen als allein das heilige Evangelium und die Lehre Gottes „frei, öffentlich und unverborgen" und die Beweise allein aus der Schrift zu führen. Alle andere Lehre, die dem Evangelium nicht gemäß ist, soll man, sowie „alle Stempeneien" (unnützes Zeug), beiseite lassen. Und Erasmus schrieb um diese Zeit nach Zürich: Oecolampad hat's in Basel gewonnen und ist obenauf.



Grabschrift Oecolampads im Kreuzgang des Basler Münsters.

Oecolampad war kein Stürmer. Er wollte fest aber besonnen vorgehen. In seiner Antrittspredigt zu St. Martin hatte er erklärt, er wolle Gottes Wort rein und lauter verkünden, den Frieden bringen, keine Lasten auflegen, um unbiblische Satzungen sich nicht kümmern, aber auch nichts Heilsames aufheben. Er ermahnt die weiter Fortgeschrittenen, mit den Schwachen Nachsicht zu üben und ihnen die Last tragen zu helfen.

Nach diesem Programm ging er nun vor und hielt außer den sonntäglichen auch fast täglich gut besuchte Wochenpredigten sowie das heil. Abendmahl nach einfachem biblischem Ritus. Er verfaßte in deutscher Sprache eine Tauf- und Abendmahlsliturgie, deren edle Schlichtheit und fromme Innigkeit wahrhaft befreiend auf die Gemeinde wirkte, die von den unverstandenen lateinischen Litaneien herkam. Vieles davon ist noch in der heutigen Basler Liturgie erhalten. Er führte auch den deutschen Gemeindegesang in seiner Kirche ein oder er billigte es, als die Gemeinde ihn von sich aus an Ostern 1526 einführte und er blieb dabei, als der Rat die Neuerung von Haus zu Haus verbieten ließ.

Als der Rat ein Gutachten von ihm über die Messe begehrte, schrieb er seine bedeutendste Schrift, deren Titel an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: Christliche Antwort der Diener des Evangeliums zu Basel, warum die jetzt bei den Päpstlichen übliche Messe kein Opfer, sondern ein Greuel sei.

Von seiner Teilnahme am Religionsgespräch zu Baden 1526, wo Oecolampad an Stelle Zwinglis den Kampf gegen Dr. Eck führen mußte, haben wir schon geredet. Wir führen hier nur noch einige Zeugnisse an, welche beweisen, wie falsch die Behauptung der Gegner war, Oecolampad habe damals eine klägliche Rolle gespielt und sei vor dem geistig und rednerisch überlegenen Eck wie ein Schulknabe dagestanden. Haben doch die anwesenden Katholiken sich zugeflüstert: „O wäre der gelbe (blasse) Mann auf unsrer Seite und unsres Glaubens." Bullinger, später Nachfolger Zwinglis, urteilte: „Oecolampad disputierte mit solcher Geduld, Tapferkeit und Geschicklichkeit, daß sich auch seine Widersacher wundern mußten und sein bescheidenes Betragen bei männiglich großes Aufsehen machte." Und der Wirt zum Hecht, bei dem Oecolampad logierte, bemerkte beifällig, wie andächtig der Basler Ketzer in seinem Zimmer gebetet habe, während die katholischen Theologen in der Leutpriesterei dem Wettinger Klosterwein zusprachen und die Evangelischen Schelmen und Buben schalten. Und wohl mußte es dem Basler Reformator getan haben, als der Berner Dichter Niclaus Manuel in einem feinen Liedlein von ihm sang:

Gsell ich gäb ein Guldin drum
Ach daß du Oecolampadium
Zu Baden hättest gesehen,
Mit so großer Demütigkeit,
Ein Mensch der gar kein Gallen treyt
Das müssen's selbst verjähen (zugeben),
Sin Schlußred (Thesen) die er da hat glehrt,
Die hat er ehrlich erhalten.

In Basel zögerte der Rat mit der Durchführung der Reformation und begnügte sich mit halben Maßregeln. Umsonst forderten die evangelisch gesinnten Bürger Entfernung der päpstlich gesinnten Prediger und Abschaffung der Messe. Es kam zu Schlägereien, in mehreren Kirchen wurden die Bilder zerschlagen und weggerissen. Von Monat zu Monat wuchs die Spannung und Aufregung. Die Zahl der Aufständischen war auf 2000 angewachsen. Sie besetzten Zeughaus und Tore, pflanzten Kanonen auf. Der katholisch gesinnte Bürgermeister entfloh auf einem Kahn rheinabwärts. Es verbreitete sich das Gerücht, er wolle österreichische Hilfe suchen. Das vermehrte die Erbitterung. Es war am 8. Februar 1529. Ein Trupp von vierzig Bewaffneten zog über den Münsterplatz ins Münster. Dort stieß einer wie von ungefähr an einen Heiligenschrein. Ein Bild fiel zu Boden und brach in Stücke. Nun ging's auch an die übrigen Bilder. Die Priester und ihre Getreuen eilten zum Schutz derselben herbei. Die Stürmer zogen ab, kehrten aber bald mit 300 Mann, die ihnen vom Kornmarkt her begegneten, zurück, sprengten die inzwischen geschlossenen Kirchtüren auf und rissen alles nieder, was ihnen von Bildern, Altären und heiligen Gegenständen unter die Hände kam. Vom Münster gings nach St. Ulrich und St. Alban zu gleichem Werk. Der Bildersturm erstreckte sich bald auf die ganze Stadt. Nur wenige steinerne Bilder blieben verschont, so das Marienbild am Spalentor, vor dem noch heute die Sundgauer Gemüsefrauen ihr Vater Unser beten, wenn sie zum Markt in die Stadt kommen, während die Madonna am Hauptportal des Münsters auf immer verschwunden ist. Die Kleinbasler, die gleich den Bewohnern der Spalenvorstadt zähe Anhänger des alten Wesens waren, flüchteten ihre Bilder auf den Kirchenestrich, mußten sie aber herausgeben. „Ihr habt in dreijährigem Beraten nichts ausgerichtet, nun wollen wirs in einer Stunde fertig bringen," diese Antwort wurde den Ratsherren, als sie zur Ruhe mahnten. Noch am selben Abend mußte der Rat verfügen, daß zu Stadt und Land Götzen und Messe abzuschaffen seien. Und am folgenden Tag, es war Aschermittwoch, nahm die Obrigkeit selbst die Wegschaffung der noch übrigen Bilder vor. Erst sollte das Holzwerk an die Armen verteilt werden; aber als diese sich darob zankten, ward alles auf neun Haufen geschichtet und verbrannt. „Ein klägliches Schauspiel für die Abergläubigen," schreibt Oecolampad an Capito, „sie hätten Blut weinen mögen." So vollzog sich in dem sonst friedlichen Basel die Reformation stürmischer und revolutionärer als in anderen Schweizerstädten.

Oecolampad wurde nun Pfarrer am Münster und Vorsteher der Basler Kirche. Seine Kirchenordnung, die er erließ, zeugt von einem ernsten strengen Geist und sollte dem Volke kund tun, daß evangelischer Glaube kein Freibrief für die Gelüste des Fleisches bedeute. Während Zwingli die Kirchenzucht ganz in die Hand des Staates legte, wollte Oecolampad sie einer besonderen kirchlichen Behörde übertragen.

Der Tod Zwinglis ging ihm tief zu Herzen. Einstimmig wurde Oecolampad zu dessen Nachfolger berufen. Aber er lehnte ab, er hielt es für seine Pflicht, in Basel auszuharren. „Ich erliege fast schon unter der gegenwärtigen Last, wie töricht wäre es, eine schwerere auf mich zu nehmen", so schrieb er an einen Freund. Und es währte nicht lange, so nahm sein Herr selbst ihm die Last ab. Ein bösartiges Geschwür nötigte ihn, seine Arbeit aufzugeben. Sein durch Mühe und Sorge geschwächter Körper war der Krankheit nicht mehr gewachsen. Er hielt mit seiner Frau, Wilibrandis Rosenblatt, seinen Verwandten und Dienstboten das heilige Abendmahl, nahm Abschied von seinen Freunden, segnete seine drei kleinen Kindlein. Als man ihn fragte, ob ihm das Licht im Krankenzimmer beschwerlich sei, deutete er auf sein Herz mit den Worten: Hier ist Lichtes genug. In der Morgenfrühe des 24. November 1531 entschlief er. Sein letzter Seufzer war: Herr Jesus, hilf mir aus! Er liegt im Kreuzgang des Basler Münsters begraben.

Seine Grabschrift heißt in deutscher Übersetzung: Hier unter diesem schlichten Steine ruht D. Johannes Oecolampad, von Beruf Theologe, dreier Sprachen mächtig, Urheber der evangelischen Predigt in dieser Stadt und dieses Gotteshauses wahrhaftiger Bischof, durch Reinheit der Lehre wie des Wandels gleich ausgezeichnet.

* *

Kathedrale St. Peter in Genf. Kupferstich von Robert Gardelle, 1735.

IV. Johannes Calvin.

Johannes Calvin wurde am 10. Juli 1509 zu Noyon im nördlichen Frankreich geboren. Schon als Knabe war er von ernstem und ungewöhnlich reifem Wesen. An kindlichem Spiel und törichtem Treiben scheint er nicht gern teilgenommen, dagegen oft Einspruch gegen Ungehörigkeiten erhoben zu haben, was ihm den Übernamen „Accusativ" eintrug. Vom Vater zum Juristen bestimmt, wurde er, erst 19jährig, zum Doktor beider Rechte promoviert. Ein Deutscher wies ihn auf die heilige Schrift und auf Luthers Schriften hin, so daß er nach dem Tode des Vaters sich der Theologie zuwandte. In diese Zeit fällt seine Bekehrung, nicht eine Abkehr von grober Sünde und Weltlust — solche hatte der ernst und idealgesinnte Jüngling sich nicht vorzuwerfen — aber ein völliger Bruch mit dem abergläubischen Wesen des Papsttums. Er spürte, daß Gottes Hand ihn ergriff und gehörte von da an restlos und unbedingt, mit allen Kräften des Leibes und der Seele, des Willens und des Verstandes seinem himmlischen Meister an, und unerschütterlich fest stand von da an seine Erwählung und Versieglung zum ewigen Leben. Nun stellte er sich als lebendiger Zeuge des Evangeliums an die Spitze der kleinen evangelischen Gemeinde in Paris. Aber bald war seines Bleibens nicht mehr in einem Land, wo der König die Luthériens blutig verfolgen und zu Tode martern ließ. Calvin mußte fliehen und kam nach Basel. Hier schrieb er, noch nicht 26jährig, sein großes Werk, das ihn mit einem Male zum berühmten Manne machte, den Unterricht in der christlichen Religion.

Wilhelm Farel. Gemälde eines Unbekannten in der Stadtbibliothek in Neuenburg.

Im Juli 1536 kam er nach Genf, wo der feurige Draufgänger Farel, ebenfalls ein Franzose, den katholischen Gottesdienst zwar abgeschafft und den evangelischen eingeführt hatte, sich aber vergeblich bemühte, die freiheitslustigen Genfer an evangelische Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Kaum hatte Farel von Calvins Anwesenheit gehört, so stürmte er in dessen Herberge, beschwor ihn, in Genf zu bleiben und Genfs Kirche seine Kraft zu weihen. Du bist der Mann, den Gott gesandt, diese zügellose Stadt zu bändigen. Calvin, völlig überrascht, schützte seine Jugend und Unerfahrenheit, sein schüchternes Wesen vor, sprach von seiner Pflicht, seine gelehrten Studien in der Stille fortzusetzen. Da richtet sich Farel vor ihm auf, erhebt die Hand und spricht mit Donnerstimme: „Du schützest deine Studien vor, aber im Namen des allmächtigen Gottes verkündige ich dir: Gottes Fluch wird dich treffen, wenn du uns in dem Werke des Herrn deine Hilfe versagst und dich mehr suchest als Christum." Nun war Calvin überwunden. Es war nicht seine Absicht gewesen, in Genf zu bleiben, aber war er einmal da, so sollten die Genfer erfahren, was ein von Natur schüchterner Mensch vermag, wenn Gott ihn in die Hand nimmt und zu seinem Werkzeug gebraucht. Sofort ging Calvin ans Werk. Eine strenge Kirchen- und Sittenordnung wurde erlassen unter Zustimmung des Rates, der die Zuwiderhandelnden hart bestrafte. Auf Kartenspiel und Modeluxus standen Pranger und Arrest, auf Ehebruch Landesverweisung. Das war den Genfern zu viel. Haben wir uns deshalb vom Herzog von Savoyen und vom Bischof freigemacht, um unsern Nacken unter das Joch dieser Franzosen zu beugen? In die Rhone mit den Verrätern — solche Rufe schreckten Calvin noch in später Stunde von seinem stillen Arbeitstische auf. Und als Calvin und Farel an Ostern 1538 sich weigerten, das heilige Abendmahl auszuteilen, brach der Sturm los. Die Reformatoren waren selbst in der Kirche ihres Lebens nicht mehr sicher. Der Rat sprach ihre Verbannung aus. Farel wandte sich nach Neuenburg und Calvin über Basel nach Straßburg.

In Genf aber ging nach Calvins Weggang alles drunter und drüber. Es herrschte eine Verwirrung und Ratlosigkeit, die vor allem die Katholiken sich zunutze machten, um die Stadt wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Calvin muß wiederkommen, er allein kann Ordnung schaffen. Das war

Calvin und Farel. Nach dem Gemälde von J. L. Lugardon.

die Stimmung nicht bloß bei seinen Freunden, sondern auch bei manchen Gegnern. Die Behörden schickten einen Boten nach dem andern: Komm, ehrwürdiger Vater in Christo, alles seufzt nach dir, wir wollen uns so gegen dich aufführen, daß du Grund haben wirst, mit uns zufrieden zu sein. Erst nach langem Zögern konnte Calvin sich entschließen, dem Drängen nachzugeben. Als Sieger kehrte er am 13. September 1541 in die Stadt zurück, aus der er drei Jahre zuvor als Verbannter hatte flüchten müssen. Er wußte, daß er neuen furchtbaren Kämpfen entgegenging, aber er gehorchte seinem Gott und ging, in dem verderbten Genf das Reich Gottes aufzurichten, das und nichts geringeres war der Traum seines Lebens, zu dessen Verwirklichung er ungesäumt die nötigen Schritte tat. Ein geistliches Gericht, das sog. Consistorium, wurde ernannt, das streng über das sittliche Leben zu wachen, die Schuldigen zurechtzuweisen, eventuell aus der Kirche auszuschließen oder zu weiteren Strafen der weltlichen Behörde zu übergeben hatte. Ketzer und Gotteslästerer wurden wie gemeine Verbrecher zum Tode verurteilt. Allein in den Jahren 1542—1546 wurden 58 Todesurteile und 76 Verbannungsdekrete gefällt. Calvin war einverstanden, daß die Folter angewandt wurde. Alles wurde reglementiert und kontrolliert: die Kleider, die man trug, die Gastmähler, die man gab, die Lieder, die man sang, die Vergnügen, die man sich gestattete, die Taufnamen, die die Eltern ihren Kindern gaben. Wer Gott und Calvin beleidigte, mußte es schwer büßen, ebenso wer den Gottesdienst mangelhaft besuchte. Und Calvin kannte kein Ansehen der Person, er strafte Arme wie Reiche gleichermaßen. Sie bekamen alle seine eiserne Hand zu spüren. Er war der Herrscher Genfs.

Calvin stelle mit schroffer Ausprägung und Einseitigkeit die Lehre fest, daß alle Menschen von Ewigkeit her von Gott entweder zur Seligkeit oder zur Verdammnis vorherbestimmt seien. Dadurch sollte die reformatorische Lehre von der freien Gnade begründet und gestärkt werden: Gott ist alles, der Mensch ist nichts, kann nichts ohne Gott, aber mit Gott und durch Gott das Größte. Alles und jedes Verdienst ist ausgeschlossen. Gott allein die Ehre.

Dieser Lehre von der Prädestination wagte ein sonst frommer, evangelisch gesinnter Mann, namens Bolsec, der im übrigen mit Calvin durchaus einverstanden war, zu widersprechen, und zwar im Namen der Liebe und Gerechtigkeit Gottes. Das heiße Gott zum Tyrannen machen, der Freude am Verdammen habe usw. Gott wolle, daß allen Menschen geholfen werde und lasse dem Menschen die Frei-

heit, das Heil zu ergreifen oder von sich zu stoßen. Ihr habt nicht gewollt. So heiße es in der Bibel. Bolsec wurde verhaftet, ins Gefängnis gelegt und zur Strafe ewiger Verbannung verurteilt.

Michael Servet, ein spanischer Arzt, hatte ein Buch über die Irrtümer der Dreieinigkeit geschrieben. Er war so unvorsichtig, nach Genf zu kommen, wo er auf Verlangen Calvins verhaftet wurde. Am 26. Oktober 1553 ist er auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt worden. Seine letzten Worte, die er unter den ärgsten Qualen ausrief, waren: Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner.

Hatte die Verurteilung Bolsecs viel böses Blut gemacht, Calvin viel Haß und Feindschaft bei seinen Gegnern erregt, so diente andrerseits die Hinrichtung Servets dazu, die Macht und das Ansehen des Reformators wieder neu zu stärken. Heutzutage gilt wohl der Prozeß gegen Servet als der ärgste Flecken auf Calvins Charakterbild, damals

Michael Servet.

fand man nicht bloß in dem von Calvin beeinflußten Genf, sondern weitherum in der evangelischen Schweiz, wer also offen die Grundlagen des Christenglaubens antaste, der verdiene als Gotteslästerer solche Strafe. Wenn Unglaube und Ketzerei so frech ihr Haupt erheben, so sei es gut, einen Mann zu haben, der imstande sei, mit fester Hand die Ordnung wieder herzustellen.

Calvins Tagewerk zeigt eine unerhörte Arbeitslast und trotz seiner Kränklichkeit nie versagende Arbeitskraft. Die Leitung der kirchlichen und staatlichen Dinge in Genf und die Sorge für die weithin in allen Ländern zerstreuten Glaubensgenossen lagen in seinen Händen. Er konnte mit Migräne predigen und fand neben einer Unmasse von amtlichen Funktionen Zeit, zu fast allen biblischen Büchern wissenschaftliche Kommentare zu schreiben, die mit ihrer Tiefe und Klarheit heute noch mustergültig sind. Seine Predigten und Vorlesungen hielt er frei ohne Notizen nach kurzer Vorbereitung. Wie hätte er auch Zeit dazu finden sollen? Lassen wir das Pensum seines Tagewerks, wie es sich Jahrzehnte lang abwickelte, an uns vorüberziehen: Nach vier- oder fünfstündigem Schlaf erhob er sich morgens fünf Uhr, sammelte sich im Gebet und Schriftstudium. Um acht Uhr Predigt, neun Uhr Vorlesung, dann kommt ein Bote mit Korrekturbogen, dann ist die Korrespondenz mit auswärtigen Freunden und Glaubensbrüdern zu erledigen, mitten drin wird er unterbrochen durch Audienzen, die er angefochtenen oder ratbedürftigen Gemeindegliedern, wißbegierigen Studenten oder Flüchtlingen und Hilfesuchenden gewähren muß. Nun ist es Zeit, in die angesetzte Sitzung oder Konferenz zu eilen. Des Abends liegt er studierend auf dem Ruhebett oder setzt sich wieder an seinen Schreibtisch, um bis Mitternacht seinen wissenschaftlichen Arbeiten oder amtlichen Schreibereien obzuliegen. Daß dabei wenig oder keine Zeit für Erholung und Geselligkeit übrig blieb, liegt auf der Hand. Gewöhnlich mußte auch der vom Arzt vorgeschriebene kleine Spaziergang unterlassen werden. Zum Essen fand Calvin wenig Zeit. Jahrelang begnügte er sich

Das Sühnedenkmal Servets in Genf.

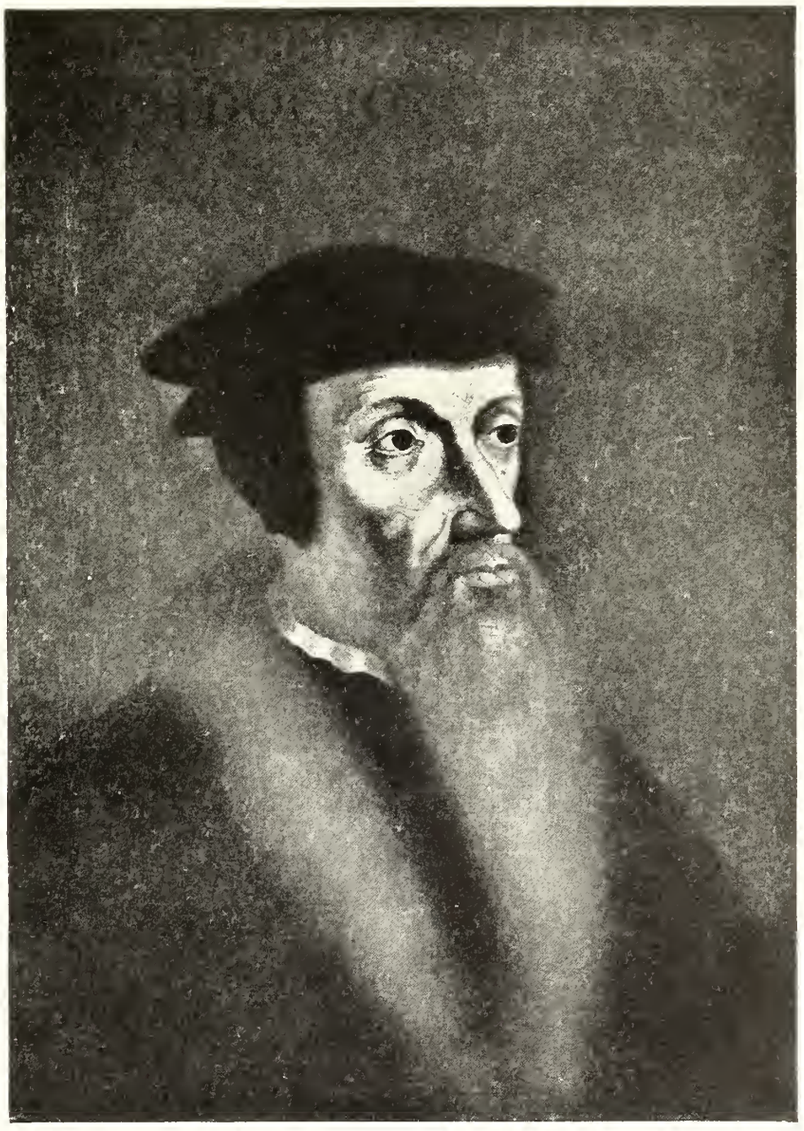
mit einer Mahlzeit, die er um Mittag einnahm. Später verlegte er auf den Rat des Arztes dieselbe auf den Abend und nahm mittags ein wenig Wein und Brot zu sich, oder ein Ei und etwas Fleischbrühe.

Wer Calvin nur von seiner Prädestinationslehre oder aus dem Prozesse mit Servet kennt, ist leicht geneigt, ihn für einen schroffen, finstern, grausamen Menschen zu halten, kalt wie Marmor und hart wie Eisen, freudlos und ohne Gemüt. Nun ja, den sonnigen Humor eines Luther hatte er nicht, statt dessen eine scharfe, beißende Satire, und ernst und wortkarg ist er allezeit gewesen, aber nicht ohne Gemüt. Seine Briefe, von denen uns 1250 erhalten sind, zeigen uns den liebenswürdigen und liebebedürftigen Freund, den zarten Seelsorger, der sich mit rührender Genauigkeit um die kleinen und großen Sorgen seiner Schutzbefohlenen kümmert.

Für Frauenliebe mochte der „unerhört Reine", wie ihn einer nennt, wenig Raum gehabt haben. Und doch scheint seine neunjährige Ehe mit Idelette van Büren glücklich gewesen zu sein. „Ich strenge mich an, so sehr ich kann,

daß mich das Leid nicht ganz erdrückt," so schrieb er bei ihrem Hinscheiden an Farel.

Wo Calvin hart war, war ers aus Gewissenspflicht, weil ihn der Gehorsam gegen Gott, so wie er ihn verstand, dazu zwang. Seine strengen, grausamen Maßregeln sind die Kehrseite jenes Eifers um des Herrn Sache, der ihn verzehrte. Er glaubte in guten Treuen mit Folter und Scheiterhaufen dem Reiche Gottes zu dienen. Sein eigenes kleines Ich spielte dabei keine Rolle. Alles zu Gottes Ehre — das galt allein. Wie wir schon andeuteten, was man so Ehrgeiz nennt, war ihm fremd. Ein stilles Gelehrtenleben wäre seine Ambition gewesen. Gott hatte es anders gewollt. Das Wort jenes römischen Tyrannen: Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten — war ihm zuwider. „Hätte ich die Wahl, ich möchte lieber der Allerverachtetste sein," so schreibt er mitten im Kampf und von der Höhe seiner Macht einem Freunde. So schreibt kein Ehrgeiziger und Herrschsüchtiger.



Calvin.
Nach einem Gemälde aus dem Privatbesitz der Familie Oeri in Basel.

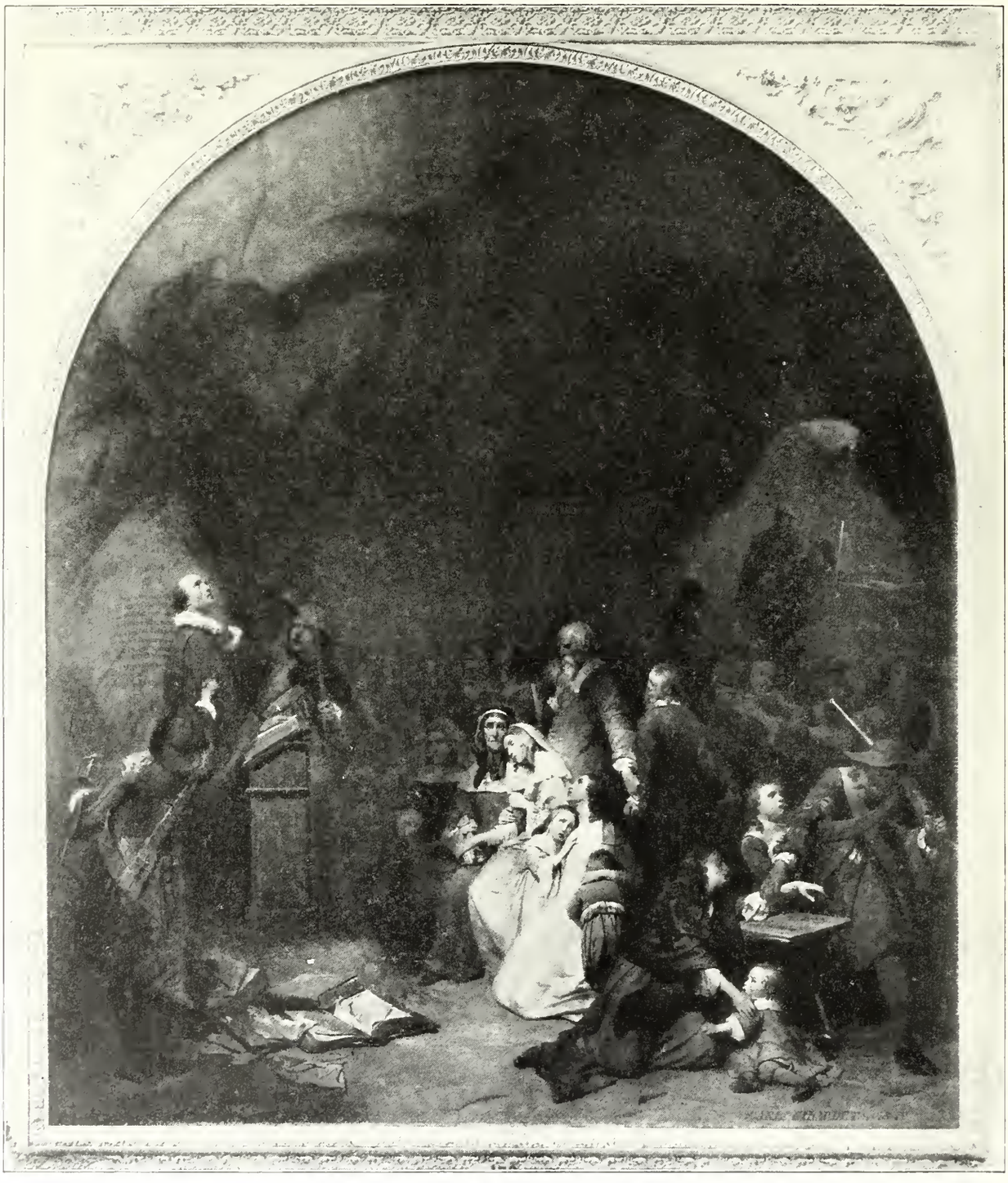
Er glaubte, Gottes Willen zu tun und er teilte die Irrtümer seiner Zeit. Damit ist vieles erklärt, aber nicht alles entschuldigt. Bei Calvin so wenig und noch weniger als bei Zwingli, der die Wiedertäufer ertränken ließ. Es gab damals einzelne wenige, die sich vom Zeitirrtum frei machten und die Anwendung von Gewalt in Glaubenssachen verurteilten. Vorab Luther, von dem das Wort stammt, daß Henker schlechte Doctores seien. Warum ist Calvin nicht bei diesen wenigen gewesen, sondern unter den vielen geblieben, die im Bann des Alten verharrten? Warum hat er, der sonst so radikal mit dem Katholizismus des Mittelalters aufräumte, gerade in diesem Punkte ihm Folge geleistet? Er schrieb einmal an den Genfer Rat: „Da ich für meine Person im Gewissen darüber beruhigt bin, daß das, was ich gelehrt und geschrieben habe, keineswegs in meinem Gehirn gewachsen ist, sondern daß ich es von Gott habe, so muß ich auch dabei verharren, wenn ich nicht ein Verräter der Wahrheit werden will." Er identifiziert sich ohne weiteres mit Gottes Wort und schreibt beiden, der Bibel und seiner Auslegung derselben, dieselbe Unfehlbarkeit zu. Wie kommt es, daß der Bibelforscher und Gelehrte ersten Ranges im Alten Testament stecken blieb und den harten Zornesgeist des Elias nicht verleugnen konnte? Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid? Hat er dieses Wort des Meisters an die Donnersöhne, die Feuer vom Himmel auf die Ungläubigen herabrufen wollten, nicht gelesen? Warum mußte er, der so zarter Liebe fähig war, gegen Andersgläubige so unduldsam sein? Gewiß, die Glaubens- und Gewissensfreiheit in dem Sinne und Maße, wie wir sie heute verstehen, war damals noch unbekannt. Sie ist erst viel später zur reifen Frucht geworden, aber im Keime lag sie doch schon in den Grundsätzen der Reformation und darum hätten Folter und Scheiterhaufen im System eines Calvin keinen Raum finden sollen. Wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Dieses Wort stand auch in Calvins Bibel. Lauter Bedenken und Fragen, die uns nicht bloß an die Grenzen, sondern auch an die Verschuldung in Calvins Charakter erinnern.

Es erübrigt uns noch, Calvins Ende zu erzählen. Gegen Ende der fünfziger Jahre klopften die Boten des Todes vernehmlicher bei ihm an. Kein Teil seines Körpers war von der Krankheit intakt geblieben. Steinleiden, Gicht, Migräne, Magenbeschwerden, Blutstürze und die Liste seiner Übel ist noch nicht vollständig. Sein magerer und schwächlicher Körper verzehrte und erschöpfte sich unter der Last einer Arbeit, die einen starken Körper erdrückt hätte. Nur das helle, lebhafte Auge zeigte an, daß, was im Innern lebte, gesund war. Er fühlte sein Ende herannahen und pflegte davon mit einer Heiterkeit zu sprechen, als handle es sich um ein fremdes Vorkommnis.

Am Sonntag, den 6. Februar 1564 hielt er seine letzte Predigt. Die folgenden Wochen waren mit bangen Leiden ausgefüllt, die er mannhaft ertrug. Wurden die Schmerzen zu heftig, so blickte er nach oben und seufzte: „Herr, wie lange noch!" Als seine Freunde ihn baten, jetzt wenigstens das Schreiben und Diktieren zu unterlassen, erwiderte er: „Wollt ihr, daß der Herr mich müßig findet, wenn er kommt?"

Am Ostermontag ließ er sich noch in einem Sessel in seine Peterskirche tragen und empfing aus Bezas, seines Nachfolgers, Hand das heilige Abendmahl, stimmte dann mit zitternder Stimme in den Gesang der Gemeinde ein: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Am 26. April dankte er den Mitgliedern des Rates, die sich in feierlichem Zug zu ihm verfügten, für alle Freundlichkeit und Geduld, die sie mit seinen Fehlern gehabt, und bat sie wegen seiner allzugroßen Heftigkeit um Verzeihung. Zwei Tage darauf versammelte er seine Amtsbrüder um sein Bett. Er ermahnte sie zum Frieden und zur Einigkeit. Von sich selbst bezeugte er: „Nie habe ich etwas aus Haß oder Rachsucht oder mit Absicht zu schaden geschrieben, sondern immer nur das getan, was mir durch die Ehre Gottes erfordert schien."

Am 27. Mai, abends 8 Uhr, verschied er wider sein Erwarten schmerzlos.



Hugenotten von Katholiken überrascht.
Nach dem Gemälde von Karl Girardet 1842 im Museum in Neuenburg.

Groß war die Trauer in der ganzen Stadt. Schon tags darauf, am Sonntag Nachmittag, wurde er, wie er selbst angeordnet, ohne irgend welchen Aufwand und Prunk nach dem gemeinsamen Friedhof von Pleinpalais getragen. Nach seinem ausdrücklichen Wunsch sollte keine Inschrift seine Grabstätte zieren. Erst lange nachher ist an der Stelle, wo man seinen Leib begraben glaubte, ein einfacher zwanzig

Zentimeter hoher Stein mit den Anfangsbuchstaben J. C. errichtet worden.

Wenn wir Calvins Lebensgeschichte lesen, bekommen wir den Eindruck: das ist ein Übermensch. Übermenschlich sein Einfluß und sein Ansehen, übermenschlich seine Arbeitskraft.

Aber wir wollen ihn nicht bloß anstaunen, wir wollen von ihm lernen.

Lernen wollen wir von ihm seine eiserne Pflichttreue, seine ernste Anspruchslosigkeit, seine sittliche Energie und grandiose Selbstverleugnung, seine restlose Hingabe an Gott. Aus dem Geiste Calvins wurde ein Heldengeschlecht geboren. Die Hugenotten Frankreichs, die Kämpfer in den niederländischen Freiheitskriegen, Kraftmenschen vom Schlage des Schotten Knox und des Engländers Cromwell und fromme Männer wie die Pilgerväter Nordamerikas.

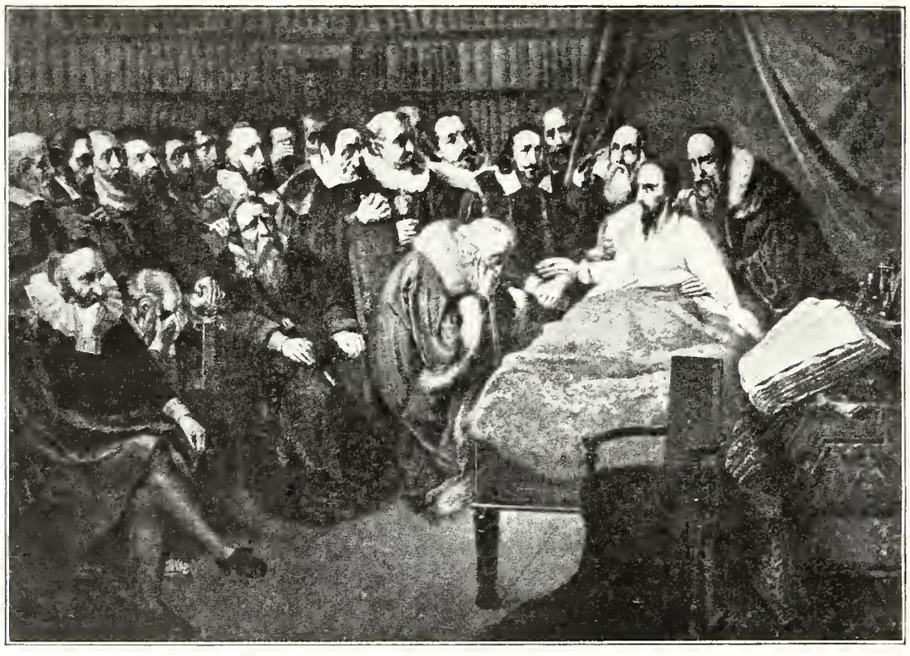
Die Lokarnerinnen vor dem Nuntius.

Nach dem Gemälde von August Weckesser, Oberwinterthur. Museum zu St. Gallen.

Nuntius Riverta findet mit Bekehrungsversuchen bei evangelischen Lokarnerinnen, besonders bei Barbara Muralta, standhaften Widerspruch. Diese mußte, als sie andern Tags deshalb verhaftet werden sollte, entfliehen.

Was ein Mensch zu leisten imstande ist, der sich restlos seinem Gott zur Verfügung stellt, zeigt das Leben Calvins. Sein Siegel war eine Hand, die ein flammendes Herz darreicht und darunter die Worte: Cor meum velut mactatum Domino in sacrificium offero. Zu deutsch: Ich opfere mein Herz und bringe es ganz und gar dem Herrn dar.

Das sollte jedes Christen Wahlspruch werden.



Calvin nimmt auf seinem Sterbelager Abschied vom Staatsrat und der Geistlichkeit Genfs. (Nach dem Gemälde von Hornung.)

Die Entwicklung der deutschen kirchlichen Kunst im Wandel der Jahrhunderte

von

D. Dr. Georg Buchwald

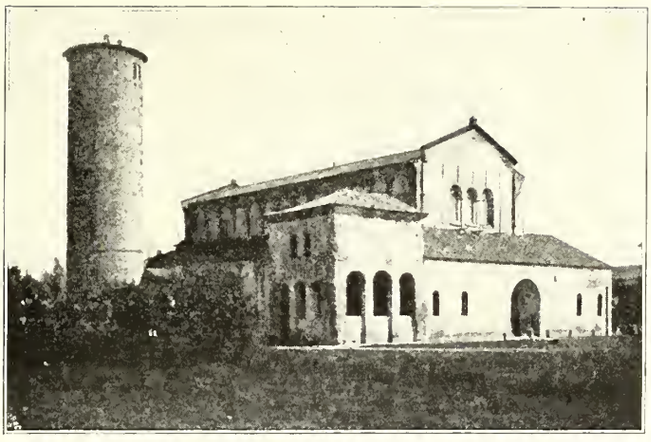
Apostelfigur (St. Matthäus) aus dem Evangeliarium Karls des Großen, welches unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird. Der Tradition nach dasselbe, welches in der Gruft zu Aachen auf den Knien des toten Kaisers lag.

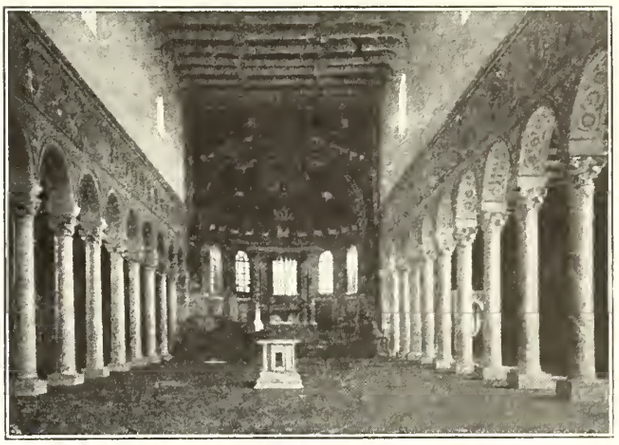
Die kirchliche Kunst zur Zeit der Karolinger.

Der Buchschmuck.

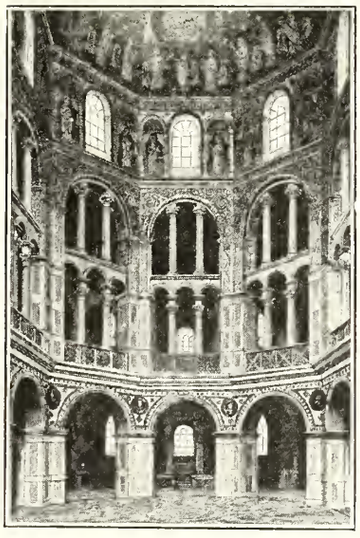
Links: Aus einem Evangeliar, welches im Auftrage Karls des Großen und seiner Gemahlin Hildegard durch einen Schreiber namens Godescale 781—783 angefertigt wurde. Die Buchstaben sind mit Gold und Silber auf Purpurpergament gemalt. Die abgebildeten Zierbuchstaben enthalten die Worte: In illo tempore (Zu jener Zeit). Paris, Nationalbibliothek. — Rechts: Elfenbeintafel von der Einbanddecke eines Meßbuches der Karolingerzeit. In der Bibliothek zu Frankfurt a. M.

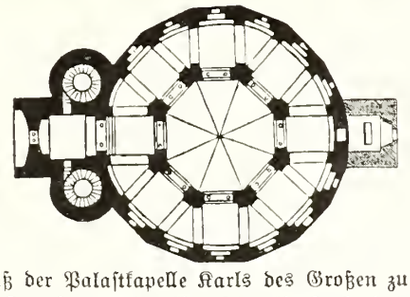
Links und rechts: Irische Handschriften-Ornamentik in einem St. Gallener Evangeliar aus dem achten Jahrh. Das Auftreten der irischen Kunst in St. Gallen ist darauf zurückzuführen, daß das Kloster von dem aus Britannien stammenden Gallus gegründet worden ist und daß viele Iren und Schotten der Gründung ihres Landsmannes zueilten. Der Unfähigkeit dieser Iren, über die Ornamentik hinausgehende, lebenswahre Gestalten zu schaffen, stehen die späteren Leistungen (siehe S. 5) von einheimischen Brüdern, d. h. im neunten und zehnten Jahrhundert, vorteilhaft gegenüber. In der Mitte: Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel aus der Mitte des 9. Jahrhunderts.





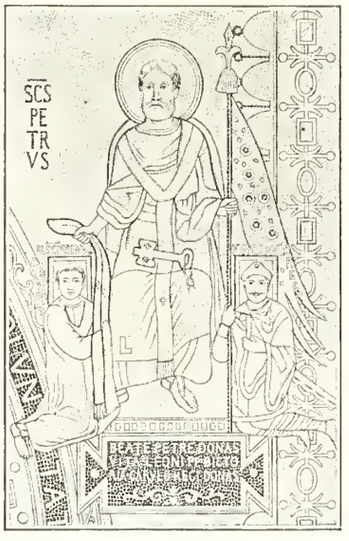
Die äußere und innere Ansicht der Basilika von S. Apollinare in Classe bei Ravenna, die sich Karl der Große beim Bau der Palastkapelle in Aachen zum Vorbild genommen hat.





Grundriß der Palastkapelle Karls des Großen zu Aachen.

Links: Das Innere der Palastkapelle Karls des Großen.



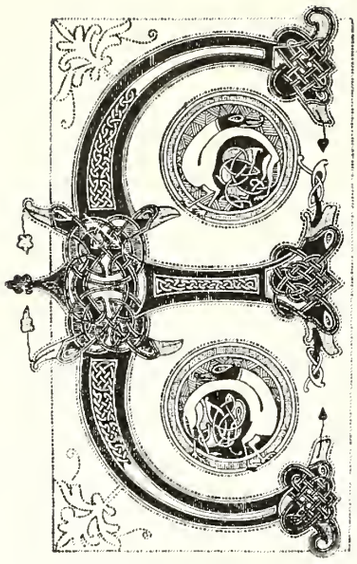
Rechts: Mosaikbild vom Triklinium Leos III. im Lateran zu Rom. Gleichzeitiges Denkmal karolingischer Kunst und älteste Porträtdarstellung Karls des Großen. IX. Jahrh. St. Petrus überreicht Karl dem Großen die Fahne von Rom und Leo III. die Stola als Zeichen der weltlichen und geistlichen Herrschaft.

Der Kirchenbau.

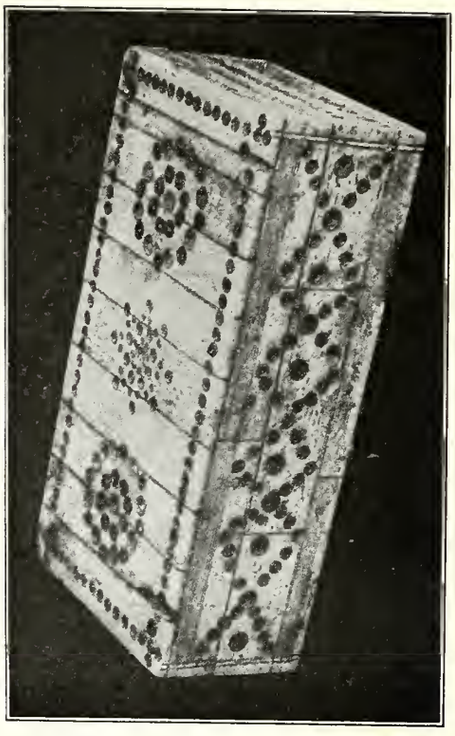
Im Kirchenbau brachte es die altchristliche Kunst zuerst zu einer selbständigen Neuschöpfung. In der ältesten Zeit wurde der Gottesdienst in Privathäusern abgehalten. Die ersten Andachtsstätten wurden in erweiterten Räumen der Katakomben Roms, den Begräbnisstätten der Christen, hergerichtet, ursprünglich für Totenfeiern bestimmt, später in der Verfolgungszeit zum allgemeinen Gottesdienst verwendet. Das älteste Kirchengebäude, von dem wir wissen, ist die 201 durch eine Überschwemmung zerstörte Kirche von Edessa. Der Kirchenbaustil entwickelte sich aus der römischen Baukunst. Die älteste Grundform war ein längliches Viereck, das in eine Nische auslief. Im 3. Jahrhundert bildeten sich zwei Formen aus: Die Längsbauten und Zentralbauten. Als Vorbild diente die römische Basilika. Sie bestand aus zwei Hauptteilen, dem Tribunal (Apsis), das die Sitze der Richter enthielt und von halbkreisförmiger Grundform war, und dem Raume, der für den Verkehr großer Menschenmengen bestimmt und gewöhnlich von rechteckiger Grundfläche und mit Säulenhallen umgeben war. Der Haupteingang befand sich meist gegenüber der Apsis. Im Laufe der Jahrhunderte wurde diese ursprüngliche Form den erweiterten Bedürfnissen entsprechend vielfach umgestaltet, indem der meist ringsum mit Säulen umgebene Raum der alten Basilika zu einem durch Arkaden in 3 oder 5 Schiffe getrennten Langhaus wurde, das an beiden Seiten durch Wände abgeschlossen war. Vor die vordere Seite legte sich die Vorhalle und der Vorhof, die andere war vom großen Tor durchbrochen, das zur Apsis führte. Zwischen diese und das Langhaus wurde früh ein Querschiff eingefügt. Im Langhaus erheben sich die Mauern über die Arkaden des Mittelschiffs bis über die Dächer des Nebenschiffs, so daß hier lichtbringende Fenster angebracht werden können. Außen wurde meist ohne Verbindung mit der Basilika ein Glockenturm angefügt. Von alten römischen Basiliken ist nur Santa Maria Maggiore erhalten. Außerdem ist die altchristliche Basilika in der Kirche S. Apollinare in Classe bei Ravenna zu erkennen, zu der auch als neu ein Glockenturm hinzutrat. Die Zentralbauten wurden gern zu Grabkapellen, Taufkirchen, selten zu eigentlichen Kirchen verwendet.

Karl weiht der Maria das Aachener Münster. Reliefbild aus vergoldetem Kupfer von dem die Gebeine Karls enthaltenden Schreine in der Münsterkirche zu Aachen. Arbeit Ende des XII. Jahrhunderts. (Aus der Darstellung ergibt sich die damalige äußere Gestalt der Kirche.)

Beide Kirchenformen sind mit der christlichen Kultur nach Deutschland übertragen worden. Der Längsbau ist auf dem Bauplan von St. Gallen (etwa 820) wahrnehmbar, ferner in den Kirchen zu Michelstadt und Seligenstadt im Odenwald und der Ruine auf dem Heiligenberge bei Heidelberg; das großartigste Denkmal des Zentralbaues bei uns ist die von Karl dem Großen errichtete Palastkapelle im jetzigen Münster zu Aachen.



Initialbuchstabe in einer für Karl den Kahlen geschriebenen Bibel aus der Mitte des 9. Jahrhunderts (Paris, Nationalbibliothek). Henne am Rhyn.

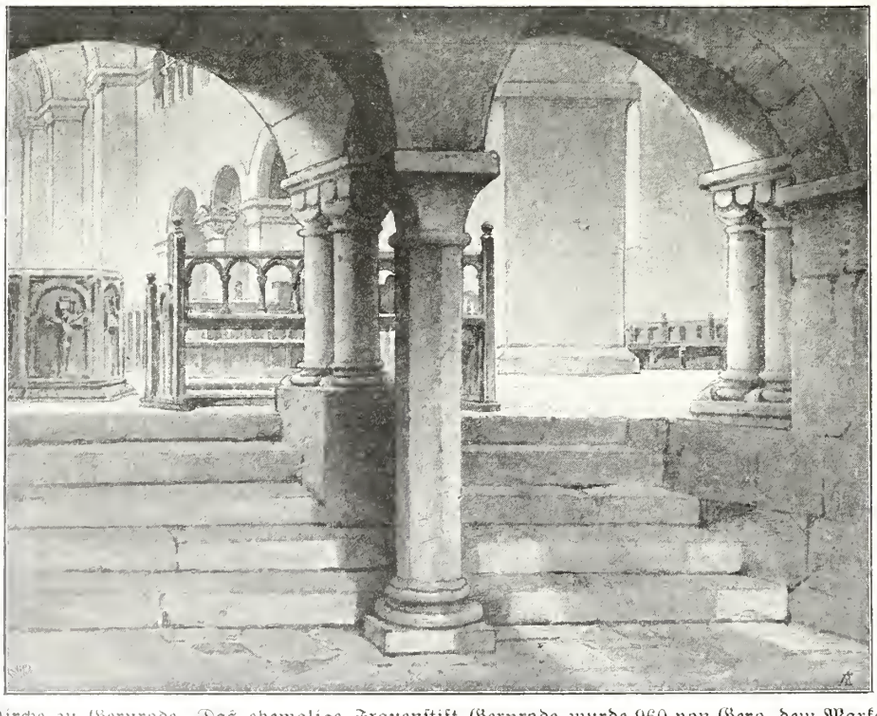


Links: Abbildung des Altarkelches, der vom Bayernherzog Tassilo und seiner Gemahlin Luitperga im Jahre 777 dem Kloster zu Kremsmünster gestiftet wurde, wo er sich noch befindet. Die Skulpturen des Kelches zeigen ein byzantinisches Muster.

Rechts: Tragaltar. Karolingisch, 9.—10. Jahrhundert. Elfenbein. Aus schmalen, aneinandergefügten Platten bestehend. Im Innern des Kastens zwei Porphyrplatten, von denen die des Deckels ein Silberkreuz mit dem Brustbild Christi und den Köpfen der vier Evangelisten trägt in Niello, während die Platte der Unterseite eine Öffnung für eine Reliquie zeigt. (Lüthgen, Rheinische Kunst des Mittelalters aus Kölner Privatbesitz.)

Krypta.

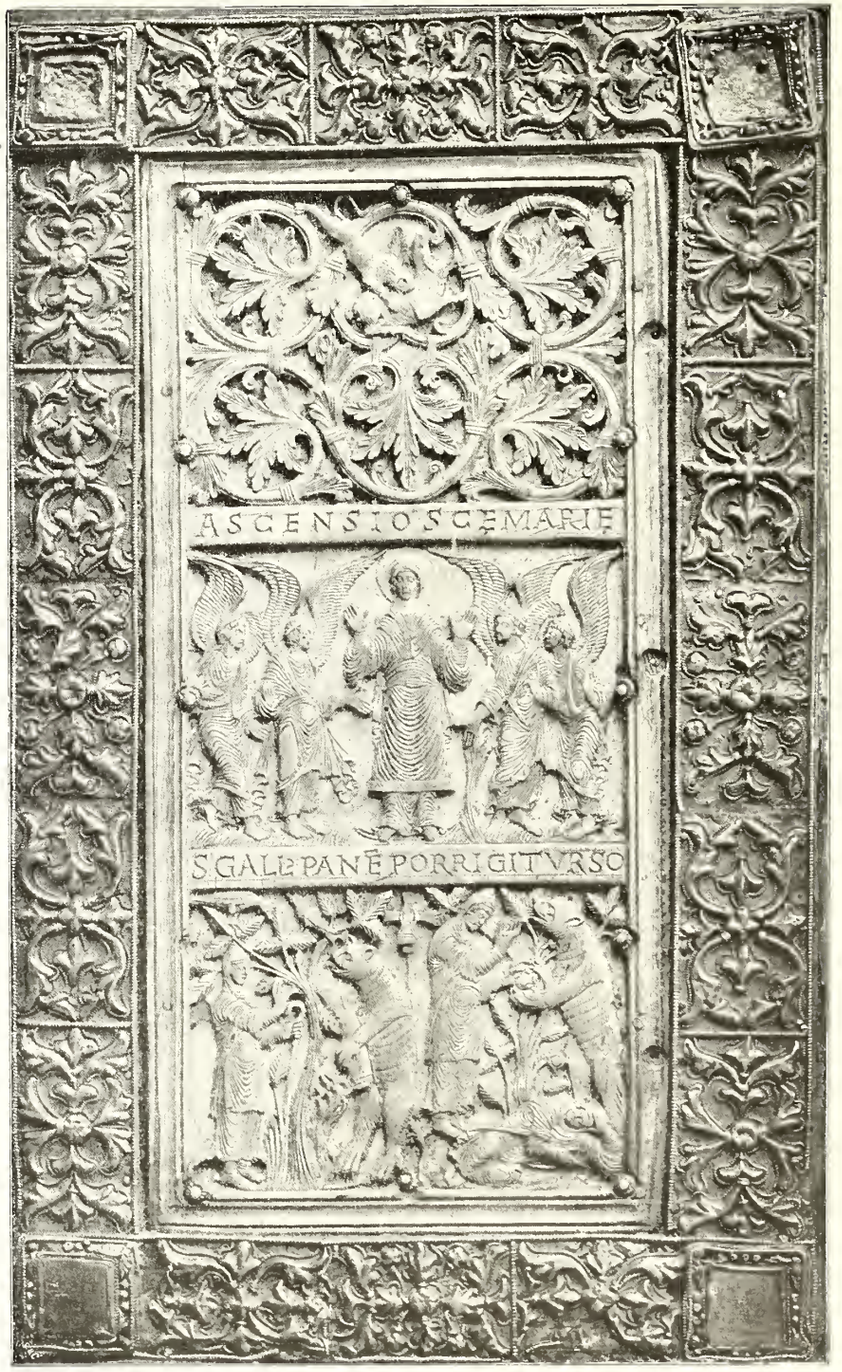
Krypta (griechisch) wurde ursprünglich der das Grab eines Märtyrers enthaltende Raum unter dem Altar genannt (siehe Textabbildung S. 5). Als später das Christentum sich auch über Gegenden verbreitete, wo es Märtyrer nicht gab, übertrug man dorthin Reliquien von Heiligen und setzte sie in einer von oben erhellten Gruft unter dem Chore bei, die man Confession nannte. Diese wurden dann oft unter dem ganzen Chore hin erweitert und selbständiger ausgebildet, ihr Gewölbe mußte dann von Pfeilern oder Säulen gestützt und der darüber befindliche Chor mehr oder weniger durch Stufen erhöht werden. So entstanden ganze unterirdische, nur spärlich durch kleine Fenster erleuchtete Kapellen, welche durch Treppen vom Langhause aus zugänglich waren. Sie wurden stets mit einem besonderen Altar versehen und dienten dem Totenkultus. Auch wurden Bischöfe und andere vornehme Personen dort beigesetzt. Die Krypten gehören vorzugsweise der Zeit der romanischen Baukunst an, also dem 11.—13. Jahrh



Niedergang zur Krypta der Kirche zu Gernrode. Das ehemalige Frauenstift Gernrode wurde 960 von Gero, dem Markgrafen der Ostmark, gegründet, der auch dort beigesetzt ist. Die romanische Stiftskirche ist eins der ältesten Denkmäler des romanischen Baustils.

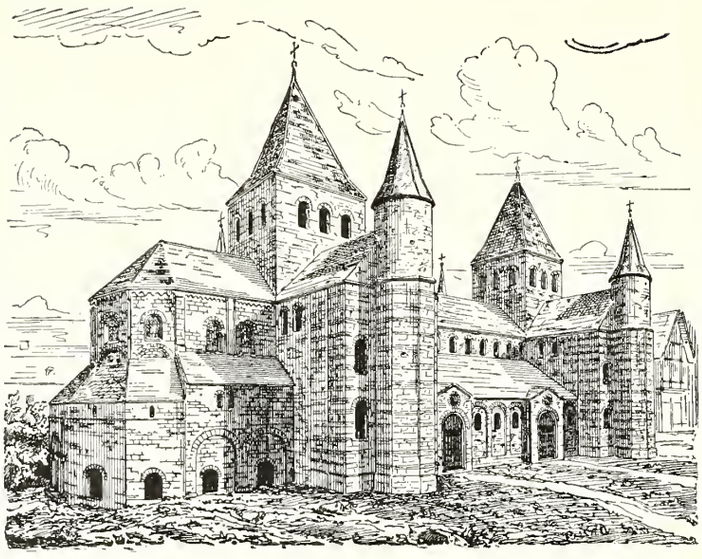
Elfenbeinschnitzerei für Bucheinbände.

Zur Blütezeit der in den Klöstern gepflegten kirchlichen Kunst besaß St. Gallen (siehe auch S. 2 und Text S. 40) den unbestrittenen Vorrang unter den deutschen Klöstern. Da der antike Gebrauch der Diptychen, Tafeln aus Holz, Schiefer, Edelmetallen, besonders aber Elfenbein, die zu zweien als Einfassung von Schreibtafeln dienten, auch in den Klöstern herrschte, wurde die Elfenbeinschnitzerei sehr geübt und Herrliches geleistet. St. Gallen besitzt noch heute solche Elfenbeintafeln, die zu Bucheinbänden verwendet wurden, von dem berühmten Tutilo (gest. 915), „der zugleich Musiker, Dichter (lateinisch und deutsch), Baumeister, Bildkünstler und Maler, dabei aber auch eine Hünengestalt von unverwüstlichem Humor war, so daß Karl der Dicke sich darüber sehr ungehalten zeigte, daß man einen solchen Mann zum Mönch gemacht". Die eine Elfenbeintafel zeigt Christus umgeben von Engeln, den Evangelisten, von Sonne, Mond, Meer und Erde, die durch Personen sinnbildlich vertreten sind; die andere die Himmelfahrt Mariä, oben eine Szene aus dem Tierleben, unten wird aus der Legende des heiligen Gallus dargestellt, wie dieser den Bären füttert, der ihn zum Dank dafür beschützt. Während der Künstler bei der Gestaltung von biblischen Darstellungen noch vom byzantinischen Stil stark beeinflußt ist, zeigt sich bei den andern ein aus Naturbeobachtung hervorgegangenes Durchdringen zu naturwahrer Darstellung.



Zwei Tafeln eines Diptychons als Vorder- und Rückdeckel des Einbandes einer Evangelienhandschrift in der Klosterbücherei zu St. Gallen. Elfenbeinschnitzerei des Mönches Tutilo (um 900).

Das Gotteshaus im elften Jahrhundert.



Die St. Michaeliskirche zu Hildesheim in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Im Jahre 1001 gründete der kunstsinnige Bischof Bernward, der 13. in der Reihe der Hildesheimer Bischöfe im Norden der Stadt Hildesheim auf einem Hügel an der Innerste, wo er einige Jahre zuvor bereits eine Kapelle errichtet hatte, Kirche und Kloster St. Michael. Die Kirche wird im Sterbejahr Bernwards von ihm selbst noch unfertig geweiht (Michaelis 1022). Nach vollendetem Ausbau 1033 vollzieht sein Nachfolger Godehard die Weihe des nun in voller Schönheit prangenden Heiligtums. Es ist die erste deutsche Basilika, die in bestimmten Verhältniszahlen entworfen eine großartige Harmonie zeigt. „Das Mittelschiff hat die dreifache Länge seiner Breite, zerfällt also in drei Quadrate. In den Grenzpunkten derselben stehen vereinzelte Pfeiler, zwischen die jedesmal zwei Säulen eingeschoben sind. Der Wechsel von Pfeiler und Säule ist also in ein rhythmisches Verhältnis gebracht. Breite Nebenschiffe schließen sich an das Mittelschiff. Im Osten und Westen legt sich je ein Kreuzarm in der Ausdehnung von ungefähr drei Mittelschiffquadraten an das Langhaus und an ihn im Osten eine halbrunde Apsis." Das westliche Altarhaus enthält einen umlaufenden Korridor. An den Giebelmauern beider Kreuzarme sind südlich wie nördlich sechseckige, oben abgerundete Treppentürme angebaut. Auch über jeder Vierung erhebt sich ein viereckiger Turm, so daß die gesamte Anlage sechs Türme zeigt.

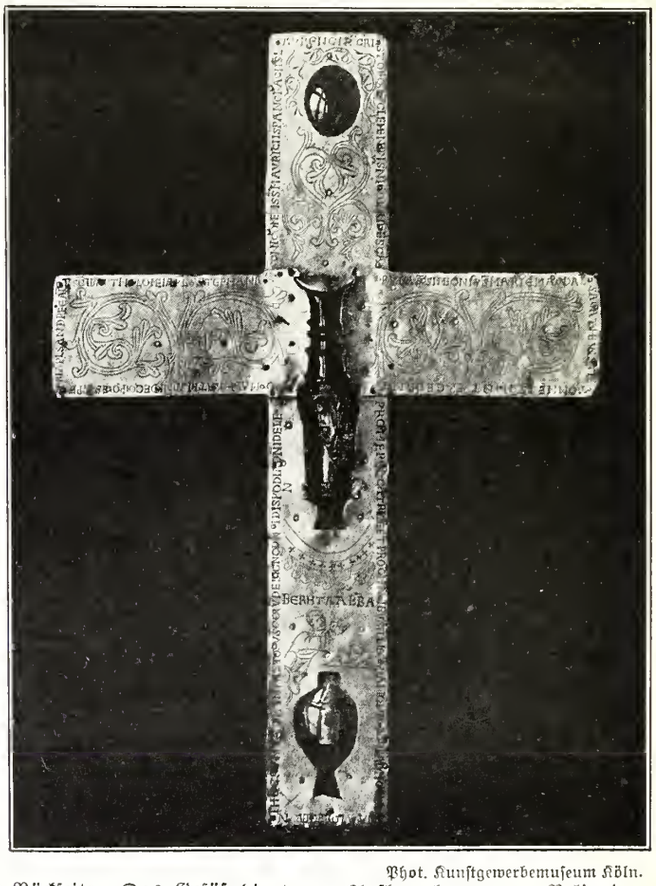
Das Innere der Kirche, im Jahre 1082 durch eine furchtbare Feuersbrunst fast vollständig vernichtet, wird durch Abt Theodoricus II. reich und kunstvoll wiederhergestellt. Diesem Erneuerungsbau zur Zeit Bischofs Adelog verdankt die Kirche ihre unvergleichlichen Kunstwerke im Innern: Die prachtvollen Säulenkapitelle, die Stuckarbeiten und das große Deckengemälde, im Volksmunde genannt „Jesseboom" (Baum des Isai). (Siehe Seite 22 und 23.) Im Jahre 1542 wird bei der Einführung der Reformation in Hildesheim die Michaeliskirche an die Evangelischen übergeben. Mit dem Beschluß des Rates, daß das katholische Kloster die lutherische Pfarrkirche zu erhalten habe, wird deren Verfall unvermeidlich. Um 1650—1680 müssen erhebliche Teile der Kirche wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Als Ersatz für diese freilich unersetzliche Einbuße erhält die Kirche den hohen Ostturm, der mit seinem auf acht schlanken Holzpfeilern ruhenden Helm auf Jahrhunderte hinaus das Wahrzeichen der Stadt bildet. Im Jahre 1855 wird das verfallende Gebäude, das zeitweilig als Wandelhalle für eine Pflegeanstalt gedient hatte, einfach und würdig wiederhergestellt und am 19. Juli 1857 wieder eingeweiht.

„Einheitlich romanisch wirkt das Kircheninnere. Die Bögen mit den rot und hell abgesetzten Steinen verraten deutlich die byzantinische Herkunft der Stilart, die der geniale Bernward in Italien kennen lernte und ebenso geistvoll wie praktisch ins Niedersächsische übertrug. Die Macht seiner frommen Gedanken und die Harmonie der räumlichen Abmessungen ists, wodurch St. Michael eine bezaubernde Stimmung atmet. Die Zahl 3 kehrt vielfach und nicht ohne Absicht wieder. Unbedingt dachte der fromme Gründer an eine Verehrung des alles durchwaltenden und in seinem Hause in besonderem Sinne gegenwärtigen Dreieinigen, wenn er 3 Quadrate (von Pfeilern zu Pfeilern) zum Langschiff, drei Quadrate ebenfalls zu beiden Querschiffen zusammenfügte und in drei Stockwerken sämtliche Querflügel aufsteigen ließ." (Kottmeier.) Auch eine Gießhütte ließ Bernward errichten. Die ehernen Türen des Domes zeigen die damaligen Leistungen: Trotz Unbeholfenheit schon ein Streben nach Naturwahrheit und seelischer Vertiefung.

Bildnerei für die Bedürfnisse des Gottesdienstes.

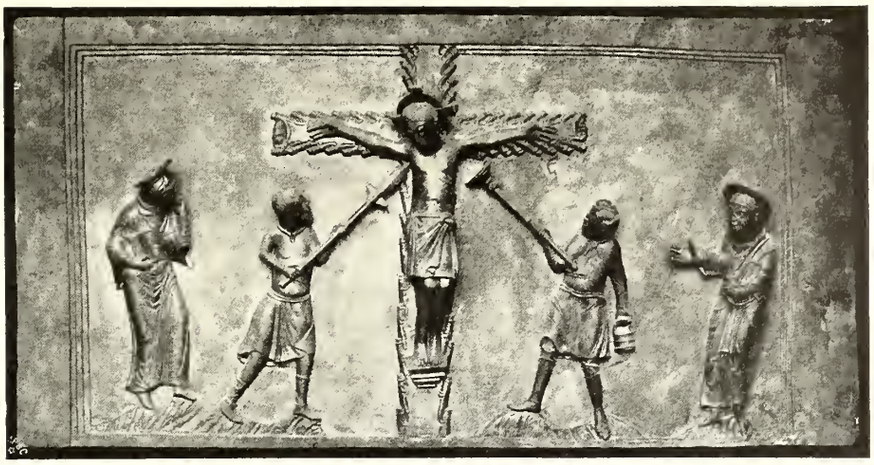
Um die Mitte des 11. Jahrhunderts, wo die Steinbildnerei noch auf niedriger Stufe steht, wird in der Schmiedekunst mit Gefäßen, Leuchtern, Vortragekreuzen, Reliquienschreinen schon prächtiges geleistet, was indessen nicht allzu verwunderlich ist, waren doch die Germanen von altersher in solcher Kunstfertigkeit geübt, während sie sich die Technik der Steinbildnerei erst mühsam erringen mußten.

Phot. Kunstgewerbemuseum Köln.



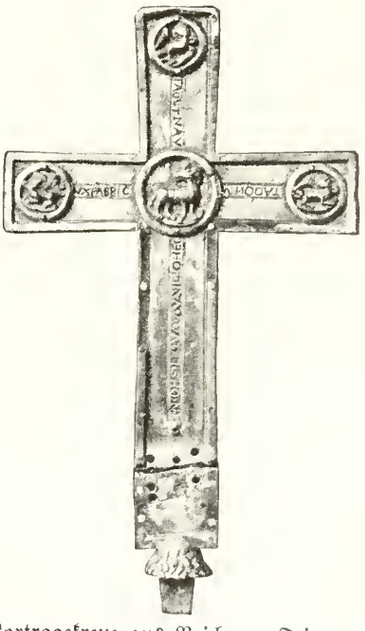
Phot. Kunstgewerbemuseum Köln.

Vortragekreuz aus Borghorst in Westfalen, um 1040. Links Vorderseite, rechts Rückseite. Das Gefäß diente zur Aufbewahrung von Reliquien.

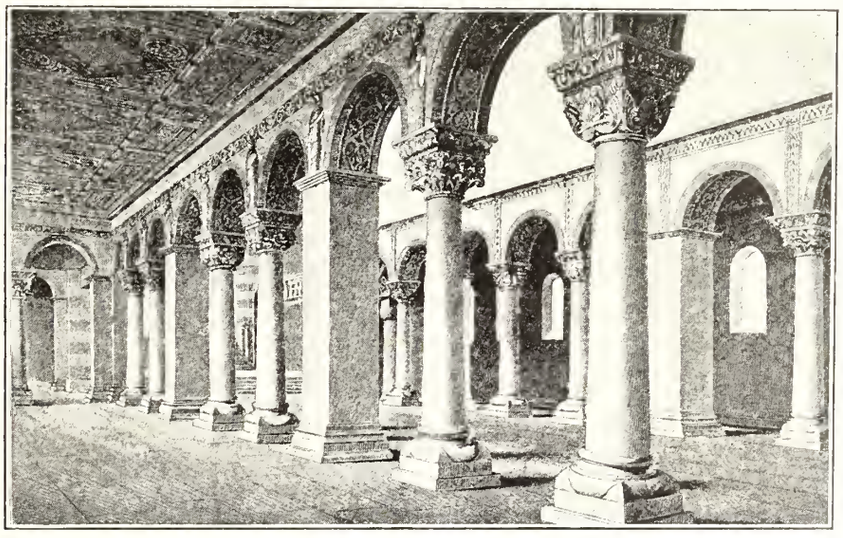


Ein Feld aus dem Bronzerelief der Tür des Domes zu Hildesheim. (Um das Jahr 1055.)

Romaniſches Kreuz von Hildesheim.
(Um 1000)



Vortragekreuz aus Reichenau-Trier
(Um 1100)



Das Hauptſchiff mit der St. Michaeliskirche zu Hildesheim mit dem Deckengemälde „Jeſſeboom" (ſiehe auch Abbildung S. 22 und 23).

Der Dom zu Worms (romanisch, um 1050 bis 1150).

Die Apostelkirche zu Köln. Dreischiffige Pfeilerbasilika (romanisch, um 1250).

Der romanische Baustil.

Seit den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bezeichnet man den Baustil des frühen Mittelalters, wie er sich in dem altchristlichen Stil entwickelte, als romanischen Stil. Früher nannte man ihn byzantinischen, auch Rundbogenstil, auch vorgotischen und lombardischen Stil. Da diese Bezeichnungen aber alle das Wesen des romanischen Stils keineswegs erschöpfen, so hat in Ermangelung einer besseren Bezeichnung die obige in Deutschland allgemeine Annahme gefunden. Der altchristliche Kirchenbau nahm sowohl die Basilika als den Zentralbau auf, jedoch nicht ohne beide wesentlich umzugestalten. Die Basilika, welche er anfangs flach abdeckte, bildete er in der Regel als Pfeilerbasilika, oft mit einem Stützenwechsel von Pfeiler und Säule, welcher dann der Überwölbung entspricht. Diese ist nämlich im Rundbogen gehalten, mit starken Quer- und Diagonalgurten, die später rippenartig ausgebildet werden. Um nun nicht verschiedene Stichhöhen für die Gurte zu erhalten, mußte jedes Gewölbefeld quadratisch gebildet werden. Demnach erhalten vielfach die Seitenschiffe der Basilika genau die halbe Breite des Mittelschiffs und werden daher solche Pfeiler nötig, welche das Gewölbe zweier Schiffe, und solche Pfeiler, welche nur dasjenige der Seitenschiffe tragen. Der quadratischen Grundform der Gewölbe entsprechend, wird das Querschiff und das Altarhaus so breit wie das Langhaus, somit dem ganzen Grundriß eine strenge Planmäßigkeit zu eigen. Im Aufriß zeigt die Basilika in der Regel ein hohes Mittelschiff mit seitlichem Oberlicht. Über der Kreuzung von Lang- und Querschiff (Vierung) erscheint vielfach ein kräftiger Turm, ebensolche an den Enden der Kreuzschiffe, so daß sich davon bis zu sieben an einem Bau, wie zum Beispiel beim Dom zu Limburg, finden.

Phot. Deutscher Kunstverlag. Berlin.

Vorhalle vom St. Patroclus-Dom zu Soest in Westfalen (romanisch, um 1230).

Im Aufbau der Fassaden zeigt sich überall kräftiges Abwägen der lot- und wagerechten Glieder, namentlich gilt dies bei den Westfassaden und den sie umrahmenden Türmen. Der Rundbogen bildet überall die Grundlage der Konstruktion. Er offenbart sich in den großen Radfenstern, ebenso wie in den gekuppelten Fenstern, in welchem eine Reihe kleiner Rundbogen die Steintafel trägt, welche die Öffnung der sie verbindenden größeren abschließt.

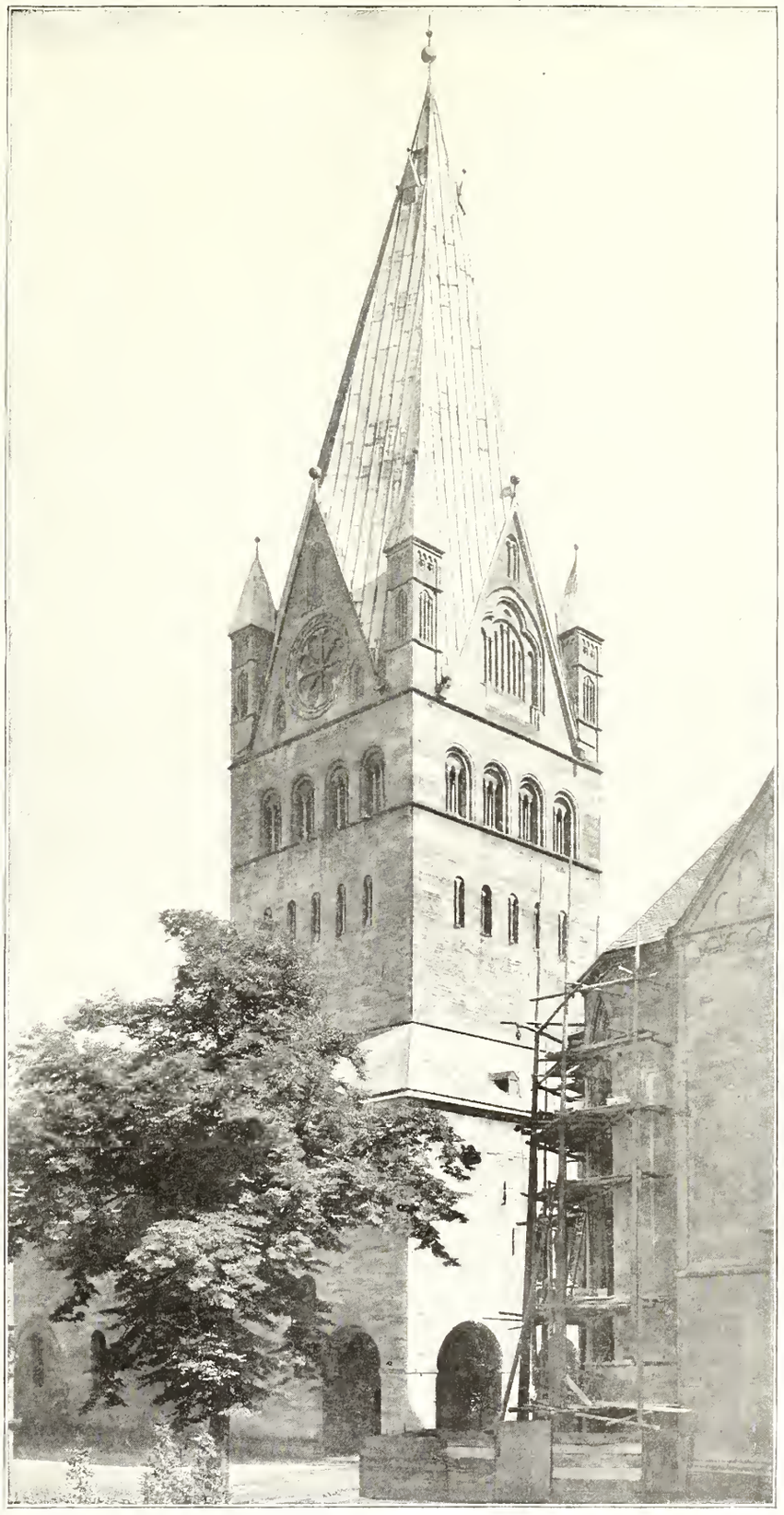
Der Zentralbau hat nur in geringerem Maße Verwendung gefunden und zumeist nur für bestimmte Zwecke, für Taufkirchen oder Grabkirchen.

Die eigenartige Ausgestaltung der römischen Basilika zu einem neuen Baustil ist durch germanische oder mit germanischem Blut stark gemischte Völkerschaften erfolgt. Es kann daher auch nicht wundernehmen, daß die größte Mannigfaltigkeit und die edelste Vervollkommnung dieser Stilerscheinung gerade auf germanischem Boden anzutreffen ist und vor allem in Westfalen.

„Der altwestfälische Volksstamm, materiell mit der Erde verbunden, nüchtern, ohne eigentliche dichterische Gemütsanlage, so daß er im Phantastischen für die wirkliche Poesie Ersatz gesucht hat, entfaltete seine herrlichsten Kräfte erst in der Baukunst. Hier kam der unverwüstliche Bauernsinn, der in der Soester Geschichte erschienen ist, zum Greifen unmittelbar zu Tage; aber, was uns in den zufälligen Ereignissen der Geschichte womöglich als roh, eigensinnig, ohne feinere Züge, vielleicht als kleinlich oder lächerlich vor Augen steht, erscheint in der Baukunst emporgehoben, groß und ewig.

Während vom 9. bis ins 11. Jahrhundert die Bauschulen der Klöster ihre fremdher eingeführte Kunst entfalteten, trat mit dem 12. Jahrhundert, scheinbar mit einem Schlage, im ganzen Westfalenlande eine geschlossene eigentümliche Bauweise hervor. Die aufblühenden Städte wurden jetzt Mittelpunkte der Bauschulen und hier ging Soest, „die einzige Stadt Westfalens, die eine Kette von beachtenswerten Architekturwerken als Deutung seines wachsenden Lebens hinterlassen hat" allen voran.

Das ausgedehnteste und wichtigste Gebäude ist das Münster St. Patroeli. Im 11. Jahrhundert trat an Stelle der Gründung Erzbischof Brunos um 960 eine dreischiffige Basilika mit Querschiff, viereckigem Chorraum und anschließender Apsis. Dieser Münsterbau wurde aber bald nach der Fertigstellung und Weihe 1166 ein Raub der Flammen. Und nun erweiterte die Stadt ihr Münster in wahrhaft großartiger Weise. Damals war der Handel der Hansastadt bis aufs Höchste gestiegen. Die Kreuzzüge von 1189, 1195, 1204, 1217, 1227 führten auch viele Westfalen über Frankreich und Italien nach dem Orient und es läßt vermuten, wieviel fremde Kultur damals die Soester Bauschule in sich aufgenommen haben mußte, um ihr größtes Werk hervorzubringen: den Westbau von St. Patroclus, die zweigeschossige viereckige Vorhalle, darüber der wuchtige viergeschossige Turm, dem ganzen vorgelagert die fünfbogige Loggia mit der Rüstkammer im oberen Geschoß. Die Vorhallen der süditalienischen Kirchen und italienischen Stadtpaläste, die Verteidigungstürme der Kreuzfahrer in Syrien oder die italienischen und französischen Stadttürme (Belfroi) müssen dem Meister die Grundformen gegeben haben. Doch ist das Werk als Ganzes genommen westfälisch, ja die edelste Schöpfung des westfälischen Genius überhaupt. Seine Wirkung ist gar nicht zu beschreiben. Viele Werke deutscher Kunst mögen in der Intention größer sein, in der Ausführung sind sie fast immer durch Widersprüche zerrissen: es findet sich kaum ein Beispiel, wo ein deutscher Bau so ganz aus einer Empfindung geboren ist. Dieser Turm steht vom Anfang der Welt an!



Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

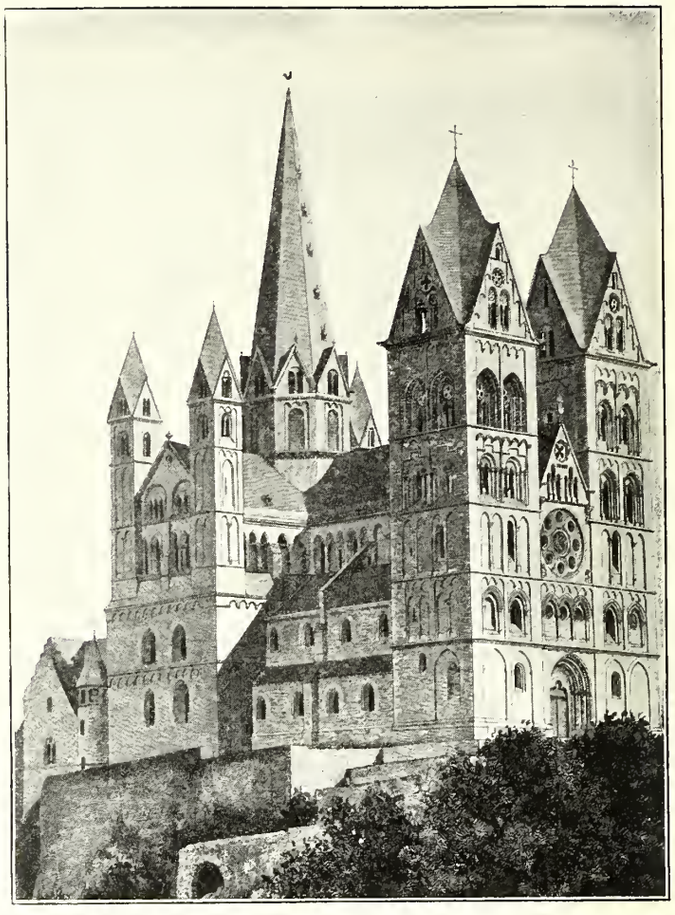
Turm und Vorhalle vom St. Patroclus-Dom zu Soest (romanisch, um 1230). Rechts durch eine schmale Straße getrennt der Chor der St. Petrikirche (um 1150).

Hierneben erkennt man die gleichzeitigen Türme von St. Aposteln und St. Martin in Köln mit ihrer reichen Gliederung als Erzeugnisse einer schnellblütigen, verschwenderischen, gesprächigen Nation. Am Rhein sind die Türme auch immer in Gesellschaft zu mehreren, drei, fünf oder sieben, aber in Westfalen ragt der eine über die ewigen Felder fort". (Nach Hermann Schmitz: Berühmte Kunststätten Band 45, Soest, bei E. A. Seemann, Leipzig.)

Der Übergangsstil.

Da bei den frühromanischen Kirchenbauten die feuergefährliche flache Holzdecke zahlreiche Kirchenbrände im Gefolge hatte, war man dazu übergegangen, sie durch massive Tonnengewölbe zu ersetzen. Diese gewaltige Verstärkung der ruhenden Massen hatte wieder eine entsprechende Verstärkung der stützenden Massen, der Mauern, Pfeiler und Säulen im Gefolge und beeinflußte so ungünstig die Raumverhältnisse. Das Platzbedürfnis, das sich mit dem Anwachsen der Gemeinden immer stärker geltend machte, führte zu Versuchen und Berechnungen, die als Ergebnis, in Frankreich früher als in Deutschland, dazu führte, den Rundbogen in der Mitte einzuknicken und so durch Schaffung des Spitzbogens das Gewicht der ruhenden und demzufolge auch das der stützenden Masse, der Mauern und Pfeiler, zu verringern, um zu freierer Raumgestaltung zu gelangen. Mit dem Spitzbogen wurde aber — den Zeitgenossen fast unbewußt — etwas ganz und gar Neues, im höchsten Maße Formgebendes in das Baugefüge eingeführt, das eine ganz neue Bauform, die „gotische" hervorbrachte. Diese Bezeichnung wurde dem neuen Baustil, der den romanischen im Laufe der Zeit ganz verdrängte, von den Italienern beigelegt, die infolge eines geschichtlichen Irrtums glaubten, daß die Goten die eigentlichen Zerstörer Roms, also Barbaren und Vernichter der antiken Bauweise gewesen seien. Ursprünglich ein Schimpfwort, gleichbedeutend mit barbarisch, formlos, häßlich, wurde es später, nachdem sich die neue Bauart zur herrlichen Blüte entfaltet hatte, zu einer Ehrenbenennung, so daß man sie auch in

Der Dom zu Bamberg (1081 begonnen, 1237 geweiht).



Der Dom zu Limburg an der Lahn (1235 geweiht).

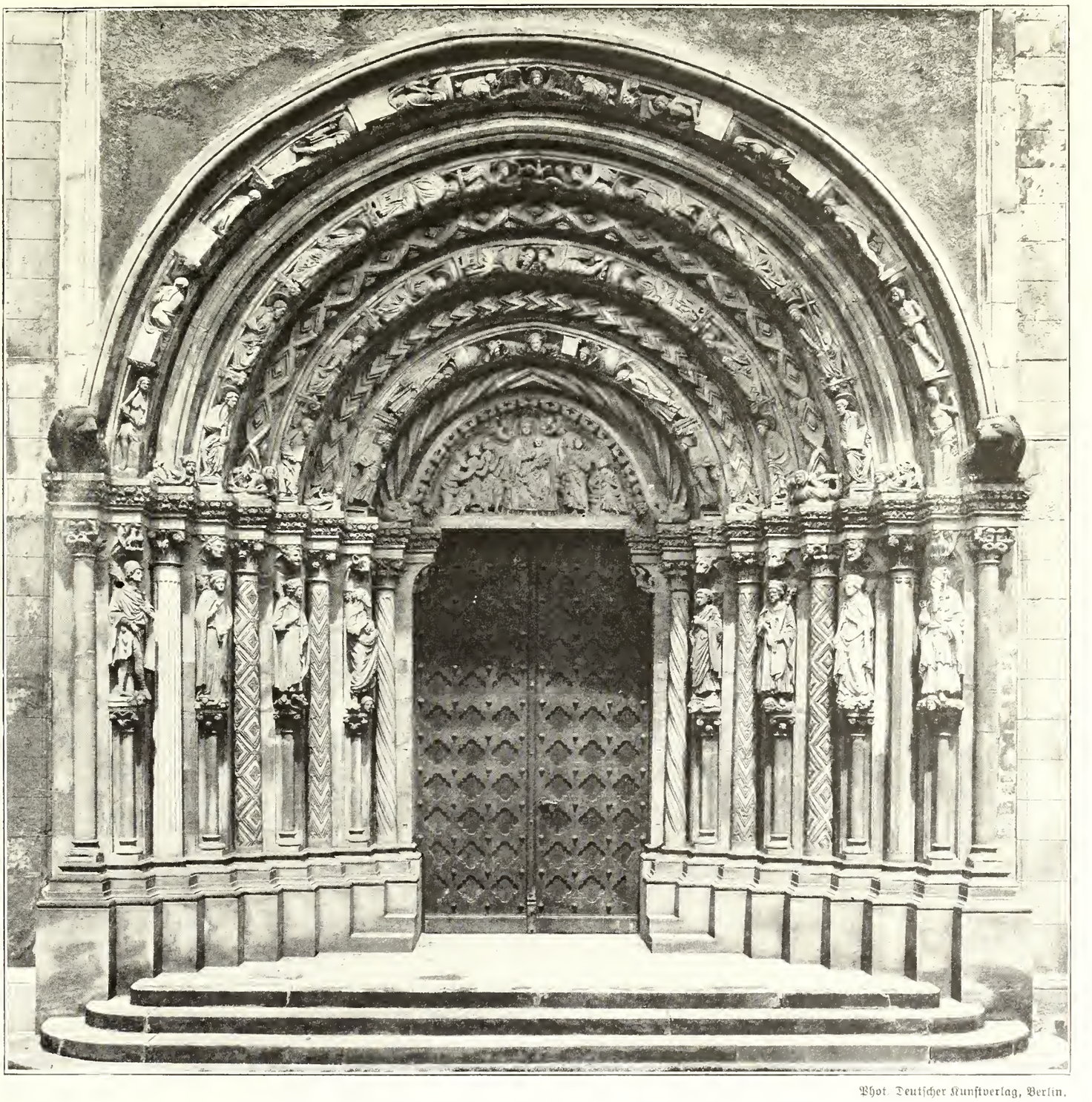
Beide Dome gehören zu den schönsten Baudenkmälern der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Baustil.

Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Das Jüngste Gericht.
Tympanon des Fürstenportals vom Dom zu Bamberg (um 1240).

Deutschland beibehalten hat. — Der gotische Stil kam in der Umgegend von Paris auf und machte sich in entschiedener Weise zuerst am Dom von St. Denis (1144 geweiht) durch die folgerichtige Durchbildung des Spitzbogens geltend.

Wie die deutsche Dichtung infolge der durch die Kreuzzüge geschaffenen Kriegskameradschaft von den französischen Troubadourliedern neue Anregung erhielt, wurde auch gleichzeitig die deutsche Baukunst von französischen Gedanken und Formen beeinflußt. Die Vermittelung der letzteren fand wesentlich durch die geistlichen Orden französischen Ursprungs, wie den der Zisterzienser, statt, denn die alle drei Jahre stattfindenden Generalkapitel führten einen regen Verkehr zwischen den Klöstern herbei und erleichterten nicht wenig den Austausch neuer Anschauungen. Den deutschen Baumeistern erschien der Spitzbogen zunächst nur als neues Zierstück. Um die Zeit von 1150 bis 1225 nehmen wir wahr, wie in die Geschlossenheit des Rundbogenstils der Spitzbogen tritt. Eine Menge neuer Bogen- und Kapitälformen, wie Kleeblatt-, Hufeisen-, Fächerbogen, Kelch-, Knospen- und Blattkapitäle in Verbindung mit spitzbogigen Gewölbegefügen, die auf reichgegliederten, mit sogenannten „Diensten" versehenen Pfeilern und Säulen sich erheben und deren Nähte durch vorspringende Rippen und Gurte eingefaßt sind, zeigen in zahlreichen Kirchen der Hohenstaufenzeit, zum Beispiel in der Zisterzienserkirche zu Maulbronn, in den Domen zu Bamberg und Limburg, daß die deutschen Baumeister die romanischen und gotischen Stileigenheiten längere Zeit bunt durcheinandermischten und so den an großartigen Bauwerken reichen Übergangsstil schufen.



Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Die Goldene Pforte vom Dom zu Freiberg in Sachsen (Sandstein, um 1225).

Im Bogenfelde die Himmelskönigin, die Patronin der Kirche, zur Linken die Weisen, zur Rechten (durch den Engel Gabriel getrennt) Joseph. In drei Bogenwölbungen umkreisen dieses Bild die himmlischen Heerscharen: Engel, Propheten, Apostel; in der vierten Bogenwölbung erstehen die Gerechten aus den Gräbern. Zwischen den Säulen der Seitenwandungen Gestalten des Alten Testaments.

Die Entwicklung der Bildhauerkunst.

Die Bildhauerkunst fand zur Ausschmückung der romanischen Kirchen ein weites Feld zur Betätigung (siehe auch Textseite 86). Die Technik dieser Kunst entwickelte sich aber erst viel später wie die der Metallkünste, weil die Steinbearbeitung von den Germanen bei ihren Holzbauten nicht geübt worden war (siehe Kunstanhang S. 6). Das früheste uns erhaltene Denkmal ist das aus dem lebendigen Sandstein (Externsteine) gehauene Relief bei Horn in Detmold. Man bemerkt aber hier schon die germanische Neigung zum Phantastischen in der Gestaltung der Schlange, die Neigung zu tiefsinniger Betrachtung in dem Gedanken, daß aus dem Baume, der die Sünde erzeugt, der Baum der Erlösung sprießt, das Kreuz; die wenn auch noch unbeholfene Naturalistik in Haltung und Gebärde; das Streben nach seelischer Schilderung in dem Ausdruck des Schmerzes. Auf welcher primitiven Stufe aber im übrigen die Plastik noch zu dieser ganzen Zeit in Süddeutschland stand, beweisen die Barbarossastandbilder, die dem großen Kaiser in Freising gesetzt wurden und dort noch erhalten sind. Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts hob sich der Formensinn. Der allgemeine Aufschwung des Kulturlebens infolge der Kreuzzüge führte zu einem Aufblühen der Malerei und Bildnerei, so daß letztere um 1200 schon so prächtige Werke hervorbringen konnte, wie die Grabfiguren Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mechtild im Dome zu Braunschweig. Das an diesem Doppelgrabmal verwendete kostbare Marmormaterial ist aber für diesen Zeitraum eine seltene Ausnahme. — Ein halbes Jahrhundert später zeigt fast unvermittelt im Anschluß an die letzte glänzende Blüte der romanischen Baukunst, wie sie uns in den Werken des sogenannten Übergangsstils, des Übergangs vom romanischen zum gotischen Baustil vorliegt, die Bildhauerkunst eine Höhe der Technik und eine Läuterung des Geschmackes, die sie Werke hervorbringen läßt, die geradezu an die antike Klassizität erinnern, wie die Gestalten von der Goldenen Pforte am Dom zu Freiberg in Sachsen, mehr noch die Fürstenbilder am Dom zu Naumburg und die Standbilder am Dom zu Bamberg.

Relief der Externsteine, um 1115.

Im Münster zu Straßburg, das die mittelalterliche Baukunst vom frühromanischen bis zum spätgotischen Baustil widerspiegelt, befindet sich im Tympanon die Darstellung des Todes der Maria. Der Ausdruck der Sterbenden nähert sich klassischer Schönheit.

Beim Aufblühen des gotischen Baustiles erfährt die Bildnerei eine auffällige Wandlung. Die romanische Formsprache war weltbürgerlich. Weder Wesenszüge rein abendländischer Art, noch auch Merkmale einer heimisch gebundenen und in heimischer Erde wurzelnden Gesinnung spielen bei dem Formenaufbau des romanischen Stiles eine entscheidende Rolle. Nur eine kurze Spanne unmittelbar vor dem Entstehen des gotischen Stiles verinnerlicht sich das streng übersinnliche weltbürgerliche Wesen der romanischen Formensprache auf dem Wege der Schöpfung national-heimischer Eigenwerte. Wo diese Umstellung, etwa um die Wende des

Friedrich Barbarossa und Bischof Adalbert I. Skulptur am Domportal zu Freising, um 1200.

Grabfiguren Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mechtild in dem von ihm 1172—1194 erbauten Dome zu Braunschweig. 1195 gest.

12. und 13. Jahrhunderts, bemerkbar wird, kann der spätromanische Stil als Wendepunkt gelten auf dem Wege, den inneren Sinn gotischer Geistesart zur Entfaltung zu bringen.

Die gotische Gesinnung kündigt sich an durch ein neues, bisher nicht dem Bewußtsein erschlossenes Gefühlsleben des abendländischen Menschen, dessen erstmaliges Erwachen zu Erschütterung und leidenschaftlicher Erregung führte.

„Dieses Sichfinden im eigenen Gefühlserlebnis durchwühlte alle schöpferischen und gestaltenden Kräfte in einem Maße, daß dieser Umschwung vom romanischen zum gotischen Formgefüge als der gewaltigste Wandel bezeichnet werden muß, den die Kunstgeschichte kennt. Auf der Innigkeit und Tiefe des neuen gotischen Fühlens ruhen die treibenden Kräfte, die diesen Formwandel zur Gotik allein verständlich machen.

Die übermenschliche Ruhe und Hoheit, die Köpfe romanischen Stils der Sphäre des Menschlichen entrückt, wird beim gotischen abgelöst vom übersteigerten Ausdruck der Freude, vom zarten Lächeln der Liebe, von der Verzweiflung des Schmerzes, von dem glaubensstarken Schauen, von der höchsten Verinnerlichung, von der edelsten Empfindung seelenvoller Hingabe bis zur seltsamsten Form der Grimasse.

Wird die Freude oder der Schmerz zum wesentlichen Gehalt eines solchen Kunstwerkes, so wird der schöne Schein der Oberfläche diesem Gefühlsgehalt unerbittlich geopfert. Weil nur diese inneren Mächte des Seelischen Sinn und Wert besitzen, deshalb kann dem gotischen Künstler die Schönheit der Form Nebensache sein.

Die Kunstform selbst wird durch die Grundanschauung der Zeit bestimmt, die sie der Wirkung des Raumes untertan sein läßt. Damit sind der gotischen Bildnerei im Verhältnis zur romanischen zwei wesentlich neue Anschauungsweisen erstanden. Der gotische Künstler ist befreit von der Wucht der oft übermenschlichen Größe des Ausdrucks romanischen Stilwillens, er darf sich leidenschaftlich seinen Gefühlen wie der Natur hingeben; dagegen ist er aber hineingezwungen in eine straffe innere Gesetzmäßigkeit der Form.

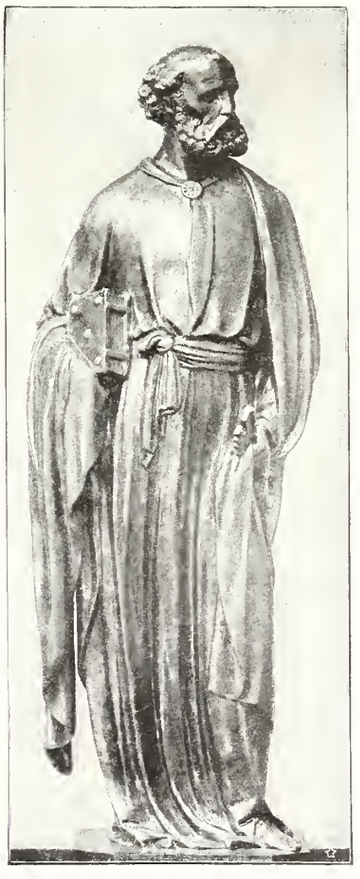
Vielleicht ist in dem Rätselhaften, mit dem so manche Züge gotischer Art geheimnisvoll umwoben sind, das eine am erstaunlichsten, daß diese Kunst eines überfeinerten, aristokratischen und deshalb gar sehr ausschließlichen Lebensgefühls über drei Jahrhunderte hin Geltung und lebendige Kraft bewahrt hat. Es gibt innerhalb der ganzen Geschichte der abendländischen Kunst keinen Zeitstil, der über einen so lang ausgedehnten Zeitraum geherrscht hat. Noch dazu in einer Zeit, in der eine unübersehbare Fülle wichtiger, geistiger Entscheidungen fiel. Wie sehr und wie oftmals die aufeinanderfolgenden Geschlechter der gotischen Zeit ihre Lebensinhalte und ihr Lebensideal gewechselt haben mögen, immer blieb sich gleich das schier unabänderliche Gesetz, diese In-

Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

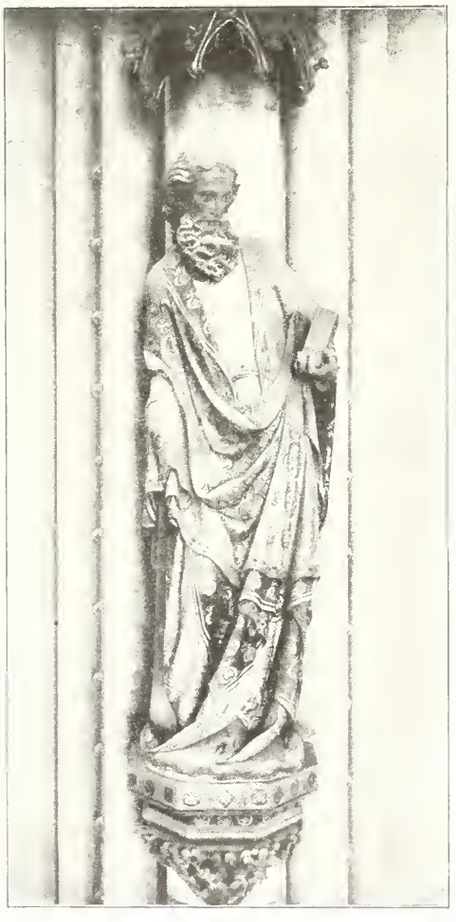
Der Kopf des Reiters (Konrad III.) im Dom zu Bamberg (um 1270).
Siehe auch das Standbild Kaiser Heinrichs (Textseite 58).

Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Hermann und Reglindis im Dom zu Naumburg (um 1270, die Gestalten sind vom Künstler als einem Turnier zuschauend dargestellt).



Statue des Apostels Petrus vom Sebaldusgrab Peter Vischers in Nürnberg (um 1510).



Apostel Jacobus minor. Kölner Dom (um 1350).

Oben und links unten Bildwerke aus der Blütezeit des romanischen, in der Mitte und rechts aus der des gotischen Stiles.

Tod Mariä. Tympanon am Südportal des Straßburger Münsters, aus dem 13. Jahrhundert. (Romanisch.)

halte und diesen Lebenswillen in das eindeutig klare Gefüge der gotischen Form einzuschließen. Deshalb kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Gotik Wesenszüge urdeutscher Art zugrunde liegen müssen.

Das Wesentliche der gotischen Formensprache zeigt sich in dem Bestreben, alle Formen derart zu gestalten, daß sie den Gefühlsausdruck des Antlitzes fördern und heben. Der gotische Bildner ordnet dem Gefühlsausdruck willig die Körpergestaltung unter. Wenn auch die gotische Gefühlswelt dem wirklichen Leben zugetan war, so gestattete sie dennoch nicht, den Körper tatsächlich in Wirklichkeitsform zu gestalten, denn Form und Gestalt der Natur würde der Innigkeit des Gefühlsausdrucks allzuleicht Abbruch getan haben.

Bezeichnend für die gotische Auffassung ist die scheinbare Hinfälligkeit und Zerbrechlichkeit des Leibes. In weicher Wellenbewegung werden Kopf, Schultern, Hüften und Beine aus der senkrechten Mittelachse ausgebogen, so daß in gleitender Linie das Gewand eine durch den Schwung der Bewegung bedingte Einheit bildet. Da die Formung des unbekleideten schönen Menschenleibes der gotischen Welt noch fern lag, übertrug sich alles sinnlich-plastische Gefühl auf die schönheitsvolle Formung der Gewandung; so entstanden Gewandstatuen, die geradezu körperlos wirken" (nach Dr. E. Lüthgen).

Je mehr die gotische Bildnerei ihr Bestreben darauf richtete, allein durch das Seelische zu wirken, desto größer wurde die Gefahr der Veräußerlichung, und dieser Gefahr konnte sie um so weniger entgehen, als sie auf Wirkung eingestellt war.

So starb sie langsam dahin. Das gotische Formgefühl hat im Laufe dreier eindrucksvoller und innerlich angespannter

Kunsthistorisches Institut der Universität Marburg.

Pietà, Rheinland (Anfang des 14. Jahrhunderts, gotisch). Bonn, Provinzial-Museum.

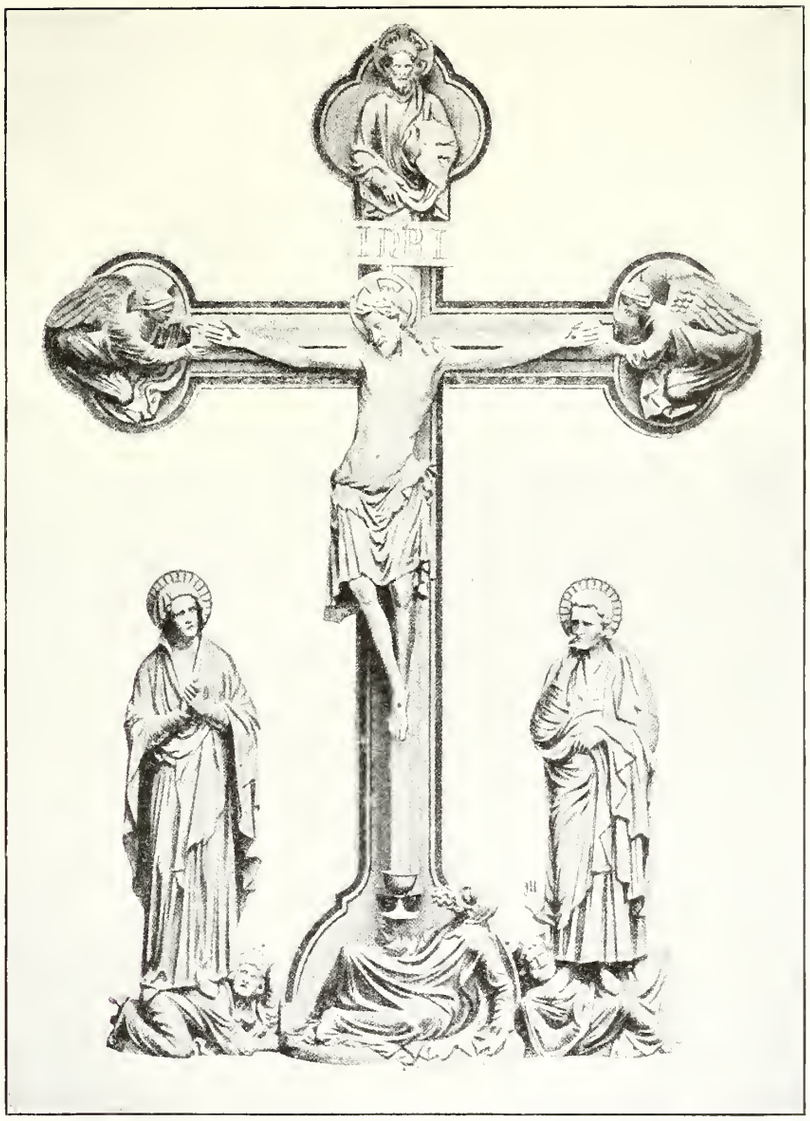
Jahrhunderte sich selbst verzehrt. Es lag in der Natur der Sache, daß gerade eine Bauart wie die gotische, die schon von vornherein den Drang nach reicher Schmuckentfaltung aufwies, die künstlerische Geschicklichkeit herausforderte und damit der Gefahr verfiel, zur Überfülle des Schmucks zu greifen. Die außerordentlich vermehrte Nachfrage nach Bildwerken brachte zwar eine unzweifelhafte Gewandtheit der Künstler hervor, aber sie verführte auch zur Oberflächlichkeit, zum Handwerksmäßigen. Es tritt an die Stelle des Bildhauers der Steinmetz.

Hatte man früher nur die Grabplatten um die Kirche verdienter oder sonst hervorragender Personen in dem Gotteshause aufgestellt, so geht man später dazu über, künstlerisch ausgeführte Grabmäler zu errichten und mit Vorliebe an den Chorschranken die lebensgroßen Bildsäulen der Stifter und Wohltäter der Kirche anzubringen.

Die Ausschmückung des Inneren der Kirchen.

Wie in der künstlerischen Gestaltung der Außenportale besaß die Bildnerei in der Ausschmückung des Inneren der Kirchen ein weites Feld zur Betätigung. Sie schmückt insbesondere Altar, Kanzel und Lettner, vermutlich öfters diese drei zu einem Ganzen verbindend. Über dem Altar finden wir den Kruzifixus, zu dessen Seiten Maria und Johannes, an der Kanzel alttestamentliche Typen der Erlösung, so die Anbetung der Schlange, die Opferung Isaaks, oder Christus als Prediger, umgeben von den Emblemen der vier Evangelisten, oder die Bilder der Evangelisten selbst, am Lettner Darstellungen aus der Passionsgeschichte.

Das Kruzifix (lateinisch crucifixus, das heißt der Gekreuzigte), das Bild des an das Kreuz geheften Heilandes darzustellen ist in der Skulptur und Malerei erst im 5. Jahrhundert aufgekommen, wenn auch das Kreuz als christliches Symbol schon früher im Gebrauch war. Ein Übergang vom Kreuz zum Kruzifix kann insofern festgestellt werden, als man, allerdings nicht überall, dazu überging, das Lamm am Fuße, sodann das Brustbild Christi an der Spitze oder in der Mitte des Kreuzes anzubringen. Zu den ältesten Darstellungen zählt ein Elfenbeintäfelchen des 5. bis 6. Jahrhunderts (jetzt im Britischen Museum), ein Relief an der Tür der Kirche Santa Sabina in Rom und eine Miniatur des syrischen Evangeliars vom Jahre 586 in Florenz. Gegen Ausgang des altchristlichen und in der frühmittelalterlichen Zeit ist das Kruzifix in Gemälden, in den Miniaturen der Handschriften, in Elfenbeintafeln, in plastischen Arbeiten aus Holz, Stein, Metall usw. verbreitet. Der Erlöser ist anfangs nicht immer als Gemarterter und Sterbender aufgefaßt. Später werden die Darstellungen des schmerzhaft Leidenden oder Sterbenden allgemein; vier, seit dem 12. Jahrhundert drei Nägel (nämlich für beide Füße nur ein Stück) heften ihn an das Kreuz. In frühen Darstellungen sieht man häufig Sonne und Mond als menschliche Gesichter, halb verhüllt, was die Verfinsterung bedeutet. In der berühmten Kruzifixgruppe der Kirche zu Wechselburg, einem der schönsten Werke der mittelalterlichen Kunst erscheint Gottvater mit der Taube des Heiligen Geistes über dem Gekreuzigten; Engel halten das Kreuz



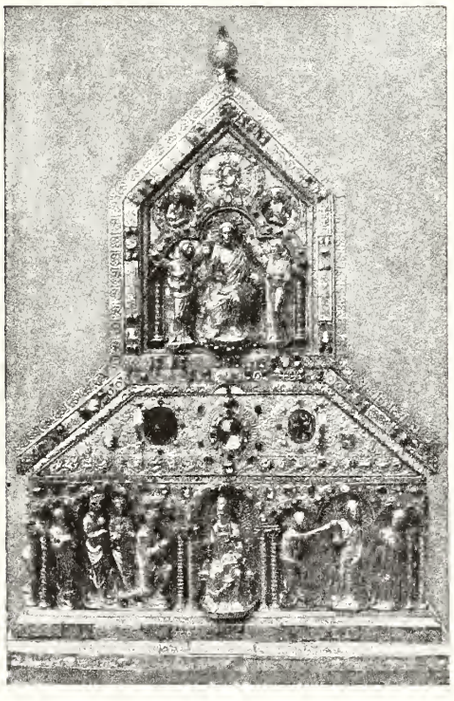
Aus Eichenholz geschnitzte Kreuzigungsgruppe (um 1230, Wechselburg, Schloßkirche) (Romanisch)

Adam fängt in einem Kelch das erlösende Blut auf; vormals herrschende, gekrönte Gestalten, welche Juden- und Heidentum bedeuten mögen, liegen überwunden unter Mariä und Johannis Füßen. Seit der Reformation haben die katholische und lutherische Kirche, nicht aber die reformierte das Kruzifix beibehalten. Es ist Gegenstand der Elfenbein- und Holzschnitzerei geblieben und folgt in idealer oder naturalistischer Behandlung dem Stile der Zeit.

Das Kunsthandwerk.

Treulich dient auch das Kunsthandwerk der Kirche. Der Gelbgießer liefert Lichtkronen und Leuchter, der Goldschmied Kreuze und Kelche, sowie Reliquienschreine die Gestalt eines Gotteshauses nachahmend.

Das kostbarste Stück dieser vielen Kunstschätze ist der Dreikönigeschrein, den der Kölner Dom in seinem Innern birgt, wohl eine der hervorragendsten Leistungen der Goldschmiedekunst aller Zeiten. Er entstand in der Zeit um 1200 und ist wahrscheinlich aus der berühmten Werkstätte der Benediktinerabtei St. Pantaleon in Köln, an welcher damals der durch hervorragende Goldschmiedearbeiten bekannte Meister Fridericus wirkte, hervorgegangen. „Der Schrein hat die übliche Form einer romanischen Basilika mit hohem Mittelschiffe und halb so hohen Seitenschiffen. Die Flächen sind rund herum durch Kleeblatt- und Halbkreisbogen auf Säulchen klar gegliedert. Betrachtet man die lebenswahren figürlichen Darstellungen, vor allem die Propheten und Apostel mit ihrem

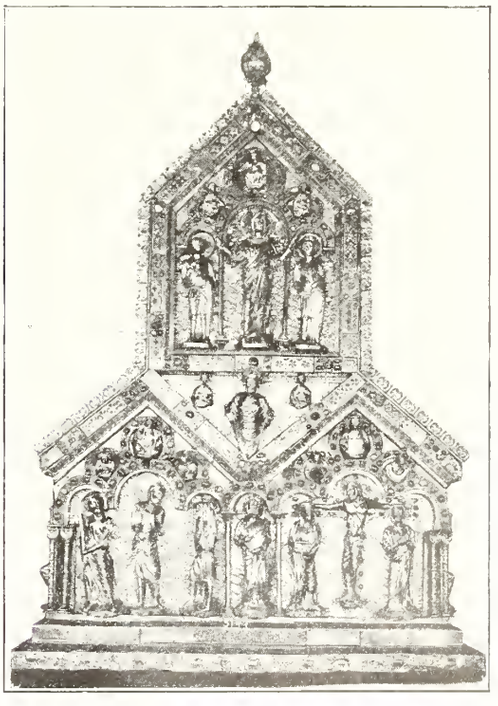


Dreikönigeschrein im Kölner Dom (um 1200).

Selbstbewußtsein, ihrem visionären Schauen und Lauschen auf die Inspiration, so begreift man nicht, wie diese Werke 150 Jahre vor den hervorragenden Steinplastiken des Domes entstanden sein können.“ (Prof. Dr. Huppertz.) Die Plastiken werden daher auch wohl dem Meister Nikolaus von Verdun zugeschoben, aber man muß immer im Auge behalten, daß die Deutschen (siehe Seite 6 und 12) von alters her in der Metallbearbeitung im Gegensatz zur Skulptur weit vorgeschritten waren. Über alle Maßen kostbar ist die dekorative Pracht, die alle die Darstellungen umgibt. Dieser Überreichtum an Email-, Treib-, Ziselier- und Filigranarbeit, an kostbaren, teilweise der Antike entstammenden, geschliffenen und geschnittenen Edelsteinen und Halbedelsteinen, nicht weniger als 1540 an der Zahl, ist weder durch eine Abbildung wiederzugeben noch zu beschreiben. Da heißt es eben: Komm und schau!

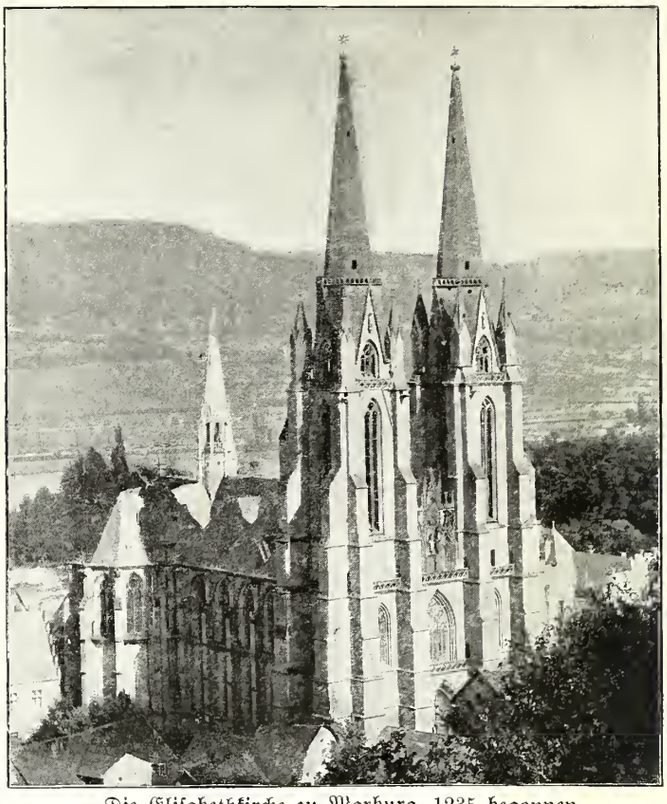
Eine sicherlich rheinische Prachtarbeit aus dem 14. Jahrhundert ist einer der Bischofsstäbe des Domschatzes. Der fein getriebene unten runde, oben sechseckige Schaft trägt eine gotische Architektur, aus welcher die Krümme herauswächst. Diese ist mit feinziselierten Krabben und durchleuchtenden Emails in Rot und Blau zwischen Gold geschmückt und enthält, von einem Engel gestützt, die Madonna mit einem knienden Bischof.

Durch einzig hohen Materialwert zeichnet sich eine Monstranz aus. Sie ist einen halben Meter hoch, gefertigt aus gediegenem Golde, welches fast unter der Fülle kostbarer Edelsteine verschwindet.



Dreikönigeschrein. Rückseite.

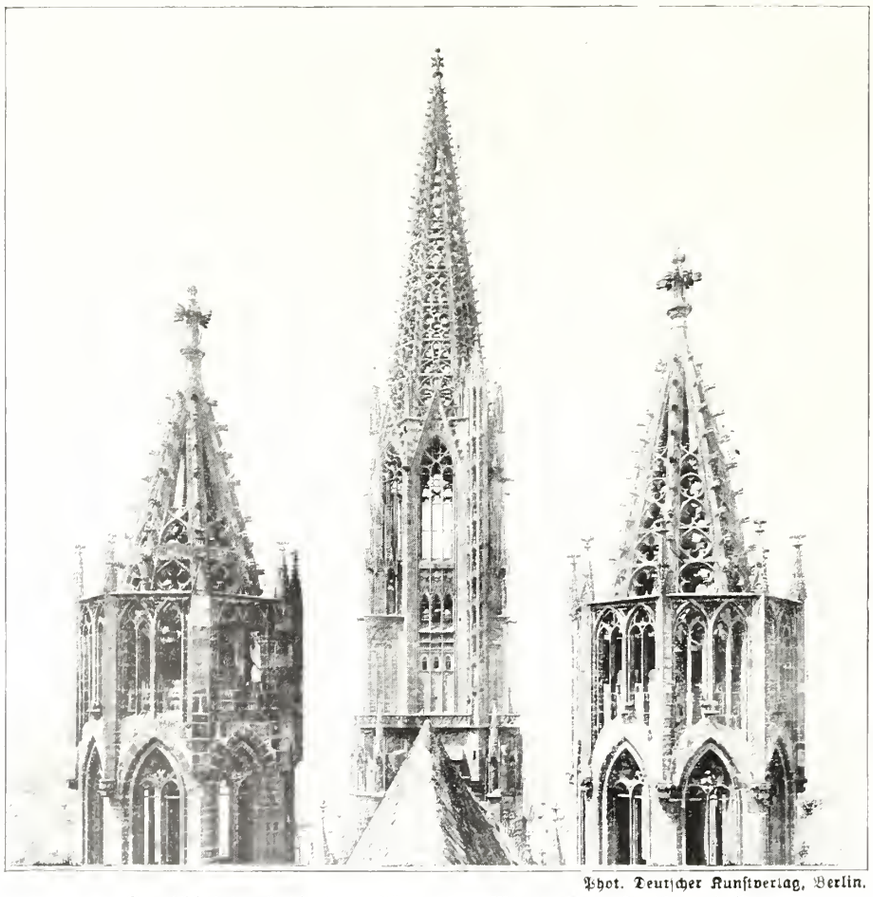
Die Liebfrauenkirche zu Trier, 1227 begonnen
(Frühgotische Zentralkirche).



Die Elisabethkirche zu Marburg, 1235 begonnen.
(Frühgotische Hallenkirche).

Der gotische Baustil.

Der deutsche Geist ging in der Verarbeitung der französischen Bauformen selbständig vor. Dafür zeugen die ersten gotischen Bauten auf deutschem Boden: Die Liebfrauenkirche zu Trier und die Elisabethkirche zu Marburg (siehe auch Textseite 108), die erste eine Zentral-, die zweite eine Hallenkirche mit offenen, gleichhohen Schiffen; Anlagen, die in der französischen Gotik nicht anzutreffen waren. Der innerste Gedanke des gotischen Stiles ist der des aufstrebenden Zusammenwirkens. Die ruhende Masse wird möglichst aufgehoben, der Rundbogen durch den Spitzbogen ersetzt. Die stützenden massigen Mauern werden in Pfeiler und Fensterflächen aufgelöst. Luftig und leicht, ja zierlich erscheint dieser Organismus, in dem jedes Bauglied dem Ganzen dient, ihm sich unterordnet und anpaßt. Selbst das Schmuckwerk gliedert sich mit seinen gleicherweise strebenden Pflanzenformen dem stützenden, einem Baumriesen gleichenden Hauptwerk an. Während bei der romanischen Bauart überhaupt feste Gesetze für die Einzelformen gefehlt haben, vielmehr deren Erfindung der künstlerischen Phantasie überlassen geblieben war, stellte diese neue Bauart, bei der alle Teile einem Zweck dienen müssen, ein getreues Abbild der mittelalterlichen Hierarchie dar, die von dem untersten Kleriker bis hinauf zum Papste auch nur einem Gedanken zu folgen gewohnt ist, dann auch der schwärmerischen Begeisterung, wie wir sie besonders in der deutschen Mystik finden und schließlich mit ihrer Pracht und Formenfülle der gesteigerten Lebensfreude, die der anwachsenden Wohlhabenheit der Geistlichen, Fürsten und Bürger entspricht (siehe auch Textseite 108).



Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Durchblick durch die drei Türme des Münsters zu Freiburg i. B.

„Die Merkmale des gotischen Stils sind im allgemeinen folgende: 1. Hauptschiff und Nebenschiffe haben jetzt gleich viele und gleich breite Abteilungen, Joche. Die Vierung ist nicht mehr das bestimmende Maß der Anlage, sondern das aus breiten Rechtecken bestehende Langschiff überwölbt durch spitzbogige Gewölbe. 2. Nicht mehr die Mauern sind Träger der Decke, sondern nur die Pfeiler und die Gewölberippen, die sich gegenseitig stützen. Auch helfen außen angelegte Strebepfeiler, die durch Strebebögen mit den Wänden verbunden sind, die Lasten tragen. 3. Da die Wände entlastet sind, lassen sie große weite Fenster zu, die durch zierliches Maßwerk gegliedert sind, und bei denen durch bunte Glasmalerei das voll einströmende Licht gedämpft und zu mystischer, stimmungsvoller Wirkung gebracht wird. 4. Die Türme sind nicht mehr so zahlreich, dafür aber höher, schlanker, reicher gegliedert. 5. Die strebenden Stützglieder werden nach oben fortgeführt in Filialen, Wimperchen, Krabben, Kreuzblumen und anderen Ziergliedern". (Gizewsky.)

Die vollkommensten Denkmäler deutscher Gotik sind am Rhein anzutreffen, zu Köln, zu Straßburg, zu Freiburg.

Es ist dies um so bemerkenswerter, als man am Rhein in konservativer Begeisterung für die bisherige Bauweise sich gegen das Neue sträubte und nur langsam und zaghaft von den technischen Neuerungen Gebrauch machte. Trotz der wunderbaren Wirkung, die der deutsche Genius mit der Verarbeitung der fremden Bauart in der Liebfrauenkirche zu Trier und Elisabethkirche zu Marburg hervorgebracht hatte, wagte man an der 1247 geweihten St. Kunibertkirche zu Köln nur Einzelformen der gotischen Bauart zur Verwendung zu bringen, man scheute sich noch, einen energischen Schritt zu tun und aus dem gewiß längst als praktisch Erkannten die naheliegende, entscheidende Folgerung zu ziehen.

Erst für den Neubau an Stelle des durch Brand zerstörten alten Domes entschloß man sich hierzu, nun aber auch mit einer gleich zu gigantischem Plane sich aufraffenden Kraft, die anscheinend alles gutmachen und nachholen wollte, was bisher in Köln verleugnet und vernachlässigt worden war, die zu einem Werke sich anschickte, das alles bisher im Ursprungslande des neuen Stiles, in Frankreich, Geleistete in den Schatten stellen sollte. Im Frühjahr 1248 beschloß das Domkapitel den Neubau und berief für die Ausführung den Meister Gerhard.

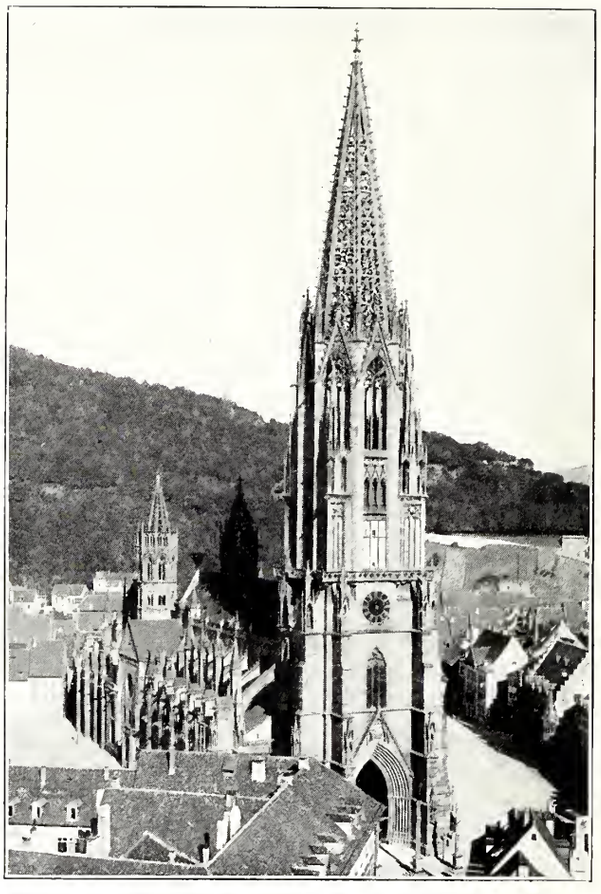
Wohl ist Gerhard bei französischen Baumeistern in die Schule gegangen, das beweist die große Verwandtschaft seiner Choranlage mit derjenigen der Kathedrale zu Amiens. Was jedoch Gerhard in Frankreich erlernte, das hat er veredelt und zur Vollendung geführt. Der Meister von Amiens fügte an den fünfschiffigen Chor ein dreischiffiges Langhaus und lehnte an dieses wenig organisch die beiden Türme an; Meister Gerhard aber führte die fünfschiffige Anlage folgerichtig durchs Ganze durch und zog die Unterbauten der 157 m hohen massigen Türme in den Gesamtraum ein, indem er letztere im Innern auf gewaltige freistehende Pfeiler stellte. So dürfen wir in der Anlage des deutschen Kölner Domes die Vollendung dessen erblicken, was man in Frankreich begonnen und angestrebt, aber nicht folgerichtig durchzuführen und zu erfüllen vermocht hatte.

Phot. Kunstgewerbemuseum Köln.

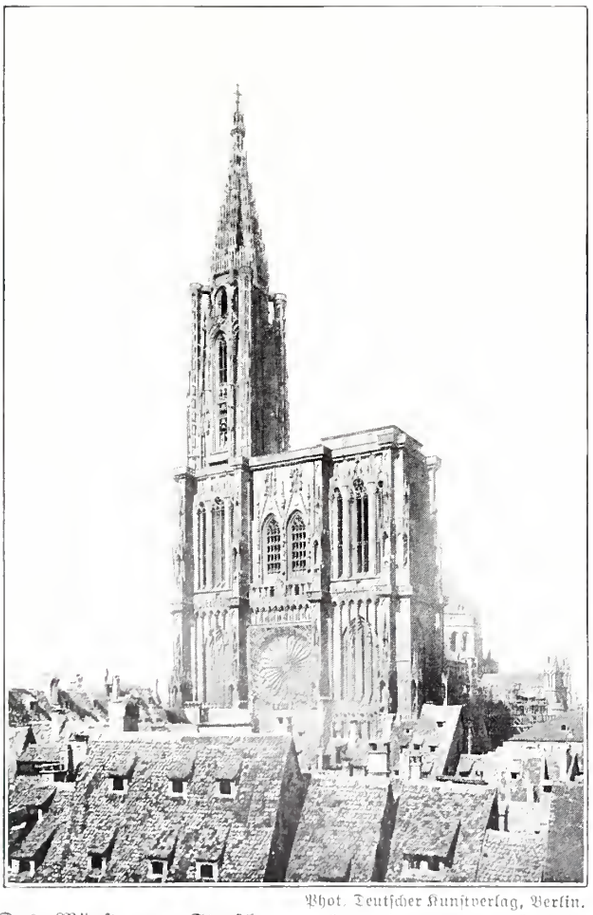
Der Kölner Dom. (Der Innenraum bedeckt eine Fläche von 6166 qm.)

Phot. Kunstgewerbemuseum Köln.

Der Dom zu Köln, 1248 begonnen, nach jahrhundertelangem Stillstand 1842 fortgesetzt und 1880 vollendet.

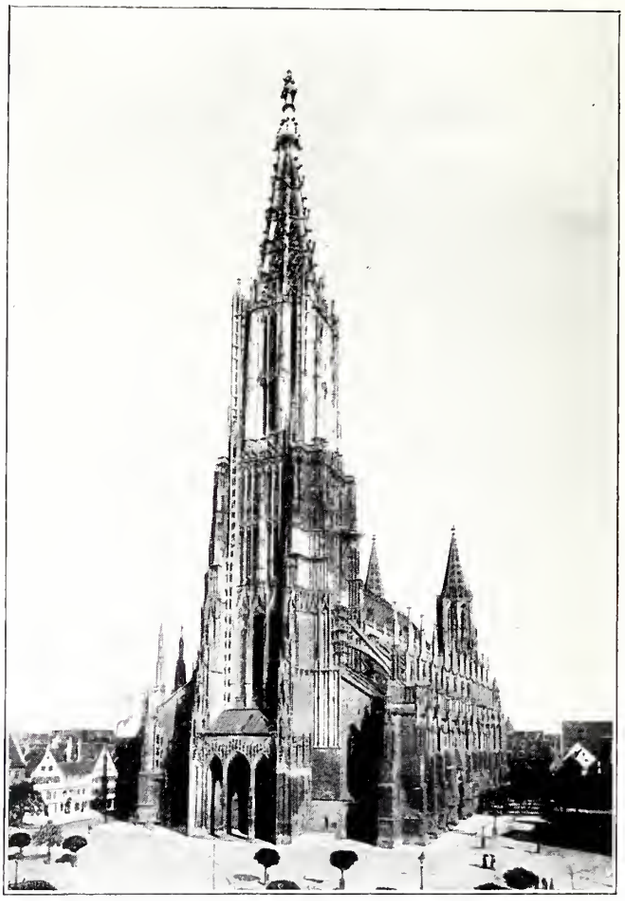


Das Münster zu Freiburg im Br., erbaut 1152—1320, der Chor 1354 begonnen. Das Querschiff gehört der romanischen Zeit an.



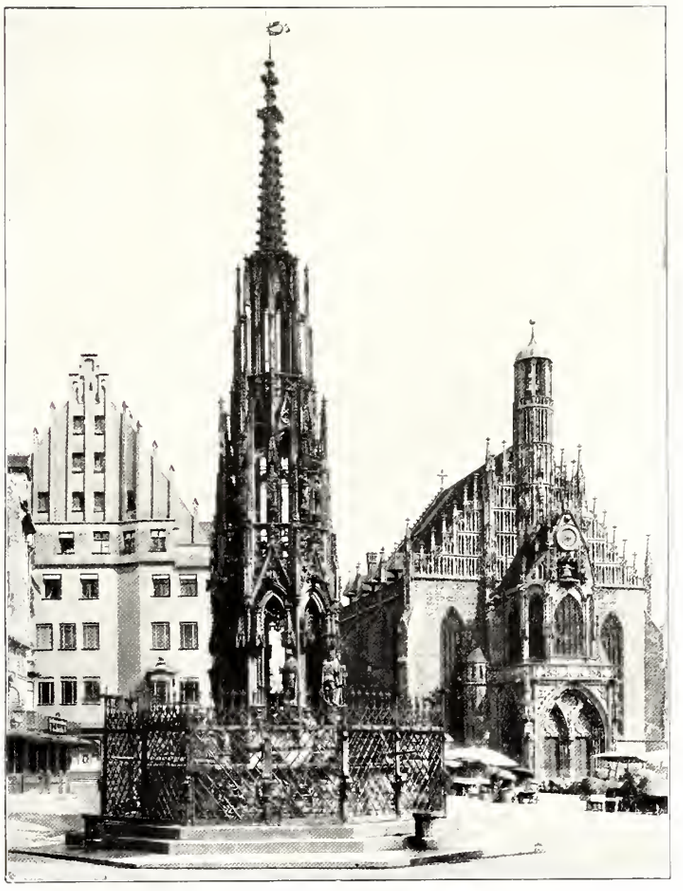
Phot. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Das Münster zu Straßburg, erbaut im 11.—14. Jahrh. Nach dem Plane von Erwin von Steinbach.

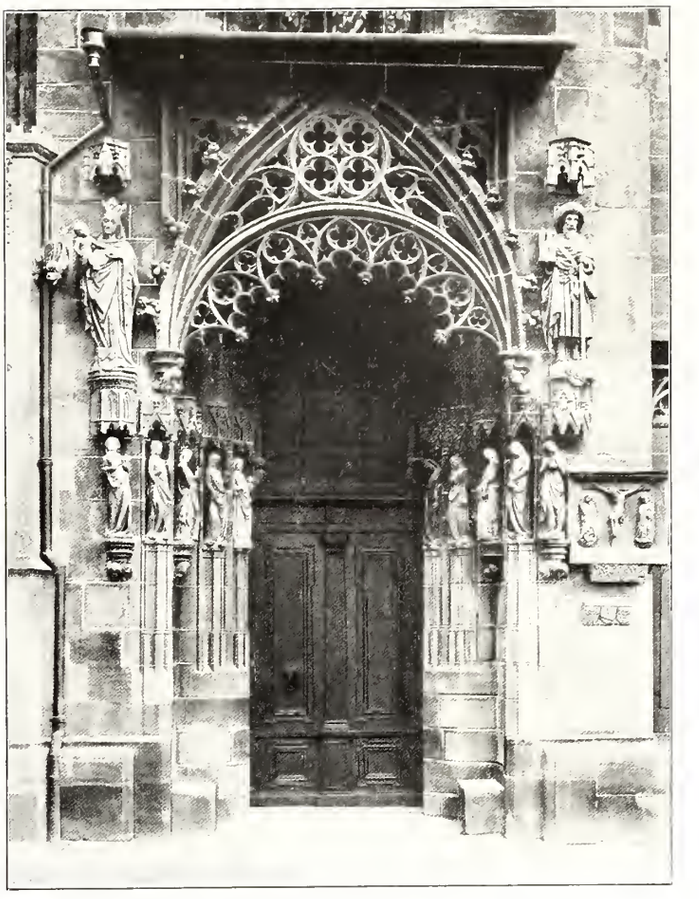


Das Münster zu Ulm, um 1377 begonnen, bis Anfang des 16. Jahrh. fortgeführt. 1844—90 neu hergestellt und ausgebaut.

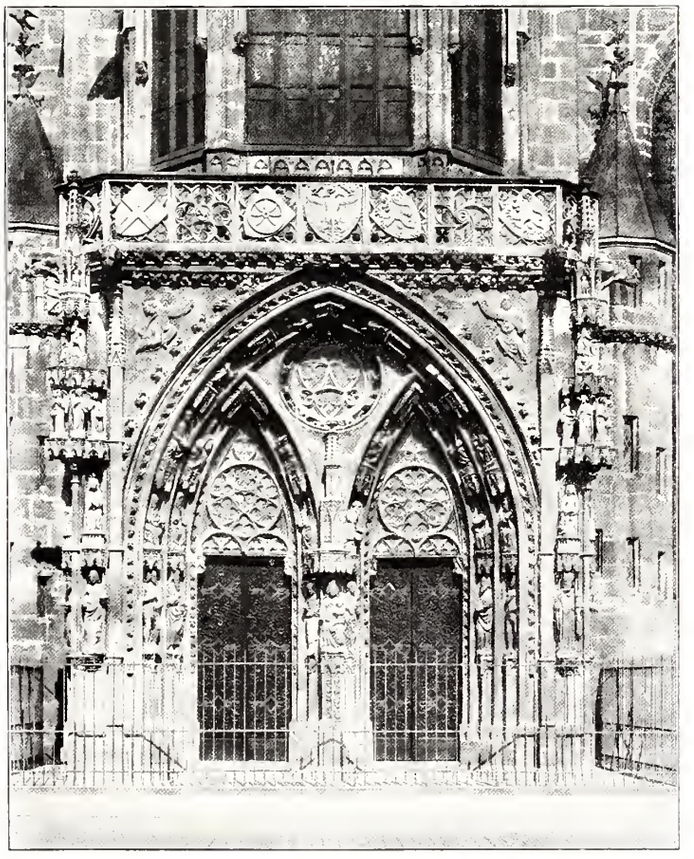
Chor und Querschiff des Münsters zu Straßburg gehören dem romanischen (11. Jahrh.), das Langhaus, vollendet 1275, dem frühgotischen Stil an. Die westliche Vorderseite 1277—1305, bis zum 2. Stockwerke unter Meister Erwin entstanden, und der Turm 142 m hoch, 1434 vollendet, gehören der Blüte der gotischen Baukunst an.



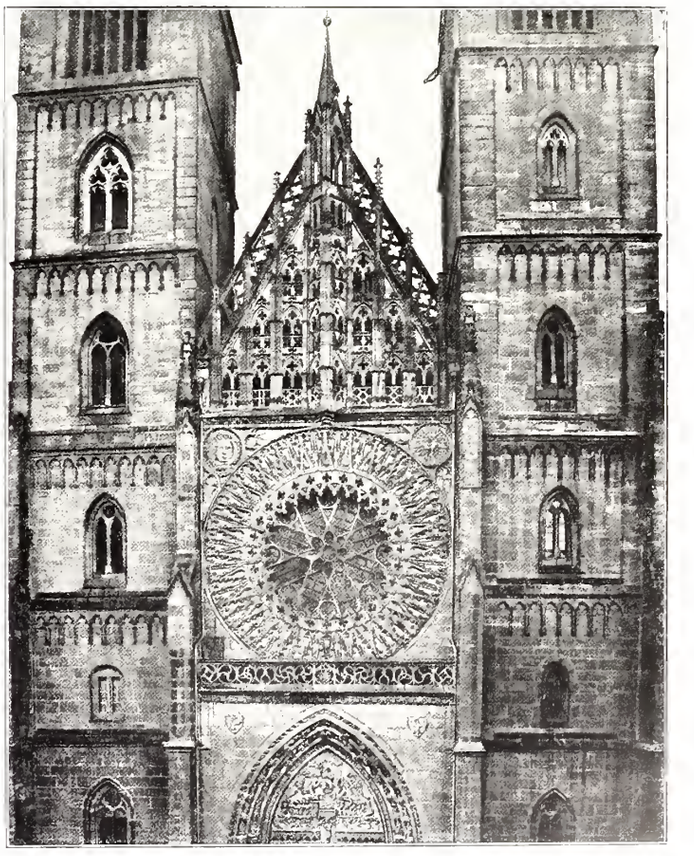
Frauenkirche und Schöner Brunnen, Nürnberg, 1355—1361.



Sebalduskirche Nürnberg (um 900 begonnen). Brautpforte 14. Jahrh.

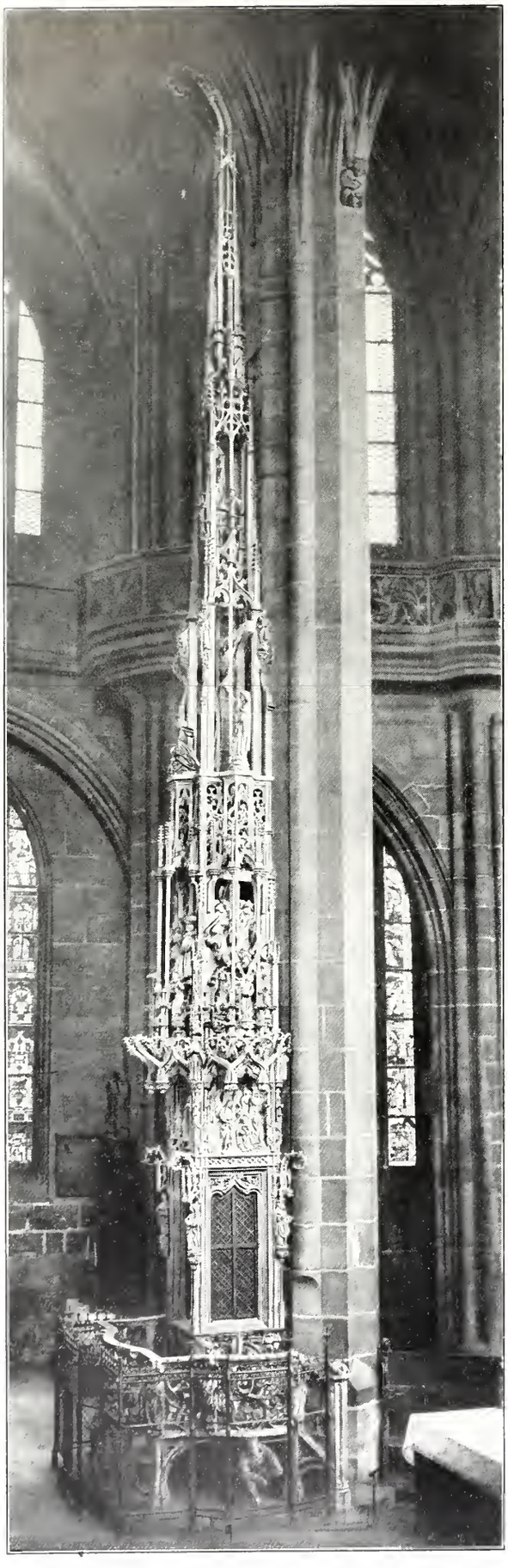


Frauenkirche, Nürnberg. Paradiesvorhalle (um 1360).



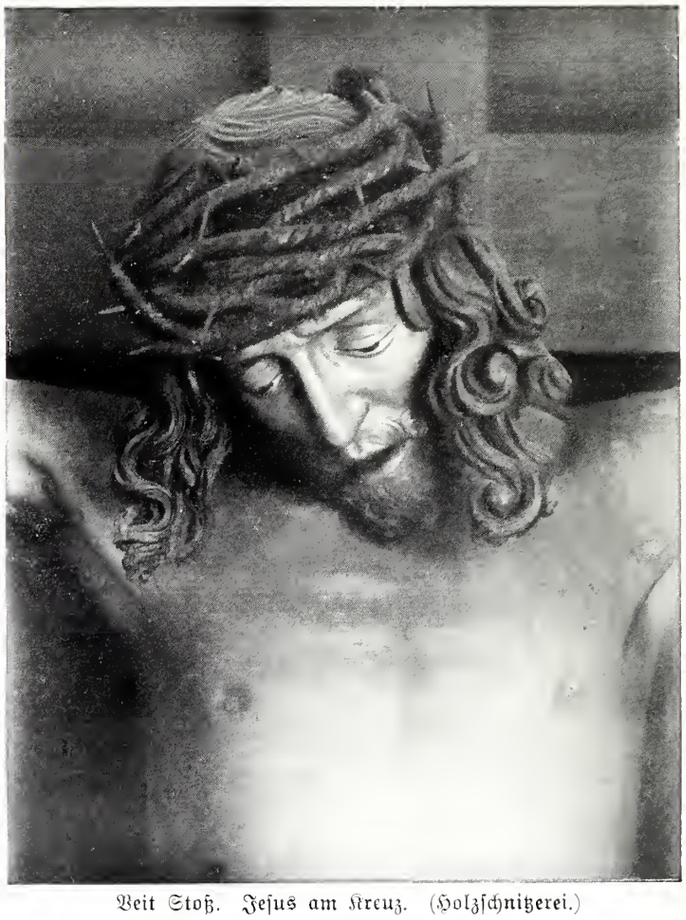
St. Lorenzkirche, Nürnberg 1274—80. Fensterrose mit Giebel (14. Jahrh.).

Waren die romanischen und frühgotischen Kirchenbauten an den Bischofssitzen und großen Abteien zur stolzesten Entfaltung gelangt, so machten ihnen diesen Ruhm im 14. und 15. Jahrhundert die Städte streitig, ohne den Anspruch zu erheben, ihre Vorgänger auch im Adel der künstlerischen Durchführung zu erreichen. So erhoben sich in großen wie in kleineren Städten jene Dome, von denen immer der eine den anderen an Größe der Verhältnisse, an Kühnheit des Aufbaues, an Reichtum der Ornamentik hinter sich ließ, während sie freilich ohne Ausnahme im Vergleich mit den Bauten der Frühgotik von einer gewissen handwerksmäßigen Trockenheit nicht freizusprechen sind.



Adam Krafft (1440—1507). Sakramentshäuschen in Stein gemeißelt, 19 m hoch, begonnen 1490, fertiggestellt 1507. Nürnberg. Lorenzkirche.

Veit Stoß, Nürnberg (1440—1533). Holzschnitzerei. Anna selbdritt.

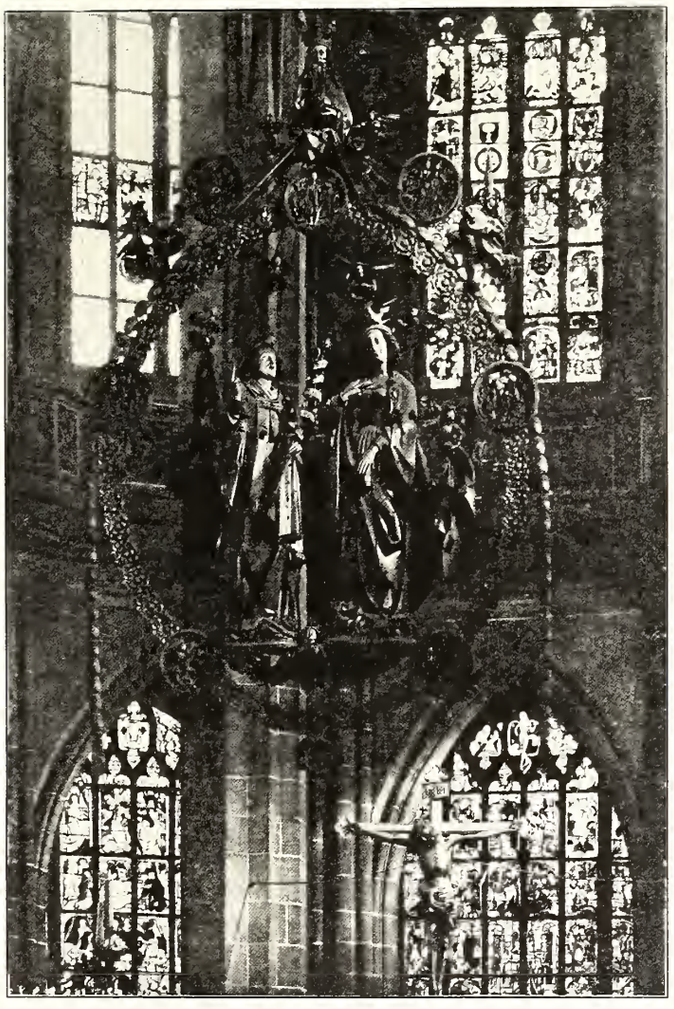


Veit Stoß. Jesus am Kreuz. (Holzschnitzerei.)

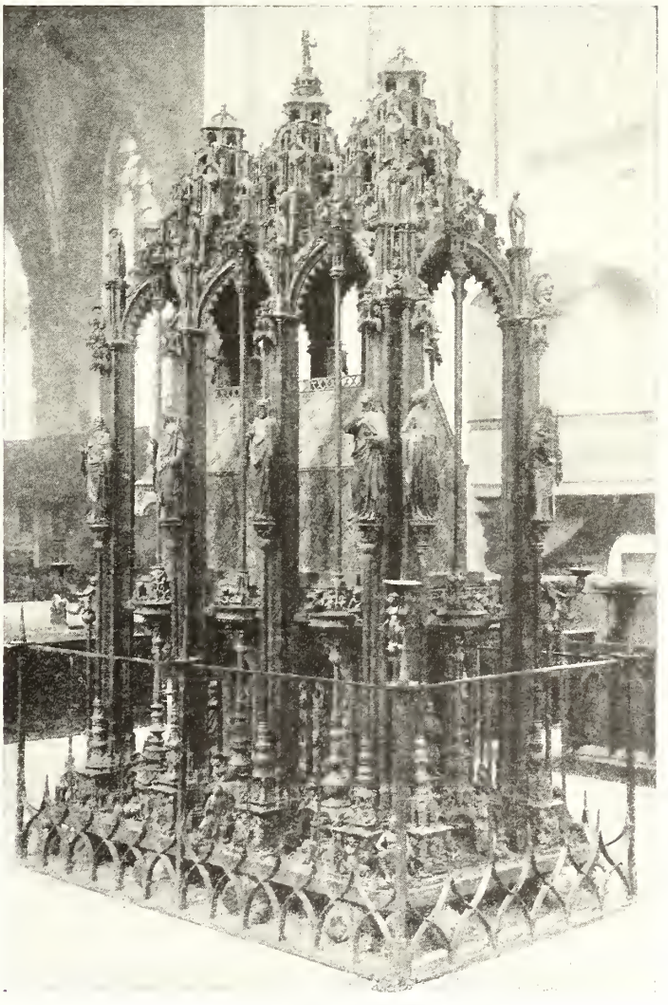
Drei Meister standen am Schlusse des 15. Jahrhunderts an der Spitze der Nürnberger Künstlerschar; der namentlich als Holzschnitzer berühmte Veit Stoß, der Steinmetz Adam Krafft und endlich der Maler und Vorstand einer ausgedehnten Kunstwerkstätte, Michael Wohlgemuth. — Als Hauptwerk von Veit Stoß gilt der „Englische Gruß“ in lebensgroßen Figuren in Holz geschnitzt und von einem gleichfalls geschnitzten Rosenkreuz umgeben, welchem sieben Medaillons, die Freuden Mariä in Reliefbildern darstellend, eingeflochten sind, das Ganze hängt an einer Kette schwebend, von dem Chorgewölbe der Lorenzkirche in Nürnberg herab. — Adam Krafft schuf erst, als er sich schon dem Greisenalter näherte, alle die großen Steinbildnereien, welche den dauernden Ruhm seines Namens sichern. Seine bedeutendsten Werke sind die sieben Stationen und das weltberühmte Sakramentshäuschen.

Das Abendmahl. Gethsemane. Der Verrat durch Judas.

Adam Krafft (1440—1507) Nürnberg, Passion, Steinbildnerei.



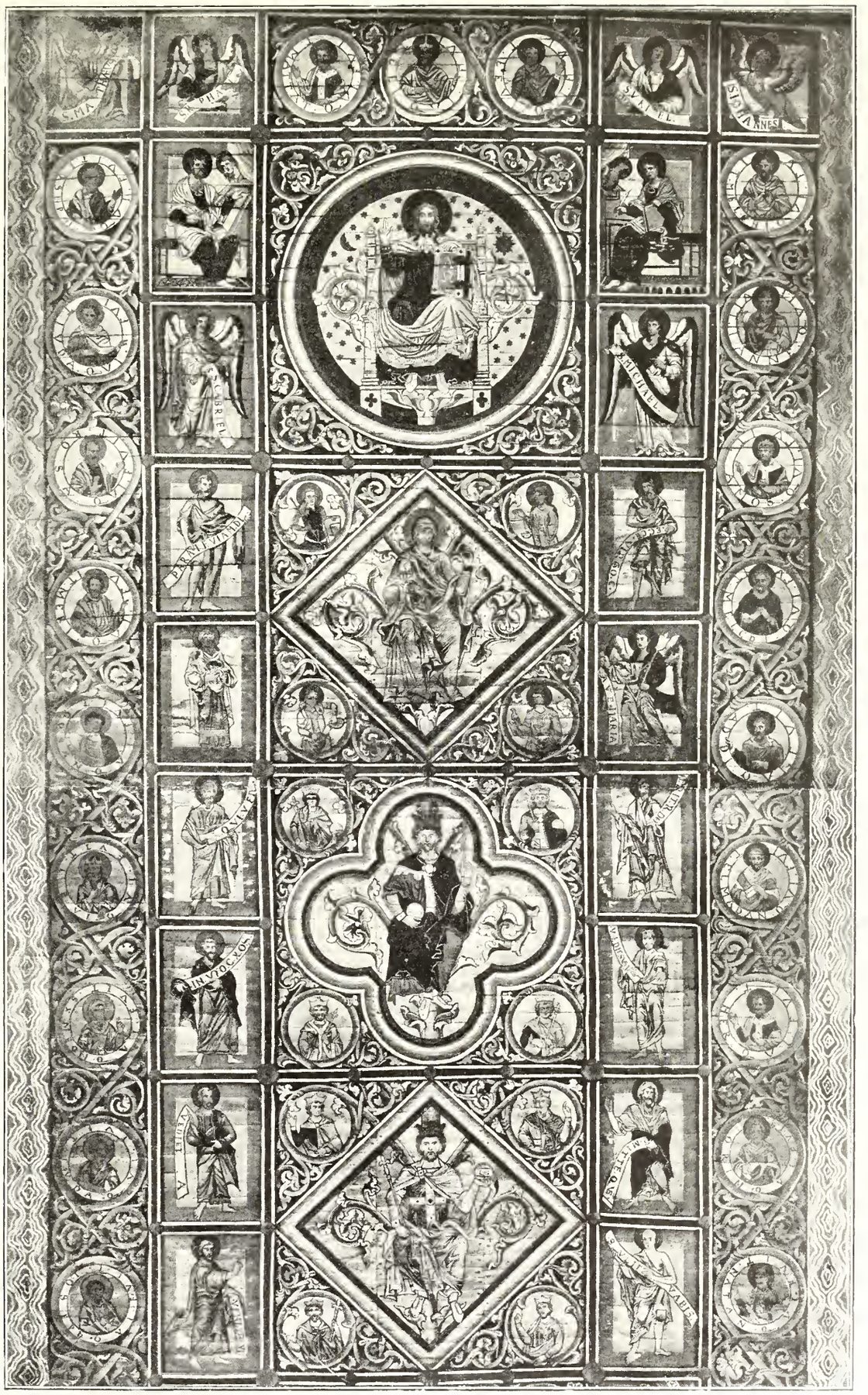
Veit Stoß (1440—1533), Nürnberg. Der englische Gruß. Holzschnitzerei, Lorenzkirche.



Peter Vischer (1455—1529), Nürnberg. Sebaldusgrab, Erzguß, Sebalduskirche.

Das Hauptwerk Peter Vischers ist das weltberühmte Sebaldusgrab, das er 1507 begann und mit Hilfe seiner Söhne 1519 vollendete. Auf einem Unterbau, der mit schlichten, einfach, aber doch lebendig erzählenden Reliefbildern aus dem Leben des heiligen Sebaldus geschmückt ist, ruht der silberne Sarkophag; umgeben wird dieser von einem architektonischen Gerüste, das den Doppelzweck erfüllt, einen sicheren Verschluß des Silbersarges zu bilden — weshalb die Pfeiler dicht geschart sind — und mit einem auf diesen Pfeilern emporsteigenden Baldachin das Werk zu krönen. Wie mit Dürer die Nürnberger Malerei ihre Vollendung erreicht, so mit Peter Vischer die Nürnberger Bildnerei.

Deckengemälde in der St. Michaeliskirche zu Hildesheim (romanisch, um 1182) genannt „Jesseboom"
(Baum des Isai, d. i. Stammbaum Christi). Erste Hälfte.



Deckengemälde in der St. Michaeliskirche zu Hildesheim. Zweite Hälfte.

Die Malerei zur Zeit des romanischen und gotischen Baustils.

Von der Malerei aus der Zeit der Karolinger sind uns erfreulicherweise viele Miniaturmalereien erhalten geblieben. Diese in den handschriftlichen Evangelien-, Psalmen-, Legenden- und anderen Büchern so wunderbar erhaltenen Buchbilder sind um so schätzbarer, als von der gleichzeitigen Wandmalerei in den Kirchen nichts dem Zahn der Zeit Widerstand geleistet hat. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts aber geriet diese liebenswürdige Kunst in Verfall. Die naive Naturwahrheit trat zurück, auch der Linienfluß erstarrte nach byzantinischen Vorbildern. Das ist wohl auch dem Einfluß der byzantinischen Kaiserstochter Theophano, der Gemahlin Kaiser Otto II. zuzuschreiben. Diese hochgebildete Frau brachte die feinere Kultur des Südens, aber auch die Neigung zur byzantinischen Pracht und Zeremonie an den deutschen Hof. Von dieser Prachtentfaltung zeugen auch die ganz im byzantinischen Stil gehaltenen Miniaturmalereien der damaligen Zeit. So der goldene Deckelschmuck des prachtvollen Evangelienbuches, das Theophano und ihr Sohn, Otto III, dem Kloster Echternach schenkte, so auch die Miniaturmalerei (siehe Textseite 50), von deren Farbenpracht der schwarze Abdruck keine Vorstellung geben kann.

Die zur Herrschaft gelangte byzantinische Kunstanschauung drängte die Persönlichkeit, die des Künstlers Wesen ist, völlig zurück und unterwarf sie den allgemein als gültig geltenden Regeln. Der asketische Zug des Zeitalters wird dabei auch nicht ohne Einfluß geblieben sein. Für die Wandmalerei traf das ebenso zu.

Man sieht es an den Wandmalereien in der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Insel Reichenau, den frühesten und gleichzeitig allein erhaltenen aus der damaligen Zeit. Erst hundertundfünfzig Jahre später, als fast unvermittelt der romanische Baustil zu hoher Blüte gelangte, machte sich wieder eine Entwickelung zum Formensinn kräftig geltend. Das ist zurückzuführen auf einen allgemeinen Aufschwung des Kulturlebens, der seinen Ursprung in dem Glanze des mächtigen Herrschergeschlechtes der Hohenstaufen hatte, dann aber auch in den Kreuzzügen. Diese brachten einen fruchtbaren Verkehr zwischen Morgen- und Abendland mit sich, die Weltanschauung erweiterte sich, die Phantasie wurde neu belebt. Mit dem großartigen Aufschwung, den die Baukunst nahm, konnte die Malerei aber nicht Schritt halten. Bei ihrem Bestreben, sich aus den Fesseln der überlieferten Regeln der rein technischen Fertigkeit zu befreien, um das künstlerisch Persönliche herauszubilden, geriet sie wieder in den Bann des herrschenden romanischen Baustils. Ihre Gestalten sind keine Abbilder der Natur mehr, sondern befangen im Geiste der Architektur: flächig, strenglinig, ornamental.

Romanische Wandmalerei im Hauptchore von St. Patroclus zu Soest in Westfalen, entstanden 1166 (Meßbildanstalt).

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts mehren sich in der Malerei unvergleichlich deutlicher als in der Baukunst wieder die Beziehungen zur byzantinischen Kunst, besonders in Westfalen. Gegen 1230 wurde die einstige Hansastadt Soest in Westfalen, die schon um 1100 eine blühende Bauschule besaß, der Mittelpunkt des byzantinischen Einflusses in Norddeutschland. Eine Erklärung für diese Erscheinung können die Kreuzzüge geben. Viele Soester hatten an den Kreuzzügen teilgenommen und auf ihrem Weg über Süditalien die italienisch-byzantinische Kunst kennen gelernt. Rainald Dassel, der das Walpurgisstift in Soest gründete, war als Kanzler Friedrich Barbarossas lange in Italien.

Aus der Zeit des romanisch-byzantinischen Stiles sind uns eine Reihe von hochbedeutenden Wandmalereien erhalten geblieben. So die Wandmalerei im Hauptchor von St. Patroclus in Soest, gemalt 1166, und vor allem die Deckenmalerei im Chor „Mariä zur Höhe": „Maria in der Glorie" (Maria von 16 Engeln umgeben), um 1230 entstanden. Dann die Wandmalereien im Dom zu Braunschweig (1194), dann vor allem das imposanteste Kunstwerk dieser Art diesseits der Alpen, das einzige spätroma-

Romanische Deckenmalerei im Chor Mariä zur Höhe zu Soest: „Maria in der Glorie", um 1230. (Meßbildanstalt.)

Stephan Lochner

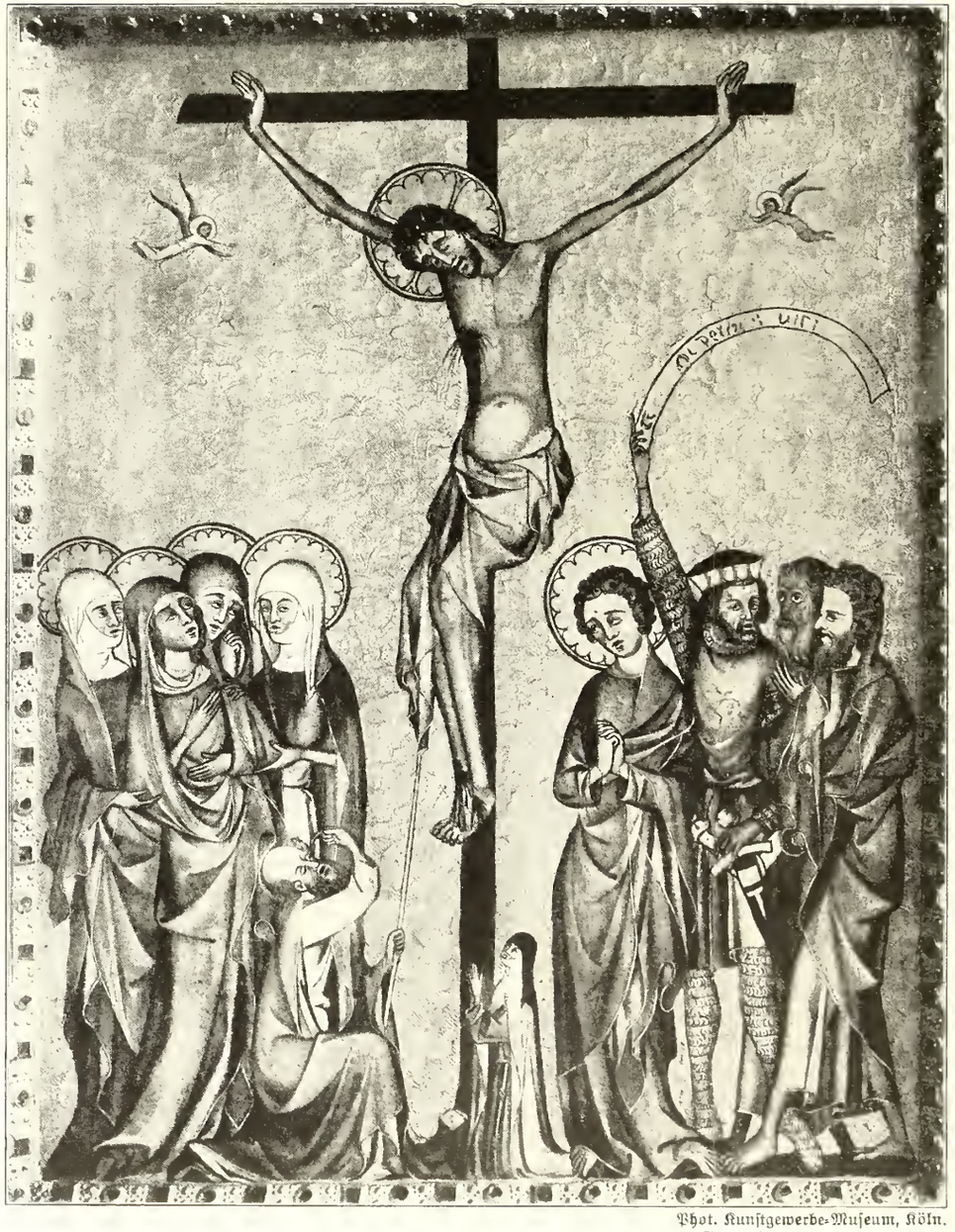
Lebte um 1450

Madonna im Rosenhag

Wallraf-Richartz-Museum zu Köln

Phot. Franz Hanfstaengl.

Soester Meister: Altaraufsatz, Mittelstück, aus Maria zur Wiese zu Soest in Westfalen. Romanisch. Um 1200. (Jetzt Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.)



Phot. Kunstgewerbe-Museum, Köln.

Kölner Meister: Dreiteiliges Altarbild, Mittelstück. Gotisch. Um 1350. (Köln. Wallraf-Richartz-Museum.)

Seite aus dem Gisela-Kodex im Domschatz zu Osnabrück. Miniaturmalerei um 1304. (Im Original von doppelter Größe und farbig.)

nische Deckengemälde von großen Ausmessungen in Deutschland, das der Zeit um 1180 bis 1200 entstammende Deckengemälde in der St. Michaeliskirche zu Hildesheim. Das Gemälde mißt in der Länge 29,40 m, in der Breite 8,50 m. In Anlehnung an Jesaia 11 bringt es den Stammbaum Christi zur Darstellung und wird daher in der niederdeutschen Mundart „Jesseboom" (Baum des Isai) genannt. Die Haupttafeln des Bildes stellen, von Westen nach Osten fortschreitend, die Ahnen Christi dar: 1. Den die Erlösung fordernden Sündenfall im Paradiese. Adam und Eva stehen unter dem Baum, an dessen Stamm die Schlange sich hinauf windet, hinter Eva ein Baum mit fünf Gesichtern, die man als die fünf Sinne deutet, hinter Adam ein Baum mit warnender Figur, Adam nimmt die Frucht aus der Hand des Weibes in Empfang. 2. Eine ruhende Figur. Jesse (Isai), der Stammvater der Davididen. Von ihm geht der Baum aus, der sich ostwärts durch alle folgenden Hauptbilder erstreckt. 3. König David. 4. König Salomo. 5. und 6. Die wichtigsten späteren Könige aus dem Hause Davids, Hiskia und Josia. 7. Maria, Jesu Mutter, in der Hand die Spindel, und 8. als Krone des Baumes, der thronende Christus. Letztere Figur ist eine spätere Ergänzung des Gemäldes (wohl um 1677), das hier beim Verfall der Kirche im 17. Jahrhundert durch herabstürzende Steinmassen beschädigt war.

Miniaturmalerei aus einem Kodex, um 1430.
Vier Abbildungen nach Vorlagen d. Kunstgew.-Museums, Köln.

Die Weiterentwickelung der monumentalen Wandmalerei wurde durch den zur Herrschaft gelangenden gotischen Baustil gehemmt. Der gotische Kirchenbau mit seinen spärlichen Wandflächen bot dafür keinen Raum mehr. Dafür entwickelte sich die Glasmalerei und vor allem das Tafelbild, und zwar aus dem Altarwerk heraus. Es war ja auch innerhalb der gotischen Kirche nicht den strengen Gesetzen der Architektur unterworfen und konnte darum Selbständigeres leisten.

Die Buchkunst.

Vor der Erfindung des Buchdrucks wurde auf das Herstellen der Bücher unendlich viele Mühe verwendet. Es war mehr ein Malen als ein Schreiben. Auf Pergament wurden die Anfangsbuchstaben in Gold, Silber und bunten Farben, mit vielfach verschlungenen Verzierungen und Miniaturbildern (abzuleiten vom lat. minium, d. h. Mennige, weil die Handschriften meistens mit roter Farbe ausgemalt wurden), die übrigen Schriftzeichen in schöner deutlicher Form ausgeführt; ja man schrieb oft ganze Bücher, besonders geistliche, mit Farbe, Gold oder Silber (siehe Miniaturmalerei S. 24). Ihren Höhepunkt erreichte die Buchmalerei unter Kaiser Heinrich II., der an prächtig ausgestatteten Handschriften Gefallen fand. Gegen Ende des 11. und im 12. Jahrhundert, zur Zeit des Kampfes zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, trat ein Rückschlag ein, da den Klöstern, die in diesem Kampf gegen den Kaiser Partei ergriffen hatten, die Aufträge vom Hofe fehlten. Unter dem geistigen Hochflug der hohenstaufischen Zeit sollte auch die Buchmalerei in einigen biblischen Bilderwerken ihre Leistungsfähigkeit zeigen, die alles frühere dieser Art in den Schatten stellte. Den Höhepunkt der Buchmalerei des ganzen Mittelalters bildet ein aus Mainz stammendes Evangeliarium, das jetzt in der Aschaffenburger Schloßbibliothek aufbewahrt wird.

Die heilige Elisabeth.
Teilstück aus dem Glasgemälde der Elisabethkirche zu Marburg.
Romanisch, um 1250.

Die Glasmalerei.

Die Glasmalerei, die im Altertum nicht nachweisbar ist, war im Mittelalter ein bedeutender Kunstzweig. Die ersten Glasgemälde, die erwähnt werden, stammen aus der letzten Zeit des 10. Jahrhunderts. Durch deutsche Meister verbreitete sich diese Kunst in der Folge durch das ganze Abendland. Aus dem 11. und 12. Jahrhundert, der Zeit des romanischen Bau-

Die heilige Elisabeth Gaben verteilend
Teilstück aus dem Glasgemälde der Karmeliterkirche zu Boppard. Frühgotisch, um 1380. (Kunstgewerbemuseum, Köln).

stils, ist nur äußerst wenig erhalten, dagegen hat die zweite Hälfte des 13. und die erste Hälfte des folgenden, also die Zeit der höchsten Blüte des gotischen Baustils, zahlreiche Denkmäler zurückgelassen. Die Gotik hat einen großen Aufschwung der Glasmalerei herbeigeführt, denn sie löste die Mauermassen in Fenster auf und gab dadurch der Glasmalerei mehr Raum, als ihr die nur mäßig großen Rundbogenfenster des romanischen Stiles gewährten. Während man die Glasmalerei ursprünglich in der Art eines vor die Fenster gehängten Teppichs auffaßte, machte sich später ein Streben nach Darstellung der Wirklichkeit geltend, das sich nicht bloß in einer kräftigen Charakteristik der Figuren ausspricht, sondern auch zu freier, bewegter Komposition fortschreitet und statt des Teppichgrundes einen reichen architektonischen und landschaftlichen Hintergrund entfaltet. So wird aber der Glasmalerei ein ihrem Wesen durchaus widersprechender Schein des Körperlichen gegeben.

Die fromm-schwärmerische Richtung der Tafelmalerei.

Zu einer neuen Entwicklung der Malerei gab um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Bemalung der bisher meistens mit Metall verzierten Stirnseite des Altartisches, des sogenannten Antependiums, den Anstoß. In Italien hatte die Tafelmalerei in Nachahmung von kleinen aus Byzanz eingeführten Hausandachtsbildern wohl schon früher begonnen, zumal die

kürzung, und das zu einer Zeit, die dreihundert Jahre vor der Findung der Gesetze der Perspektive liegt. So steht das Bild einzig da in der deutschen Malerei seiner Zeit. (Siehe S. 25.)

Während um 1250 bis 1350 die Architektur einen großen Reichtum an Schöpfungen aufweist, kann das die Malerei nicht. Es ist nicht anzu-

Phot. Kunstgewerbemuseum Köln.

Meister Wilhelm: Madonna mit der Wickenblüte. Köln, Wallraf-Richartz-Museum.

nehmen, daß alles aus dieser Zeit zugrunde gegangen ist, es ist wahrscheinlicher, daß die Malerei weniger gepflegt wurde. Wie immer war auch damals nach einer Anspannung der Kräfte eine Ermattung eingetreten. Um 1350 tritt ähnlich wie in der Bildnerei auch in der Malerei eine auffällige Wandlung ein, die hervorgerufen wird durch die Wandlung des Gefühlslebens, das in der Formensprache der Gotik ihren Ausdruck findet. Zeigt der romanische Stil auf dem Kreuzigungsbilde S. 25 einen verhaltenen Gefühlsausdruck in den Köpfen, eine abgeklärte Ruhe und Schönheit in der Anordnung und Haltung der Figuren, im Faltenwurf, so gibt sich daneben die Gotik einem leidenschaftlichen Ausbruch ihres Gefühllebens hin. Alles bis auf den Faltenwurf wirkt unruhig, erregt, der Gefühlsausdruck ist gesteigert, ihm muß sogar die unnatürliche Körpergestaltung dienen. Während dem Beschauer vor dem romanischen Kruzifixus die Qualen und Marter des Kreuzigungstodes kaum zum Bewußtsein kommen, ist dies vor dem gotischen mit seinem elenden, unnatürlich dünnen, vor Qualen eingebogenen Körper um so mehr der Fall.

Um 1350 macht sich wieder ein Aufleben der Kunstpflegebemerkbar und zwar in Prag, wo der am französischen Hof erzogene Kaiser Karl IV. Künstler verschiedenen Volkstums, neben Deutschen auch Italiener, um sich versammelte und von ihnen Kirchen und Burgen mit Wand- und Tafelgemälden schmücken ließ.

Überlieferungen aus dem Altertum nie ganz erloschen waren. Langsamer als in Italien reifte das Neue in Deutschland. Doch wurde es zu Ende des 14. Jahrhunderts dadurch befördert, daß zum Lob und Preis der heiligen Jungfrau, deren Verehrung seit dem 13. Jahrhundert immer entschiedener in den Vordergrund trat, die Vornehmen der reichen Handelsstädte Widmungsaltäre mit farbenprächtigen Gemälden stifteten, auf denen die Bildnisse der Stifter in anbetender Haltung angebracht wurden. So kam es, daß sich am Ausgang des 14. Jahrhunderts die gotischen Kirchen mehr und mehr mit zahlreichen farbenprächtigen Gemälden belebten. Die älteste erhaltene deutsche Tafelmalerei ist das Antependium aus dem Stift Walpurgis zu Soest in Westfalen, jetzt, leider sehr beschädigt, im Landesmuseum zu Münster. Es ist aus der Zeit um 1165 in streng romanisch-byzantinischem Stil. Die Malerei zeigt ähnlich wie die gleichzeitigen Wandmalereien ganz das Ornamentale, Flächige mit scharfen Umrissen und dünnem Farbenauftrag. Schon ein Streben nach naturwahrer Darstellung zeigt das Antependium aus dem Jahre 1220, einst in der Kirche Maria zur Wiese zu Soest, jetzt im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. Der Künstler, wenn auch befangen in den herrschenden Stilregeln, hat es doch schon verstanden, seinen Figuren etwas körperliches, lebenswahres zu geben bei erstaunlich richtiger perspektivischer Zeichnung, also in richtiger Ver-

In den Hanse- und Reichsstädten wie Soest, Ulm, namentlich Nürnberg, die im Laufe des 14. Jahrhunderts zu größerer Bedeutung emporgestiegen waren, läßt sich erst um 1400 wieder eine eifrigere Kunstpflege feststellen. Aus dieser geht aber hervor, daß die überlieferte Kunstanschauung der Auflösung entgegenging und eine Umwandlung in eine natürliche, mannigfaltige Auffassung vor sich ging.

Von den Leistungen der Nürnberger Malschule zeugt das Epitaphium des Paul Stromer in der Lorenzerkirche (um 1406), das Hauptbild aber ist das Altarwerk, das Kunz Imhof um 1412 der Lorenzerkirche stiftete, wo es noch seinen Platz hat: auf dem Mittelbild Christus, der die Himmelsam Tage des hl. Egidius im Jahre 1404 (kann auch heißen 1414) vollendet sei. Der dreiteilige Aufbau füllt fast die ganze Breite des Chorraumes aus. Den Gegenstand der Darstellung bildet das Erlösungswerk Christi. Die Hauptereignisse aus dem Leben des Herrn gruppieren sich um den Mittelpunkt, die große figurenreiche Kreuzigungsszene. Diese, sowie die vier ersten Darstellungen vereinigen auf das glücklichste alle Wesenheiten der Kunst Konrads: „prächtigen Reichtum der Erfindung, kluge Natürlichkeit der Komposition, Farbigkeit und feinsinnige Zeichnung" (Prof. Dr. Karl Schäfer). „Trotz aller Freude an der Einzelschilderung liegt über dem Ganzen eine verhaltene feierliche Stimmung, bewirkt vor allem durch

Phot. Dr. Stödtner, Berlin.

Mittelrheinische Schule um 1400. Sippenaltar aus Ortenberg. Anbetung. Darmstadt, Galerie.

königin krönt, auf den Flügeln die Apostelfürsten Petrus und Paulus und zu deren Füßen der Stifter nebst seinen drei Frauen. Das Bild hat durch den ihm aufgeprägten schlichten Ernst, ja durch eine gewisse Herbigkeit bereits etwas von der Eigenart des späteren großen Nürnberger Meisters Albrecht Dürer.

In Norddeutschland und zwar in Westfalen tritt gleichzeitig als stark ausgeprägte, hervorragende Künstlerpersönlichkeit der Meister Konrad von Soest hervor. Von ihm ist das Altargemälde in Niederwildungen. Wir finden hier zum ersten Mal den Namen des Künstlers und das Datum an seinem Werk angebracht. Die lateinische Inschrift auf dem Rahmen besagt, daß diese Altartafel von Meister Konrad, dem Maler von Soest, die würdige gemessene Haltung der Männer, durch die holdselige Frömmigkeit in Haltung und Antlitz der Frauen. Trotz starker seelischer Belebung nirgendwo ein elementarer Ausbruch des Gefühls. Von besonders hoher Schönheit und Tiefe der Empfindung ist die Gruppe der Frauen unter dem Kreuz. Der überwältigende und doch stille Schmerz ist wohl kaum zarter und dabei natürlicher zum Ausdruck gebracht worden wie hier" (Dr. Karl Hölker).

In Soest finden sich keine Spuren von Konrads eigener Tätigkeit, nur Nachklänge seines Wirkens. In Dortmund aber sind in der Marienkirche noch die Reste des einzigen Werkes zu finden, das außer dem Wildunger sicher von der Hand des Meisters stammt: Christi Geburt, Anbetung und

Tod der Maria. Freilich restauriert und arg beschnitten sind diese drei gotischen Tafeln in einem Barockaltar als Füllungen eingelassen und in ihrer Erhaltung also nicht mehr von dem unberührten Reiz des Wildunger handwerksmäßig abgeschrieben, werden sie aber mit neuem Eigenleben durchwärmt in der berühmten Gruppe der trauernden Frauen auf dem Thomasaltarbild des Hamburger Meisters Franke (Prof. Dr. Karl Schaefer).

Phot. Dr. Stödtner, Berlin.

Meister Konrad von Soest (um 1404), Ausschnitt aus dem Kreuzigungsbilde des Hochaltars zu Wildungen.

Meister Konrad von Soest, Kreuzigungsbild zu Wildungen.

Meister Franke (um 1400). Aus der Legende des heiligen Thomas.

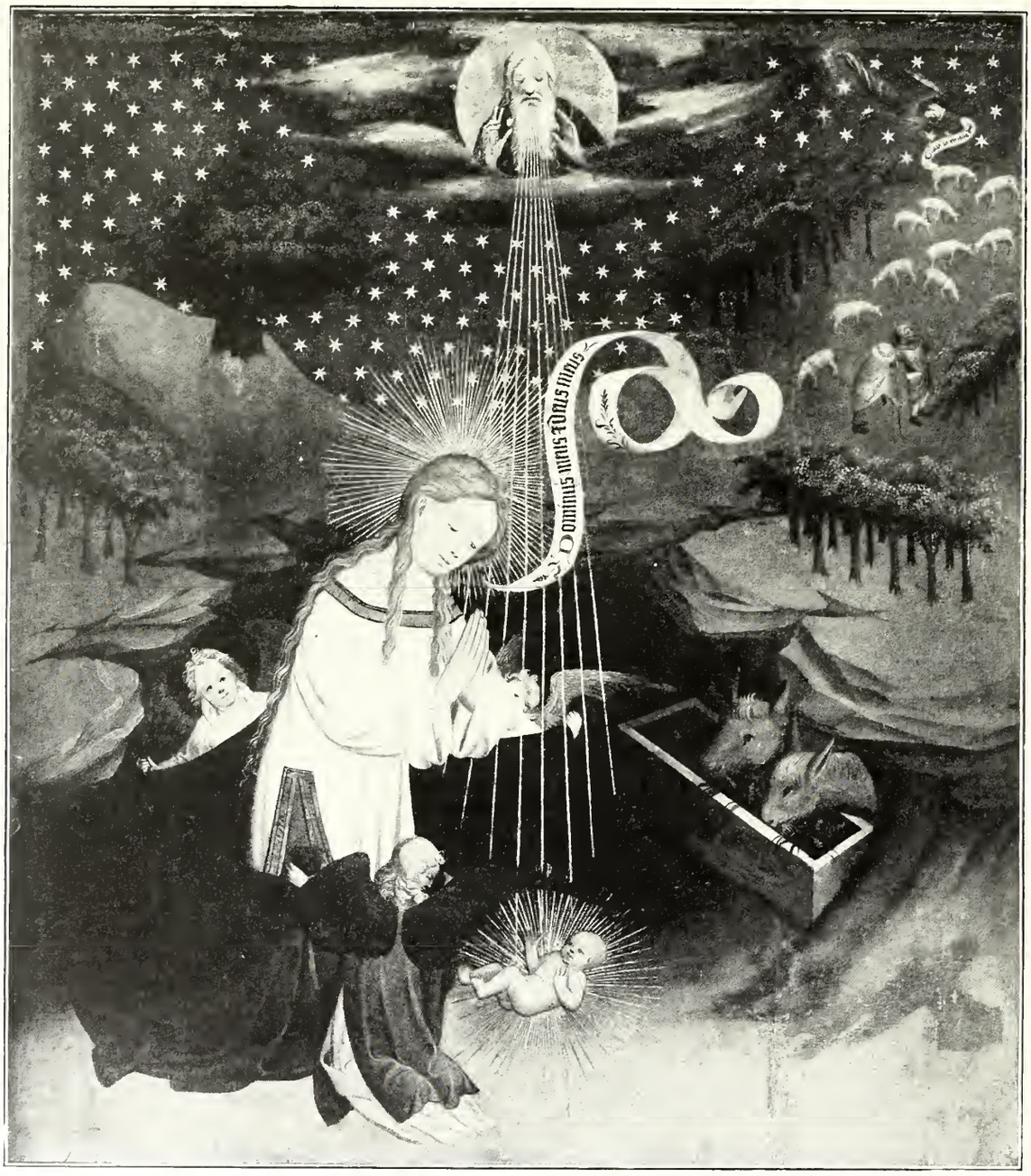
Bildes. Weiter Meister Konrad Zugeschriebenes erscheint fraglich. Sicher aber ist, daß ganz Westfalen und Niedersachsen in den Jahrzehnten bis 1450 unter dem Bann derselben Bildertypen stehen, die uns in Wildungen begegnen. Während Konrads Typen als Werkstattgut wandern, als namenloser Besitz aller, in den Soester, Göttinger, Warendorfer Tafeln

Den Bildern Frankes widmet Ludwig Benninghof im Deutschen Volkstum (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg) folgende Worte: „Es gibt Bilder, die golden funkeln, mit dem Rot der Liebe und der Buntheit des herzlich geliebten Lebens. Ach, daß sie in kahlen Kunstsälen hängen müssen! Wie sprachen sie vertraulich und erzählten ihre frommen Geschichten herz-

lich mitten im weihevollen Raum, daß die Bauern beinahe ihre Grobheit vergaßen und die Bürger ihren Stolz ablegten und fühlten das göttliche Wunder. Die Bilder leben weiter über Raum und Zeit ihr geheimnisvolles tief aufleuchtendes Leben, von dem das Weihnachtswunder vom Licht in der Finsternis glüht. Verloren taucht aus den Jahrhunderten der Name ihres Schöpfers auf, ein Name, der nichts sagt, Name eines Menschen, von dessen Schicksalen wir nichts wissen. Sein Vergängliches ist vergessen, aber die Offenbarung des himmlischen Lichtes, dessen Werkzeug seine treuen Hände waren, leuchtet fort und die Spuren seines Wirkens sind allenthalben auf niederdeutscher Erde . .

Weihnachtliche Märchen- und Legendenfreudigkeit erzählt das Bild, wie Gott an dem heiligen Thomas, von dessen Altar die drei erwähnten Bilder stammen, sein Wunder tut. Prächtig die drei ritterlichen Gestalten zu Roß, zumal der heilige Thomas auf weißem Weihnachtspferd mit goldenem Zaumzeug. So sehen die Kinder am Niederrhein im Geist ihren St. Martin, der in grauen Novemberabenden, wenn die erste Vorweihnachtssehnsucht aufdämmert, durch das dunkle Nebelland reitet.

Dann aber die reine klagende Schönheit der Frauen am Fuße des Kreuzes. Wie weit war die Spannkraft der Künstlerseele, die die Bilder



Phot. Deutsches Volkstum, Ludwig Benninghoff

Meister Franke (um 1400). Christi Geburt. Hamburg, Kunsthalle.

Die Altarbilder, die unter dem Namen Meister Frankes bekannt sind, vereinigen ihr mystisch funkelndes Geheimnis mit einer Erdgebundenheit und Körperhaftigkeit, die Zeichen niederdeutscher Art sind. Ganz Hingabe und reine Herzlichkeit ist das Bild mit dem Wunder der heiligen Nacht. Maria, die reine Magd, die in ihrer blonden Unberührtheit in weißem Unschuldskleid kniet, die Hände hebt und sie ganz zart anbetend zueinander legt. Ihr Herz liegt offen wie das freudig flatternde Spruchband ihres Gebets. Das Christkindlein ist nicht an der Erde, ist nicht im Himmel, sein Raum ist allenthalben, aber die funkelnden Strahlen der Liebe gehen aus von ihm und beglücken unten die dunkle Erde und kommen von droben, weltdurchwandernd, von Gottvaters Güte, und eilen durch alle Welt. Goldene Sterne funkeln auf dem Grunde roter Liebe. Aber Ochs und Esel, Stein, Berg und Wald dürfen teilhaftig werden der Seligkeit, und zu den Herden und Hirten schwingt sich jauchzend der Engel mit der Botschaft des Heiles.

des Thomasaltars schuf und diese tönende Melodie erdachte! Dunkel ist hier der Bildraum — er ist schon Raum, nicht mehr Fläche wie auf den vorigen Bildern. Auf der Dunkelheit, die wie ein dumpfer Klang lange aushält als Grundakkord, das Gold der Heiligenscheine und die Farbe der Gesichter, Haare und Gewänder. Alles gehalten wie verhaltene Geigentöne, das Blau des Kleides Mariä, das Rot der Frau neben ihr, das Blond der Haare, die lang herniederrollen wie Tränen. Die Sprache der Gesichter und vor allem der wundersamen Hände! Daß Hände weinen können, daß Hände eine zarte Klage sind, die schmalen, schlanken Finger, ihre weichen Beugungen und holden Figuren, erleben wir hier. Wie sie sich alle einen und verschlingen auf dem Herzen Mariä, der Schwergeprüften. Eine stumme Sprache und doch rührend wie holdestes Getön ergreifendster Melodien. Alle Falten der Gewänder klingen mit und die Blumen und Gräser der Erde.

Das Bild ist Schönheit, leise leuchtende Schönheit der Trauer; nicht

das Pathos, die Mystik Grünewaldschen Schmerzes, sondern wehe, leidvoll süße Feier der Klage."

Auch für Köln wurde Meister Konrad von Soest oder sein Formenvorrat von Wichtigkeit. Mehr wie in Nürnberg, Soest und Hamburg erscheint die inbrünstige Andachtsstimmung der damaligen Zeit, die in der Marien- und Heiligenverehrung ihren eigentlichen Antrieb hatte, in der Kölner Schule gesteigert zu sein. Köln war im 14. Jahrhundert der Hauptsitz der mystischen, der glaubensschwärmerischen Richtung. Meister Eckart (gestorben 1329) und Tauler (um 1361) predigten hier Jahrzehntelang in die Lehren der Mystiker, die in einem gesunden Körper das schwerste Hindernis auf dem Wege zur Vergottung sahen. Der edle, weiche Fluß der Gewandung, die milden, aber leuchtenden Farben vollenden den Eindruck, himmlische, von aller irdischen Schwere freie Gestalten vor sich zu haben." (Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei.)

Welcher Meister es gewesen ist, der in diesem Zeitraum bahnbrechend gewirkt hat, wissen wir nicht. Der Chronist von Limburg an der Lahn preist in einer Nachricht von 1380 einen Meister Wilhelm in Köln als „den besten Maler in deutschen Landen". Das liebliche, fromme Altar-

Phot. Deutsches Volkstum, Ludwig Benninghoff.

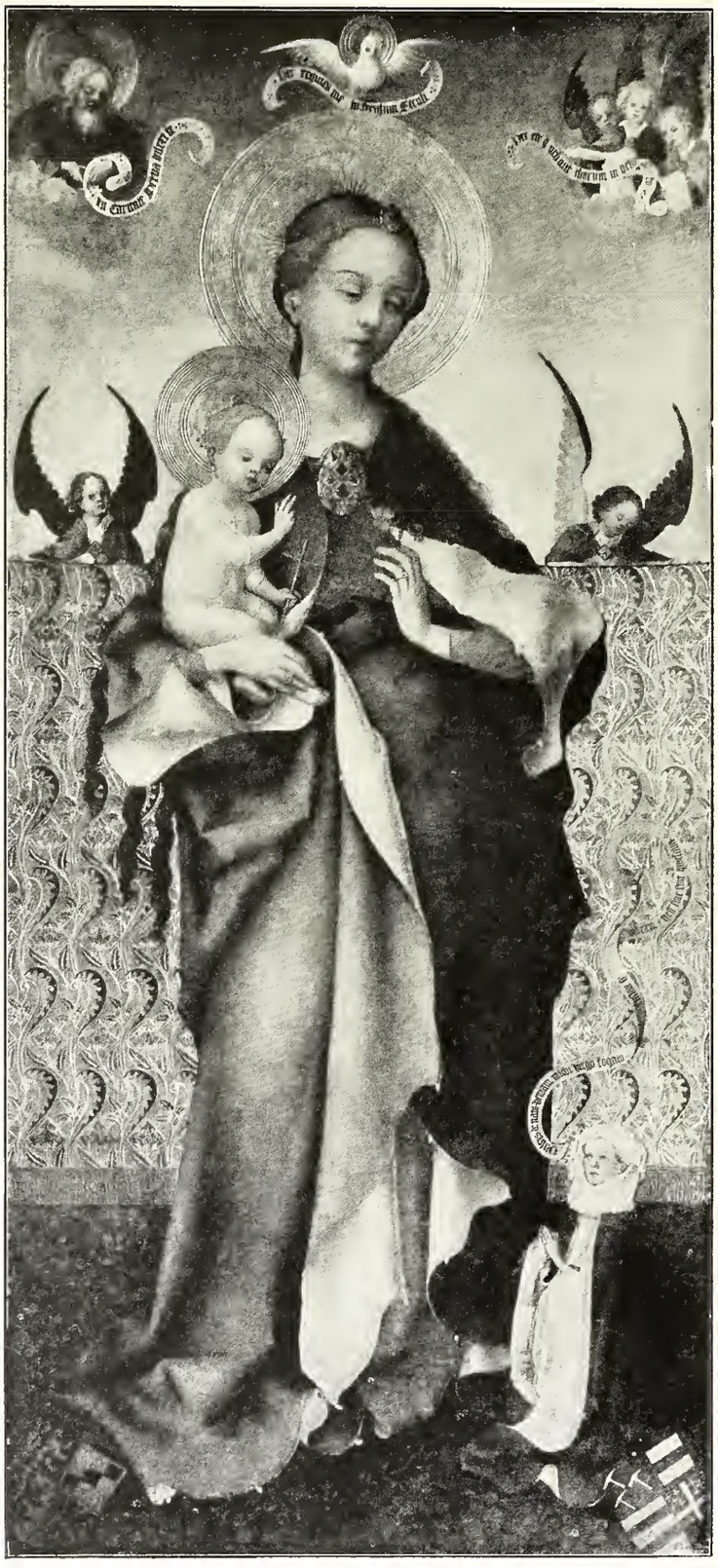
Meister Franke (um 1400). Die Frauen unter dem Kreuze. Hamburg, Kunsthalle.

eben jenem Dominikanerkloster, wo ein Jahrhundert früher schon der große Vertreter der Schulweisheit Albert gelehrt hatte. Der Mystiker Suso, der auch in Köln wirkte, empfahl allezeit gute Bilder um sich zu haben, „durch welche das Herz zu Gott entzündet werde," so treten uns denn die Heiligen der Kölner Bilder von ihrem leuchtenden Goldgrund aus entgegen wie „himmlische Visionen". „Ungern nimmt der Künstler eine bewegte Handlung zum Gegenstand, am liebsten schildert er den Frieden der Unschuld, den Ernst sinnender Betrachtung, die Vertiefung in das Geheimnis göttlichen Leidens, die demütig freudige Teilnahme an der Verherrlichung Christi und seiner Mutter. Kaum wagen diese Gestalten die Augen gegen den lockenden Schimmer der Welt aufzuschlagen; die Lider sind tief herabgezogen, den zarten Mund umspielt kein Lächeln, das Haupt mit dem feinen, zarten Oval ist leise gesenkt. Die Gestalten sind schlank bis zur Gebrechlichkeit, schulterlos, schmalbrüstig, die Hände mit den feinen, überlangen Fingern fast ohne Gliederung; man denkt an bild Madonna mit der Bohnenblüte wird ihm zugeschrieben. Schon ein bemerkenswertes Streben nach Naturwahrheit zeigt die mittelrheinische Schule im Ortenberger Altar aus dem gleichen Zeitraum. Dreißig Jahre später tritt Stephan Lochner urkundlich nachweisbar auf. Er ist der hervorragendste Meister der Kölnischen Schule dieses Zeitraums. Wenn seine Kunst meist auch der Art des Meisters Wilhelm nahe steht, so ist der Einfluß Konrads von Soest doch unverkennbar. Dessen Formenvorrat war auch für die Kölner Schule von Wichtigkeit geworden. „Eines der schönsten unter den Frühbildern des Wallraff-Richartz-Museums", sagt Prof. Dr. Karl Schaefer, „eine große figurenreiche Kreuzigung ist ohne ihn kaum zu denken. Das bedeutet also, daß die nicht eben sehr erfindungsreichen Kölner Maler um 1420 den Fortschritt zu naturwahrer, körperhafter und wenigstens leise dramatischer Bildung der Heilsgeschichten, die Konrad als der erste auf deutschem Boden so liebenswürdig und voll anregender Gegenständlichkeit zu Gesicht gebracht hat, wohl beachtet und studiert haben.

Denn daß man in dem an Malern so reichen Köln einen Westfalen herangerufen hätte, um solche Altartafeln von ihm ausführen zu lassen, ist gewiß nicht anzunehmen. Das Hauptwerk Stephan Lochners ist der im Kölner Dom bewahrte Flügelaltar. In den schlanken Fingern, den dünnen

pracht und poetischen Stimmung und ebenso die hoheitsvolle „Madonna mit dem Veilchen".

Sein großes Altargemälde „Das jüngste Gericht" zeigt, daß es ihm auch gegeben ist, die größten Gegensätze darzustellen: Auf der einen Seite



Stephan Lochner. Madonna mit dem Veilchen (Köln).

Armen der Madonna klingt noch die alte Schule nach; dagegen weisen die volleren, rundlichen Züge des Madonnengesichtes, die porträtartige Wirkung der Männerköpfe, die fleißige, treue Nachbildung der Kleiderstoffe und des Schmuckes auf eine schärfere Beobachtung der äußeren Erscheinungsformen hin." Die Zahl der Tafelbilder, die sich der Weise des Meisters Stephan anschließen, ist sehr groß. Von ihm selbst noch ist die Madonna im Rosenhag, ein Juwel an zierlicher Ausführung hellstrahlender Farben-

Entsetzen und Verzweiflung: die Verdammten werden von schauerlich, schrecklichen Teufelungeheuern zur Hölle gestoßen und gezerrt. Auf der anderen Seite eine aus fromm-naiver Vorstellung entsprungene Seligkeitsdarstellung: Die Gerechten werden von holdseligen Engeln beschützt zur Himmelspforte geleitet, wo sie von St. Petrus und himmlischen Klängen empfangen, zur Seligkeit eingehen. In Lochner erreicht die fromm-schwärmerische Richtung der mittelalterlichen Malerei ihren Höhepunkt und Abschluß.

Stephan Lochner

Lebte um 1450

Anbetung der Könige

Mittlerer Teil des Dombildes zu Köln

Phot. Kunstgewerbemuseum, Köln.

Stephan Lochner. Die Seligen. (Ausschnitt aus dem Altargemälde „Das Jüngste Gericht".)

Die niederländische Malerei im 15. und 16. Jahrhundert.

Den Deutschen waren die stammesverwandten Niederländer in der Entwickelung der Kunst vorausgeeilt. Die Natur des Landes und Volkes bereiteten dort gleichmäßig der Kunstpflege einen günstigen Boden. Der ausgedehnte Handelsverkehr erweiterte den geistigen Horizont. Die Stammesmischung, die enge Berührung der romanischen und germanischen Welt führten dem Volk die guten Eigenschaften beider Rassen zu, machten es lebensfreudig, formgewandt, ohne ihm die Tiefe des Gemüts zu rauben. Schließlich bestimmten aber doch zwei hervorragende Persönlichkeiten das Schicksal der niederländischen Kunst: die Brüder van Eyck. Hubert ist ungefähr 1366, der jüngere, Jan, um 1386 geboren. Beide Künstler führten die Malerei ihrer Zeit durch verbesserte Technik der Ölmalerei, die jetzt ermöglichte, die Farbentöne der Natur wiederzugeben, durch tieferes Eingehen auf die Erscheinungen der Wirklichkeit und deren meisterhafte Wiedergabe einer auf Jahrhunderte fortwirkenden Höhe der Vollendung zu. Die würdevolle Haltung der älteren Malerei, die Einfachheit und Milde ihrer Figuren, die Sanftmut und Gottseligkeit im Ausdruck der Gesichtszüge wandelt sich bei ihnen mehr zu menschlicher Frömmigkeit. Sie beginnen die Figuren naturwahr wiederzugeben. Diese sind nicht mehr weltentrückt, sondern mitten in die Wirklichkeit gestellt. Die Hauptarbeit der Brüder ist das große Altarwerk, welches auf zwölf, zum Teil auf beiden Seiten bemalten Tafeln das heilige Geheimnis von „Adams Fall und Gottes Gnadentat", das den beherrschenden Mittelpunkt der Kunst des Mittelalters bildete, im Anschluß an Offenbarung Johannis, Vers 9 und 17, mit neuer Großartigkeit erfaßt und darstellt. Während die ältere Kunst sich scheute, den allgegenwärtigen Geist gestaltlich darzustellen, und sich begnügte, ihn durch ein aus den Wolken schauendes Auge, oder durch einen aus den Wolken reichenden Arm zu versinnbildlichen, thront auf dem Genter Altar Gott Vater als herrliche Greisengestalt in der Mitte des Ganzen, bei aller Majestät des Ausdrucks in dem hoheitsvollen Antlitz mit menschlichem Leben erfüllt. Die Tiara schmückt ihr Haupt, die rechte Hand ist segnend erhoben, die linke hält ein Zepter, zu ihren Füßen ruht die Kaiserkrone — die Symbole der höchsten irdischen Gewalten, die von Gott verliehen sind; eine Darstellung, die von späteren Künstlern, auch Dürer, beibehalten wird.

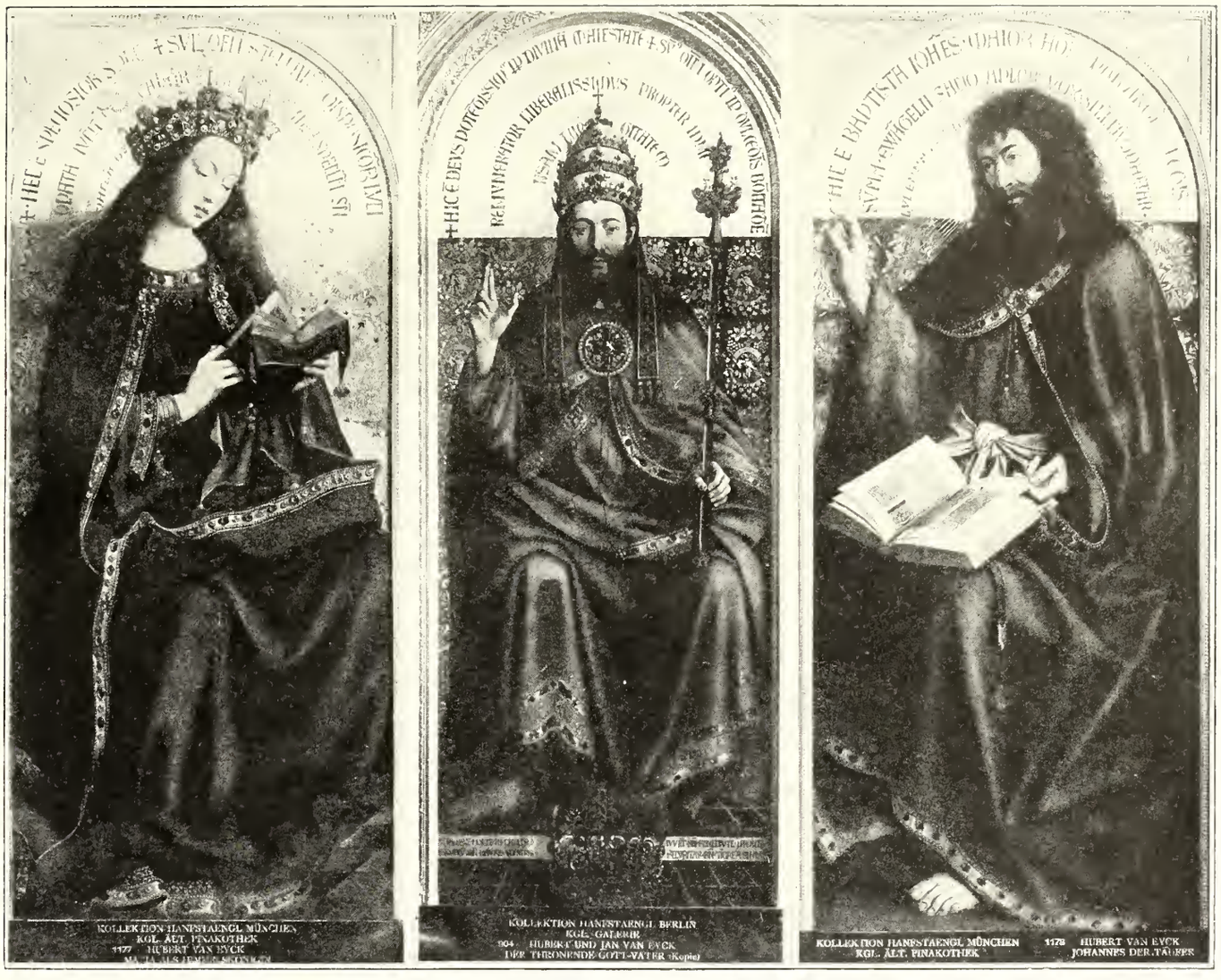
Die Anbetung des Lammes ist nicht, wie man dies auf den altchristlichen Darstellungen sieht, in das „himmlische Jerusalem" versetzt, sondern inmitten einer von Sonne durchfluteten Frühlingslandschaft, in der alles bis auf die bunten Vögel in der Luft der Natur abgelauscht ist. Von knienden Engeln verehrt, steht es auf einem Altar; vor ihm im Vordergrund erhebt sich der Brunnen des Lebens, zu dessen Seiten rechts die Apostel und die Vertreter der christlichen Gemeinde, links die Propheten des alten Bundes und heidnische Dichter und Denker sich zur Andacht versammelt haben. Hubert starb bald nach Beginn der Arbeit, 1426; das Werk wurde von seinem 20 Jahre jüngeren Bruder fortgesetzt und 1432 vollendet.

An die Brüder van Eyck schloß sich eine Reihe Schüler an, unter denen Hans Memling (1430—1495), wahrscheinlich deutscher Abkunft und aus Mainz gebürtig, mit den Meistern auf gleicher Höhe steht; der Ursula-Schrein ist wohl die anmutigste Legenden-Darstellung, welche die Kunst des Mittelalters aufzuweisen hat. Seine „Verkündigung" ist dadurch einzig dastehend, daß der verkündigende Engel von zwei dienenden begleitet ist, die der vor Überraschung zusammensinkenden Maria beistehen. Sein Altargemälde „Das Jüngste Gericht" ist schon Textseite 109 beschrieben.

Phot. Kunstgewerbemuseum, Köln.

Stephan Lochner (um 1400—1450). Das Jüngste Gericht. Wallraf-Richartz-Museum zu Köln.

Mit Anfang des 16. Jahrhunderts bereitete sich ein Wandel in der niederländischen Malerei vor. Antwerpen war an Stelle von Brügge zur vornehmsten Handelsstadt emporgestiegen. Der Kunstbetrieb folgte dem Warenverkehr. Die in Antwerpen gepflegte Malerei steht mit der älteren Überlieferung nur in lockerer Verbindung. Auf der einen Seite streben die Maler schärfer eine auf feiner Beobachtung beruhende Naturwahrheit an; auf der andern suchen sie die Begebenheit über den Boden der gewöhnlichen Wirklichkeit zu heben durch phantastische Trachten und durch überaus reiche architektonische Hintergründe, welche in Marmor glänzen, mit blinkendem Erz bekleidet und geschmückt sind. Der erste bedeutendere Vertreter dieser Richtung ist Quentin Massys (gestorben 1530), angeblich aus Löwen stammend. Massys war als Porträtmaler sehr geschätzt und so ist es nicht zu verwundern, daß die Köpfe auf seinen kirchlichen Darstellungen eine bildnisähnliche Naturwahrheit zeigen. Seine Grablegung, seine Bilder von Jesus und Maria zählen unter die herrlichsten Werke der christlichen Kunst.

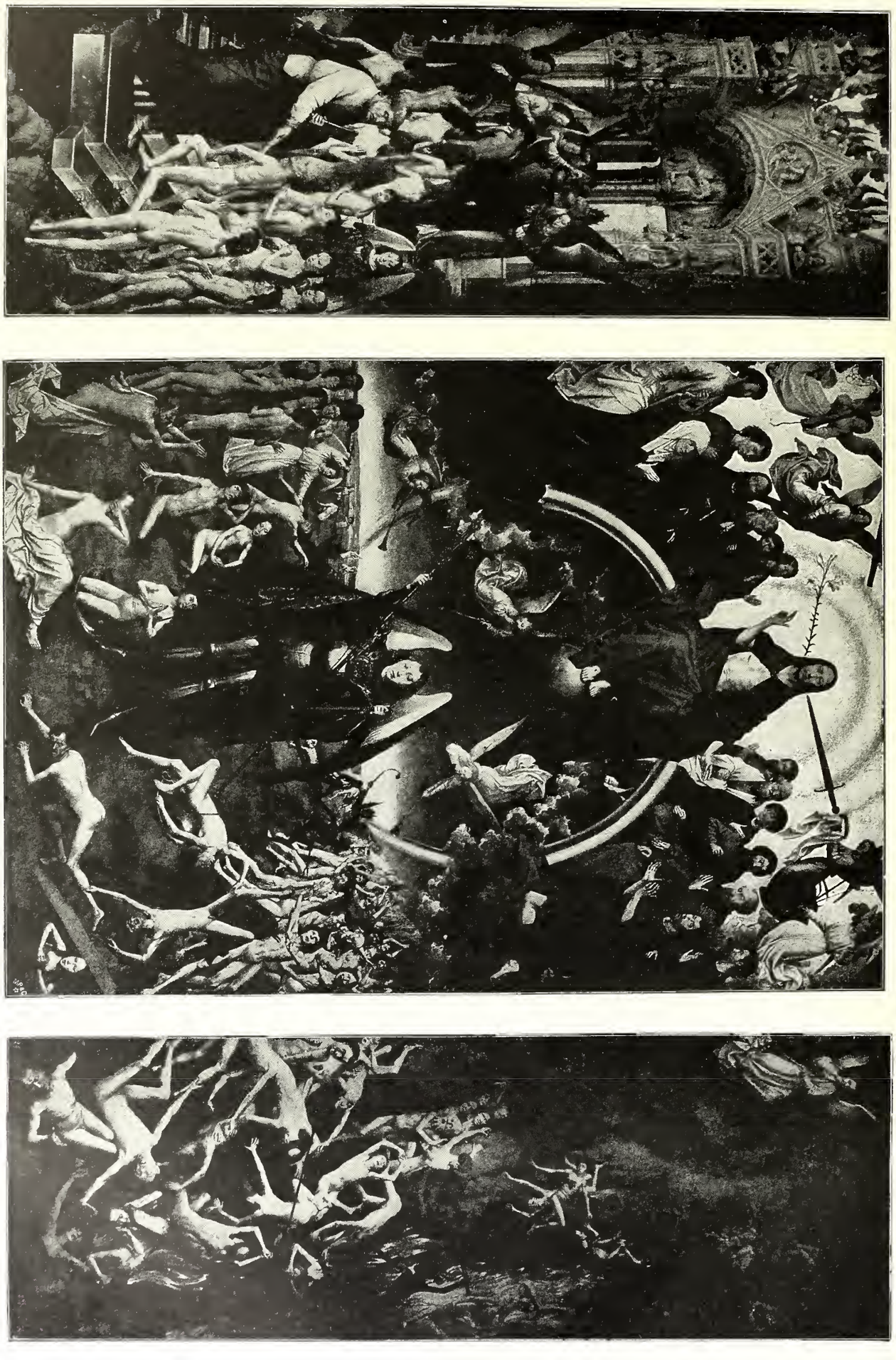


Maria. Gott-Vater Johannes der Täufer.

Hubert van Eyck (geft. 1426) und Jan van Eyck (geft. 1441). Obere Mitteltafeln des Genter Altars.

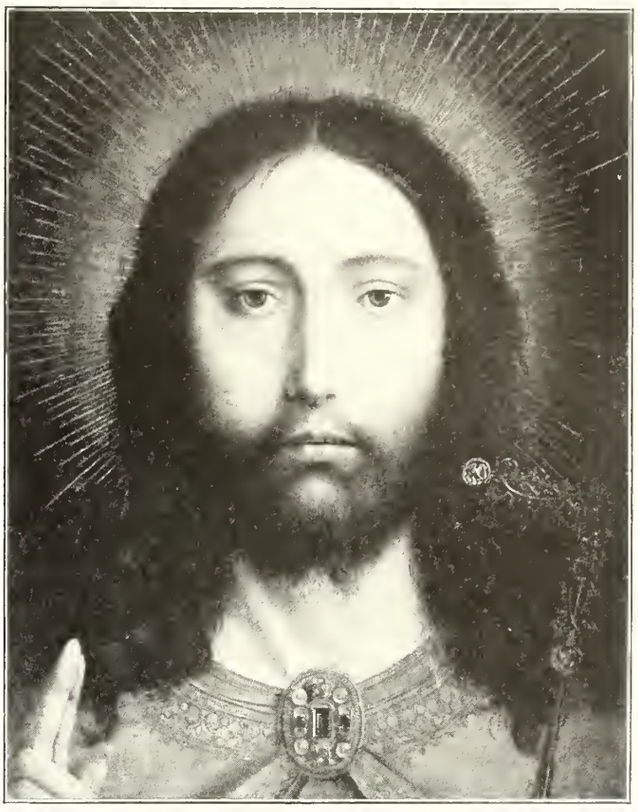
Franz Hanfftaengl, München.

Anbetung des Lammes. Untere Mitteltafel des Genter Altars.



Hans Memling (1440—1494). Altargemälde: „Das Jüngste Gericht". In der Marienkirche zu Danzig.

Bildnis der Maria.



Bildnis des Herrn.

Quentin Maſſys (geſt. um 1530).

Phot. Braun & Cie., Dornach i. Elſ.

Quentin Maſſys. Grablegung (Triptychon, Mittelbild). Muſeum Antwerpen.

Phot. Dr. F. Stödtner.

Totentanz in der Marienkirche zu Lübeck (um 1463).

Die obigen Inschriften lauten:

Der Tod.

Reicht ohngeweigert her der Hände zartes paar,
Und wandert fort mit mir zu jener großen Schaar!
Doch spart der Thränen-Fluth des bittern Scheidens wegen,
Man wird euch dem Gemahl bald an die Seite legen.

Die Kaiserin.

Ist Zeit und Stunde da, so geb ich mich darein,
Und will auch sterbend dir, mein Kaiser ähnlich seyn.
Du konntest dich der Welt nicht stets als Sonne zeigen;
So muß sich auch der Mond zum Untergange neigen.

Der Tod.

Gieb gute Nacht der Welt, bestürzter Cardinal!
Dein Ende rufet dich zur ungezählten Zahl.
Ich weiß nicht, was du dort wirst für ein Theil erlangen,
Das weiß ich, Sohn, du hast viel Gutes hier empfangen.

Der Cardinal.

Rom schenkte mir den Hut, der Hut trug Ehr und Gold,
So baut ich sorgenfrei das Paradies der Welt.
Inzwischen war mein Wunsch, auf Petri Stuhl zu rücken
Und muß davor erblaßt das Haupt zur Erde drücken.

Der Totentanz.

Der Totentanz ist eine der späteren Zeit des Mittelalters eigentümliche, durch Bettelmönche gepflegte allegorische Dichtung, die durchaus in dem zum Selbstbewußtsein gelangenden Bürgertum wurzelt, in welchem man mit kühnem, bitterem Hohn über die Ungleichheit des Geschicks auf dieser Erde sich zu trösten, zugleich aber durch Versinnbildlichung des memento mori (gedenke des Todes) eine religiöse Erhebung zu gewinnen suchte. „Ganz im Unterschied zu der heiteren Anschauung des Altertums, die den Tod darstellte als das Ende der irdischen Dinge unter der Gestalt eines Schmetterlings, der aus der Puppe bricht, oder eines Genius, der die Fackel senkt, ist in allen diesen Totentänzen der Gebieter Tod mit grinsendem Schädel und im Gegensatz zu allem Blühen des Lebens, zu Jugend, Reichtum, männlicher Kraft und Frauenschönheit dargestellt, ja damit dieser Gegensatz aufs kräftigste hervortrete, wurde dem Tod die Maske irdischer Lustbarkeit gegeben, und er erscheint als der grauenhafte Tänzer, dessen rechte Lust das Verderben ist." Die moralische Lehre ist stets die gleiche: dem Tod mit seinen Schrecken kann niemand entrinnen; darum möge jeder den Heiland suchen, der Tod und Hölle überwunden hat. Es ist anzunehmen, daß die Idee des Totentanzes ihren Ausgang in Basel in der Pestzeit genommen hat. Die erste bildliche Darstellung scheint in einem Kreuzgang des Klosters Klingental in Kleinbasel entstanden zu sein, als die Seuche 1312—1314 an 10000 Menschen dahinraffte. Als in den Jahren 1431—1448 die große Kirchenversammlung in Basel tagte und in ihrem Gefolge auch die Pest zum zweiten Mal einzog, ließen die Dominikaner zum heilsamen Gedächtnis dieser traurigen Zeit an die Mauer ihres Kirchhofes in der Johannesvorstadt den berühmten „lieben Tod von Basel" malen, der Anlaß zu der Redensart „der Tod von Basel" wurde und dessen Bilder zu ähnlichen Totentänzen in Luzern, Straßburg, Lübeck das Vorbild lieferten.

Der Text ist bei allen diesen Darstellungen der gleiche. Der Tod und seine Opfer lösen sich in Rede und Gegenrede ab.

Wie sehr die Nöte der Zeiten damals geeignet waren, die Todesgedanken besonders wach zu rufen, erkennen wir, wenn wir in einer Baseler Chronik lesen: „Es war aber damals eine schwere Teuerung ergangen. Darneben hatten sich sterbende läüft eingerissen, hiemit die Leute auf zween Wegen Gottes Zorn befunden. Um eine Linderung derselben setzt man Creuzfahrte an, nicht nur aus der Stadt, sondern auch an anderem Ort. Hierzu gab das Konzilium sieben Jahr Ablaß täglicher Sünden allen denen, die mitgingen. — In Hundstagen in der größten Hitz nam diese Sucht so viele Menschen dahin, daß man schier alle Stund ein Leich daher trug, das Sakrament und letzte Oel nimmer ab der Gassen kam, und es war alles voll Weinens, Trauerns und Leidtragens. —"

Im Jahre 1520 wurde die Totentanzdarstellung von dem Maler Niclas Manuel Deutsch in einem Wandbilde in Bern weiter ausgebildet, ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht sie aber erst in den Darstellungen Hans Holbeins des Jüngeren, der sie 1530 in seiner Holzschnittfolge zu veröffentlichen begann (siehe S. 49).

Jesus vor Hannas.

Martin Schongauer (1445—1488) Aus der Kupferstich-Passion. Jesus vor Pilatus.

Die Meister alemannisch-schwäbischen Stammes.

Wie das Bild Meisters Konrads von Soest (siehe Seite 29) zeigt, begann schon um 1400, zur Zeit der gotischen Gefühlsäußerung, der Natursinn sich kräftiger zu regen, wurde das wirkliche Leben schon schärfer beobachtet und ihm einzelnes mit sichtlicher Liebe abgelauscht. Die Köpfe Meister Konrads sind so lebenswahr, zeigen eine so unverfälschte westfälische Eigenart, daß man sie als nach dem Leben gemalte Bildnisse anerkennen muß. „Die deutsche Kunst stand also bereits auf dem Boden der lebendigen Naturwahrheit, noch ehe sie die Einflüsse der Eyckschen Schule erfuhr; sie wurde also durch diese nicht in neue Bahnen gelenkt, sondern nur in der eingeschlagenen Richtung bestärkt und unterstützt. Was sie hinderte, der niederländischen Malerei gleichzukommen, war zunächst die Verschiedenheit des äußeren Kunstbetriebes. Die Mehrzahl der Meister unterhielten Werkstätten, die Handwerksbildung drängte sich vor und schob die Eigenart zurück. Dann hemmten zwei Dinge die Blüte der deutschen Malerei: die mangelnde vornehme Kundschaft und der beschränkte geistige Umblick der Künstler. Das eine hängt mit dem andern zusammen. Den Kreisen, für welche die Kunstwerke bestimmt waren, lagen feinere Formreize fern; sie zog vornehmlich der lehrhafte Inhalt der Darstellung an. Umfassende Erzählungen des Jugendlebens Christi, seines Leidens, der Schicksale Marias, also Bildchroniken wurden vom Volke verlangt und vom Maler willig geboten. Bilderfolgen wurden geschaffen, aber nicht in großen Räumen gegliedert und nach architektonischen Gesetzen komponiert. Eng aneinander rückt vielmehr bei den Altarschreinen Tafel an Tafel, nur durch schmale Rahmen getrennt. Die Figuren sind meistens in kleinem Maßstabe gezeichnet, die Farben vollglänzend und kräftig gehalten, aber mehr mit Rücksicht auf die deutliche Abhebung der einzelnen Gestalten, als auf ihre harmonische Wirkung gewählt.“ (Nach Springer.)

Wohl rühmte sich der Niederrhein seines Stephan Lochner, Westfalen seines Konrad von Soest, Niedersachsen seines Franke, aber diese Landschaften haben keine Meister aufzuweisen, die den feinen Kunstsinn und die künstlerische Vertiefung der Vorgänger hätten fortentwickeln können. Dagegen greifen die Meister des alemannisch-schwäbischen Stammes jetzt in die Entwicklung der Kunst ein. Auf diesem Boden wird deren Blüte am kräftigsten vorbereitet, der Grund zu ihrem Aufschwung gelegt.

In Ulm erscheint 1427 der aus Württemberg stammende Hans Multscher zu Anfang einer Reihe hervorragender Ulmer Künstler. Er war Maler und Schnitzer, tätig bis 1467. Sein Schaffen offenbart ein gut Teil Entwicklung. In seinen Frühwerken noch befangen in den überlieferten Anschauungen, ist er nach zwanzig Jahren überraschend fortgeschritten in der Naturbeobachtung und in seinen künstlerischen Ausdrucksmitteln.

Einen Weltruf erwarb sich Martin Schongauer in Kolmar. Seine Familie stammt aus Augsburg. Sein Vater betrieb die Goldschmiedekunst, er selbst, um 1445 geboren, gilt nach alter Überlieferung als Schüler des berühmten Rogier van der Weyden aus der van Eyckschen Schule. So kreuzen sich in Schongauers Persönlichkeit mannigfache Beziehungen, welche die reichere Bildung und größere Beweglichkeit des Künstlers erklären helfen.

Scharfe Naturwahrheit war für Schongauer nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt seines künstlerischen Wirkens. Er strebte nach einer Vertiefung des Ausdruckes. Ihm war in solchem Grade der Sinn für Seelenkunde erschlossen, daß keiner seiner Zeitgenossen so wie er zur Erkenntnis des Geistes gelangte und im Angesicht den Spiegel der Seele enthüllte. An Innigkeit und Tiefe des Ausdrucks, an Mannigfaltigkeit der Köpfe konnten es ihm wenige seiner Zeit gleichtun; er blieb selbst in der Blütezeit der Malerei vielen unerreichbar.

Seine Gemälde gingen nach Italien, Frankreich, England, Spanien. Es ist aber fast nichts mehr davon nachzuweisen. Von seinen noch vorhandenen Gemälden ist das bedeutendste die Madonna im Rosenhag in St. Martin zu Kolmar vom Jahre 1473. Der Name deutet schon den Schauplatz an. Die Madonna sitzt vor einer von Vögeln belebten Rosenhecke, durch welche der Goldgrund durchschimmert. In ihrem Antlitz wie in der Haltung des Kindes, das seine Rechte um ihren Nacken legt, prägt sich bereits der offene Sinn für zartere Empfindung aus, doch vermag er das Eckige und teilweise Harte der Formen noch nicht zu überwinden. Ungleich milder in der Persönlichkeit runder und weicher in den Formen ist Mariä Verkündigung, von wahrhaft frommer Stimmung erfüllt die Geburt Christi (Berliner Galerie). Seine große Bedeutung erlangt Schongauer aber erst durch den durch ihn herbeigeführten Aufschwung des Kupferstichs. Es sind von ihm 115 Blätter vorhanden. In der technischen Ausführung unterscheidet sich Schongauer weniger von seinem berühmten Vorgänger, dem Meister E. S., als in der richtigeren Zeichnung, in der feineren Kennzeichnung und dem tieferen Ausdruck. Den besten Einblick in diese Kunstentfaltung geben die zwölf Blätter seiner Passion.

Phot. Friedr. Hoefle, Augsburg.

Hans Holbein der Ältere (1460—1524). Kreuzigung Petri. Augsburger Galerie.

Hans Memling

Lebte um 1440–1494

Mariä Verkündigung

Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Hans Burgkmair (1473—1531). Johannes auf Patmos. Alte Pinakothek, München.

Einzug in Jerusalem.

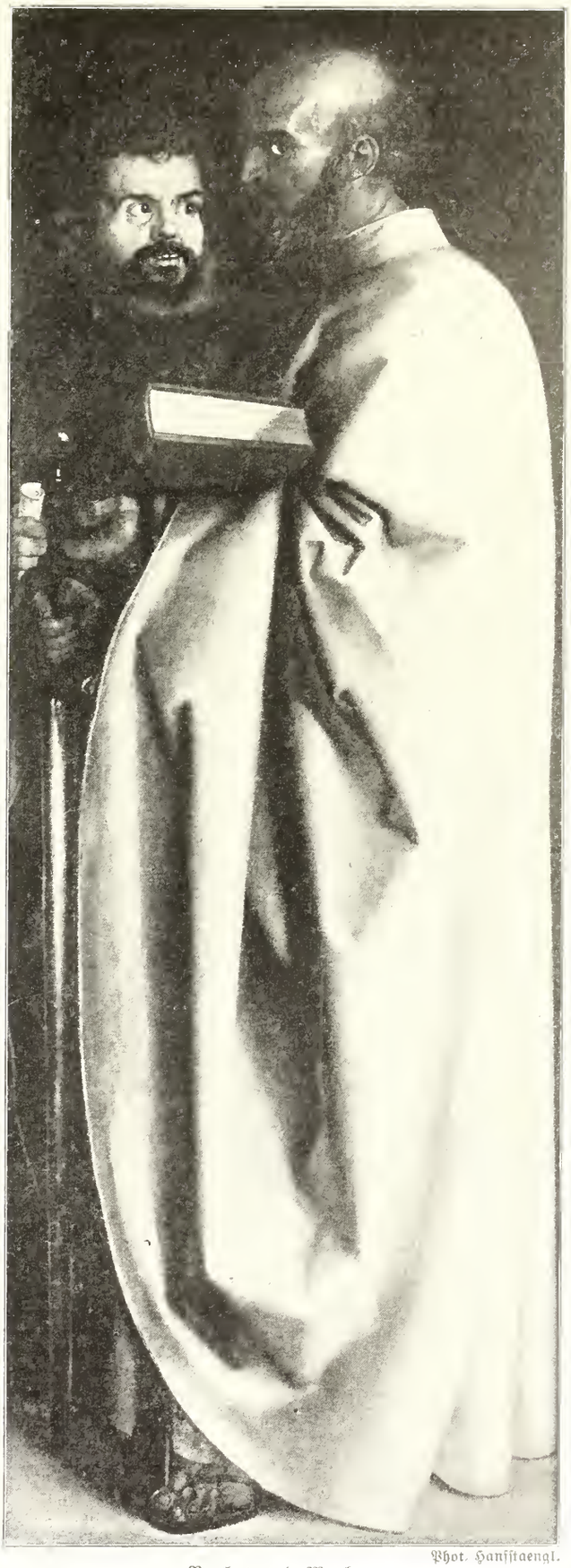
Vertreibung der Verkäufer aus dem Tempel.

Jesus in Gethsemane.

Jesus erscheint Maria Magdalena.

Albrecht Dürer (1471—1528). Aus der kleinen Holzschnitt-Passion.

Johannes und Petrus.



Phot. Hanfstaengl.

Paulus und Markus.

Albrecht Dürer. Die vier Apostel. Alte Pinakothek, München.

Die Blütezeit.

Die Landschaften Schwaben und Franken bewahren sich auch im Reformationszeitalter den Ruhm der lebhaftesten Kunstpflege. Die Städte Augsburg, Nürnberg und Ulm treten besonders hervor, ihnen schließt sich Basel an. Augsburg wetteiferte mit Nürnberg in politischer Macht, im Reichtum der Kaufmannschaft, in der Teilnahme an den neuen geistigen Strömungen. Von den zahlreichen Künstlern, die damals in Augsburg wirkten, hat sich ein lebendiges Bild aber nur von Hans Holbein (1460—1524) und Hans Burgkmair (1473—1531) erhalten. Beide entfalteten eine reiche Tätigkeit und schufen im Katharinenkloster zu Augsburg ihre ersten hervorragenden Gemälde. Bei Burgkmair ist der Sinn für landschaftliche Hintergründe mehr entwickelt, ebenso die größere Freude an dem Reichtum der äußeren Erscheinungswelt, während bei Holbein eine schärfere Ausdrucksweise und eine dramatische Auffassung der Ereignisse sich geltend macht.

In Nürnberg blühte gleichzeitig die Bildnerei. Die Meister Adam Krafft, Veit Stoß, Peter Vischer (siehe Seite 20, 21) genossen Weltruhm. Zu diesen trat noch Albrecht Dürer, der sich zu dem vielleicht bedeutendsten Künstler deutscher Lande entwickeln sollte. Sein Schaffen und besonders seine Bedeutung für die Reformation ist schon eingehend (Textseite 175) gewürdigt worden, doch werden uns einige Streiflichter auf seinen Werdegang das Verständnis für seine Größe noch mehr erschließen. Zu Dürers Zeit war der Künstler noch wie ein Handwerker angesehen. Dürers Vater war ein einfacher Goldschmied, der mit Sorge und Mühe seine achtzehn Kinder heranzog. Seinen zweiten Sohn, seinen Liebling Albrecht, ließ er in der Schule Lesen und Schreiben lernen. Das war das Maß der Bildung, das der Knabe auf den Lebensweg mitbekam. Er erlernte das Goldschmiede-, darauf aus eigenem Antrieb das Malergewerbe. Dürers ganze Seelenanlage war durchgeistigt. Ihn hungerte es schon als Knaben und dann immer mehr und mehr bis an seinen Todestag nach Wissen. Neunzehnjährig zog er auf die Wanderschaft, nicht anders als ein Handwerksgesell. Wohin er seinen Wanderstab lenkte, wissen wir nicht. Schongauers Kunst schien ihn zu locken. Da er für Baseler Drucker Zeichnungen für Holzschnitt angefertigt hat, muß er wohl dort Aufenthalt genommen haben. Auch in Venedig soll er gewesen sein.

Albrecht Dürer. Ritter, Tod und Teufel.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr, 1494, gründete Dürer seinen eigenen Hausstand. Neben dem damals in seiner Vaterstadt, namentlich von seinem früheren Lehrer Wohlgemuth schwunghaft betriebenen Gewerbe der Malerei gelang es dem auf eigenen Wegen sich bahnbrechenden, einem höheren Ziele zustrebenden Künstler nicht so leicht, sich Anerkennung zu verschaffen. Er wandte sich früh der Pflege des Holzschnittes und Kupferstiches zu, die als vervielfältigende Kunst zur Zeit der Erfindung des Buchdruckes an Stelle der Miniaturmalereien des früheren Mittelalters getreten waren. Den Holzschnitt übte er nicht selbst aus, er lieferte für seine Formschneider die Zeichnungen. Gleich einem Martin Schongauer zog Dürer diese künstlerische Ausdrucksweise den mühsam auszuführenden und Zeit raubenden Ölgemälden vor, zumal sie seiner erstaunlichen Formgewandtheit und reichen Phantasie freieren Spielraum ließ. Sein erstes größeres Werk entstand im Jahre 1498. Es waren die 15 Zeichnungen zu den großen Holzschnittblättern zur Offenbarung Johannis. Die Beschäftigung mit der Apokalypse tritt uns sowohl in der Erbauungsliteratur wie in der Kunst dieser Zeit mehrfach entgegen. Auch Burgkmair hatte ihr eine Bilderfolge gewidmet. Aber dem jungen Dürer gelingt es zum erstenmal, den fast über die Grenzen des künstlerisch Darstellbaren hinausgehenden Stoff unserer menschlichen Empfindung nahe zu bringen. Seine landschaftliche Kunst kam ihm dabei zu Hilfe. So versteht er bei der Schilderung der Herrlichkeit des geöffneten Zion (im vierten Blatt) in großartiger Weise die Landschaft zu verwerten und über dieselbe eine Sonntagsstimmung auszugießen, die fast mehr noch als die figürliche Darstellung den Beschauer ergreift. Dagegen verstärkt er das Grausen, das die vier schrecklichen Reiter des Gerichts umgibt, dadurch, daß er sie direkt aus den Wolken zur Erde niederstürmen läßt.

Auf den Boden des beschaulichen Stillebens führt uns Dürer in der aus 20 Blättern bestehenden Holzschnittfolge „Marienleben", wobei ihm auch wieder sein feines Verständnis für das Landschaftliche zustatten kommt. Wer möchte sich nicht, wenn er diese Blätter sieht, an Luthers evangelische Auffassung von dem Berufe der Frau erinnert fühlen, welcher der Künstler hier vorahnend den Weg bereitete. Erst nach mehreren Jahren kamen die Holzschnittfolgen, durch eine neue vermehrt, welche die Leiden Christi in 37 Blättern mehr im Volkstone erzählt (Kleine Passion), zur Vollendung und Ausgabe.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren für den jungen Künstler oft sehr drückend. Er war genötigt, seine geschnittenen und gestochenen Einzelblätter, worunter sich viele Marienbildchen befanden, auf den Jahrmärkten und an den Kirchentüren in den Wallfahrtsorten feilhalten zu lassen. Dürers Frau machte zu diesem Zweck oft Reisen bis nach Frankfurt. So schrieb er an seinen Freund Pirkheimer von Venedig aus, wohin er mit dessen Unterstützung gereist war, im Winter 1506: „Sagent meiner Mutter, daz sy auff das Heiltum feil los habe." Die heute so geschätzten Kunstblätter wurden damals wenig beachtet, sie traten als „Volkskunst" gegen die in Farben prangende Ölmalerei ganz zurück. Dürer schreibt darüber aus Venedig an Pirkheimer, als er sein figurenreiches großes Bild „Das Rosenkranzfest der Jungfrau Maria" für die Bartholomäuskirche fertiggestellt hatte: „Und ich habe auch alle die Maler zum Schweigen gebracht, die da sagten, im Kupferstich wäre ich gut, wüßte aber nicht mit Farben umzugehen. Jetzt spricht jedermann, sie hätten schönere Farben nie gesehen." Trotz aller Anerkennung hatte das große Werk seine Hoffnung auf Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage nicht erfüllt, er schreibt: „In der Zeit, daß ich an ihr (der Tafel des Rosenkranzbildes) herummale, wollte ich wohl 200 Dukaten verdient haben." Dann wieder: „Ich habe an mir selbst ein graues Haar gefunden, das ist mir vor lauter Armut gewachsen und darüber, daß ich mich so abrackere." Kurz vor seiner Rückkehr schreibt er: „Ich bin in zehn Tagen fertig hier. Darnach werde ich nach Bologna reisen wegen der geheimnisvollen Kunst der Perspektive, die mich einer lehren will. Da werde ich in etwa 8—10 Tagen so weit sein, daß ich wieder nach Venedig reisen kann. Danach will ich bei der nächsten Gelegenheit heimfahren. Oh, wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer!" Die prachtvolle Farbenkunst Venedigs hatte auf Dürer einen solchen Eindruck gemacht, daß er sie nach seiner Rückkehr weiter pflegte. Und da ihm Gelegenheit gegeben wurde, sich hervorzutun, entstanden seine Bilder: Die heilige Dreifaltigkeit und Die Marter der Zehntausend, die in vieler Beziehung seine geklärtesten sind. Vielleicht hätte er schließlich eine ganz große Kunst aus seinem nordischen Formengefühl, dem eigenen Geistesgepräge und dem fremden Farbensinn zusammengeschweißt: Dem Genie ist alles möglich. Aber es sollte nicht dazu kommen. Der äußere Erfolg seiner malerischen Tätigkeit entsprach nicht seinen Erwartungen, er kehrte wieder zum Grabstichel und zu den Versuchen zurück, die Kupferstichkunst zur höheren Vollkommenheit zu erheben. Aus dieser Zeit stammen die wunderbaren Blätter „Ritter Tod und Teufel", „Hieronymus", „Melancholie", die von der Richtung seiner Phantasie auf das Tiefsinnige, Gedankenreiche Zeugnis ablegen.

Hatte sich Dürer bis dahin keiner vornehmen Gönnerschaft erfreut, so sollte sich das ändern, als er im Jahre 1512 zu Kaiser Maximilian in nähere Beziehung trat, der sich mit vielen künstlerischen Unternehmungen beschäftigte. Dürer mußte zwar hier in eine Reihe mit vielen anderen Künstlern treten, doch in einem Falle empfing er einen Auftrag, der so vollkommen seiner Natur entsprach, daß man annehmen kann, er selbst habe die Anregung dazu gegeben. Kaiser Maximilian hatte ein für seinen

(Fortsetzung S. 46.)

Albrecht Dürer. Die heilige Dreifaltigkeit. Wien.

persönlichen Gebrauch bestimmtes Gebetbuch verfassen und auf Pergament drucken lassen. Das Buch wurde von mehreren Künstlern mit Randzeichnungen geschmückt, doch fiel der Hauptanteil Dürer zu.

Nach Maximilians Tode mußte Dürer daran denken, die von dem Kaiser ihm bewilligten Gnadengelder auch von dessen Nachfolger bestätigt zu erhalten. Da Kaiser Karl V. in den Niederlanden weilte, so machte sich Dürer mit Weib und Magd und einem stattlichen Vorrat seiner Kunstblätter im Juli 1520 auf den Weg nach den Niederlanden. Das Reisetagebuch Dürers ist noch erhalten.

Als er nach einem Jahre heimkehrte, fand er bereits die Vaterstadt und die Freunde von der Reformationsbewegung tief ergriffen. Schon in den Niederlanden hatte ihn die falsche Nachricht von Luthers Tod mächtig aufgeregt. Als echter Künstler faßte er sein Glaubensbekenntnis in einer künstlerischen Schöpfung zusammen. Er verehrte dem Rate Nürnbergs 1526 eine Doppeltafel, auf welcher er die Apostel Johannes mit Petrus und Paulus mit Markus gemalt hatte. „Johannes und Paulus sind die Hauptgestalten. Während Johannes (im roten Mantel) sinnend in das geöffnete Buch blickt, das er in den Händen hält, hat Paulus (im weißen Gewande) das Buch geschlossen, faßt mit starker Hand das Schwert und blickt zornmutig aus dem Bilde heraus. Prüfen der Wahrheit und ihre mannhafte Verteidigung — daraufhin sind offenbar der Charakter und die Züge der Apostel gerichtet; aus diesen Grundgedanken hat Dürer die beiden Hauptgestalten geschaffen. In Bibelstellen, welche Dürer eigenhändig unter die Gestalten auf die Tafel geschrieben, sprach er seine Absicht noch deutlicher aus." (Siehe Textseite 175.)

Dürers Fruchtbarkeit ist gewaltig groß. Von seinen Tafelbildern abgesehen, zählt das Verzeichnis seiner Werke 194 Kupferstiche, über 197 Holzschnitte und mehrere hundert Zeichnungen auf. Dürer starb 1528 am 6. April, nachdem er schon längere Zeit von Krankheit heimgesucht worden war.

In dem künstlerischen Wirken des Lukas Cranach des Älteren (1472 bis 1553) muß auf die Bildnisse das Hauptgewicht gelegt werden. Meister Lukas dankt seine große Volkstümlichkeit den freundschaftlichen Beziehungen zu den Reformatoren. Seine besten Bilder sind in seiner Frühzeit zu suchen. Manche, wie „Ruhe auf der Flucht" zeigen Schönheiten sowohl in der poetischen Auffassung, wie in Zeichnung und Kolorit, wie man sie dem Künstler nach der landläufigen Vorstellung gar nicht zutrauen würde.

Völlig unabhängig von Nürnberg, mit Augsburg nur durch Abstammung und Jugenderziehung lose verbunden, tritt uns der letzte große Maler der Reformationsperiode in Hans Holbein dem Jüngeren (siehe Seite 49) entgegen.

Dürers und Holbeins Glanz verdunkelte fast alle gleichzeitigen Malergestalten und ihr Einfluß, namentlich der Dürers, drang bis in die entferntesten Kreise. Wie er in Westfalen an Aldegreever einen eifrigen Verehrer gefunden hatte, so gewann er auch auf schwäbisch-alemannischem Boden in Hans Baldung, genannt Grien, einen hervorragenden Anhänger. Dessen Hauptwerk ist der aus 11 Tafeln bestehende Hochaltar in Freiburg in Baden. In Baldungs Natur tritt uns ein neuer, von Dürer unabhängiger Zug entgegen, er strebt eine eigentümliche Koloritwirkung an. Aus gutem Grunde gaben ihm seine Freunde von seiner Lieblingsfarbe den Beinamen Grien oder Grienhans.

Albrecht Dürer. Die Weisen aus dem Morgenlande. Florenz.

Die altdeutsche Malerei entwuchs, wie in Dürers Werdegang schon hervorgehoben, handwerksmäßiger Tätigkeit. Die sich hieraus ergebende schulmäßige Entwicklung trug das Technische von Generation zu Generation, steigerte die Ausdrucksfähigkeit der Linie zu einem bis dahin unbekannten Grade und erreichte in der seelischen Tiefe des Dürerschen Gefühls und der scharfen Holbeinschen Beobachtung einzigartige Gipfelpunkte. Der leuchtende Wirklichkeitssinn der beiden van Eycks und die seelische Kraft des Meisters von Flémalle regen die lernende Aufmerksamkeit der deutschen Maler an, die von nun an in heißen Kämpfen zwischen Wirklichkeit und Vorstellung stand. Am stärksten wurde dieses Ringen in Albrecht Dürer, der schon dem Humanismus sich zuwandte, aber den gotischen Menschen in sich nicht überwinden konnte. Es ist nun eine merkwürdige Fügung, daß gerade in diese Kämpfe hinein die bedeutendste Schöpfung des rein gotischen Menschen fällt, Meister Grünewalds Isenheimer Altar!

„Dunkel, wie sein Schicksal, war das Wissen der Deutschen um sein Werk. Von seinem äußeren Leben ist infolge der Vergessenheit, der sein

(Fortsetzung S. 51)

Phot. Hanfstaengl.

Lukas Cranach der Ältere (1472—1553). Ruhe auf der Flucht. Berlin.

Phot. Franz Hanfstangl.

Hans Holbein der Jüngere (1497—1543). Die Madonna der Familie des Bürgermeisters Meyer.
(Großherzogliches Schloß zu Darmstadt.)

Der Tod und der Papſt.

Hans Holbein d. J. Die Verſpottung. Aus der Paſſion, Tuſchzeichnung (Vorlagen für Glasmalerei). Muſeum Baſel.
Links und rechts vier Blätter aus dem Totentanz.

Der Tod und das Ehepaar.

Der Tod und der Kaiſer.

Der Tod und der Geizhals.

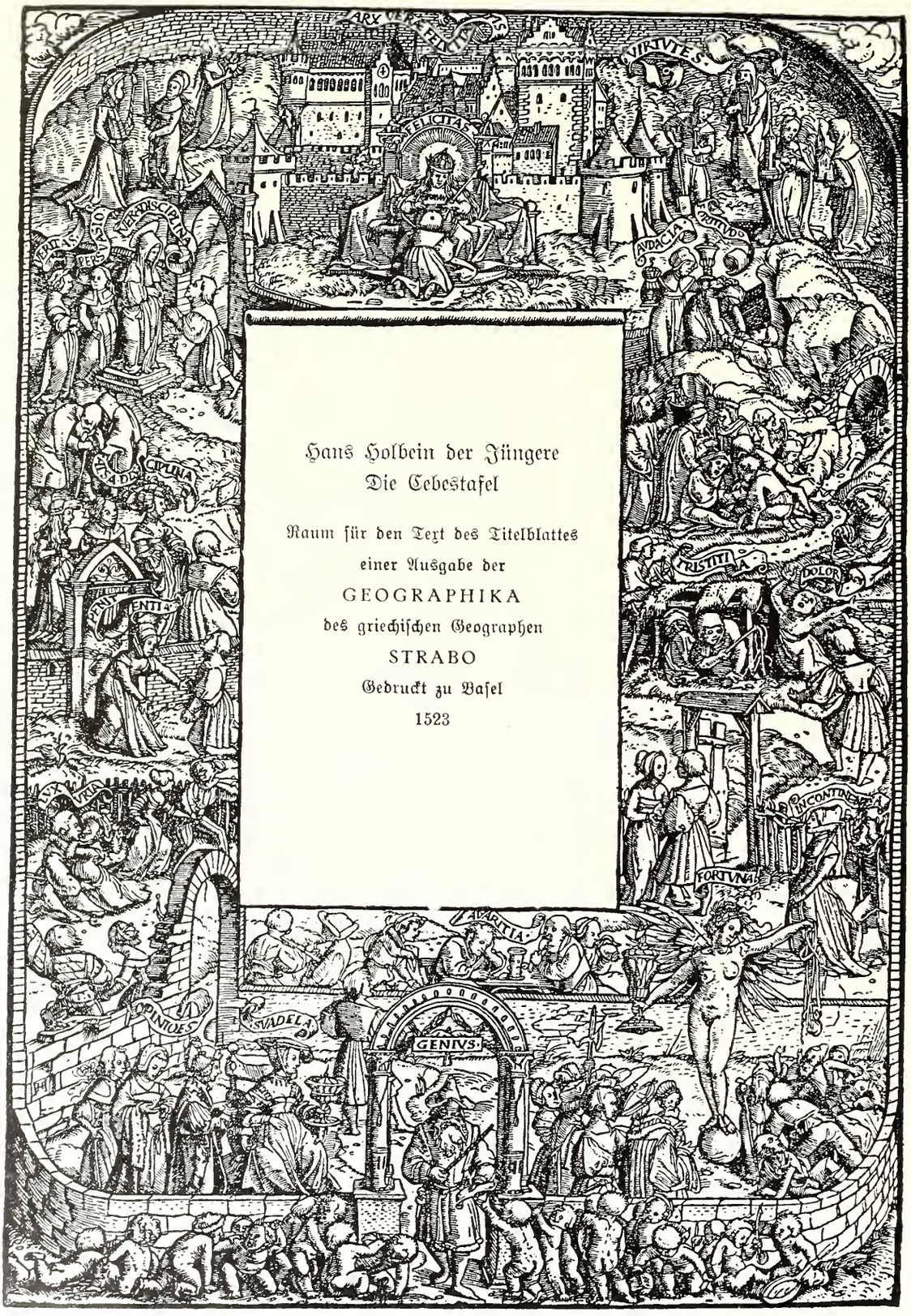
Hans Holbein der Jüngere 1497—1543.

Hans Holbein der Jüngere, 1497 in Augsburg geboren, gewinnt für uns erſt durch ſeine Überſiedelung nach Baſel greifbare Geſtalt. Die Verbindung mit den Baſeler Druckern, durchgehends angeſehenen und tüchtigen, ſelbſt gelehrten Männern bahnten ihm den Weg zu den humaniſtiſchen Kreiſen, vor allem zu dem Fürſten der Humaniſten, zu Erasmus von Rotterdam, dem er ein Einzelwerk ſeiner Schrift „Lob der Narrheit" mit Federzeichnungen ſchmückte. Holbein gibt der unverhüllten ſtrengen Naturwahrheit freien Raum. In den Darſtellungen der Paſſion betont er ausſchließlich die lebendige Wahrheit, die dramatiſche Stimmung, die klare Auseinanderſetzung der mannigfachen Typen und ihrer Leidenſchaften." (Nach Springer.) Nach der ganzen Richtung der Holbeinſchen Phantaſie iſt es begreiflich, daß er in Baſel auch von der künſtleriſchen Bedeutung des Totentanzgedankens ergriffen wurde, und durch ihn erreichte die Darſtellung der Totentänze ihren Höhepunkt in den Holzſchnitten, die Lützelburger 1530 nach ſeinen Zeichnungen ausführte und worin die ganze Anſchauung eine neue und wahrhaft künſtleriſche Geſtalt erhielt. Während man bisher zu ſchildern geſucht hatte, wie der Tod keinen Stand und Alter verſchont, lag es Holbein vielmehr daran, zu zeigen, wie der Tod mitten hineinbricht in den Beruf und die Luſt des Erdenlebens. So ſah er vom Bild des Tanzes ab und gab geſchloſſene Szenen durchweg von erſchütternder Wirkung, ſo klein an Umfang ſie auch ausgeführt ſind. Auch er hielt ſich hinſichtlich der Reihenfolge genau an die Baſeler Gemälde. Auch bei ihm tritt, wie bei allen übrigen regelmäßig ein Kreis von 24 Perſonen auf, nämlich der Papſt („Bobiſt"), der Kaiſer und die Kaiſerin, der König, der Kardinal, der Patriarch, der Erzbiſchof, der Biſchof, der Herzog, der Graf, der Abt, der Kaufmann, der Koch, der Bettler, der Bauer, das Kind und endlich die Mutter.

Hans Holbein d. J. „Jeſus bricht unter dem Kreuz zuſammen." Holzſchnitt (einziges Blatt), im Muſeum zu Baſel.

Zur Zeit der humaniſtiſchen Bewegung, die alles aufgriff, was von der alten Welt Kunde geben konnte, widmeten ſich die Baſeler Drucker, die damals gleichzeitig auch Verleger waren, eifrig der Herausgabe griechiſcher und römiſcher Schriftſteller in der Urſprache. Der Buchſchmuck beſtand zu jener Zeit aus Titelblättern, Randleiſten und Anfangsbuchſtaben. Den Ruf, den die Baſeler Drucker durch die Ausſtattung ihrer Ausgaben erlangten, verdankten ſie vor allem Holbein, denn vor ſeinem Auftreten waren ihnen die Augsburger und Ulmer Drucker weit voraus. Nun dürfen wir uns den jungen, eben zwanzigjährigen Maler Holbein nicht als Gelehrten vorſtellen, der, wenn er zu einem griechiſchen oder lateiniſchen Buch ein Titelblatt zeichnen ſollte, ſich hinſetzte und dieſes Buch las, ſich Gedanken darüber machte und ihnen dann Bildform gab. Er konnte deutſch leſen und ſchreiben, das war zu jener Zeit für einen Maler ſchon ein nicht geringes Maß von Bildung. So mußte er ſich von den Herausgebern Winke erteilen laſſen, was wohl bei der Illuſtrierung darzuſtellen wäre. Bei dieſer Zuſammenarbeit iſt es bewunderungswert, wie

Holbein deren Gedanken zu lebendigen Bildern zu formen vermochte. Die bedeutendste dieser Schöpfungen ist die Cebesallegorie zu einem Titelblatt einer Ausgabe der Geographika des Strabo. Eigenartig schon ist der Grundgedanke, das Titelblatt eines geographischen Werkes mit



Hans Holbein der Jüngere
Die Cebestafel

Raum für den Text des Titelblattes
einer Ausgabe der
GEOGRAPHIKA
des griechischen Geographen
STRABO
Gedruckt zu Basel
1523

einer Darstellung zu verbinden, die das menschliche Leben als eine Reise auffaßt und an Hand der Erzählung des griechischen Philosophen Cebes schildert, wie der Mensch vom Genius ins Leben eingeführt, durch Anfechtungen und Verirrungen über Reue und Besinnung zur Tugend und Glückseligkeit gelangen kann. Meisterhaft ist die Anordnung, und mit genialer Ausnutzung des Raumes sind die verschiedenen Punkte, über die der Weg dabei führt, auf der rahmenförmigen Bildfläche verteilt, sodaß die Zerschneidung des Ganzen durch die Schrifttafel in keiner Weise störend wirkt. „Während Holbein sonst nur im Auftrag eines Verlegers für den Holzschnitt zeichnete, hat er einmal ganz frei ein Blatt geschaffen, das nicht für einen bestimmten Zweck bestimmt war. Es ist jene ergreifende Darstellung des einsam in öder Landschaft unter dem Kreuz zusammenbrechenden Heilandes, die vielleicht die menschlich tiefste Fassung dieses Gegenstandes ist." An der raschen Verbreitung der Reformation hatten die Baseler Verleger nicht geringen Anteil und Holbein war es wieder, der die Ausgaben mit Titelblättern, Randleisten und Anfangsbuchstaben schmückt. Der ernste Zug in seiner Phantasie spiegelt sich auch in seinen Madonnenbildern wieder und verleiht ihnen eine würdevolle Hoheit. Seiner Kunst verdanken wir das herrliche Bild, die Madonna des Bürgermeisters Meyer. (Siehe Textseite 177.) Später trat Holbein in die Dienste König Heinrichs VIII. von England, dort war er vorwiegend als Bildnismaler tätig. Im Oktober 1543 wurde er in London von der Pest hinweggerafft.

(Fortsetzung von Seite 46): Werk nach Entstehung bald verfiel, und wegen seiner sehr häufigen Aufenthalte in Klöstern und Abteien wenig bekannt. Er stammte aus der oberrheinischen Tiefebene, arbeitete Ende des 15. Jahrhunderts in Straßburg und Basel, war dann mit Baldung Grien, seinem einzigen späteren Schüler, in der Werkstatt Dürers tätig und soll nach vielen an Bitterkeiten reichen, an Anerkennung armen einsamen Wanderjahren um 1590 als Maler des Erzbischofs von Mainz gestorben sein.

Phot. Kunstgewerbemuseum, Köln.

Hans Baldung genannt Grien (1475—1545). Taufe Christi.

Meister Grünewald ist ein Eigener, der Einfluß Italiens und Dürers blieb ohne nachhaltigen Eindruck. Er gab seine, die Grünewaldsche Kunst, die trotz Baldung Grien und der Donauschule mit ihm erlosch. In ihm wurde einer jener scheinbar unmöglichen Widersprüche, aus denen nur das Erhabenste Gestalt gewinnt, zur Wahrheit: Die Gotik als die Weltanschauung der abstrakten, rein gedachten Linie und Unsinnlichkeit gelangt durch das sinnenfroheste Element der Kunst, die Farbe (und allein durch sie) zu ihrer Vollendung. Selbst die Grünewald schon bekannte Perspektive wird ihm zum farbigen Problem. Seine überragende Bedeutung liegt in der Wucht des Ausdrucks, der dem Willen, Übersinnlichstes durch das Sinnlichste überzeugend zu gestalten, entsprang.

Der erste Eindruck vor dem Isenheimer Altar ist unvergeßlich: Vor dem düstergrünen Hintergrund einer Gebirgsnacht hebt sich das Kreuz mit dem gelben, fast blutleeren gemarterten Körper des Heilandes in die sternlose Finsternis. Das Haupt hängt wie eine welke Blüte zur Seite. Die ausgespreizten Finger krallen sich in das uferlose Dunkel. Unter dem Kreuze die Büßerin Magdalena mit zu ihm hingefalteten Händen, daneben die Mutter Maria, die Augen schmerzverschlossen, mit dem erschütternden Ausdruck der von sich gestreckten Hände. Ihr zur Seite der Jünger Johannes, der die Umsinkende hält. Zur Linken deutet der Täufer auf den Gekreuzigten: „Der dort muß wachsen, ich aber abnehmen". Wird der Schrein geöffnet, blüht uns jubelndes Dasein entgegen: Mariä Verkündigung, die Geburt des Kindes und endlich die Auferstehung des Herrn, der in einem glühenden Lichtkreis auffährt zum Himmel.

Meister Grünewalds Bilder zeigen eine seltsame Verschmelzung von katholischer Verzückung und protestantischer Verstandesklarheit, geeint mit unerbittlichem Sinn für jegliche Wirklichkeit. Im Werke dieses Meisters findet die deutsche Seele in vielfältiger Spiegelung den reinsten Ausdruck ihres Wesens, vor ihm fallen die Schranken trennender Jahrhunderte. In klösterlicher Stille schlummerte sein unverstandenes Werk aus großer Zeit einem größeren Opfertag entgegen." (Hans Sturm.)

Matthias Grünewald (um 1540—1590). Kreuztragung. Karlsruhe.

Matthias Grünewald

Lebte um 1540–1590

Auferstehung

Teilbild aus dem Isenheimer Altar

Peter Paul Rubens (1577—1640).
„Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen.“ Off. Joh. 12, 9.

Die niederländische Malerei im 17. Jahrhundert.

In der Folgezeit sank die deutsche Kunst durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg, der auf lange hinaus die Blüte des Landes untergrub, von ihrer Höhe herab. Die Deutschen verlieren im 17. Jahrhundert die Führerschaft und müssen sie an ihre niederdeutsche Verwandtschaft, die Niederländer, abgeben. Dem calvinistischen Holland war es im Jahre 1609 gelungen, mit Spanien einen Waffenstillstand abzuschließen, der ihm die politische und religiöse Unabhängigkeit zusicherte. Es war ein freiheitstolzes Geschlecht, das dort ein mehr als ein Menschenalter dauernder Kampf großgezogen hatte. Charaktere von trotziger Energie, denen der calvinistische Vorherbestimmungsglaube ihr eigentümliches Gepräge gab. Dem entsprach auch die Kunst, die in diesem Volke nach Herstellung des Friedens nun mit einem Male wunderbar erblühte, die religiöse Malerei hatte ihren Boden in der Bibel. Luthers Bibelübersetzung wurde wie ins Niederdeutsche, so auch ins Holländische übersetzt, und aus ihr haben die holländischen Protestanten, zumal in den schweren Tagen der Verfolgung, Kraft und Trost geschöpft. Durchaus eigentümlich entwickelt sich aber bei den Holländern die künstlerische Formengebung; das calvinistische Christentum, das seine Kirchen grundsätzlich schmucklos haben wollte, hatte kein Bedürfnis nach monumentalen Schöpfungen, wie sie in den mittelalterlichen Kirchen entstanden waren und in dem katholischen Flandern jenseits der Schelde und des Rheins soeben wieder aus der Meisterhand eines Rubens und van Dyck hervorgingen. Hatten diese bei der Gestaltung der heiligen Geschichte ihr Ziel vornehmlich in der Befriedigung ihres Schönheitsdurstes gesucht, so legten die holländischen Maler mehr Wert auf den seelischen und sittlichen Gehalt. Damit war für die Entwickelung einer gesunden protestantischen Kunst die Grundlage geschaffen. Der Bahnbrecher einer echten protestantischen Kunst ist Rembrandt van Rijn (geboren in Leiden, gestorben in Amsterdam 1669).

Anton van Dyck (1599—1641). Dornenkrönung.

Der Gegensatz zwischen katholischer und protestantischer Auffassung kommt uns am deutlichsten zum Bewußtsein, wenn wir Darstellungen

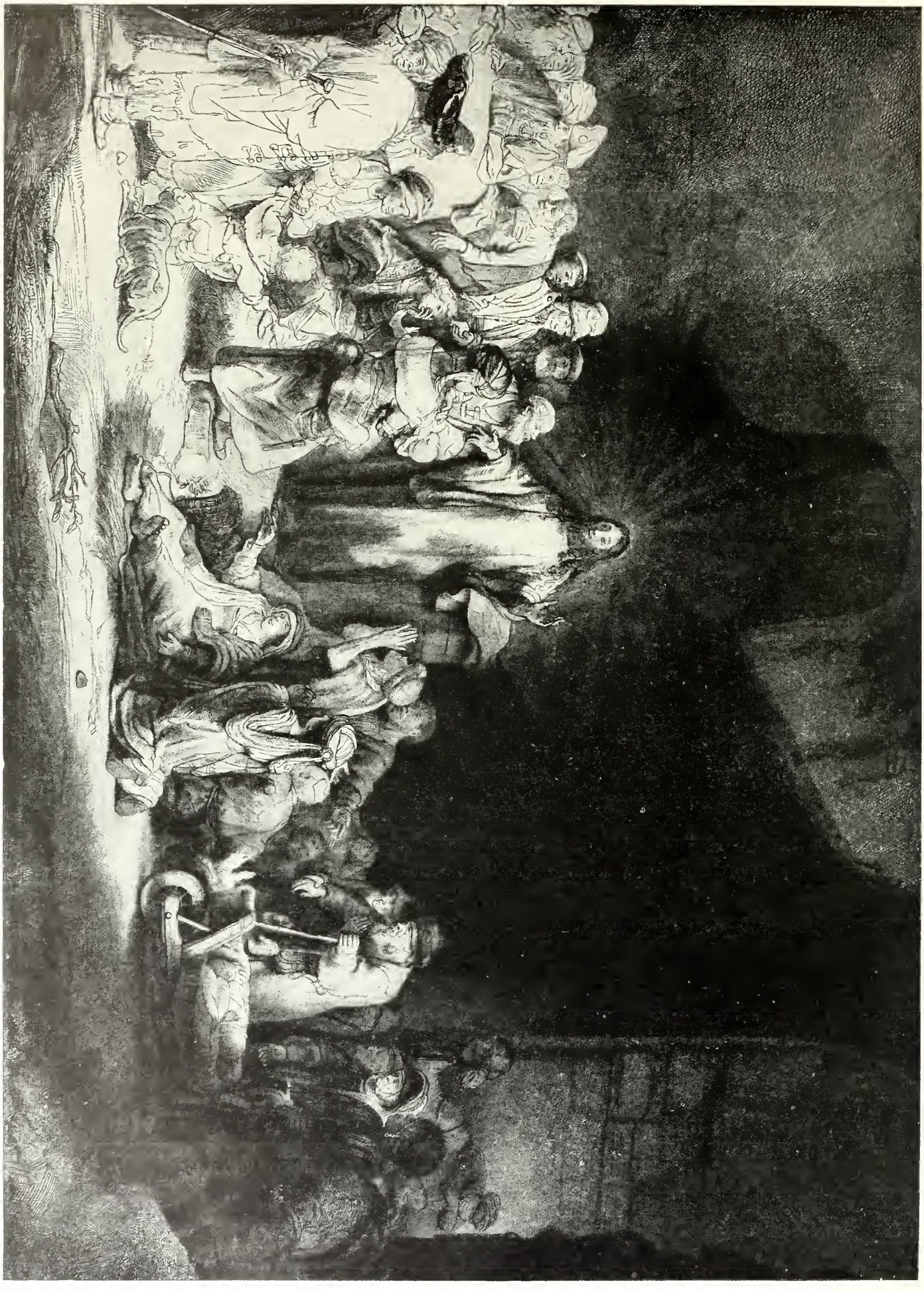
beider Anschauungen auf uns wirken lassen und die Eindrücke miteinander vergleichen. Auf dem Bilde „Dornenkrönung" kann uns van Dyck mit der dargestellten wohlgepflegten Athletengestalt nicht unsere Vorstellung verkörpern, die uns die Worte des Evangeliums von der Person Jesu erwecken. Mit dem vornehmen Ritter in der glänzenden Rüstung, der mit

Rembrandt van Rijn (1606—1669). „Ich finde keine Schuld an ihm". (Joh. 9, 15).

schaufpielerischer Geziertheit die Dornenkrone auf das Haupt Jesu senkt, nicht anders, als ob ein Fürst einen vor ihm knienden Dichter mit dem Lorbeerkranz krönen wolle, kann van Dyck uns nicht einen der rohen Kriegsknechte vortäuschen, die mit Jesu ihren Spott treiben. Auch nicht mit der Gestalt des vornehmen Greises, der eine Miene und Haltung zur Schau trägt, als ob er einer erhebenden feierlichen Handlung beiwohne. Auch die drei Kriegsknechte im Vordergrunde sind trotz ihrer meisterhaften

und naturwahren Darstellung nicht vom Geist des Textes erfüllt. Der zur Linken treibt nicht seinen Spott mit dem ergebenen Dulder, sondern steht da in Faustkämpferstellung, als wolle er sich auf einen gefährlichen Gegner stürzen. Van Dyck war ein so bedeutender Künstler, daß er das Evangelium nicht mißverstanden haben kann, aber eine wahrheitsgetreue Verbildlichung der schlichten Erzählung würde mit dem äußeren Glanz und Pomp der katholischen Kirche nicht harmoniert haben, darum verzichtet er darauf zur Liebe einer schönheitsschwelgenden, farbenprächtigen Bildwirkung.

Wie anders ist's dagegen bei dem Bilde Rembrandts „Jesus vor Pilatus". Selbst wenn wir eben die Worte des Evangeliums nachgelesen haben, tritt uns beim Betrachten des Bildes nichts entgegen, was uns



„Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“
Rembrandt van Rijn. (Hundertguldenblatt, Kupferstichkabinett München.)

den Eindruck der Erzählung stören könnte. Im Gegenteil, wir werden von der inneren Wahrheit der Darstellung so ergriffen, daß wir uns mitten in den Schauplatz der wild bewegten Handlung versetzt glauben und bis ins innerste Gemüt erschüttert werden. Unten drängt sich die erregte Menschenmenge. Oben hat Pilatus Jesus wieder herausgeführt. Die Juden haben ihn verklagt, er gebe sich als König aus und verführe das Volk. Jesu Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" hat er in seiner heidnischen Weltanschauung nicht deuten können, er hat darauf verständnislos entgegnet: „So bist du dennoch ein König". Aber er fand keine Schuld an ihm und trachtet, wie er ihn loslassen könne. Er will das Mitleid der Ankläger erwecken und stellt ihnen die gegeißelte und zum Hohn als König mit Dornenkrone und Purpurmantel ausstaffierte Leidensgestalt, die man nicht ernst nehmen könne, mit den spöttischen Worten vor: „Seht, da ist euer König". Aber da fallen ihn in Haß und Wut die Hohenpriester und Ältesten der Juden an, einer schlägt mit der Faust auf den Richterstuhl, von dem Pilatus erregt aufgesprungen ist, „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht, denn wer sich zum König macht, ist wider den Kaiser". Pilatus besorgt, daß man ihn beim Kaiser verklagen könne, ruft in höchster Bedrängnis: „Soll ich euern König kreuzigen?" Darauf das Geschrei der Juden: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser. Weg mit dem, kreuzige ihn!" Da gibt Pilatus nach. Und oben steht von Haß und Leidenschaft umbrandet Jesus trotz seiner Leidensgestalt in erhabener Haltung mit zum Himmel gerichteten Blicken, die um Verzeihung für seine Feinde bitten.

Eckhout (Schüler Rembrandts): Isaak segnet Jakob.
(Rijksmuseum zu Amsterdam.)

Rembrandts hochberühmte Radierung, das sogenannte Hundertguldenblatt, ist neben dem eben beschriebenen besonders geeignet von der Eigenart des Künstlers als Verbildlicher der Bibel einen Begriff zu geben. Die Herbigkeit, die Rembrandts Kunst eigen ist, finden wir auch hier. Wie wunderbar hat der Künstler das Bibelwort: „Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken," zur Darstellung gebracht! In einem dunkeln Gewölbe steht schlicht und doch göttlich hoheitsvoll Jesus. Von ihm geht alles Licht aus, das die Gruppe erleuchtet. Wie ergreifend im Halbdunkel die sich hereindrängende Menge, ihr gegenüber in voller Beleuchtung die Pharisäer. Das Elend des Volkes kümmert sie nicht, sie sind gekommen um Jesus zu sehen, dem alles Volk zuströmt. Sie reden eifrig mit spöttischen Mienen: „Was kann von Nazareth gutes kommen?"

So vielseitig auch Rembrandts künstlerische Betätigung war, so daß er auf den verschiedensten Gebieten, im Porträt, im Stillleben, im Sitten-, im Landschaftsbild, gleich Ausgezeichnetes schuf, am fruchtbarsten war er doch auf dem Gebiete der religiösen Kunst. Die ganze Folge der alt- und neutestamentlichen Geschichte wird uns in Rembrandts Gemälden und Radierungen vor Augen geführt. Sie stellen eine „Bilderbibel" dar, der bis auf den heutigen Tag kein anderer protestantischer Künstler eine an Umfang und innerem Gehalt gleichwertige Leistung an die Seite stellte. „Während die ältere deutsche Kunst, selbst Dürer nicht ausgenommen, noch im Bann der katholisch-dogmatischen Überlieferung steht, atmet Rembrandts Verbildlichung der Bibel in der Form wie im Inhalt den Geist der Lutherbibel; sie ist wie diese auf den echten, einfältigen Volkston gestimmt. Wie Luther verkündet uns Rembrandt das Bibelwort so, daß auch der Ärmste und Einfachste im Volke es verstehen und daran teil haben kann und empfindet: Hier ist nicht Menschenwort, hier ist Gotteswort!"

Die neue Zeit.

Als der Dreißigjährige Krieg ausgetobt hatte, war der Wohlstand des Landes vernichtet, die Bewohnerzahl um mehr als die Hälfte verringert, ganze Gebietsstrecken lagen wüst. Das Volk selbst war in der Kriegsnot entartet, das geistige Leben war ertötet, alles ging unter im Kampf um die notwendigsten Erfordernisse des Daseins. Das Kaisertum war zu einer leeren Form geworden. Die vielen kleinen Fürsten benutzten das im westfälischen Frieden erhaltene Bündnisrecht, um sich mit andern Staaten zu verbinden und gegen Bezahlung an deren Streitigkeiten teilzunehmen. Die Folge war, daß die europäischen Kriege der folgenden Zeit zum guten Teil auf deutschem Boden ausgefochten wurden. König Ludwig XIV. konnte sich in dieser traurigen Zeit ein Stück deutschen Landes nach dem andern aneignen, im September 1681 nahm er auch Straßburg weg. Mit der politischen Vorherrschaft Frankreichs verband sich eine so unbedingte Herrschaft der französischen Sprache, Bildung und Sitte, daß selbst die kleinsten katholischen und protestantischen Höfe Deutschlands keinen höheren Ehrgeiz kannten, als das von dem „Sonnenkönig" Ludwig XIV. gegebene Vorbild möglichst getreu nachzuahmen. Die geistige Vorherrschaft Frankreichs reichte bis tief in das 18. Jahrhundert hinein und beeinflußte auch die Kunstanschauungen in vollem Maße. Bedeutende Meister mit ausgesprochener Eigenart konnte eine solche Zeit in Deutschland nicht hervorbringen.

Als der deutsche Geist in der Poesie wie in der Kunst wieder neu erwachte, nahm er keineswegs den bei Dürer und Holbein abgerissenen Faden wieder auf, geschweige, daß es ihm möglich gewesen wäre, sich an der Genialität des zeitlich näher gelegenen Rembrandt selbst wieder zu finden. Er knüpft an das Altertum und die dem Mittelalter noch nahestehende Kunst der italienischen Frührenaissance an. Rom wurde das Ziel, wohin die jungen deutschen Künstler pilgerten. Diese neue Richtung, den Neuklassizismus, eröffnete A. R. Mengs, gest. 1764 in Rom. Er suchte die Schönheit der Kunst des Altertums, und die Raffaels, Tizians und Corregios zu verschmelzen. Aber es bleibt bei ihm alles kühl, verstandesgemäß, es fehlt seinen Bildern die seelische Begeisterung. Sein größtes Werk ist das die Himmelfahrt Christi darstellende Hochaltarbild in der katholischen Hofkirche zu Dresden. Ähnliches finden wir bei Carstens, gest. 1798 in Rom. Auch er sieht in der ruhigen Heiterkeit und Harmonie der griechischen Linienführung das Schönste und Nachahmenswerteste, was die Kunst geschaffen hat. Die Dichtung, besonders die griechische, regt ihn an und gibt ihm die Stoffe zu seinen Schöpfungen, die in der Hauptsache in Zeichnungen, in Kartons bestehen, darunter auch der „Sturz der Engel". Carstens blieb zunächst in Deutschland wenig beachtet, doch bereitete er den Boden des Romantizismus und der Kartonkunst vor. Von den romantischen Dichtern beeinflußt, ließen sich junge Maler 1810 in Rom nieder und traten — unter ihnen auch Friedrich Overbeck, Schadow — zum Katholizismus über und richteten sich im Kloster S. Isidoro ein, weshalb sie anfangs spöttisch „Klosterbrüder" oder „Nazarener" genannt wurden, eine Benennung, die später aber zu Ehren gelangte. Auch Peter Cornelius gehörte jenem Kreise an. Cornelius war von Haus aus Katholik; dennoch gab er auf das Verlangen der Freunde in einer Darstellung des jüngsten Gerichts Luther einen Platz in der Hölle zuzuweisen, die Antwort: „Ja, aber mit der Bibel in der Hand, daß die Teufel vor ihm zittern."

Peter von Cornelius, das Haupt der national-romantischen Gruppe, begründete die Münchener Schule. In der Ludwigskirche zu München befinden sich seine Wandgemälde: Schöpfung, Geburt und Tod Christi, sowie das Jüngste Gericht. Bedeutender sind seine Kartons für den von Friedrich Wilhelm IV. geplanten Kamposanto am Dom in Berlin, unter denen die Apokalyptischen Reiter besonders bewundert wurden.

Während Overbeck und Veit, deren Richtung später Steinle, Schnorr v. Carolsfeld, Führich nahestanden, im Wesentlichen in einer feinen, aber von Nachempfindung älterer Frömmigkeit nicht ganz freien, vorzugsweise katholisierenden religiösen Kunstauffassung stehen blieben, befreite sich Cornelius zu einer kraftvoll persönlichen Art, die aber leider bei geistiger Tiefe dem philosophischen Zuge der Zeit entsprechend, von Naturwahrheit allzusehr absah, um einen ihrer inneren Größe entsprechenden künstlerischen Wert erlangen zu können.

Die mehr oder minder seinem Beispiel folgenden Künstler, wie der durch seine Bibelillustrationen bekanntgewordene Schnorr von Carolsfeld, dann Schraudolf, Heß (siehe Textbild S. 17), Veit (siehe Textbild S. 29), schwenkten meist zu jener Kunstart ab, die als Illustration zur Geschichte oder Dichtung gelten will und dabei zur Darstellung geschichtsloser, weder zeitlich noch örtlich bedingter Menschen gelangt. Die Kartonzeichnerei erlangte ihren Höhepunkt, sodaß die Malerei ihrer Hauptkraft, der farbigen Wirkung, absichtlich entkleidet wurde. Diese strebt unter Wilhelm von Schadows Leitung erst die Düsseldorfer Schule wieder an, der auch Bendemann und Lessing angehörten. Johann Schraudolf (1808—1879) schmückte den Dom zu Speyer mit biblischen Fresken, Karl Friedrich Lessing (1808 bis 1880) widmete sich vornehmlich der Darstellung protestantischer Stoffe (siehe Textbilder S. 63, 79, 115, 123). Ein Großneffe des Dichters, besaß er etwas von dessen stolzem Kampfesmut, von dessen ritterlicher Parteinahme für die Unterdrückten. So stellte er das leidensreiche Leben des Vorläufers der Reformation Hus in mehreren Bildern dar. Seine Bilder

(Fortsetzung S. 64)

Die büßende Magdalena.

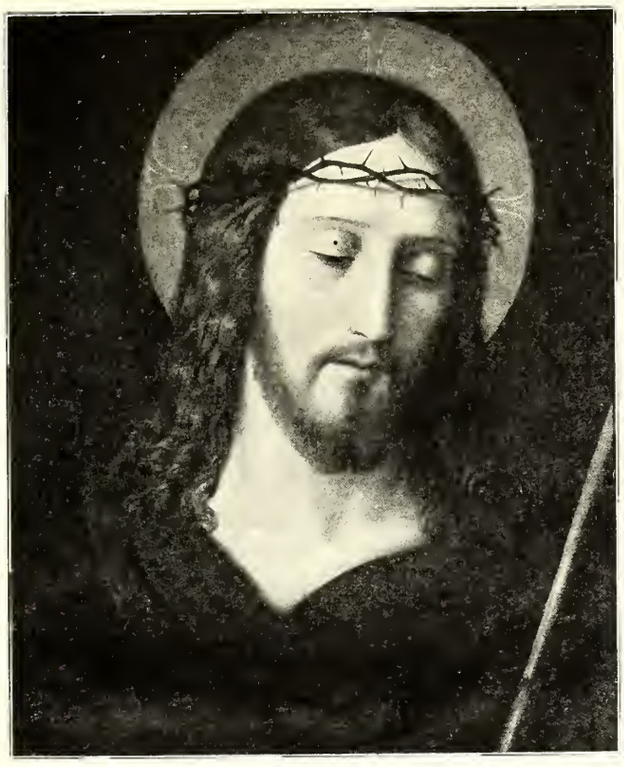
Phot. F. O. Brockmanns Nachf., Dresden.

Maria mit dem Jesusknaben und Johannes.

Anton Raphael Mengs (1728—1779).

Phot. der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Peter von Cornelius (1783—1867). Die Apokalyptischen Reiter. Kamposanto-Karton. (Museum, Berlin.)



Ecce homo.

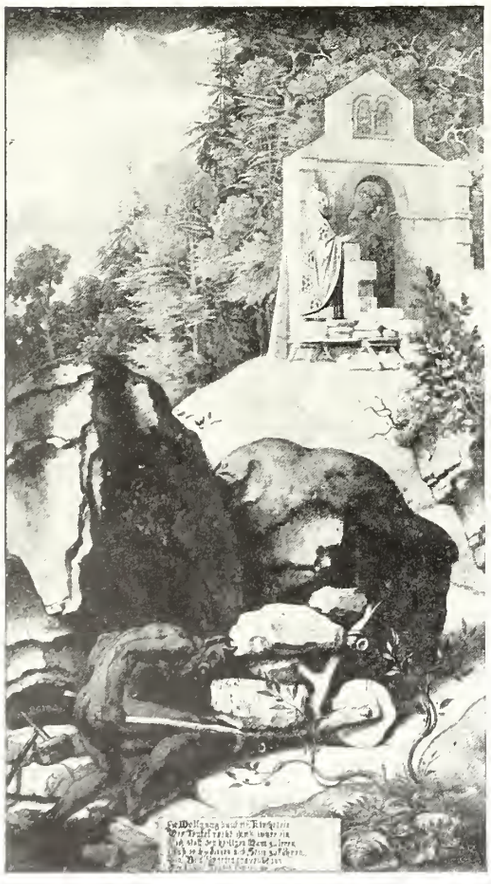
Maria und Elisabeth.

Philipp Veit (1793—1877).
Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Eduard Steinle (1810—1886). Auferweckung der Tochter des Jairus.

Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Friedrich Overbeck. 1789—1869. Auferweckung des Lazarus.



St. Wolfgang.

Phot. Hanfstaengl, München.

Die gotische Kirche.

Moritz von Schwind (1804—1871).

Joseph von Führich (1800—1876). Aus der Bilderfolge „Der verlorene Sohn“ (der verlorene Sohn geht in sich).

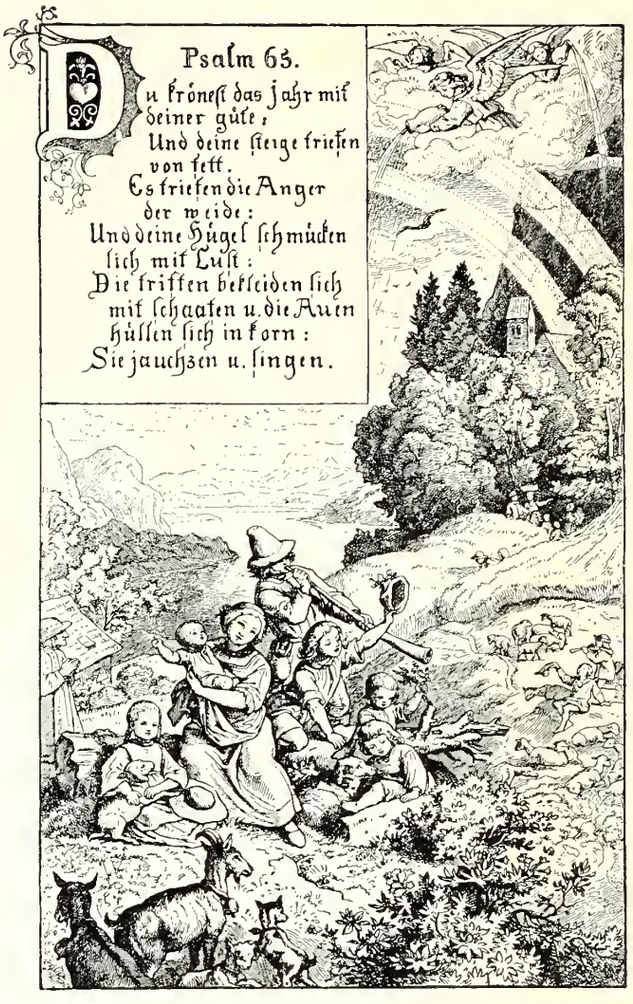
Joseph von Führich. Mariä Gang übers Gebirge.

F. W. Schadow (1789—1862). Die klugen und törichten Jungfrauen.

Guſtav Spangenberg (1828—1891). Herr, wohin gehſt du?

Schnorr von Carolsfeld (1794—1872). Das wiedergefundene Lamm.

Alfred Rethel (1816—1859). Der Tod als Freund.



erregten ungeheures Aufsehen. „In einer Zeit, in der man gewöhnt war, ein Bild nicht nach Auffassung, Zeichnung, Farbe, Beleuchtung, sondern nach dem dargestellten Gegenstande zu beurteilen, ergriff man vor den Husbildern nicht für und wider Lessings Kunst, sondern für und wider seinen Helden Partei. Der alte Kampf, der in Hus' Auftreten zum ersten Mal Gestalt angenommen, dann durch Jahrhunderte bald hell aufgelodert war, bald unter der Asche weiter gebrannt hatte, entflammte vor diesen Bildern von neuem."

Wilhelm von Schadow, welcher die in Rom katholisch gewordene Berliner Romantik an den Rhein verpflanzt hatte, wandte sich entrüstet von dem ungeratenen Sprößling des Baumes ab, den er selbst gepflanzt hatte. Der alte, einst jüdische und in Rom auch katholisch gewordene Veit, ein Enkel des Komponisten Moses Mendelssohn, legte das Direktorat am Städelschen Museum in Frankfurt nieder, weil man für dieses ein Husbild von Lessing angekauft hatte. (Nach Lübke, Haack.) In Lessings Kunst macht sich schon ein Streben zur Wirklichkeitsmalerei geltend. Er liebte den deutschen Wald und die deutschen Berge und suchte bei ihrer Darstellung in die intimsten Einzelheiten der Natur einzudringen.

Eine Gestaltung der Geschichtsmalerei zu einer mehr innerlich empfundenen Kunst bahnte in Düsseldorf Alfred Rethel an (1816—1859), dessen Bedeutung aber erst später erkannt wurde. (Siehe Textseiten 19, 24, 25, 32, 33, 51, 74, 88, 89, 189.) Offenen Auges findet er aus der Romantik bereits den Weg zu kräftiger Gegenwartsschilderung, wenn auch freilich noch in allegorischer Gestaltung, wie beispielsweise in seiner tief empfundenen Zeichnung: Der Tod als Erlöser.

Die deutsch-nationale Gruppe des Romantizismus setzte sich in Wilhelm von Kaulbach, Ludwig Richter und Moritz von Schwind fort. Kaulbach war der bedeutendste Schüler von Peter Cornelius, nicht ohne Gedankentiefe, doch herrscht bei ihm mehr das Verstandesmäßige und eine gewandtere, glattere Technik vor. Von ihm stammen die Fresken im Treppenhause des neuen Museums in Berlin. Ihr Grundgedanke ist die Entwicklung der Menschheit vom Turmbau zu Babel bis zur Reformation in sechs Bildern (siehe Textbilder S. 31 und 118). Lange Zeit galt Kaulbach als der erste deutsche Künstler. Bis in die siebziger Jahre ergab sich aus diesen verschiedenen Anregungen eine sehr lebhafte Kunsttätigkeit, welche den Vorteil hatte, die Zeitgenossen im hohen Grade zu befriedigen. Namentlich glaubte man in der monumentalen Kunst sich unmittelbar den besten Zeiten anreihen zu können. Aber gerade die Wirkung dieser Kunst hat kurze Dauer gehabt, während die fein empfundenen und dem Gemütsleben des Volkes enger sich anschließenden Kleinwerke eines

Vater unser, der du bist im Himmel.

Ludwig Richter (1803—1884).

Moritz v. Schwind und Ludwig Richter sich in voller Würdigung erhielten.

Moritz von Schwind (1804—1874) schöpft mit sonnigem Humor aus den deutschen Sagen und Legenden, wie das Bild „St. Wolfgang" zeigt. Es ist darauf dargestellt, wie St. Wolfgang den Teufel durch eine Wette überlistet. Unten auf dem Bilde hat der Künstler als Lehre aus der Legende zur Beherzigung den Vers angebracht: St. Wolfgang baut eine Kirchelein / Der Teufel reißt ihm immer ein / Doch statt den heiligen Mann zu irren / Muß er ihm dienen und Stein zuführen / Ein Bild für jeden braven Mann / Den dumme Teufel fechten an. Auf dem Bilde „Die gotische Kirche" auch „Traum Erwins von Steinbach" genannt weiß der Künstler die Stimmung des Emporgehobenseins, mit dem ein solcher Raum den Geist erfüllt, auf körperlich wirklichen Ausdruck zu bringen.

Ludwig Richter (1803 bis 1884) verklärt in seinen Holzschnitten mit dichterischem Auge auch die schlichteste Wirklichkeit. In seinem Empfinden war Richter ein echter Christ und wahrhaft erfüllt von der kindlichen Heilandsliebe, über die alle Konfessionen sich die Hand reichen dürfen. Vor seinen Bildern wird auch der evangelische Christ kaum daran denken, daß der Künstler katholisch war. In seinem Hauptwerk „Für das Haus" wollte Richter im Spiegel der Kunst zeigen, was jeder einmal erlebt hatte oder erlebte oder erleben würde. „Redlich hält das Werk dieses Versprechen. Das Kinderleben kann kaum einen liebevolleren Beobachter, die junge Liebe keinen zarteren Vertrauten, die Freuden des Hauses keinen behaglicheren Genossen, das Leid keinen teilnehmenderen Freund finden, als sie es hier gefunden haben." Der rastlos fleißige Künstler schenkte uns noch die Bilderreihen „Beschauliches und Erbauliches", „Vater Unser", „Unser täglich Brot" und viel anderes mehr.

Ludwig Richter erhielt den ersten Unterricht durch seinen Vater, den Kupferstecher Karl August Richter in Dresden, der ihn bei seinen Arbeiten für Dresdener Verleger beschäftigte. Nebenbei bildete er sich auch in der Landschaftsmalerei aus. Durch einen Irrtum wurde der Verleger Arnold in das Haus seines Vaters geführt und sah dort die Arbeiten des jungen Ludwig. Diese machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er ihm die Mittel zu einem mehrjährigen Studienaufenthalt in Rom gewährte. Was

Ludwig Richter.

Rom mit seinen Kunstschätzen und was die deutsche Künstlerkolonie, die Nazarener in S. Isidoro zu jener Zeit, für den jungen Richter bedeuteten, wird uns erst verständlich, wenn wir in Ludwig Richters Lebenserinnerungen die bezüglichen Stellen nachlesen. „In jedem Menschenleben", so heißt es dort, „treten Perioden ein, von wo aus sich, wie die Knotenpunkte an einem Pflanzenstengel, neue Entwicklungen erschließen, welche entweder die äußern Verhältnisse und Schicksale oder die innere Geistesrichtung für lange Zeit, vielleicht für das ganze Leben, bestimmen.

Eine solche Wendung meines Lebens trat z. B. ein, als der teure Arnold durch einen Irrtum zu meinem Vater geführt wurde, mir seine Neigung schenkte und mich schließlich zu weiterer künstlerischer Ausbildung nach Rom schickte, wodurch ich vor Verkümmerung gerettet wurde. Ebenso hatten die letzten Stunden des vergangenen Jahres einem schon längere Zeit empfundenen Triebe zu seiner Entfaltung verholfen, ohne daß ich mir dessen im Momemt bewußt gewesen wäre.

Der erste Sonnenstrahl, den der Neujahrsmorgen in mein Kämmerchen schickte, und das helle Glöckchen von San Isidoro, dessen Kirchlein über die Gärten in mein Fenster schaute, weckten mich aus einem tiefen Schlaf. Ich erwachte plötzlich mit dem Gefühl eines so unaussprechlichen Glücks, welches mir geworden, erfüllt mit Friede und Freude, daß ich mich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt an mein Herz hätte drücken mögen. Wie ein Blitz durchdrang mir das Bewußtsein: Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden; nun ist alles gut, nun ist mir ewig wohl!

So bedeutsam, wie das Neujahr 1825, hatte mich vorher noch keines begrüßt; denn diesmal hatte es seinen Zuruf: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden" vollständig wahr gemacht.

Hatte ich es früher in den besten Momenten doch nur bis zur Ahnung eines höchsten Wesens bringen können und in Stunden der Begeisterung zu dem gehobenen Gefühle: „Überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen", so war es jetzt geschehen, daß nicht nur fern über den Sternen, sondern nahe im eignen Herzen und Gewissen die Stimme des Vaters zu mir gesprochen hatte: „Ich bin der Herr, dein Gott, wandle vor mir und sei fromm"; und die Stimme des Menschensohnes: „Wer mich siehet.

der siehet den Vater; komm und folge mir nach!“ Wie anders, als jene Ahnung, war nun die zuversichtliche Glaubensgewißheit, die nicht nur in einzelnen Momenten sich kundgibt, sondern als ein lebendiger Born aus dem ewigen Leben und in dasselbige quellend, die Seele gesund erhält und alle Morgen neu ist. Doch empfinde ich hier lebhafter als je, wie unvermögend Worte sind, Tatsachen des inneren Lebens zur Anschauung zu bringen. Sie sollen wohl auch nichts andres, als Zeugnis ablegen, wo und wie man den Schatz gefunden hat.

Was hatte denn aber diese glückliche Umwandlung bewirkt, wie war ich so plötzlich zu diesem Glauben gekommen? Kaum wüßte ich es zu sagen; denn das Nachtgespräch mit den neuen Freunden hatte mir durchaus nichts andemonstriert; „glauben geschieht ja so wenig durch Gründe, wie schmecken und sehen“, sagt Hamann; aber den vollen Eindruck hatte ich empfangen, daß diese Freunde gefunden, was ich halb unbewußt gesucht hatte, und daß sie einfach ihres Glaubens lebten.

Eine Reihe an sich unscheinbarer Lebenseindrücke, welche in den letzten Monaten sich häuften, hatten den Boden empfänglicher gemacht, und das Samenkorn war zur rechten Zeit hingefallen. „Und als die Zeit erfüllet war“ (nicht früher und nicht später), heißt es auch im Leben des ärmsten Menschenkindes.

Für uns jüngere Maler war es stets eine Hauptfreude, von Zeit zu Zeit nach Casa Bartoldi oder nach den damals noch unvollendeten Malereien der Villa Massimi zu wallfahrten, in ersterer die Geschichte Josephs von Cornelius, Veit und Overbeck, in der andern die Bilder von Veit, Overbeck und Schnorr zu den drei großen Dichtern Italiens Dante, Ariost und Tasso zu bewundern. Es waren diese beiden Stätten gleichsam die Frühlingsgärten der neueren deutschen Kunst, in welchen sie ihre ersten duftigsten Blüten entfaltet hatte.

Vielleicht empfand man in jener Periode der Romantik die Schönheit dieser Bilder lebendiger als jetzt, wo die Richtung der Zeit und des Geschmacks eine so ganz andere geworden ist. Wir brauchten uns in diesen Geist nicht zu versetzen, wir saßen nicht nur, wir leibten und lebten darin und konnten uns Herrlicheres gar nicht denken.

Da Schnorr mit seinem heutigen Pensum bald fertig war und uns bat, so lange noch zu verweilen und ihn dann nach Hause zu begleiten, um einen neuen, noch in Arbeit stehenden Karton bei ihm anzusehen, so hatten wir Zeit, auch die andern beiden Säle mit Muße zu betrachten. Im Dantezimmer war erst die Decke fertig, das Paradies, von Veit gemalt. In der Tat, eine Reihe himmlischer Gestalten. Besonders ergreifend war mir der Ausdruck im Gesicht der Beatrice, der vor Dante

Wilhelm Kaulbach (1805–1874). Die Zerstörung Jerusalems.

schwebenden schönen Gestalt. Es lag darin ein Etwas, das vielleicht die Musik, aber kein Menschenwort auszudrücken vermag, und ich erinnerte mich stets dieses aufleuchtenden himmlischen Blickes, wenn ich die Stelle las:

„Öffne die Augen und sieh mich, wie ich bin;
Du hast geschaut Dinge, daß du mächtig geworden
bist, mein Lächeln zu ertragen!“

Dante Par. 23. G.

Im Tassozimmer war mein Lieblingsbild, die Taufe Clorindens. Am Rande eines Waldes liegt ausgestreckt am Boden die sterbende Clorinde; der Helm ist abgenommen, und das lange, blonde Haar umfließt das schöne totbleiche Gesicht. Tankred kniet vor ihr in ernster Haltung, die geliebte Feindin aus seinem Helm mit dem Taufwasser netzend. Die schwarze Rüstung des Ritters gegen den goldenen Abendhimmel macht eine eigentümlich ernste Wirkung. Die Gruppe ist so einfach rührend

hingestellt, die Landschaft und Färbung des Ganzen haben etwas so Feierliches, daß ich mich tief davon ergriffen fühlte.

Schon früher erwähnte ich, daß ich mit Wagner gemeinsam die Rückreise nach Deutschland antreten wollte, und es rückte diese Zeit, das Frühjahr, näher heran. Inzwischen hatte sich aber in und außer mir manches geändert. Ich fühlte, daß das, was ich in letzter Zeit gewonnen oder begonnen hatte, nur hier in Rom seine weitere Entwicklung finden könne, und daß ein vorschnelles Abbrechen den ganzen geistigen Erwerb gefährden müsse. Mannigfache, folgenreiche Beziehungen hatten sich angeknüpft, und durch ein tieferes Eindringen, besseres Verstehen römischer Natur wurde mein Streben für ideale oder sogenannte historische Landschaftsmalerei immer mehr gefördert und ins klare gebracht.

Freilich, wenn ich in der Abenddämmerung noch im Atelier saß und träumte, tauchten die traulichsten Bilder aus der Heimat auf, dunkle Wälder und rauschende Wasser, arme Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch sich an dunklen Nadelholzbergen hinzieht. Deutsche Natur erschien mir als ein einfaches, tiefsinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Faust, die italienische Natur wie eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht, eine Iphigenia. Die Bewunderung für den Adel der Königstochter war in mir höher und höher gestiegen, aber meine Liebe war das schlichte Bürgerkind."

Nach der Heimat zurückgekehrt, erschien ihm aber die heimatliche Natur arm und formlos, er wußte nichts mit ihr anzufangen, er verzehrte sich in Sehnsucht nach dem Süden. Da wird ihm durch einen äußeren Umstand der Sinn für den Zauber der heimatlichen Landschaft plötzlich erweckt. Das schildert er uns in folgenden tief empfundenen Worten:

„Um die Mitte meiner Meißner Lehrjahre trat ein häusliches Ereignis ein, welches auf meine weitere künstlerische Entwicklung von entscheidender Bedeutung war und welches ich hier ausführlicher erzählen will. Bisher hatte ich ausschließlich italienische Landschaften gemalt. Mein Herz war in Rom, in seiner Campagna, in dem mir so lieben Sabiner- und Albanergebirge. Das Heimweh, ich kann es nicht anders nennen, nach dieser ideal schönen und großartigen Natur steigerte sich fast zum Krankhaften, und dies vielleicht um so mehr dadurch, daß ich bei meinen beschränkten Verhältnissen gar keine Aussicht hatte, jemals diese in meiner Idee verklärten Gebiete wieder zu betreten. Die Natur in meiner nächsten Umgebung erschien mir dagegen arm nnd formlos, nnd ich wußte nichts aus ihr zu machen.

Nun hatte ich durch meinen Freund Bähr (Karl Bähr, später Professor an der Akademie) in Dresden den Auftrag zugewiesen bekommen, eine größere italienische Landschaft für einen Kunstfreund in Reval zu malen. Ich nahm zum Motiv eine Gegend an der Tiber bei Aqua Acetosa und führte das Bild binnen einigen Monaten aus. Bähr, welcher Ende August mit dem Architekten Herrmann nach Rom gehen wollte und mich gern zum Reisegefährten gehabt hätte, hatte mir zur Ermöglichung seines und auch meines innigsten Wunsches die genannte Bestellung verschafft, nnd ich fand nach genauester Berechnung der Reisekosten, daß die für das Gemälde erhaltene Summe hinreichen würde, ihn wenigstens bis nach Oberitalien zu begleiten, wo ich am Gardasee Studien zu machen gedachte.

Unverhofft war mir dieser Glücksstern aufgegangen, und ich war nur in Sorge, es könne während der zwei Monate, nach deren Verlauf wir die Reise antreten wollten, noch irgendein Hemmnis dazwischen kommen. Und ein solches trat auch wirklich ein.

Ende Juni erkrankte Auguste; sie, die weder vorher noch nachher eine Krankheit durchzumachen hatte, wurde jetzt auf ein langes und schmerzliches Krankenlager gefesselt. Es war September geworden, als meine Frau außer aller Gefahr war, und nun redete sie mir zu, die schöne Witterung wenigstens zu einer kleinen Erholungsreise zu benutzen, da an eine größere nicht mehr zu denken war. Von dem zurückgelegten Reisegeld

Phot. Hanfstaengl.

Anselm Feuerbach (1829—80).
Maria mit dem Jesusknaben und musizierenden Engeln.

Phot. Hanfstaengl.

Anselm Feuerbach. Beweinung. Schackgalerie München.

war nur ein kleiner Teil übrig geblieben, das andre hatte die lange Krankheit verzehrt. Ich entschloß mich also, durch das Elbtal nach dem böhmischen Mittelgebirge bei Teplitz zu gehen, wohin ich seit meiner italienischen Reise nicht wieder gekommen war.

Ich war überrascht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italienische Gegenden erinnerte, tauchte zum ersten Male der Gedanke in mir auf: Warum willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen, sie wird gefallen, wie sie dir selbst gefällt.

Da fielen mir die Goetheschen Strophen ein:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kehrt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist!"

wandten Gegenständen, und immer freudiger durchdrang mich dieses neue Leben

Wenn ich in den letzten Jahren meine Begeisterung nur an meinen italienischen Naturstudien und der immer blasser werdenden Erinnerung entzünden konnte, so empfand ich jetzt das Glück, täglich frisch aus der Quelle schöpfen zu können. Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles gebrauchen? Waren nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen und Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt, und was die Erde trägt?

Ich arbeitete und sammelte jetzt mit neuer Lust an vaterländischen Stoffen. Zunächst entstand ein Gemälde, wozu ich das Motiv im Triebischtal bei Meißen gefunden hatte, „Herbstlicher Wald mit Staffage"; sodann „Aufsteigendes Gewitter am Schreckenstein" und die bereits erwähnte „Überfahrt".

Michael Lieb genannt Munkaczy (1844—1900). Jesus vor Pilatus

Bald griff ich zur Mappe und zum Skizzenbuch, und ein Motiv nach dem andern stellte sich mir dar und wurde zu Papier gebracht. Von Sebusein bis Kamaik ist eine Fülle der schönsten und großartigsten Landschaftsbilder ausgeschüttet. Nach Aussig zurückgekehrt, zeichnete ich mehreres am Schreckenstein. Als ich nach Sonnenuntergang noch am Ufer der Elbe stand, dem Treiben der Schiffsleute zusehend, fiel mir besonders der alte Fährmann auf, welcher die Überfahrt zu besorgen hatte. Das Boot, mit Menschen und Tieren beladen, durchschnitt den ruhigen Strom, in welchem sich der goldene Abendhimmel spiegelte. So kam unter anderm auch einmal der Kahn herüber, mit Leuten bunt angefüllt, unter denen ein alter Harfner saß, welcher statt des Überfahrtkreuzers etwas auf der Harfe zum Besten gab.

Aus diesen und andern Eindrücken entstand nachher das Bild „Die Überfahrt am Schreckenstein", der erste Versuch, in welchem ich die Figuren zur Hauptsache machte. Freilich fielen sie sehr mangelhaft aus, besonders da ich nur zu ein paar Figuren eine flüchtige Skizze nach der Natur zeichnete; doch gefiel das Bild auf der Ausstellung, und v. Quandt kaufte es sogleich für seine Sammlung. Nach zehn oder zwölf Tagen kehrte ich mit einer kleinen Anzahl Studien und bedeutenden, fruchtbaren Eindrücken in das alte Burglehnhaus nach Meißen zurück.

Von dieser Zeit an wandte sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu. Alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten damit wieder auf und erneuten sich an den nämlichen oder ver-

Die bis zum Krankhaften gesteigerte Sehnsucht nach Italien war von hier an gebrochen, oder verhinderte mich wenigstens nicht mehr, offene Augen für das Schöne zu haben, das in meiner Nähe lag, und woran ich täglich studieren konnte. Die Krankheit meiner Frau war also die nächste Ursache zu diesem Wendepunkt gewesen, und was mir ein großes Übel schien, war ein rechter Segen geworden."

Die Zeit des „idealen Kolorismus".

Der Umschwung von einer die in Wirklichkeit nicht bestehende Welt darstellenden Kunst zu einer in die Wahrheit des Lebens hineinstrebenden vollzog sich um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Drei Namen treten in dieser Übergangszeit, der Zeit des „idealen Kolorismus" hervor: Feuerbach, Böcklin, Piloty. Anselm Feuerbach wurde 1829 zu Speyer geboren. Seine Pietà vom Jahre 1863 ist ein wunderbar tief ergreifendes Gemälde. „Die Komposition gliedert sich in zwei Gruppen. Christus und Maria bilden die eine, die übrigen drei heiligen Frauen die andere; der helleuchtende Leichnam hebt sich vom dunkeln Fels ab, die drei farbigen Frauenerscheinungen überschneiden den Horizont. Ganz besonders rührend wirkt das verlorene Profil der in die Weite starrenden mittleren Figur. Der tiefste Schmerz, der Mutterschmerz vermag sich nicht zu zeigen: Mariä Antlitz, an Christi Brust gepreßt, ist unsichtbar. Alle Linien gehen wunderbar zusammen, die dumpfe, diskrete Färbung ist dem Gegenstand durchaus

angemessen, der Schmerz in Ton und Linie, in Körperhaltung und Gesichtszügen mit einer seltenen Ausdrucksfähigkeit und dem edelsten Maßhalten zugleich ausgedrückt."

Arnold Böcklin wurde 1827 zu Basel geboren und starb zu Florenz 1901. Während Feuerbach seinem innersten Wesen nach Figurendarsteller war, ist Böcklin allumfassend, im letzten Grunde aber doch Landschafter gewesen. Er verzichtete von vornherein auf die genaue naturwahre Wiedergabe der Farbe und schuf sich ein eigenes gesteigertes Kolorit von eigenartiger unendlich reicher Schönheit. Böcklin hat nur gelegentlich das religiöse Gebiet betreten. Auf seinem Bilde „Gang nach Emmaus" überwiegt das Landschaftliche, es übersetzt aber die Herrlichkeit der Worte, die der Auferstandene zu den beiden Jüngern spricht, in eine Sprache für das Auge, die bis in die Tiefe des Gemütes dringt.

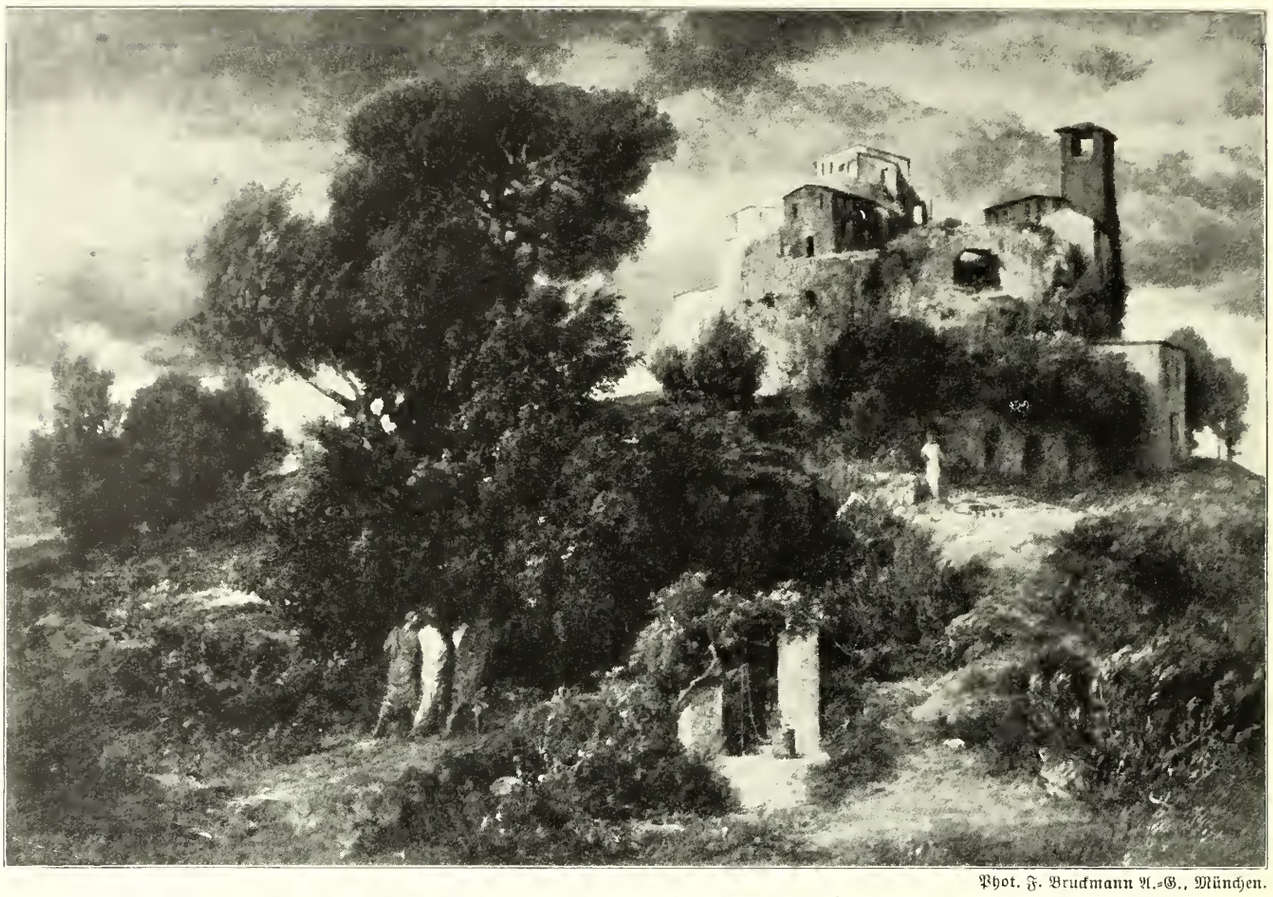
Carl von Piloty (1826—1886) wurde in München der führende Vertreter der neuen Kunstrichtung. Aus seiner Schule ging eine Reihe von Malern hervor, deren Werke sich einesteils durch eine hochgesteigerte Farbenschönheit auszeichneten und die andernteils der Zeichnung durch realistisches Erfassen der Gegenstände neuen Reiz zu geben suchten. Die religiöse Malerei wurde auf dieser Stufe der Entwickelung — abgesehen von vielen konventionell süßlichen Malern wie Pfannschmidt, 1818—1897 — durch zwei voneinander grundverschiedene, aber gleich eigenartige Persönlichkeiten vertreten, durch den im Jahre 1844 in Ungarn geborenen und 1900 verstorbenen Michael Lieb, der später den Künstlernamen Munkácsy annahm, und den im Esthland 1838 geborenen Eduard von Gebhardt. Beide gehörten der Düsseldorfer Schule an. Munkácsy ging später nach Paris und trat 1882 mit dem Bilde „Christus vor Pilatus" hervor, das einen Triumphzug durch alle europäischen Hauptstädte erlebte. Das Bild übt eine bedeutende Wirkung aus. Der Künstler hat es in jeder Beziehung mit den ausgeklügeltsten Mitteln durchgeführt, doch vermißt man die von Herzen kommende und zu Herzen sprechende Schlichtheit. Diese besitzt im vollen Maße Eduard von Gebhardt. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen diesen beiden Künstlern. Gebhardt hat die Vorgänge aus dem Leben Jesu auf zahlreichen Gemälden mit einer religiösen Innigkeit und Kraft zugleich dargestellt, wie sie in dieser Verbindung im 19. Jahrhundert kaum ein zweites Mal in die Erscheinung traten. Auffällig an seinen Gemälden ist die Wahl des Schauplatzes und der Trachten. Diese bieten dem Künstler des 19. Jahrhunderts stets besondere Schwierigkeiten dar. Gebhardt verfiel nun auf den eigenartigen Ausweg, die Umgebung Christi

Eduard von Gebhardt (1838—1925). Jesus stillt den Sturm.

in die Tracht desjenigen Zeitabschnitts deutscher Geschichte zu kleiden, die nach seinem Empfinden vom stärksten religiösen Leben erfüllt war — die Zeit der Reformation. Das Wesentliche der Gebhardtschen Malerei ist aber doch die innige kraftvolle, religiös-protestantische Auffassung.

Die Zeit des Realismus.

Im übrigen blieb in dieser Zeitepoche die kirchliche Malerei trotz verschiedener Versuche vorwiegend in der Hand der älteren Cornelianischen Nazarenischen Schule, welche auch durch Plockhorst und Heinrich Hoffmann nicht zu neuem Leben erweckt werden konnte. Das sollte erst durch den Realismus, die in die Wahrheit des Lebens strebende Richtung, geschehen. Fortschreitend bis zur unbeschönigten Wahrheit in Zeichnung und Farbe ist Adolf von Menzel der Führer der neuesten deutschen Malerei geworden. Seine Richtung fand eine mächtige Förderung durch Fritz von Uhde, der die deutsche Hellmalerschule begründete. Von der naturwahren Darstellung



Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Arnold Böcklin (1827—1901). Der Gang nach Emmaus.

des körperlich Erschauten ging diese mehr und mehr zu der des geistig Empfundenen über, wie denn auch Uhde die religiöse Malerei mit neuzeitlichstem Gefühl zu durchdringen suchte. Anfänglich wurden seine Schöpfungen mit lebhafter Entrüstung in kirchlichen Kreisen abgelehnt. Allmählich lernte man aber doch, daß eine tiefe religiöse Stimmung durch sie weht. Warum soll ein heutiger Maler die heilige Geschichte nicht in seine Zeit hinein versetzen, da doch die alten Meister zu ihrer Zeit dasselbe getan haben? Ja, zuletzt ist uns beim Betrachten der Uhdeschen Bilder der Sinn für das hohle Pathos der vorhergehenden Richtung vergangen, und Bilder von Uhde und von Gebhardt haben sich als Altargemälde durchaus bewährt.

Auch die übrigen großen Realisten der gegenwärtigen Zeit haben sich in der Darstellung religiöser Stoffe versucht. So hat Lovis Corinth ein Altargemälde „Die Kreuzigung" gemalt, Max Slevogt ein Triptychon „Der verlorene Sohn", Max Liebermann das Bild „Der 12jährige Jesus im Tempel", Albert Keller „Die Auferweckung von Jairi Töchterlein". So hoch diese Bilder auch als Kunstwerke stehen, sie erbauen nicht, es fehlt ihnen die religiöse Tiefe. Diese findet man bis zu einem gewissen Grade bei Max Klinger. Schon als 21jähriger Jüngling hat er acht Federzeichnungen „Zum Thema Christus" herausgegeben, die bereits seine Eigenart offenbarten. Weltbekannt sind seine „Kreuzigung" und sein „Christus im Olymp". Beide Darstellungen müssen hier eingehender gewürdigt werden.

„Auf dem Kreuzigungsbilde sind die Kreuze nicht, wie man es von alten Bildern her gewöhnt ist, sehr hoch, sondern im Gegenteil ganz niedrig. Die Querbalken, auf denen die Füße der Gekreuzigten stehen, befinden sich nur ein weniges über dem Fußboden. Christus wie auch die Schächer sitzen rittlings auf je einem Querblock. Gerade dieser Umstand wirkt auf dem in mancherlei Betracht seltsam neuartigen Gemälde vielleicht am allerbefremdlichsten, aber Klinger kann sich darauf berufen, daß eine solche Kreuzigungsart geschichtlich bezeugt ist."

Max Liebermann (geb. 1849). Der zwölfjährige Jesus im Tempel.

Das Jahrbuch Patria 1901 beschreibt die Darstellung mit folgenden Worten: „Ferne liegt das stolze Jerusalem. Hochragende Türme hüten die Pforte, breit wölbt sich die Brücke über dem gähnenden Abgrund. Hell schimmern die Häuser in orientalischen Farben. Eine Stadt liegt vor uns, die alle Zeiten überdauert hat, die auch zu diesen Ostern wie seit tausend Jahren sich schmückt. Weit dehnen sich die Hügel rings um die Königsstadt; neben heißen Feldern schattige Gründe — in der letzten Tiefe blaut dunkel ein schweigender See bei schwarzen Zypressen. Auf dem kahlen Steinpflaster der Golgathastätte ist es nicht kühl, die Sonne brennt mit letzter Feuerliebe; nichts hält ihre heißen Pfeile auf. In all der Hitze geht es geschäftig zu. Ehe das Fest kommt, muß es geschehen sein. Der Hohe Rat ist selbst herausgestiegen; er will dabei sein und es auskosten, wenn sein gefährlicher Feind verblutet. Es sind ausdrucksvolle Gesichter, hagere Profile; Menschen, die die Nächte im heiligen Eifer durchwacht haben und sich ihren Gott nicht leicht werden lassen. Sie haben es mitgebracht, das heilige, das erbarmungslose Buch, in dem geschrieben steht: Wer Gott lästert, der muß des Todes sterben. Dies Buch ist ihre Wirklichkeit, nicht die, welche sich zitternd und blutend vor ihren Augen entfaltet. Die Steine des Bodens sind aufgelockert, drei Kreuze sind mit derben Keilen festgerammt. Die Opfer sind schon gerichtet; nackt hängen sie

Franz Hanfstaengl, München.

Max Klinger (1857—1920). Kreuzigung.

da im Sonnenbrand. Vom wütenden Schmerz gepeinigt, haben sie das Bewußtsein verloren; gnädig deckt ihnen die Natur die Gegenwart schon vor der eigentlichen Erlösung zu. Die Kraft zu sprechen haben sie längst verloren. Stumm hängt der eine da als ein stillgewordenes Opfer der Welt und ihrer Gesetze, er, der es wagen wollte, ein höheres Gesetz zu künden. Nichts Göttliches verrät den Göttlichen; Menschliches, Allzumenschliches schreit aus den stieren Mienen. In das Eifern des Synedriums, das durch Schreien das doch sich regende Gewissen betäuben will, dringt ein einziger, kurzer, gellender Schrei. Ein junges Weib bricht vor dem Kreuz zusammen. Es ist Magdalena, die ihrem Meister in scheuer Liebe bis zum Todeshügel gefolgt ist; sie erliegt der entsetzlichen Stunde. Neben ihr steht kerzengerade, ohne sich zu rühren, eine zweite, ältere Frau, die nicht einmal mehr weinen, nicht mehr schreien kann. Maria, der versteinerten Niobe gleich, steht regungslos, den stieren Blick auf den Sohn heftend. Ihr Mutterauge hat lange vorausgesehen, ihr Mutterherz schon lange gefürchtet. Aber das hatte sie doch nicht erwartet. Wir fragen uns vergebens, wie eine solche Frau mit der Erfahrung noch weiter leben kann. Wohl steht Johannes neben ihr; aber auch sein Antlitz ist hart und ohne Trost. Klinger hat ihm die Züge der bekannten, über dem Leben geformten Maske Beethovens gegeben; jeder, der sie kennt, weiß, wie viel Bitterkeit, wie wenig Hoffnung darin ist. Geschäftig tun die nackten braunen Schergen die letzten Dienste — niemand achtet ihrer. Versunken in tiefste Tiefen, entwendet „dem blendenden Schein des tückischen Tages" eilen die Seelen dieser heiligen Familie der Heimat in Gott zu. Jener stirbt; mit ihm verlöscht auch das Licht für diese. Über den steinigen Hügel von Golgatha zieht die nennte Stunde; der Heilige ist bei seinem ewigen Vater."

Photogr. Gesellschaft, Charlottenburg.

Max Klinger. Jesus im Olymp.

Die beiden großen geistigen Mächte der Unvergänglichkeit, das Christentum und die Kultur der alten hellenischen Welt, sehen wir in Klingers „Christus im Olymp", einem großen Werk, das eine Verbindung von Architektur, Plastik und Malerei ist, gegenübergestellt. Der Vordergrund des Mittelbildes ist als eine große blumige Wiese gedacht. Rechts erhebt sich der Steinsitz, auf dem Zeus thront. Es ist ein greisenhafter Zeus mit langem, weißem Bart, ausgemergelt. Zwischen den Knien des völlig unbekleideten Alten, sich eng an ihn anschmiegend, der Knabe Ganymed. Um den Steinthron die Götter Griechenlands. Und nun schreitet von links Christus heran, eine gleichfalls schlanke, fast hagere, aber jugendfrische und elastische Erscheinung, in langem schleppendem, gelben Gewande. Veilchen sprießen empor, wo sein Fuß den Boden betritt. Hinter ihm die Kardinaltugenden mit dem Kreuz. Die scharfe Durchschneidung eines großen Teiles des Gemäldes durch das Kreuz übt eine eigenartige Wirkung aus. Ein langer Stab in der Hand des Hermes auf der andern Bildseite muß dem Längsbalken des Kreuzes das Gegengewicht stellen. Hart an der Mittelachse des Bildes treten sie zusammen — die neue christliche und die alte heidnische Welt. Nur die kräftig bewegten Aktfiguren Hera, Aphrodite und Athene befinden sich sozusagen auf christlichem Gebiet. Christus wird nun teils mit dumpfem Erstaunen, teils mit offener Feindschaft von den alten Göttern empfangen. Nur Psyche wirft sich ihm zu Füßen. Dionysos will ihm eine Schale kredenzen, Christus lehnt gelassen ab. Zeus, auf den hin Christi Bewegung und Blick gerichtet sind, schauert auf seinem Thron in sich zusammen. Das Gefühl des Grauens, das ihn beschleicht, wird von den meisten Göttern geteilt; andere tollen unbekümmert weiter. Hinter dem Göttergewimmel blinken durch Pinienhaine die Säulen klassischer Tempel hindurch, während im Rücken der christlichen Gruppe — ein altdeutsch herzliches Motiv — kleine Englein Zweige von Palmen abbrechen. Die Gegenüberstellung dieser beiden Kulturwelten ist ebenso interessant wie kühn, aber ein wirklich befriedigender, befreiendgroßer, überzeugender Ein-

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg (Copr.)

Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft.

Eduard von Gebhardt (1838–1925). Jesus und Nikodemus.

Eduard von Gebhardt

Geboren 1838

Teilbild aus dem Wandgemälde in Loccum „Die Hochzeit zu Kana"

Mit Genehmigung des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten in Berlin

druck ist nicht zustandegekommen. Ist es schon schwer, zu einer einheitlichen Vorstellung vom Gedankengehalt dieses merkwürdigen Gemäldes durchzudringen, so steht es um die geschlossene Bildwirkung noch übler. Die reiche Fülle der Gestalten ist nicht einheitlich gegliedert und gruppiert, vielmehr zerfällt sie in lauter Gruppen. Die Unruhe und Zerissenheit wächst durch den Gestaltenreichtum auf den Flügeln und auf der Predella. Rechts setzt sich der Olymp unmittelbar fort. Links tänzeln zwei Nixlein frohgemut davon, nicht ohne sich nach Weiberart noch einmal neugierig umzuschauen, während sorgengequälte Menschengesichter sich aus der Tiefe sehnsüchtig nach Christus hinwenden. Auf der Staffel in der Unterwelt regt sich ein eigenartiges Leben. Da arbeiten sich Menschen aus Gräbern hervor und untergraben das Fundament, auf der Kummer über den Untergang der herrlichen alten Götterwelt und die Erlösungsbedürftigkeit der bedrängten Menschheit verkörpert. (Nach Lübke-Haack.)

Neben Uhde und Gebhardt ist der dritte große neuzeitliche Meister der protestantischen Malerei Wilhelm Steinhausen, geboren in Sorau lebte er seit 1876 in Frankfurt am Main. Er war eine tiefreligiöse Natur und hat die Erzählungen der Bibel in einer rein persönlichen, aber schlichten, volkstümlichen Auffassung in Steindruck wiedergegeben. Es ist keine gemachte, auf Wirkung berechnete, sondern eine aus dem Herzen quellende Art der Darstellung, in der uns dieser deutsch und innig empfindende Künstler die heiligen Geschichten vor Augen führt.

Den am Karlsruher Kunsthimmel helleuchtenden Stern Hans Thoma,

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg (Copr.)

Fritz von Uhde (geb 1848). Jesus predigt am See.

dem Zeus Thron steht. In der Ecke der Predella zwei besonders ausgeprägte Frauengestalten, die eine in ganzer Gestalt, die andere nur als Torso. Diese mit gerungenen Händen nach oben verlangend; jene in kräftigem Gegensatz, in sich zusammengesunken, mit verdecktem Angesicht auf den Boden schauend. Beides wunderbare formenreiche Skulpturen, in rein künstlerischer Hinsicht wohl das beste am ganzen Werke. In ihnen ist geboren 1839 in Bernau im Schwarzwald, kann man auch noch den Meistern mit protestantischer Auffassung zuzählen. Wenn er sich dem religiösen Gebiet zuwandte, hat er tiefempfundene Bilder geschaffen, wie „Christus und Nikodemus", „Die Flucht nach Ägypten", „Religionsunterricht". Das letztere, das eine Großmutter darstellt, die den Enkel in der Bibel unterweist, ist durchweht von echt protestantischem Geist.

Die Bildnerei.

Die Bildnerei hat im Zeitraum vom Dreißigjährigen Kriege bis auf die Neuzeit auf dem Gebiet der religiösen Kunst nur zwei hervorragende Meister aufzuweisen, Christian Daniel Rauch (1777—1857) und Ernst Rietschel (1804—1861), bei deren Würdigung wir Lübke-Haack folgen wollen:

„Wie Carstens hat auch Rauch, ehe er sich der Kunst widmen konnte, eine Reihe von Jahren einen andern Beruf ausgeübt. Als Sohn eines Kammerdieners im Waldeckschen geboren, hat er selbst sieben Jahre als Kammerdiener Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise zugebracht. Aber schon vorher und während dieser Zeit hat er sein angeborenes Talent unablässig weiter gebildet und sogar als Kammerdiener die Kunstausstellungen beschickt. Endlich, als er bereits das 27. Jahr vollendet hatte, schlug ihm die Stunde der Befreiung. Von seinem König, dem er zeitlebens auch als er zu hohem Künstlerruhm emporgestiegen war, ein dankbares Andenken bewahren sollte, ward er mit Pension nach Rom geschickt, wo sich ihm im Umgang mit Wilhelm von Humboldt der Gesichtskreis erweiterte und wo sich die damals berühmtesten Bildhauer seines Talents liebe-

(Fortsetzung S. 78.)

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg (Copr.)

Fritz von Uhde. Abendmahl.

Photographische Union in München.

Fritz von Uhde. Die Jünger von Emmaus.

Hans Thoma (1839—1924). Religionsunterricht.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg (Copr.)

Wilhelm Steinhausen (1846—1924). Der anklopfende Jesus.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg (Copr.)

Eduard von Gebhardt

Geboren 1838

Phot. Staatliche Bildstelle.

Christian Daniel Rauch (1777—1857). Grabmal der Königin Louise im Mausoleum zu Charlottenburg.

Rietschel, Donndorf, Kietz, Schilling. Das Lutherdenkmal in Worms.

voll annahmen. Und als nun von seiten Friedrich Wilhelms III., der erst an Thorwaldsen und Canova gedacht hatte, schließlich aber doch auf seinen ehemaligen Kammerdiener zurückgekommen war, der Auftrag an ihn erging, der früh verstorbenen Königin Luise ein Grabdenkmal aus edlem Marmorstein zu meißeln, führte er diesen Auftrag so glänzend aus, daß er nicht nur damals die Herzen im Sturm mit sich fortriß, nicht nur mit einem Schlage zum berühmten Künstler ward, sondern sich auch für immer einen Platz in der Kunstgeschichte und im Herzen des Volkes gesichert hat. Rauch war stark beeinflußt von der altgriechischen Formenschönheit, aber er mischte ihr dasjenige Maß von Naturwahrheit bei, das für eine solche Aufgabe gerade ausreichte. Für das Denkmal wurde ein eigenes Mausoleum in Charlottenburg errichtet, noch heutigen Tages das Wallfahrtsziel für Männer und Frauen aus allen Teilen des Reiches. Rauch kam es bei seinem Schaffen im letzten Grunde nicht auf Schönheit oder Wahrheit, sondern auf sittliche Erhebung an, wie sein Schüler Nietschel deutlich ausgesprochen hat.

Ernst Rietschel (1804—1861) teilte mit Rauch die Überzeugung, daß die sittlich-erzieherischen Absichten in der Kunst höher zu werten seien als diese selbst. Und eine starke Innerlichkeit, Freudigkeit und Überzeugungstreue spricht sich auch in seinem Schaffen, wie in dem seines sächsischen Landsmannes Ludwig Richter aus. Unvergänglichen Ruhm erwarb er sich als Schöpfer der Pietà in der Potsdamer Friedenskirche und des Wormser Lutherdenkmals. Während er bei der Pietà noch von der Romantik beeinflußt war, rang er sich mit seinen Denkmalen deutscher Geisteshelden zu einer bescheidenen Wirklichkeitsdarstellung empor. Über seinem letzten und weitschichtigsten Monument, dem Wormser Lutherdenkmal, ist er gestorben. Rietschel selbst hat nur Luther und Wiclef modelliert, die übrigen wurden von seinen drei Schülern Donndorf, Kietz und Schilling ausgeführt. Auch der Kopf Luthers rührt von Donndorf her.

Das Monument — wir beschreiben es mit den Worten des Rietschelbiographen Disselhoff — zwei Stufen über den gewöhnlichen Boden emporgehoben, bildet in seiner Grundfläche ein Quadrat, dessen Seiten je vierzig Fuß messen. An den vier Ecken dieses Unterbaues halten auf acht Fuß hohen Sockeln die weit über lebensgroßen Statuen der Schützer und Förderer der Reformation die Wacht, die staatlichen und die wissenschaftlichen, vorn die Fürsten: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, mit dem friedlich, aber fest erhobenen Reichsschwert, dessen gerechte Handhabung der Schutz des neuerwachten Glaubens war, an der anderen Seite Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen, den Blick frisch und fest in die Höhe gewendet, mit beiden Händen auf sein zuverlässiges Schwert gestützt, still abwartend, ob jemand es wage, die Gottesstadt anzutasten. Auf der Rückseite steht links Johann Reuchlin, ruhig, stolz, eine entfaltete Rolle zeigend; denn er hat den Weg zum Verständnis der hebräischen Sprache und damit der alttestamentlichen Gottesoffenbarung gebahnt, rechts sein Neffe Philipp Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, in wunderbarer Sanftmut und Stille das Evangelium lehrend, sich wohl bewußt, daß diese Stille Stärke und Sieg ist. Die Vorderseite bietet einen freien, offenen Zugang zur Burg Gottes; die übrigen Seiten dagegen sind durch drei hohe zinnengekrönte Mauern geschlossen, in deren Mitte drei Jungfrauen, Städtepersonifikationen, ihren Thron haben: das protestierende Speyer, das bekennende Augsburg und das duldende Magdeburg. Im Innern erhebt sich wie ein Gottesberg das eigentliche Denkmal Luthers. Um ihn und unter ihm an den vier Ecken des sechzehn Fuß hohen Hauptpostaments sitzen auf den vier vorspringenden Sockelpfeilern die Vorkämpfer der Reformation, Männer aus allerlei Volk. Petrus Waldus, der Franzose, Johann Wiclef, der Engländer, Johann Hus, der Slawe, Savonarola, der Italiener, deuten an, daß das reformatorische Glaubensleben seine Wurzeln in allen Völkerstämmen Europas hat, daß das Werk Luthers durch vorbereitende Arbeiten und Kämpfe in allen Völkern getragen und gehoben wird, und daß die Wahrheit des Evangeliums auch nach allen vier Enden der Erde wieder ausstrahlt. Petrus Waldus, auf der linken Ecke der Rückseite, sei zuerst beschrieben; denn er ist der älteste. Er hat aus dem Reichtum und der Pracht der Welt zu dem einfachen Leben des Evangeliums sich zurückgewendet und mußte um deswillen auch dem Vaterlande den Rücken kehren. Darum trägt er Pilgrimskleider und schaut sehnsüchtig in die Ferne, in das wahre Vaterland, wohin ihm die Bergpredigt Jesu, auf die er deutet, den Weg zeigt. Rechts neben ihm sitzt Wiclef, ganz versenkt in die aufgeschlagene Bibel, erleuchtet von deren Licht, das ihm aufgeht, gesättigt von dem Leben, das von dorther in ihn hineinbringt. An der vorderen rechten Ecke hat Hus seinen Platz, in inbrünstigem Gebete unverwandt auf das von beiden Händen umfaßte Kruzifix schauend, so auch die Schrecken des Flammentods überwindend. Links predigt der liebeglühende Savonarola, der Mönch mit dem heißen Blut des Südens, seinem trotz Kunst und Wissenschaft entarteten Volke Buße und die Freiheit des Glaubens; in den halb sonnigen, halb blitzenden Zügen sein inneres Genügen offenbarend, zugleich aber prophetisch die Verirrung seiner Vaterstadt strafend, die ihn den Flammen übergeben hat. Hoch über diesen Männern, aus ihrem Streben hervorgewachsen wie die Blumenkrone aus der Knospe, steht Luther selbst in alles überragender Größe als der bewegende und zugleich beherrschende Mittelpunkt. Festgegründet fußt er auf dem Felsen des Heils, das Haupt hoch und stark emporgerichtet zum Throne der unsichtbaren und doch allgegenwärtigen Majestät seines Gottes und Heilands, von dorther Kraft und Freudigkeit schöpfend, um das reine lebendige Gotteswort, welches die eine Hand der Welt anbietet und worauf die andere, fest geschlossen, überzeugungsvoll das Siegel drückt, gegen Papst und Konzilien und eine ganze Welt voll Widersacher siegreich zu verteidigen. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.“ Dies schlichte, ruhige Wort, womit Luther einst zu Worms vor Kaiser und Reich glaubensvoll seinen Anker in das Herz Gottes geworfen hatte, dieses Wort hat ihn aus dem armen, ohnmächtigen, vom Papst verfluchten Mönche, der er zu Worms noch war, zu jenem freudigen, mächtigen Triumphator gemacht, als welcher er heute vor der Seele jedes evangelischen Christen und zu Worms in Erz vor aller Welt dasteht.

Georg Bähr (1666—1738). Die Frauenkirche in Dresden.

Die Kirchenbaukunst.

Die protestantische Kirchenbaukunst hat sich nur langsam entwickelt. Dem 16. Jahrhundert dienten die frei gewordenen katholischen Kirchen. Den Beginn des protestantischen Kirchenbaus störte der Dreißigjährige Krieg. Der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts wurde von der von Italien im 15. und 16. Jahrhundert herübergekommenen Renaissance beeinflußt. Man versteht darunter die Wiedergeburt der antiken Bauformen aus der Zeit der klassischen Kunst der alten Griechen und Römer. Der Zentralbau kommt wieder auf, das Pantheon in Rom dient als Vorbild. Die Kuppel ruht auf einem von Fenstern durchbrochenen Unterbau und trägt einen ebenfalls durchbrochenen Aufsatz, „die Laterne“. Die Fenster sind rundbogig oder rechteckig und eingefaßt von Halbsäulen oder Pilastern. Überall an Säulen, Pfeilern, Bogen werden Ornamente aus dem Tier- und Pflanzenreich angebracht. Man unterscheidet Frührenaissance und Hochrenaissance; die Spätrenaissance oder der Barockstil (barocco = verkrüppelt) häuft so das Verschlungene und das Massige, daß alle ruhigen Flächen verschwinden.

Unter den Zentralkirchen des 18. Jahrhunderts sind in Deutschland die hervorragendsten die Michaeliskirche zu Hamburg, 1751—1762 von Sannin erbaut und die Frauenkirche in Dresden-Altstadt, 1726—1738 von Georg Bähr erbaut. Dieser löste damit die Aufgabe einer protestantischen Zentralkirche in vollendeter Weise und schuf eines der Hauptwerke des deutschen Barockstils.

Da der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts weniger von künstlerischen Gedanken, als von der stets nüchtern lassenden Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit geleitet war, führt die Entwicklung zur Saalkirche. Beispiele dafür sind die 1732—1739 von Georg Bähr erbaute Dreikönigskirche in Dresden-Neustadt (Langhausbau) und der 1747—1750 von Johannes Baumann geschaffene (nunmehr abgebrochene) Berliner Dom (Querhausbau).

Die Entwicklung des Kirchenbaus des 19. Jahrhunderts ist gleichfalls geleitet von der Rücksicht auf den Zweck und erst in zweiter Linie von der Frage des Stils. Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) ging in seinen Bauten (Werdersche Kirche in Berlin und Nikolaikirche in Potsdam) auf antike Formen zurück und gab für die Entwicklung dieser protestantischen Kirchenbaukunst manche wichtige Anregung. Unter den alten Stilen siegte der gotische. Die Vorliebe für ihn wurde durch den Ausbau des Kölner Doms außerordentlich unterstützt (s. oben S. 17). Seit dem 16. Jahrhundert hatte der Bau gestockt. 1842 legte man den Grundstein zum Fortbau. Im Oktober 1880 war der herrliche Bau, zu dem nicht zum mindesten das evangelische Deutschland als zu einem nationalen Werke, einem „Werk des Brudersinns aller Deutschen aller Bekenntnisse" seine Gaben gesteuert hatte, vollendet.

Das Erwachen des evangelischen Gemeindebewußtseins erinnerte immer lebendiger an die Aufgabe der Baukunst, ein im besonderen Sinne evangelisches Kirchengebäude zu schaffen. Dem gilt die Arbeit der kirchlichen Architektur seit den letzten Jahrzehnten. Von dem Standpunkte aus, daß die Kirche der Mittelpunkt des Gemeindelebens sein soll, haben einige gefordert, die kirchlichen Gebäude zu einer Anlage zu gruppieren, d. h. mit der Kirche nicht nur Räume für den Konfirmandenunterricht, sondern auch Gemeindesaal, Zimmer für die kirchlichen Vereinigungen und Liebeswerke, sowie das Pfarrhaus zu vereinen. Die Konferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen zu Eisenach stellte im Jahre 1898 „Ratschläge für den Bau evangelischer Kirchen" auf, unter denen die folgenden als die wichtigsten erscheinen: „Die Kirche gehört auf einen offenen Platz und soll sich nicht an andere Gebäude anlehnen. Die Würde des für den Gemeindegottesdienst bestimmten Bauwerks erfordert eine ausgezeichnete und freie Stellung mit reichlichem Licht und bequemen Zugängen von mehreren Seiten. Soweit Lage und Beschaffenheit des Bauplatzes nicht auf eine andere Richtung weisen, empfiehlt sich die Berücksichtigung der alten Sitte, nach welcher der Altarraum (Chor) der Kirche gegen Sonnenaufgang liegt. Für den Grundriß wird nicht allein der erforderliche Umfang maßgebend sein können, sondern auch die Gestalt des Bauplatzes eine gewisse Rücksicht verlangen. Bei Anlage des Gebäudes, auch nach seiner Höhe, Breite und Länge, ist vorzüglich Betracht zu nehmen, einerseits auf Gewinnung eines einheitlichen, ansehnlichen Raumes, in welchem die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde tunlichst ungehinderten Blick auf Kanzel und Altar haben kann und den dort das Amt verwaltenden Geistlichen gut versteht, andererseits auf Herstellung eines im Innern auszuzeichnenden und auch von außen erkennbaren Altarraumes. Für kleinere Kirchen erscheint das längliche Viereck als die zweckmäßigste und am wenigsten kostspielige Grundform. Für größere Kirchen, namentlich solche mit ausgedehnten Emporen ist auch die Kreuzgestalt mit gleichen oder ungleichen Armen zu empfehlen. Damit sollen der polygone Zentralbau, sowie die zweischiffige, unsymmetrische Anlage nicht ausgeschlossen werden. Die Würde des evangelischen Kirchengebäudes verlangt ernste und edle Einfachheit in Gestalt und Farbe, welche am sichersten im Anschluß an die älteren, geschichtlich entwickelten und vorzugsweise im Dienste der Kirche verwendeten Baustile erreicht wird. Für die Kanzel ist die richtige Stelle da, von wo der Prediger in allen Teilen der Kirche am besten von der Gemeinde gehört und gesehen werden kann. Sie sollte aber weder vor noch hinter oder über dem Altar stehen, in größeren Kirchen überhaupt nicht im Chor. Meist steht sie am zweckmäßigsten da, wo Chor und Schiff zusammenstoßen, an einem Pfeiler des Chorbogens nach dem Schiff zu, in mehrschiffigen, großen Kirchen an einem dem Chor nicht zu fern liegenden Pfeiler des Mittelschiffs. Die Empore für die Orgel und den Sängerchor hinter den Altar, bzw. die Kanzel zu verlegen ist aus liturgischen, ästhetischen und praktischen Gründen zu verwerfen. Meist empfiehlt sich für die Orgel die Schmalseite gegenüber dem Altarraum. Bei größeren Kirchen, wo mehrere Räume neben dem Altarraum Platz finden, kann, falls nicht eine Taufkapelle hergestellt wird, ein größerer Raum für Bibelstunden, Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht an die Kirche angeschlossen werden, welcher nach Bedürfnis auch für die Versammlung der Hochzeitsgäste und für Sitzungen der Gemeindeorgane verwendet werden kann. Nebenräume für Übungen des Sängerchors und für Aufbewahrung von Gerätschaften werden passender mit der Anlage des Turmes und der Orgelempore in Verbindung gebracht. Weitere Nebenräume, insbesondere die bauliche Verbindung der Kirche mit Pfarrhaus, Küsterwohnung und Gemeindehaus sind auszuschließen."

Inhaltsverzeichnis.

Erster Hauptteil.

Der Übergang vom Heidentum zum Christentum.

Seite

Erster Abschnitt: Vor der Gründung der fränkischen Kirche.

1. Von der Religion unserer heidnischen Voreltern . 1
2. Die ersten Berührungen deutscher Stämme mit dem Christentum auf außerdeutschem Boden . . 4
3. Römische Christen auf deutschem Boden . . . 5

Zweiter Abschnitt: Die fränkische Landeskirche.

1. Die äußerliche Bekehrung der Franken 7
2. Die Arbeit der Kirche an den Franken 8
3. Der Anteil des Mönchtums an der Christianisierung der Franken 10
4. Die vom Frankenreiche aus getriebene Mission . 11
5. Der Niedergang der Kirche im Frankenreich . . 14

Dritter Abschnitt: Bonifatius und seine Bedeutung für die deutsche Kirche.

1. Die ersten Berührungen der angelsächsischen Missionare mit dem Frankenreiche 14
2. Wynfriths Jugend und seine Arbeit in Thüringen und Hessen 15
3. Bonifatius' Wirksamkeit in der bayrischen und fränkischen Kirche 17
4. Bonifatius' Lebensende 20

Zweiter Hauptteil.

Das Mittelalter.

Erster Abschnitt: Die deutsche Kirche unter König Pipin und Karl dem Großen.

1. Unter König Pipin 21
2. Unter Karl dem Großen 22

Zweiter Abschnitt: Die deutsche Kirche bis zum Ausgang der Karolinger.

1. Die Macht des Papsttums und das zerfallende Reich 37
2. Aus dem Leben der Kirche 38
3. Der „Christ" und der „Heliand" 43
4. Deutsche Mission in Dänemark und Schweden . 45

Dritter Abschnitt: Die deutsche Kirche in der Entwickelung zur selbständigen Nationalkirche.

1. Das bischöfliche Amt verwandelt sich in ein Fürstentum 46
2. Kaiser und Papst 49
3. Die Ausbreitung des Christentums 52
4. Aus dem geistigen Leben der deutschen Kirche im Zeitalter der Ottonen 55

Vierter Abschnitt: Die deutsche Kirche bis zum Wormser Konkordat (1122).

1. Das deutsche Königtum erreicht den Höhepunkt seiner Macht über die Kirche 57
2. Deutschland richtet das gefallene Papsttum wieder auf 59
3. Das Papsttum befreit sich von der Herrschaft des deutschen Königtums 60
4. Der Kampf zwischen Königtum und Papsttum . 61
5. Von der Mission der deutschen Kirche im elften Jahrhundert 65
6. Die kirchliche Kunst Deutschlands im elften Jahrhundert 67
7. Die kirchliche Literatur des elften Jahrhunderts . 68

Fünfter Abschnitt: Die deutsche Kirche im Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen.

1. Kaisertum und Papsttum 70
2. Die Kreuzzüge 74
3. Die Ausbreitung des Christentums 77
4. Die Kirche und das Volk 78
5. Bettelorden 81

Seite

6. Die kirchliche Literatur 82
7. Die kirchliche Kunst 85

Sechster Abschnitt: Die deutsche Kirche bis zum Ausgang des Mittelalters.

1. Das Papsttum und sein Verhältnis zu Deutschland 87
2. Orden und kirchliche Vereinigungen 91
3. Die Kirche und das Volk 92
4. Die deutsche Mystik 97
5. Die Kirche und die Wissenschaft 101
6. Die kirchliche Literatur 105
7. Die kirchliche Kunst 108
8. Reformatorische Bestrebungen 110

Dritter Hauptteil.

Das Jahrhundert der Reformation.

Erster Abschnitt: Die Reformation und die Geschichte der evangelischen Kirche bis zum Religionsfrieden von Augsburg.

A. Der Reformator.

1. Des Reformators Werdegang bis zum Anschlag der 95 Thesen 119
2. Der Bruch mit der Kirche 123
3. Das Wartburgjahr 127
4. Der Ausbau des Neuen 130
5. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer 133
6. Des Reformators Mitarbeiter 135
7. Literarische Gegner Luthers 139
8. Luthers häusliches Leben 139

B. Der äußere Gang der evangelischen Kirche.

1. Die Reichstage von Speyer 141
2. Das Religionsgespräch zu Marburg 143
3. Die Augsburgische Konfession 144
4. Bis zum Tode Luthers 145
5. Das evangelische Deutschland 148
6. Der Schmalkaldische Krieg 149
7. Das Interim 151
8. Der Religionsfriede von Augsburg 152

Zweiter Abschnitt: Aus dem inneren Leben der evangelischen Kirche Deutschlands.

1. Die Feststellung des lutherischen Lehrbegriffes . 154
2. Die reformierte Kirche Deutschlands 156
3. Die Kirchenverfassung 157
4. Die Kirche und das Volk 157
5. Das Evangelium in Österreich 159

Dritter Abschnitt: Die Tätigkeit der römischen Kirche auf deutschem Boden.

1. Der Orden der Gesellschaft Jesu 170
2. Die deutsche Gegenreformation 172

Vierter Abschnitt: Kirchliche Kunst, Wissenschaft und Literatur.

1. Die kirchliche Kunst 174
2. Die theologische Wissenschaft 177
3. Die kirchliche Literatur 178

Vierter Hauptteil.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert.

Erster Abschnitt: Das Zeitalter des Pietismus.

1. Der Dreißigjährige Krieg und seine nächsten Folgen 185
2. Lutherische und reformierte Kirche 189
3. Die lutherische Orthodoxie 193
4. Die Vorläufer des Pietismus 194
5. Philipp Jakob Spener 197
6. August Hermann Francke 198
7. Zinzendorf und die Brüdergemeinde 200
8. Die Heidenmission 203
9. Deutschland eine Zufluchtsstätte für vertriebene Evangelische 203
10. Die evangelische Predigt 206
11. Das Kirchenlied 208
12. Die geistliche Musik 211
13. Gelehrte Theologen 213
14. Römische Erfolge und Hoffnungen 214

Zweiter Abschnitt: Das Zeitalter des Rationalismus.

1. Die Aufklärung in Deutschland 216
2. Die Aufklärung in der deutschen evangelischen Kirche 218
3. Lebenszeugen und Propheten 220
4. Die römische Kirche 223
5. Die Wendung 225

Fünfter Hauptteil.

Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert.

Erster Abschnitt: Die innere Entwicklung der evangelischen Kirche.

Seite

1. Die Erneuerung 231
2. Die Vermittelung 233
3. Die Union 235
4. Rückkehr zum Bekenntnis 236
5. Gegner der Bekenntnistheologie 237
6. Evangelische Einigungsbestrebungen 238

Zweiter Abschnitt: Die römische Kirche.

1. Freiere Richtungen in der römischen Kirche . . 240
2. Die römische Kirche und der Staat 241
3. Das Vatikanische Konzil und der Altkatholizismus 243
4. Katholische Theologen und katholische Wissenschaft 244
5. Rom und die evangelische Kirche 245
6. Die Erneuerung des mittelalterlichen Aberglaubens 246
7. Ordens- und Vereinstätigkeit 247

Dritter Abschnitt: Die Vereinstätigkeit der evangelischen Kirche.

Seite

1. Die innere Mission 248
2. Die äußere Mission 250
3. Der Gustav-Adolf-Verein 252
4. Der lutherische Gotteskasten 253
5. Der evangelische Bund 253
6. Die evangelisch-soziale Bewegung und die evangelischen Arbeitervereine 255

Vierter Abschnitt: Aus Wissenschaft und Praxis, Kunst und Literatur der evangelischen Kirche.

1. Berühmte Namen auf Katheder und Kanzel . . 256
2. Aus der deutschen Dichtkunst 258

Fünfter Abschnitt: Durch tiefste Not zu neuem Leben.

260

Sechster Hauptteil. Das Evangelium in der Schweiz.

Von Karl Stockmeyer, Pfarrer am Münster zu Basel.

Wie es in der Schweiz vor der Reformation aussah . . 269
Huldreich Zwingli 273
Johannes Oecolampad 293
Johannes Calvin 298

Die Entwicklung der deutschen kirchlichen Kunst im Wandel der Jahrhunderte.

Von D. Dr. Georg Buchwald.

Die kirchliche Kunst zur Zeit der Karolinger.

Der Buchschmuck 2
Der Kirchenbau 3
Die kirchlichen Geräte 4
Die Elfenbeinschnitzerei des Mönches Tutilo . . . 5

Das Gotteshaus im elften Jahrhundert.

Die St. Michaeliskirche zu Hildesheim 6
Die Bildnerei für die Bedürfnisse des Gottesdienstes 6

Der romanische Baustil.

Der Dom zu Worms 8
Die Apostelkirche zu Köln 8
Der St. Patroclus-Dom zu Soest 8

Der Übergangsstil.

Der Dom zu Bamberg 10
Der Dom zu Limburg 10
Die Entwicklung der Bildhauerkunst 12
Das Kunsthandwerk 15

Der gotische Baustil.

Der Kirchenbau 16
Die Steinbildnerei (Adam Krafft) 20
Die Holzschnitzerei (Veit Stoß) 21
Der Erzguß (Peter Vischer) 21

Die Malerei zur Zeit des romanischen und gotischen Baustils.

Die romanische Wandmalerei 22
Die älteste romanische Tafelmalerei 25

Seite

Die gotische Tafelmalerei 25
Die Miniaturmalerei 26
Die Glasmalerei 26
Die fromm schwärmerische Richtung der Tafelmalerei 27
Wilhelm Meister 27
Mittelrheinische Schule 28
Konrad von Soest 29
Meister Franke 29
Stephan Lochner 32

Die niederländische Malerei im 15. und 16. Jahrhundert.

Hubert und Jan van Eyck 35
Hans Memling 36
Quentin Massys 37

Der Totentanz 38

Die Meister des alemannisch-schwäbischen Stammes.

Martin Schongauer 39
Hans Holbein der Ältere 40
Hans Burgkmair 41

Die Blütezeit.

Albrecht Dürer 42
Lukas Cranach der Ältere 47
Hans Holbein der Jüngere 48
Hans Baldung genannt Grien 51
Matthias Grünewald 52

Die niederländische Malerei im 17. Jahrhundert.

Peter Paul Rubens 53
Anton van Dyck 54
Rembrandt van Rijn 55

Die neue Zeit.

Der Neuklassizismus. Seite
Anton Raphael Mengs 57

Die Nazarener.
Peter von Cornelius 58
Philipp Veit 59
Eduard Steinle 59
Friedrich Overbeck 60

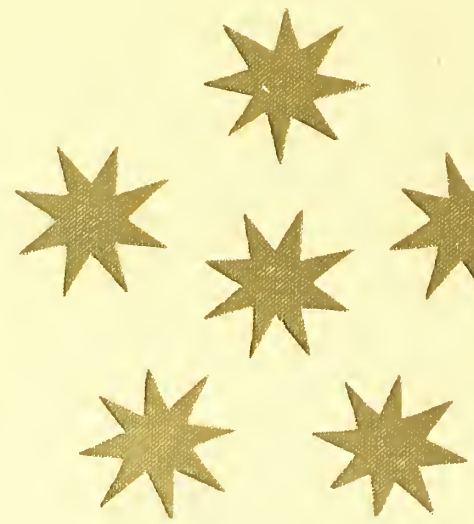
Die Romantiker.
Moritz von Schwind 60
Joseph von Führich 61
F. W. Schadow 62
Gustav Spangenberg 62
Schnorr von Carolsfeld 63
Alfred Rethel 63
Ludwig Richter 64
Wilhelm Kaulbach 66

Die Zeit des idealen Colorismus.
Anselm Feuerbach 67
Michael Lieb genannt Munkaczy 68
Eduard von Gebhardt 69
Arnold Böcklin 70

Die Zeit des Realismus.
Max Liebermann 70
Max Klinger 71
Fritz von Uhde 73
Hans Thoma 76
Wilhelm Steinhausen 76

Die Bildnerei.
Christian Daniel Rauch 77
Ernst Rietschel 78

Der Kirchenbau 78

Gedruckt bei Emil Herrmann sen. in Leipzig

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01498 5788